

Führungsgruppen und Massenbewegungen im historischen Vergleich: der Beitrag der Historischen Sozialforschung zu einer diachronen Sozialwissenschaft

Best, Heinrich

Veröffentlichungsversion / Published Version

Themenheft / topical issue

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Best, H. (2008). Führungsgruppen und Massenbewegungen im historischen Vergleich: der Beitrag der Historischen Sozialforschung zu einer diachronen Sozialwissenschaft. *Historical Social Research, Supplement*, 20, 1-397. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-286068>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more Information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

Historical Social Research Historische Sozialforschung

Supplement No. 20

Heinrich Best

**Führungsgruppen und Massenbewegungen
im historischen Vergleich.**
Der Beitrag der Historischen Sozialforschung
zu einer diachronen Sozialwissenschaft

Köln:
Zentrum für Historische Sozialforschung
2008

HSR Supplement 20 (2008)

The Journal: Scope, Submission & Subscription

«Formalization means a variety of procedures that match descriptions of events, structures, and processes with explicit models of those events, structures, and processes. Formal methods do not necessarily involve quantification or computing; analyses of linguistic, spatial, or temporal structure, for example, often proceed quite formally without computers and without any direct intervention of mathematics.»
(Charles Tilly †, 1987)

«Historical Social Research – Historische Sozialforschung» (HSR) is an international journal for the application of formal methods to history. Formal methods can be defined as all methods which are sufficiently intersubjective to be realized as an information science algorithm. The applications of formal methods to history extend from quantitative and computer-assisted qualitative social research, historical sociology and social scientific history up to cliometrical research and historical information science. In a broader sense the field of *Historical Social Research* can be described as an inter-/ transdisciplinary paradigm.

HSR is a bilingual journal (English and German), but substantial articles should be in English language to foster international communication. HSR is accepting manuscripts for reviewing and publication only under the condition that the manuscripts are not submitted to other journals simultaneously. The manuscripts should be submitted in machine-readable form (e-mail: hsr@gesis.org). Please read the comprehensive information on preparing your article files for submission and on the options for submitting your article in our *Guidelines for authors* (available via <http://www.hsr-retro.de>).

The annual fees are: EURO 30 for individuals, EURO 50 for libraries and institutions. Members of QUANTUM receive the journal for their membership dues. Institutional members can choose between an invoice for membership or an invoice for the subscription to the journal depending on local conditions in administrative regulation or budgeting. All membership applications / subscriptions should be directed to: QUANTUM e.V., Liliencronstr. 6, 50931 Köln, Germany; e-mail: zhshf@gesis.org.

«*HSR-Supplement*» is a printed scripts series including lecture notes, scientific papers, readers or data documentations. QUANTUM-membership or HSR-subscription include the supplement issues (usually one issue / year).

«*HSR-Transition*» (HSR-TRANS) is an online supplement series containing lecture notes, scientific papers, readers or data documentations / data pools (open access, available via <http://www.hsr-trans.de>).

«*HSR-Retrospective*» (HSR-RETRO) contains the searchable online-database of all HSR-abstracts (since 1976/78) and the HSR-online-archive including HSR-Articles from back issues (at least two years old) for downloading (open access, available via <http://www.hsr-retro.de>).

CONTENTS

EDITORIAL

Wilhelm Heinz Schröder

- Heinrich Best: Streiter für die Konvergenz von Geschichte und Soziologie. Reminiszenzen und Reflektionen zur Etablierung der Historischen Sozialforschung. 7

A. METHODOLOGIE, METHODEN UND THEORIE

- Quantifizierende historische Sozialforschung in der Bundesrepublik Deutschland. Ein Überblick (1981). 49

- Historische Sozialforschung als Erweiterung der Soziologie. Die Konvergenz historischer und sozialwissenschaftlicher Erkenntnis-konzepte (1988). 74

- Historische Sozialforschung und Soziologie. Reminiszenzen und Reflektionen zum zwanzigsten Jahrestag der Gründung der Arbeits-gemeinschaft QUANTUM (1996). 90

B. STRUKTUR UND WANDEL POLITISCHER ELITEN

- Strategien und Strukturen parlamentarischer Repräsentation einer antiparlamentarischen Partei. Die Reichstagsfraktion der NSDAP 1928-1933 (1997). 103

- Der langfristige Wandel politischer Eliten in Europa 1867-2000: Auf dem Weg der Konvergenz? (2003) 120

- Unterschiedliche Wege – gleiches Ziel? Der langfristige Wandel parlamentarischer Repräsentation in Deutschland und Frankreich 1848-2003 (2007). 147

C. GESELLSCHAFTSVERGLEICH, STRUKTURANALYSE SOZIA-LISTISCHER GESELLSCHAFTEN UND TRANSITIONSFORSCHUNG

- Sozialismus in der DDR: ein Feldexperiment mit paradoxalem Ergebnis (2003). 165

Wenn Quantität in Qualität umschlägt: Die Prosopographie der DDR-Funktionseleiten als ein Beitrag zur Hermeneutik der realsozialistischen Lebenswelt (2004).	195
Parteiherrschaft und Kaderpolitik. Ein kollektivbiographisches Portrait der Spitzenkader der SED in den Bezirken Erfurt, Gera und Suhl 1952-1989 (2003).	211
D. REGIONALE DIFFERENZIERUNG, STAATSBILDUNG UND NATIONALE INTEGRATION	
Nationale Verbundenheit und Entfremdung im zweistaatlichen Deutschland: theoretische Überlegungen und empirische Befunde (1990).	239
Politischer Regionalismus in Deutschland und Frankreich im intertemporal-interkulturellen Vergleich (1995).	261
E. POLITISCHE PARTIZIPATION UND LEGISLATIVES VERHALTEN	
Organisationsbedingungen und Kommunikationsstrukturen politischer Partizipation im frühindustriellen Deutschland (1982).	287
Struktur und Wandel kollektiven politischen Handelns: Die handelspolitische Petitionsbewegung 1848/49 (1984).	312
Die Genese politischer Konfliktstrukturen: Modelle und Befunde zur Entstehung von Fraktionen und Parteien in West- und Mitteleuropa (1991).	344
Eine ökonomische Interpretation der Verfassung? Die Assemblée nationale constituante und die Frankfurter Nationalversammlung im Spannungsfeld sozialökonomischer Interessen (2001).	360
Geschichte und Lebensverlauf. Theoretische Modelle und empirische Befunde zur Formierung politischer Generationen in Deutschland des 19. Jahrhunderts (2003).	380
APPENDIX	
Curriculum Vitae: Professor Dr. Heinrich Best.	393

Supplement No. 20

EDITORIAL

HSR Supplement 20 (2008)

Heinrich Best: Streiter für die Konvergenz von Geschichte und Soziologie. Reminiszenzen und Reflexionen zur Etablierung der Historischen Sozialforschung

*Wilhelm Heinz Schröder**

Abstract: Unter dem Leitmotiv „Konvergenz von Geschichte und Soziologie“ und im biografischen Kontext werden im Editorial folgende Themen in der gebotenen Kürze angesprochen: Curriculum Vitae von Heinrich Best, die Entwicklung der Arbeitsgemeinschaft QUANTUM und des Zentrums für Historische Sozialforschung, das Promotions- und Habilitationsumfeld von Best, die empirische Datenbasis seiner biografischen Forschungen und schließlich seine grundsätzlichen Erwägungen zum Verhältnis der Historischen Sozialforschung zur Historischen Sozialwissenschaft und zur Empirischen Sozialforschung. Der Fokussierung auf die Etablierung der Historischen Sozialforschung entsprechend liegt der Schwerpunkt der biografischen Betrachtungen auf die Zeit bis zu Beginn der 1990er Jahre.

Formaler Anlass für dieses Supplementheft bildet der bevorstehende 60. Geburtstag von Heinrich Best (10.06.2009), Mitgründer und seither Mitherausgeber der Zeitschrift „Historical Social Research / Historische Sozialforschung“. Das in den letzten Jahren erkennbare erneute und verstärkte Interesse der Sozialwissenschaften an eine sich inter- und transdisziplinär entfaltenden Historischen Sozialforschung rückt die Frage nach Entstehung und Entwicklung der Historischen Sozialforschung – insbesondere in der Bundesrepublik – wieder in den Mittelpunkt der Diskussion.¹ Die in diesem Heft präsentierte kleine Auswahl aus den zahlreichen Publikationen von Best, der die Historische Sozialforschung in der Bundesrepublik maßgeblich mitgeprägt hat, versteht sich daher nicht als randständiger „Jubiläumsband“, sondern als wichtiger Beitrag zu diesem aktuellen Diskurs über den immer wieder neu zu bestimmenden wissenschaftlichen Standort der Historischen Sozialforschung.

Dieses Supplementheft verfolgt daher zwei Perspektiven: 1) individuell Heinrich Best im Spiegel seiner Werke zur Historischen Sozialforschung bio-

* Address all communications to: Wilhelm Heinz Schröder, GESIS – Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften, Abtlg. Datenarchiv & Datenanalyse, ZHSF, Liliencronstr. 6, 50931 Köln, Germany; e-mail: wilhelm.schroeder@gesis.org.

¹ Vgl. allgemein den Überblick: Wilhelm Heinz Schröder: Historische Sozialforschung. Identifikation, Organisation, Institution, Köln 1994 (= Historical Social Research, Supplement 6).

grafisch darzustellen und 2) allgemein die Historische Sozialforschung im Spiegel der Werke von Heinrich Best zu beschreiben.

Individualbiografische Rekonstruktion: *Curriculum Vitae*

Zunächst vorab bemerkt: hier soll keineswegs versucht werden im Sinne der „historischen Biografie“ sich dem Leben und Wirken von Heinrich Best wissenschaftlich zu nähern oder gar eine ambitionierte „literarische Biografie“ zu schreiben – eine solche Biografie muss künftigen Historikergenerationen überlassen bleiben. Allerdings sind die Hoffnungen auf eine solche Biografie nicht allzu hoch gesteckt: hat doch noch jüngst der Historiker Volker Ullrich die Unfähigkeit seiner eigenen Zunft kritisiert, belletristisch anspruchsvolle Biografien zu schreiben². Das sei auch einer der Gründe für die Distanz zwischen Geschichtswissenschaft und der Öffentlichkeit hierzulande, die zwar immer wieder heftig beklagt wird, an der aber die Vertreter der Zunft selbst ein gerüttelt Maß Verantwortung tragen.

Ulrich formulierte aus Historiker-Sicht für eine „gelungene historische Biografie“ sechs Thesen, die einem quantitativen Empirischen Sozialforscher eher unwissenschaftlich und absonderlich vorkommen müssen:

- 1) Eine Biografie kann nur dann geglückt genannt werden, wenn es ihr gelingt, Entwicklung, Denken und Handeln einer historischen Person oder einer Gruppe von Personen in Beziehung zu setzen zu den bewegenden Kräften und Tendenzen ihrer Zeit.
- 2) Gelingen kann eine historisch-wissenschaftliche Biografie daher nur, wenn sie sich gegen psychoanalytische Theorien und Einsichten nicht ignorant verhält.
- 3) Jeder Biograf neigt dazu, das Leben seines »Helden« oder seiner »Heldin« nach dem Modell eines bürgerlichen Entwicklungsromans zu konzipieren. Das heißt, er geht im Grunde von der Vorstellung einer Ganzheit des Individuums aus, dessen Leben sich gleichsam als ein genetischer Weg von der Wiege bis zur Bahre beschreiben ließe.
- 4) Kein Historiker wird von sich behaupten, die endgültige Wahrheit gefunden, das definitiv gültige Bild entworfen zu haben. Vielmehr gehört es zu den unverzichtbaren Aufgaben eines Biografen, der Überlieferungs- und Rezeptionsgeschichte nachzugehen, um zu zeigen, wie sich das Bild gewandelt hat, von welchen Faktoren diese Wandlungen abhängig waren und worin sich die eigene Deutung von anderen unterscheidet.
- 5) Jede Biografie lebt nicht nur von den Quellen und der Literatur, sondern auch von der Perspektivität des Forschers, von Annahmen, Bildern, Klischees, welche sich in seinem Kopf festgesetzt haben.

² Volker Ullrich: Die schwierige Königsdisziplin. - In: Die Zeit, 4.4.2007, Nr. 15.

6) Die Biografie verlangt von ihrem Autor eine hohe Kunstfertigkeit, Erzählta-
lent, sprachliche Sensibilität, auch Einfühlungsvermögen und Fantasie.

Die Biografie zählt – neben der großen Epochendarstellung – zu den „Kö-
nigsdisciplinen“ der Geschichtswissenschaft. Jeder Historiker, der etwas auf
sich hält, sollte wenigstens einmal im Laufe seines langen Gelehrten-daseins
diese Herausforderung annehmen und sich an einer Biografie versuchen. Wenn
das der Maßstab aber für einen „gestandenen“ Historiker ist, dann zählt Hein-
rich Best, der sich als Historiker nie an einer „großen“ Biografie versucht hat,
nicht zu jenen Historikern, die „etwas auf sich halten“. Dies ist ein erstes deut-
liches Zeichen dafür, dass Best – trotz Geschichtsstudium und historischer
Promotion – keine besondere berufliche Karriere als Historiker durchlaufen
hat.

Nicht die „große“ Einzelbiografie, sondern die „Kollektive Biografie“ ist in
der Historischen Sozialforschung das angemessene Verfahren im Rahmen der
Biografie- und Lebenslaufforschung. Im Analogieschluss kann man formulie-
ren: Jeder Historische Sozialforscher, der etwas auf sich hält, sollte wenigstens
einmal im Laufe seines langen Gelehrten-daseins diese Herausforderung an-
nehmen und sich an einer Kollektiven Biografie versuchen. In diesem Sinne
zählt Heinrich Best, einer der führenden Anwender der Kollektiven Biografik,
zu jenen Historischen Sozialforschern, die „etwas auf sich halten“.

Unter **kollektiver Biografie** wird verstanden: die theoretisch und methodisch
reflektierte, empirische, besonders auch quantitativ gestützte Erforschung eines
historischen Personenkollektivs in seinem jeweiligen gesellschaftlichen Kontext
anhand einer vergleichenden Analyse der individuellen Lebensläufe der Kolle-
ktivmitglieder. So definiert, wird deutlich, dass kollektive Biografie im Schnitt-
punkt verschiedener Wissenschaftsdisziplinen steht und dass neben der Ge-
schichtswissenschaft vor allem die Soziologie, die Politikwissenschaft, die
Ethnologie und die Psychologie beteiligt sind.

Kollektive Biografie lässt einerseits Rückschlüsse auf das Typische, das Allge-
meine zu, d. h. auf allgemeinere gesellschaftliche Aggregate oder auf die Ge-
samtgesellschaft – und dies ist zweifellos die eindeutig dominierende Erkennt-
nisrichtung in der Forschungspraxis. Andererseits lässt kollektive Biografie auch
den Rekurs auf das Untypische, das Abweichende, das Individuelle zu, d. h. auf
kleinere gesellschaftliche Aggregate oder auf den individuellen Lebenslauf
selbst.

Kollektive Biografie knüpft an traditionale „subjektivierende“ Forschungsstrate-
gien der Geschichtswissenschaft an und rückt den individuellen Lebenslauf als
Gegenstand der Forschung in den Vordergrund. Sie vermeidet jedoch die Über-
bewertung der Subjektivität durch die Einbindung des Individuums in seinen
sozialen Kontext. Kollektive Biografie meint daher: Untersuchung des gesell-
schaftlichen Wandels, der sich im individuellen und kollektiven Lebenslauf kon-
kretisiert, und Untersuchung des individuellen Wandels, der auf seinen kontex-
tuellen bzw. gesellschaftlichen Lebenslauf rückgebunden wird.

Welche erfolgreiche berufliche Karriere aber kann ein „gestandener“ Historischer Sozialforscher durchlaufen haben?

Im Sinne der kollektiv-biografischen Forschungsstrategie wäre an dieser Stelle die formalisierte Strukturierung des Lebenslaufs von Heinrich Best in einzelne objektivierbare Merkmale und – soweit es erkennbare Laufbahnen gibt – in chronologisch geordnete Merkmalssequenzen notwendig. Für die berufliche „Karriere“ bedeutet das: 1) alle verfügbaren biografischen Informationen zur Berufslaufbahn von Best werden gesammelt; 2) zu markanten oder regelmäßigen Lebenszeitpunkten wird seine jeweils innegehabte Berufsposition festgestellt, und schließlich 3) werden die festgestellten Positionen in eine Sequenz der Berufslaufbahn von Best eingeordnet.

Umfasst diese Sequenz möglichst viele Erhebungspunkte auf der Zeitachse, dann spricht man von der longitudinalen Rekonstruktion einer Laufbahn bzw. eines Lebenslaufs. Die formalisierte Darstellung eines Lebenslaufes in Form eines „Curriculum Vitae“ ist eine populäre Präsentationsweise der kollektiv-biografischen Rekonstruktion individueller Lebensläufe. Ein solches umfassendes und detailliertes Curriculum Vitae hat Best selber vorgelegt; eine PDF-Version davon steht für jeden Interessenten im Internet zum Download bereit.³ Im Appendix dieses Supplementheftes findet sich auch eine komprimierte Fassung zur Information; auf diese Details kann an dieser Stelle verzichtet werden.

Betrachtet man die professionelle akademische Karriere von Heinrich Best aus der traditionellen Sicht des Historikers – d.h. prospektiv aus der Sicht der Vergangenheit – kann man – bezogen auf den primären Wirkungsort – zwei Hauptphasen und eine Transitionsphase unterscheiden:

- Phase 1 (bis 1990/1992): *Longue Durée* in Köln;
- Phase 2 (1990 bis 1994): *Transition* in (Köln) /Bonn / (Jena);
- Phase 3 (1992/1994 bis heute): *Ordinariat* in Jena.

Phase 1 (bis 1990/1992): Longue Durée in Köln

Kölner Bürgersohn (wie Robert Michels!); Schule und Studium (1967-1973, Soziologie, Geschichte, Politologie, Volkswirtschaftslehre, Staatsexamen (1973), (preisgekrönte) Promotion zum Dr. phil. an der Philosophischen Fakultät der Universität zu Köln (1978); Wissenschaftlicher Assistent am Institut für Angewandte Sozialforschung (1979-1987); Habilitation im Fach Soziologie an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln (1987); C2-Professor für Soziologie am Forschungsinstitut für Soziologie (1987-1992).– u.a. Forschungsassistent an der Maison des Sciences de l’Homme, Paris (1981-1982).

Gründungs-, Vorstandsmitglied, Mit-Vorsitzender / Co-Präsident der Arbeitsgemeinschaft QUANTUM (1975 bis heute); Gründungs- und Vorstandsmitglied

³ URL: <http://www.soziologie.uni-jena.de/HeinrichBest.html>.

des ZHSF (1977-1987); Planungsbeauftragter für ein „Sozialwissenschaftliches Datenservicesystem für die Bundesrepublik Deutschland“ (SODASS) (1979-1981); Planungsbeauftragter für die Errichtung des „Zentrum für Historische Sozialforschung – ZHSF“ in der „Gesellschaft Sozialwissenschaftlicher Infrastruktureinrichtungen e.V. – GESIS“ (1983-1987); Mitglied des Steering-Committee der „Association for History and Computing“ (AHC) (1987-1990); (Gründungs-)Mitglied der „Kölner Gesellschaft für Sozialforschung e.V.“ (KGS) (1987-2007); (Gründungs-)Vorsitzender des wissenschaftlichen Beirats des ZHSF (1987-1999).

Phase 2 (1990 bis 1994): Transition in (Köln) /Bonn / (Jena)

Wissenschaftlicher Direktor des Informationszentrums Sozialwissenschaften (GESIS/IZ) in Bonn (1990-1994, von April 1991 bis Sept. 1992 im Hauptamt); Mitglied des Vorstandes der „Gesellschaft Sozialwissenschaftlicher Infrastruktureinrichtungen“ (GESIS) (1990-1994); Persönliches Mitglied und Mitglied des Vorstandes (seit 1996) der „Arbeitsgemeinschaft Sozialwissenschaftlicher Institute“ (ASI) (1990 bis heute).

Phase 3 (1992/1994 bis heute): Ordinariat in Jena

C4-Professor für Soziologie an der Friedrich-Schiller-Universität Jena (Lehrstuhl für Methoden der empirischen Sozialforschung und Strukturanalyse moderner Gesellschaften).

Direktor des Instituts für Soziologie, Prodekan und Dekan der Fakultät für Sozial- und Verhaltenswissenschaften, Mitglied des Konzils und des Senats der Friedrich-Schiller-Universität Jena.

Co-Chair des ESF Scientific Network „European political elites in comparison: the long road to convergence (EURELITE)“; Mitglied / Sprecher des Vorstandes des SFB 580 „Gesellschaftliche Entwicklungen nach dem Systemumbruch. Diskontinuität, Tradition und Strukturbildung“ (Jena-Halle); Mitglied und stellvertretender Vorsitzender des „Rates der Deutschen Markt- und Sozialforschung e.V.“; Mitglied der Bewertungsgruppe der Leibnitz Gemeinschaft zur Evaluation der GESIS; Mitglied des Steering Committee und des Scientific Committee sowie Koordinator der Working Group on Elites des Sixth Framework Programme Projekts „Integrated and United: A Quest for Citizenship in an ever closer Europe“; Principal Investigator der Jenaer Graduate School „Human Behavior in Social and Economic Change“ und des Cluster of Excellence „The Laboratory of Enlightenment“.

Bei dem folgenden lebensgeschichtlichen Rückblick wird fast ausschließlich der Schwerpunkt auf Phase I liegen – es ist die Phase der Gründung, Entwicklung und institutionellen Etablierung der Historischen Sozialforschung.

Für alle Leser, die auf eine Textbiografie nicht verzichten können, sei in der Folge zur ersten biografischen Einführung eine ausformulierte Kurzbiografie im anglo-amerikanischen Stil und retrospektiv aus der Sicht der Gegenwart wiedergegeben.

Biographical Information: HEINRICH BEST

DR. HEINRICH BEST (born in June 1949, Cologne) is currently Full Professor of Sociology at the University of Jena, where he holds the Chair of Social Science Research Methods/Structural Analysis of Modern Societies. He is also Vice-Director of the multidisciplinary collaborative Research Centre, 'Societal Developments after the End of State Socialism: Discontinuity, Tradition and the Emergence of New Structures' funded by the German Science Foundation (SFB 580), and is member of the Steering and Scientific Committees of the EU-funded project 'Integrated and United? A Quest for a citizenship in an "Ever Closer Europe" (IntUne)'. In addition to other offices within the University he has been Dean of the Faculty of Social and Behavioural Sciences, Director of the Institute of Sociology, and member of the Senate. Prior to his current duties he has held faculty positions at the University of Cologne and was Director of the government-funded Social Science Information Centre in Bonn. He is also currently editor, co-editor and member of the board of editors of several journal and book series, including 'Historical Social Research' (editor) and 'Histoire et mesure' (editorial board). He has been Visiting Professor at the Universities of Glasgow, Salzburg, London, and Siena, and professeur invité at the Sorbonne, Paris. He has also been Visiting Researcher at the Maison des sciences de l'homme and at the Institut de l'histoire moderne et contemporaine, both in Paris.

Heinrich Best's research is mainly focussed on the intertemporal and intercultural comparison of political actors and settings in a European context based on quantitative analyses of individual and aggregate data. A second focus of his research is the social history and subsequent transformation of former communist countries including East Germany. Here his work extends beyond the political system and includes, inter alia, the science system and the economic system. His main theoretical interest is the adaptation and reaction of social actors to (rapid) social change whereby he applies a challenge-response model that perceives actors as creators of the settings in which they operate and which places special emphasis on the unintended consequences of their behaviour. His methodological work includes the development of tools for cross-cultural and cross-temporal research with a particular emphasis on extending the databases for social research into the realm of historical, prosopographical and process-produced data. He is one of the initiators of Historical Social Research in Germany and co-founder of its research and publication infrastructure (e.g., the journal, 'Historical Social Research', the Centre for Historical Research, and the Association, QUANTUM). His present research interests include the intertemporal and intercultural study of elites, with a special emphasis on political power holders and legislators. The territorial scope of this research includes the whole of Europe, recently including the 'New Democracies' in Central Eastern, Eastern and South Eastern Europe. The temporal scope of this research goes back to the mid nineteenth century (1848). His current research activities comprise a methodological innovative study of German Legislators combining prosopographical material and survey data gathered by computer-assisted telephone interviewing (CATI).

Heinrich Best's publication list entails 35 books and 125 journal and book contributions as author and editor. His recent publications include "Parliamentary Representatives in Europe 1848-2000" (OUP 2000, ed. with M. Cotta); The Transformation of Legislative Elites: The cases of Britain and Germany since

the 1860s (ILS 2001, with V. Cromwell et al.); Elites in Transition: Elite Research in Central and Eastern Europe (L+B 1997, with U. Becker); Functional Elites in the GDR: Theoretical controversies and empirical evidence (special issue of HSR 2003, with S. Hornbostel); La structure du pouvoir en Allemagne de l'Est: déroulement et résultats d'une double expérience sur le terrain (P.d.I. Sorbonne 2004). New Challenges, New Elites? Changes in the Recruitment and Careers Patterns of European Representative Elites (CompSoc 2007); Democratic Representation in Europe: Diversity, Change and Convergence (OUP 2007, ed. with M. Cotta).

„Im Anfang war QUANTUM ...“

„... und QUANTUM war bei Best.“ soweit könnte man in freier Analogie zum Eingangsvers des Johannes-Evangeliums fortsetzen. „Und Best war ...“ allerdings nicht „QUANTUM“, aber er war Mitgründer und Mitgestalter in einem äußerst erfolgreichen Team. Best's herausragende Bedeutung für die Entstehung und Entwicklung der Historischen Sozialforschung in der Bundesrepublik Deutschland lässt sich an den teils noch bis heute ausgeübten Ämtern ermes- sen: Seit 1975 (bis heute) Gründungs- und Vorstandsmitglied, später Mitvorsit- zender / Co-Präsident von QUANTUM („Arbeitsgemeinschaft für Quantifizie- rung und Methoden in der historisch-sozialwissenschaftlichen Forschung e.V.“); 1977-1987 Mitgründer und Vorstandsmitglied des ZHSF („Zentrum für historische Sozialforschung“); seit 1976 bzw. 1979 Mitgründer / Mitherausge- ber des Newsletters „QUANTUM INFORMATION“ bzw. der internationalen Zeitschrift „Historical Social Research / Historische Sozialforschung“⁴; 1979- 1991 Mitgründer / Mitherausgeber der Buchreihe „Historisch-Sozialwissen- schaftliche Forschungen“⁵.

Spätestens seit dem Ausgang der 1960er Jahre, als besonders in den angel- sächsischen Ländern quantifizierende Methoden zunehmend zahlreicher, viel- seitiger und mit wachsendem Erfolg angewandt wurden, kam auch in der Bun- desrepublik eine Diskussion über den Einsatz von Quantifizierung innerhalb der Geschichtswissenschaft in Gang. Vor dem Hintergrund der prinzipiellen fachwissenschaftlichen Diskussion der Historiker blieb die Auseinandersetzung um die Anwendung quantifizierender Methoden jedoch auf generelle Perspek- tiven beschränkt, und die Diskussion über die praktische Umsetzung der Quan- tifizierung wurde weitgehend ausgeblendet. Methoden, die im Gefolge histo-

⁴ Vgl. Cornelia Baddack (Bearb.): Historical Social Research / Historische Sozialforschung. An International Journal for the Application of Formal Methods to History. 1978-2003. Bibliographie, Abstracts, Register, Köln 2003 (= Historical Social Research, Supplement 15); vgl. die online als PDF-Files freizugänglichen mehr als 1.100 retrodigitalisierten HSR- Beiträge unter: <http://www.hsr-retro.de/>.

⁵ Vgl. Wilhelm Heinz Schröder (Hg.): Historisch-Sozialwissenschaftliche Forschungen: Quantitative sozialwissenschaftliche Analysen von historischen und prozeß-produzierten Daten. / Social Science History Research: Quantitative Social Scientific Analyses of Histo- rical and Process-produced Data. Köln 2006 (= Historical Social Research, Supplement 18).

risch-sozialwissenschaftlicher Ansätze rezipiert wurden, stießen auf die „überkommene Skepsis“ der Historiker „gegenüber expliziten Hypothesen und Vergleichen, gegenüber Generalisierung und Quantifizierung“ (J. Kocka) und standen in Gefahr, durch überzogene Kritik vorschnell abqualifiziert zu werden. „Quantifizierung“ geriet zu einem griffigen, aber völlig diffusen Sammelbegriff, der – je nach Informations- und Interessenstand der Diskutanten – unterschiedlich aufgeladen werden konnte. Lange Jahre erhielt das Für und Wider der Quantifizierung „bekenntnishaften“ Charakter, denn es schien zugleich das Für und Wider von „qualitativer“ und von „quantitativer“ Geschichtswissenschaft zu sein, ohne allerdings beide Bereiche wissenschaftlich angemessen abgrenzen zu können.

An der Universität zu Köln hatte sich schon seit 1972 eine informelle Arbeitsgruppe von Historikern und Soziologen gebildet, die zunächst auf der Grundlage ihrer eigenen Forschungsarbeiten eine Verknüpfung von sozialwissenschaftlichen und geschichtswissenschaftlichen Methoden diskutierten.⁶ Nota bene: Heinrich Best, der damals im Kontext des Seminars für anglo-amerikanische Geschichte (Leiter: Erich Angermann) eingebunden war, gehörte zunächst der „Historiker-Fraktion“ an, die gegenüber der „Soziologen-Fraktion“ stets die Minderheit bildete. Die Arbeitsgruppe knüpfte an zwei Kölner Spezifitäten an: einerseits an die von H.U. Wehler vertretene und bis 1969 von ihm in Köln auch gelehrte „Historische Sozialwissenschaft“, andererseits an die von der „Kölner Schule“ hochentwickelte Methodik der empirischen Sozialforschung, wie sie damals insbesondere von Erwin K. Scheuch repräsentiert wurde. Diese beiden Ansätze galt es zu verbinden und auf diese Weise zu einer „Wiederbegegnung“ von Soziologie und Geschichte beizutragen. Für das erfolgreiche Fortbestehen der Arbeitsgruppe war die dauerhafte materielle und immaterielle Unterstützung durch Erwin K. Scheuch entscheidend, der – entgegen dem ahistorischen Konzept der „Kölner Schule“ – in der quantitativen Analyse von historischen Daten die Grundlage für eine neue Kooperation zwischen Soziologie und Geschichte sah.

Im Anschluss an den Deutschen Historikertag 1974 in Braunschweig, wo sich im Rahmen einer Sonderveranstaltung die „Quantifizierer“ zum ersten Mal in einem größeren Rahmen getroffen hatten, wurde im Rahmen der Kölner Arbeitsgruppe über die Möglichkeit einer Organisationsgründung diskutiert und nach längerer Diskussion beschlossen, in der juristischen Form des eingetragenen Vereins die „Arbeitsgemeinschaft für Quantifizierung und Methoden in der historisch-sozialwissenschaftlichen Forschung“ (QUANTUM) zu gründen.

⁶ Best berichtet über seine persönlichen Erfahrungen in dieser Kölner Entstehungszeit in seinem ersten Beitrag in diesem Heft.

Die Gründungsversammlung von QUANTUM fand am 3. November 1975 in Köln statt; dort wurde folgendes Kurzprogramm über Ziele und Aufgaben von QUANTUM verabschiedet:

Erst seit Entwicklung und allgemeiner Verfügbarkeit der maschinellen Datenverarbeitung ist es möglich geworden, historische Datenbestände in ihrer vollen Aussagekraft und alle in ihnen enthaltenen Informationsmengen hinreichend wissenschaftlich auszuwerten. Vor allem der wachsende Anfall prozeßproduzierter Daten, der im Rahmen einer Ausweitung der sozialen Buchführung öffentlicher und privater Instanzen immer umfangreicher und unüberschaubarer wurde, ist nur durch den Einsatz automatisierter Datenverarbeitung und entsprechender Analysemethoden wissenschaftlich zu bewältigen. Gleiches gilt für die über Zeit akkumulierten Daten, die die Sozialwissenschaften selbst erhoben haben.

Während die Soziologie bereits relativ früh Methoden für die Analyse massenhaft vorliegender oder zu erhebender Daten entwickelt hat, wurden im Bereich der Geschichtswissenschaft, nicht nur in Deutschland, vergleichbare Fortentwicklungen lange vernachlässigt. Die Rezeption sozialwissenschaftlicher Fragestellungen beschränkte sich vielfach auf Theorien und Terminologien; obgleich sich dabei verheißungsvolle Perspektiven aufboten, wurde eine Diskrepanz zwischen der angestrebten Reichweite theoretischer Aussagen und ihrer Abdeckung durch empirische Untersuchungen sichtbar. Aufgabe der Arbeitsgemeinschaft QUANTUM ist deshalb die Förderung der quantitativen historisch-sozialwissenschaftlichen Forschung, auch im internationalen Rahmen. Dies sollte vor allem geschehen durch Kommunikation, Beratung, Erschließung neuer Daten und die Entwicklung spezifischer Methoden und Computerprogramme zur Analyse und Dokumentation.

Der erste Vorstand, in dem sowohl (primär) Historiker als auch (primär) Soziologen repräsentiert waren, setzte sich aus bewährten Mitgliedern des Kölner Arbeitskreises (8 Doktoranden und Assistenten) zusammen; namentlich waren es: H. Best, W. Bick, R. Mann, P.J. Müller, H. Reinke, K.-H. Reuband, W.H. Schröder und H.-P. Ullmann. Ein starker interdisziplinär zusammengesetzter wissenschaftlicher Beirat wurde umgehend gebildet, dem zahlreiche bekannte deutsche und internationale Wissenschaftler angehörten, namentlich (in Klammern der damalige Wirkungsort) waren es u.a.: G. Albrecht (Bielefeld), E. Allardt (Helsinki), E. Angermann (Köln), R.C. Baum (Pittsburgh), G.C. Boehnert (Guelph), K. Bosl (München), I. Budge (Essex), P.E. Converse (Michigan), W. Conze (Heidelberg), K.M. Drake (Milton Keynes), S.N. Eisenstadt (Jerusalem), R. Floud (London), der spätere Nobel-Preisträger R.W. Fogel (Harvard), F. Furet (Paris), L. Gall (Frankfurt), P. Heintz (Tübingen), B. Holzner (Pittsburgh), K.H. Jarausch (Missouri), H. Kaelble (Berlin), H. Klages (Speyer), J. Kocka (Bielefeld), W. Köllmann (Bochum), P.F. Lazarsfeld (New York), R.M. Lepsius (Mannheim), J.J. Linz (Yale), P.C. Ludz (München), G. Martinotti (Mailand), R. Macridis (Brandeis), P.H. Merkl (Santa Barbara), R.L. Merritt (Urbana), W.E. Miller (Michigan), H. Mommsen (Bochum), S. Rokkan (Bergen), E.K. Scheuch (Köln), Th. Schieder (Köln), P.C. Schmitter (Chicago),

C. Tilly (Michigan), R.H. Tilly (Münster), D.W. Urwin (Bergen), H.U. Wehler (Bielefeld) und E.A. Wrigley (Cambridge).

Die Veranstaltung von Konferenzen zählte zu den wichtigsten Aufgaben von QUANTUM, wobei der Schwerpunkt auf kleinere thematisch orientierte Fachkonferenzen lag. Ein spektakulärer Erfolg konnte QUANTUM – in Verbindung mit internationalen Partnern – schon früh mit der Veranstaltung eines großen Internationalen Kongresses 1977 in erzielen. Der Kongress „Quantification and Methods in Social Science Research: Possibilities and Problems with the Use of Historical and Process Produced Data.“ brachte zum ersten Mal in Europa Historiker, Soziologen, Politikwissenschaftler, Geographen, Informatiker, Archivare und Dokumentare zusammen, um deren thematisch und methodisch weitgespannten Beiträge zu einer quantitativen Historischen Sozialforschung zu diskutieren. Heinrich Best (damals erst 28-jährig) übernahm in der Folge als Assistent von Erwin K. Scheuch die verantwortliche Gesamtdredaktion für die Herausgabe von 32 ausgewählten Kongressbeiträgen. Der Sammelband⁷ fand höchste internationale Anerkennung und darf als einer „der“ Klassiker der internationalen Historischen Sozialforschung gelten.

Institutionalisierung: Zentrum für Historische Sozialforschung

Das „Zentrum für Historische Sozialforschung“ (ZHSF) wurde im September 1977 als Forschungs- und Dienstleistungs-Einrichtung der Arbeitsgemeinschaft QUANTUM in Köln begründet. Mitglieder des Gründungsvorstandes des ZHSF waren: Heinrich Best, Wolfgang Bick, Reinhard Mann (schon 1981 verstorben), Paul J. Müller, Herbert Reinke und Wilhelm H. Schröder. Das ZHSF hat seit seiner Gründung eine sehr wechselvolle Entwicklung erlebt, die durch vier Phasen gekennzeichnet ist: I. die Konstituierungsphase 1977-1979, II. die Ausbau- und erste Konsolidierungsphase 1979-1983 (insbesondere mit Projektmitteln der DFG), III. die Dezentralisierungsphase 1983-1986 (eingeschränkte dezentrale Fortführung der Aktivitäten durch freiwillige Leistungen und vor allem unterstützt durch das Institut für angewandte Sozialforschung unter Leitung von Erwin K. Scheuch) und schließlich IV. die Institutionalisierungsphase seit 1987 als ZA-Abteilung in der GESIS.

Selbstredend war Heinrich Best als Vorstandsmitglied an allen Aktivitäten des ZHSF beteiligt. Von großer Tragweite für die Zukunft des ZHSF als Institution erwiesen sich jedoch zwei Funktionen, die Best nach Etablierung des ZHSF im Jahre 1979 übernahm: 1979 bis 1981 war er Planungsbeauftragter für ein „Sozialwissenschaftliches Datenservicesystem für die Bundesrepublik Deutschland“ (SODASS, im Auftrag der Senatskommission für die Empirische

⁷ Jerome M. Clubb, Erwin K. Scheuch (Eds.): *Historical Social Research: The Use of Historical and Process Produced Data*. Stuttgart: Klett-Cotta 1980 (= Historisch-Sozialwissenschaftliche Forschungen, 6).

Sozialforschung der Deutschen Forschungsgemeinschaft) und von 1983 bis 1986 war er Planungsbeauftragter für die Neuerrichtung des ZHSF in die zu gründende „Gesellschaft Sozialwissenschaftlicher Infrastruktureinrichtungen e.V.“ (GESIS). Es ist im wesentlichen der überzeugenden Präsentation des ZHSF durch Heinrich Best zu verdanken, dass das ZHSF im August 1986 eine uneingeschränkt positive Bewertung durch den Deutschen Wissenschaftsrat erhielt. Das ZHSF wurde im Dezember 1986 in den GESIS-Verbund aufgenommen und als eine wissenschaftlich autonome Abteilung des „Zentralarchivs für Empirische Sozialforschung“ (ZA) auf eine neue organisatorische Grundlage gestellt.

Der Wissenschaftsrat beschrieb 1986 das Aufgabenspektrum des ZHSF:

Das Zentrum für historische Sozialforschung will in einem wichtigen Arbeitsfeld im Grenzbereich zwischen Sozialwissenschaften und Geschichte infrastrukturelle Serviceleistungen erbringen, die für eine qualitativ bessere und effizientere historisch-sozialwissenschaftliche Forschung erforderlich sind. Neben der Aufgabe, Daten aus der historischen Sozialforschung zu archivieren, aufzubereiten und für Sekundäranalysen bereitzustellen, sollte das ZHSF vor allem an der Weiterentwicklung der Untersuchungsmethoden mitwirken, für die methodisch-technische Beratung laufender und geplanter Forschungsvorhaben zur Verfügung stehen, den internationalen Informationsaustausch fördern und durch Seminare zur Methodik der historischen Sozialforschung einen Beitrag zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses leisten. Der Wissenschaftsrat empfiehlt die dauerhafte Förderung dieser sozialwissenschaftlichen Infrastruktureinrichtung.

Heinrich Best hatte ursprünglich die Absicht, hauptamtlich als Abteilungsleiter in das ZHSF zu wechseln, erhielt aber im Frühjahr 1987 einen Ruf auf die C2-Professur für Soziologie am Forschungsinstitut für Soziologie an der Universität Köln, dem er dann auch Folge leistete. Best blieb dem ZHSF aber weiterhin eng verbunden, 1987 bis 1999 fungierte er als Vorsitzender des neu geschaffenen Wissenschaftlichen Beirats des ZHSF. Nicht zuletzt seiner engagierten Evaluationstätigkeit ist es zu verdanken, dass das ZHSF 1997 und 2004 erneut uneingeschränkt positiv bewertet worden ist.

Der Wissenschaftsrat bewertete 1997 das ZHSF:

Das Zentrum für Historische Sozialforschung ist eine kleine, effektiv arbeitende Abteilung des Zentralarchivs ... Die Veröffentlichungen des Zentrums sind in der Profession anerkannt, auf dem Gebiet der Nutzerberatung und Schulung werden gute Leistungen erbracht. In seinem Angebotsprofil ist das Zentrum für die Historische Sozialforschung in der Bundesrepublik singulär; innerhalb des GESIS-Verbundes stellt es in methodischer und systematischer Hinsicht eine wichtige Ergänzung dar

Best war als Mitglied der Bewertungsgruppe der Leibniz Gemeinschaft an der Evaluation der GESIS in 2004 beteiligt. Das von dieser Bewertungsgruppe erstellte WGL-Gutachten bestätigt erneut den „essentiellen“ und „singulären“ Stellenwert des ZHSF:

Das Zentrum für Historische Sozialforschung (ZHSF) erbringt wesentliche intra- und interdisziplinäre Integrationsleistungen, indem es mit seinem differenzierten Serviceangebot den Daten- und Methodentransfer zwischen den historischen und sozialwissenschaftlichen Disziplinen unterstützt. Dazu gehört u.a. die wissenschaftliche Zeitschrift HSR. Angesichts einer zunehmenden Historisierung der systematischen Sozialwissenschaft werden historische Daten mehr und mehr zu einer zusätzlichen Quelle und einem interessanten Testfeld für die Überprüfung sozialwissenschaftlicher Theorien. Ähnliches gilt für die Abschätzung der langfristigen Folgen politischer Interventionen. Durch die Übernahme prozessproduzierter Daten aus dem DDR-Nachlass ist das ZHSF an bedeutenden Forschungsaufgaben prominent beteiligt. ... leistet mit seinen ... Herbstseminaren zur statistischen Datenanalyse einen hervorragenden Beitrag zur Aus- und Weiterbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses.

Die Buchreihe „Historisch-sozialwissenschaftliche Forschungen“ (HSF) wurde das publizistische „Flaggschiff“ der quantitativen Historischen Sozialforschung in der „Pionierzeit“. Die Reihe HSF wurde 1977 von dem Gründungsvorstand des ZHSF (H. Best, W. Bick, R. Mann, P.J. Müller, H. Reinke, W.H. Schröder) initiiert, um „die quantitative sozialwissenschaftliche Analyse von historischen und prozessproduzierten Daten zu fördern und so einen Beitrag zu einer quantitativen Historisch-Sozialwissenschaftlichen Forschung zu leisten“. Solange keine Möglichkeit bestand, über den Newsletter hinaus eine eigene wissenschaftliche Zeitung herauszugeben, war die Reihe das wichtigste Publikationsmedium für die Arbeitsgemeinschaft QUANTUM.

Von den insgesamt 23 Bänden sind 6 Dokumentationsbände, die die Ergebnisse der Forschungsdokumentation zur Historischen Sozialforschung enthielten, und 17 Sammelbände, die in der Regel im Anschluss an Konferenzen, Tagungen, Workshops etc. jeweils ausgewählte überarbeitete Teilnehmerbeiträge (ergänzt meist durch weitere Beiträge) präsentierten. Mit dem zügigen Ausbau der QUANTUM INFORMATION zur wissenschaftlichen Zeitschrift „Historical Social Research / Historische Sozialforschung“ (HSR) und mit dem Nachlassen der Konferenz- und Tagungsaktivitäten seitens QUANTUM trat die Reihe als Publikationsmedium in den Hintergrund und wurde schließlich 1991 eingestellt.

Heinrich Best fungierte in drei richtungsweisenden HSF-Bänden als Einzelherausgeber:

- HSF-Volume 3: Heinrich Best, Reinhard Mann (Hrsg.): Quantitative Methoden in der historisch-sozialwissenschaftlichen Forschung. Stuttgart (Klett-Cotta) 1977.
- HSF-Volume 22: Heinrich Best (Hrsg.): Politik und Milieu. Wahl- und Elitenforschung im historischen und interkulturellen Vergleich. St. Katharinen (Scripta Mercaturae) 1989.
- HSF-Volume 23: Heinrich Best, Helmut Thome (Hrsg.): Neue Methoden der Analyse historischer Daten. St. Katharinen (Scripta Mercaturae) 1991.

Die Zeitschrift wird seit 1976 herausgegeben und erschien zunächst unter dem Titel QUANTUM Information als Newsletter der Arbeitsgemeinschaft QUANTUM und seit 1979 unter dem heutigen Titel. Die Zeitschrift erscheint viermal jährlich und bietet neben Aufsätzen und Rezensionen auch Literaturberichte. Neben thematisch gemischten Heften werden seit 1982 Sonderhefte zu einem bestimmten Themenschwerpunkt (üblicherweise ein Sammelheft mit Artikeln verschiedener Autoren zum Thema) publiziert. Die Beiträge sind auf Deutsch oder Englisch verfasst.

Die Zeitschrift HSR wird von einem Geschäftsführenden Herausgeber geleitet und von einer international zusammengesetzten Herausgeberschaft betreut. Sie wird publiziert in Kooperation mit den vorhandenen Nutzer- und „Vorfeld“-Organisationen der Historischen Sozialforschung und mit den fachlich nahe stehenden Online-Netzwerken / Online-Portalen / Online-Journals.

Als offizielle Zeitschrift der Arbeitsgemeinschaft QUANTUM und der Internationalen Kommission INTERQUANT fungierte die HSR zunächst als internationales Leitorgan der wissenschaftlichen Anwendung computergestützter statistischer Methoden zur Analyse historischer Daten. Die HSR versteht sich inzwischen in Erweiterung als eine internationale Zeitschrift für die Anwendung formaler Methoden zur Beschreibung und Analyse historischer Ereignisse, Strukturen und Prozesse. Als „Formale Methoden“ lassen sich vereinfacht alle Methoden verstehen, die hinreichend intersubjektiv angelegt sind, um als ein informationswissenschaftlicher Algorithmus zu funktionieren. Formale Methoden setzen allerdings – z.B. bei der Analyse von linguistischen, räumlichen oder temporalen Strukturen – nicht notwendigerweise Quantifizierung oder den Einsatz des Computers voraus.

Die Anwendung formaler Methoden auf die Geschichte erstreckt sich von historisch-sozialwissenschaftlicher Geschichtsforschung, über empirische quantitative und qualitative Sozialforschung bis hin zur Kliometrie und der Historischen Informationswissenschaft. Historische Sozialforschung kann auch als ein interdisziplinäres bzw. transdisziplinäres Paradigma verstanden werden; damit versucht die Historische Sozialforschung, einen methodischen Beitrag zu einer (Wieder-)Annäherung von Geisteswissenschaften, Sozialwissenschaften und Lebenswissenschaften zu leisten.

Heinrich Best, seit Gründung Mitherausgeber der HSR, fungierte in vier Special Issues der HSR auch als Einzelherausgeber:

- „Historische Schichtungs- und Mobilitätsforschung“, HSR No. 32 (= Vol. 9 (1984) No. 4).
- „Historische Demographie und Familienforschung“, HSR No. 22 (= Vol. 7 (1982) No. 2).
- „Funktionseliten der DDR: Theoretische Kontroversen und empirische Befunde“, HSR Vol.28 (2003), No. 1 / 2.
- „Unternehmer und Manager im Sozialismus“, HSR Vol. 30 (2005) No. 2.

Leitmotiv: Von der Konvergenz von Geschichte und Soziologie

Der Ruf nach der interdisziplinären Kooperation von Soziologen und Historikern, nach der Wiederbegegnung, gar nach der „Konvergenz von Geschichte und Soziologie“ hat Heinrich Best seit seiner Studienzeit begleitet. Es war – neben anderen – vor allem der berühmte „gelbe“ Sammelband „Geschichte und Soziologie“⁸, der von Hans-Ulrich Wehler 1972 herausgegeben wurde, der entscheidende Anregungen und Weichenstellungen vermittelte.

Wehler wies in seinem eigenen Beitrag auf die wachsende Kooperationsbereitschaft von Soziologen und Historikern hin und bemühte jene später geflügelten Worte von D. G. McRae und Ernst Topitsch. McRae erklärte auf dem Dritten Weltkongress für Soziologie, dass Soziologie „Geschichte ohne harte Arbeit“ sei, Geschichte dagegen sei „Soziologie ohne Verstand“. Topitsch meinte wenig später mit Bezug auf Kant, dass Geschichte ohne Soziologie „blind“ sei, Soziologie ohne Geschichte dagegen „leer“ bliebe. Eine Konvergenz von Geschichtswissenschaft und Soziologie scheine im Bereich einer Historischen Sozialwissenschaft möglich zu sein, die ein geschärftes Theoriebewusstsein mit geschultem Verständnis von Entwicklungsprozessen, die in Zeitabläufe von unterschiedlicher Dauer eingebettet sind, zu verbinden vermag.

Nach eingehender Diskussion stellt Wehler allerdings fest, dass insgesamt keine gleichmäßige Konvergenz – mit gleich großen „Verzichtdeputaten“ und Lernprozessen auf beiden Seiten – möglich sei. Denn statt Konvergenz sei erst einmal Anerkennung der Geschichte, der historischen Zeiten, der historischen Theorien nötig. Die Soziologen könnten dann kaum mehr die Resultate der Historiker übernehmen und in ihrem „Kaleidoskop zurechtschütteln“, denn das bliebe eine Art tertiärer Erfahrung. Sie müssten vielmehr selber zu den Quellen zurückgehen und diese unter ihren Fragestellungen auswerten. Ebenso wenig könnten die Historiker soziologische Theorien übernehmen und ihrem Material „aufpfropfen“. Sie müssten vielmehr theoretische Anregungen aufgreifen und selber historische Theorien entwickeln. Erst wenn eine solche Entwicklung voranschritte, wofür er damals wichtige Anzeichen erkennen wollte, erscheine die allmähliche Fusion zu einer Historischen Sozialwissenschaft, mit Verständnis für die historische Zeit und empirischer Solidität möglich. Sie könnte sich dem Problem »der Gegenwart als geschichtlichem Problem« gewachsen zeigen.

Heinrich Best ist immer gleichermaßen engagierter wie exponierter Streiter für die Konvergenz von Geschichte und Soziologie geblieben – allerdings unterlag seine Interpretation für diese Konvergenz erwartungsgemäß dem „(lebens-)geschichtlichen Wandel“. Klar war für ihn, dass das Resultat dieser Konvergenz nur eine „wohlverstandene“ Historische Sozialforschung sein konnte –

⁸ Wehler, Hans-Ulrich (Hg.): Geschichte und Soziologie. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1972 (=Neue Wissenschaftliche Bibliothek Geschichte, 53).

allerdings mit wechselnder Perspektive. War Historische Sozialforschung zunächst für ihn eher die Erweiterung einer als Historische Sozialwissenschaft verstandenen Geschichte, galt sie später für ihn als eine Erweiterung der Soziologie. Stand und Wandel der Perspektive lassen sich unschwer an seiner Dissertation (1977; gedruckt 1980) und an seiner Habilitationsschrift (1987, gedruckt 1990) bzw. an den beiden programmatischen Aufsätzen (Abdruck in diesem Band) „Quantifizierende historische Sozialforschung in der Bundesrepublik Deutschland“ (1981) und „Historische Sozialforschung als Erweiterung der Soziologie“ (1988).

Promotion: „*Zwei Herzen schlagen, ach, in meiner Brust*“.

Bei Goethe steht dieser Satz (Zitat aus Faust I, Szene „Studierzimmer Nacht“) für die innere Zerrissenheit der Hauptfigur Faust. Diese Ambivalenz umschreibt treffend den wissenschaftlichen Entwicklungsstand von Heinrich Best in der Zeit von der Abgabe (1977) bis zum Druck (1980) seiner geschichtswissenschaftlichen Dissertation: die „gefühlte“ Identität („affektive Ambivalenz“) als Geschichtswissenschaftler und erst sekundär als Sozialwissenschaftler.

Diese „gefühlte“ Identität als (noch) primärer Historiker kommt in seinem Beitrag „Quantifizierende historische Sozialforschung in der Bundesrepublik Deutschland“ (1981) deutlich zum Ausdruck.⁹ Best gibt darin einen Abriss des wissenschaftsgeschichtlichen Zusammenhangs der Historischen Sozialforschung, beschreibt die Etablierung der Historischen Sozialforschung in Köln, grenzt das Konzept einer Historischen Sozialforschung ab von verwandten Forschungsrichtungen und Teildisziplinen, wie der Sozialgeschichte, der Strukturgeschichte und der Historischen Sozialwissenschaft und skizziert den Begründungszusammenhang für eine theorieorientierte und quantifizierende Historische Sozialforschung. Es geht ihm dabei u.a. um zwei Kernaussagen: 1) das Anliegen der Historischen Sozialforschung sei es, *das Feld der Geschichtswissenschaft zu erweitern* und einen strengerem, methodologischen Ansprüchen genügenden Erfahrungsbegriff einzuführen; 2) quantifizierende Historische Sozialforschung sei ein Wissenschaftskonzept, das zwar keine nomologischen Gesetzesaussagen vom „Newtonschen Typ“ anstrebe, aber durch „Theorien mittlerer Reichweite“ und „statistische Erklärungen“ gesteuert werde.

Der Erwartungsdruck der Profession auf die QUANTUM-Gründer war in einer Hinsicht ganz besonders hoch: sie sollten nicht nur erfolgreich „Quantifizierung“ und „EDV-Einsatz“ in der Geschichte kommunizieren und organisieren, sondern sie sollten durch eigene (monographische) Forschungsarbeiten die „Fruchtbarkeit“ und „Angemessenheit“ der propagierten Forschungsmethoden

⁹ Dies zeigt sich zum letzten Mal deutlich in unserem gemeinsamen Aufsatz „Quantitative Historische Sozialforschung“. In: Christian Meier / Jörn Rüsen (Hrsg.), *Historische Methode*. München 1988, S. 235-266.

erweisen. Deshalb rückten die Dissertationen von drei QUANTUM-Mitgründern (Hans-Peter Ullmann, Wilhelm Heinz Schröder, Heinrich Best)¹⁰ in den besonderen Fokus der Rezensenten. Nur so lässt sich erklären, warum diese Dissertationen bis zu 60 (!) Rezensionen in deutschen und internationalen Zeitschriften erhielten und sogar die Tagespresse Interesse an den Dissertationen zeigte.

Heinrich Best: Interessenpolitik und nationale Integration 1848/49 handelspolitische Konflikte im frühindustriellen Deutschland. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1980; 433 S., Tab., graph. Darst. (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 37); zgl. Köln, Univ., Phil. Fak., Diss., 1977 (bei Erich Angermann).

Die Erforschung der Interessen- und Verbandspolitik hatte bis dahin weitestgehend den Zeitraum vernachlässigt, um den es in diesem Buch geht: die Jahre zwischen 1815 und 1849. Thematisch konzentriert es sich auf den Schutzzollkonflikt, die Auseinandersetzung zwischen Schutzzöllnern und Freihändlern. Sie eröffnet einen Zugang zur Untersuchung des allgemeinen Spannungs- und Interaktionsverhältnisses zwischen Staat und Wirtschaft. Im Mittelpunkt stehen die Revolutionsjahre 1848/49, in denen die Beschränkungen der Presse-, Versammlungs-, Vereins- und Petitionsfreiheit für kurze Zeit wegfielen und die zollpolitischen Forderungen Gegenstand einer plebiszitären Massenbewegung wurden. Dieser Übergang zu kollektiven Formen der Artikulation wirtschaftlicher Interessen wird mit Hilfe quantifizierender Methoden erfasst: durch eine serielle Dokumentenanalyse von 3.775 handelspolitischen Petitionen an die Nationalversammlung. Zum Zusammenhang von Verbandsentwicklung und Industrialisierung, über das Verhältnis zwischen Interessenorganisationen und Staatsverwaltungen, zum deutschen Frühparlamentarismus und zur Frage der politischen Haltung und Handlungsmotive der deutschen Unternehmer 1848/49 kommt die Arbeit zu Ergebnissen, die scheinbar sichere historische Erkenntnisse revidieren.

Sowohl die inhaltlichen Ergebnisse als auch die angewandten quantitativen Methoden forderten die meisten Rezensenten, die weitestgehend aus dem geschichtswissenschaftlichen Lager kamen, zu grundsätzlichen Stellungnahmen heraus. Insgesamt aber fand die preisgekrönte Dissertation, die in den „Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft“ – in der Vorzeige-Reihe der deut-

¹⁰ Hans-Peter Ullmann: Der Bund der Industriellen: Organisation, Einfluß u. Politik klein- und mittelbetrieblicher Industrieller im Deutschen Kaiserreich 1895 - 1914. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1976 (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft; Bd. 21); zgl. Köln, Univ., Phil. Fak., Diss., 1975 (bei Theodor Schieder).- Wilhelm Heinz Schröder: Arbeitergeschichte und Arbeiterbewegung. Industriearbeit und Organisationsverhalten im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Frankfurt a.M./New York: Campus 1978; zgl. Köln, Univ., Phil. Fak., Diss., 1976 (bei Theodor Schieder).- Heinrich Best: Interessenpolitik und nationale Integration 1848/49 handelspolitische Konflikte im frühindustriellen Deutschland. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1980 (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 37); zgl. Köln, Univ., Phil. Fak., Diss., 1977 (bei Erich Angermann).

schen „Historischen Sozialwissenschaft“ – erschien, weit überwiegend positive Kritiken. Die anerkennende Rezension von Günther Wollstein im „Zentralorgan“ der Historiker, in der „Historischen Zeitschrift“ (Band 232, 1981) belegt, dass die Dissertation grundsätzlich der Geschichtswissenschaft zugerechnet wurde. Hier ein Auszug:

In dieser von Erich Angermann betreuten und 1977 abgeschlossenen Dissertation werden für den Zeitraum von der Ausprägung des Deutschen Bundes bis zum Scheitern der Revolution 1848/49 die handelspolitischen Interessenkonflikte und deren Träger in Deutschland anhand der zentral wichtigen Auseinandersetzungen um die Alternative Schutzzoll oder Freihandel dargestellt und in den Kontext der das Zeitalter beherrschenden nationalen, sozialen und konstitutionellen Problematik gestellt. Die überzeugende Arbeit besteht aus zwei Hauptteilen, die beide in erheblichem Umfang Neuland erschließen.

Zunächst wird in einem traditionell-historischen Verfahren die Debatte um eine mögliche handelspolitische Neugestaltung Deutschlands in den Jahren nach dem Wiener Kongreß dargelegt und analysiert, die aus den sich abzeichnenden Möglichkeiten und Gefahren des sich ankündigenden Industriezeitalters resultierte. Deutlich werden zwei Phasen unterschieden, die zu der übrigen politischen Entwicklung des Deutschen Bundes synchron verliefen. Bereits in den Beginn des ersten, bis zum Ende der dreißiger Jahre dauernden Zeitabschnitts fiel die erste Gründung eines wichtigen Interessenverbandes deutscher Kaufleute und Fabrikanten (1819), die zusammen mit den sich rasch ausweitenden verbandspolitischen Ausformungen der vierziger Jahre, der Hausse von Vereinsgründungen 1848/49 und bestimmten Kontinuitäten und Neuansätzen in der Reaktionszeit das Bild eines bislang völlig zu Unrecht vernachlässigten Verbandswesens im Deutschland der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vermittelt. In der zweiten, die vierziger Jahre umfassenden Phase zeichnete sich die dann im Revolutionsjahr bestimmende Aufsplitterung in eine schutzzöllnerische Majorität und eine freihändlerische Minorität ab, wobei letztere in regionaler Hinsicht vor allem in den norddeutschen Küstenstaaten, bei einer Auffächerung nach Branchen bei den Kaufleuten und mit Abstrichen bei den Landwirten ihren Rückhalt fand.

Das Revolutionsjahr selbst, das anknüpfend an Tendenzen des Vormärz eine rasche Umformung der handelspolitischen Aktivitäten des vormals eher elitären, kommerziellen und industriellen Bürgertums in eine plebiszitäre handelspolitische Massenbewegung sah, die zugleich Handwerker, Kleinbauern, gewerbliche Arbeiter und Landarbeiter erfaßte, wird zusätzlich und weitgehend mit quantifizierenden Methoden der historischen Sozialforschung bearbeitet, wobei die Auswertung der Petitionsbewegung im Mittelpunkt steht und die Problematik der Integration verschiedener methodischer Ansätze gelungen erscheint. Hier ergibt sich der eindeutige Befund, daß Handel und Industrie sowie die mit ihm kooperierenden Kräfte bis zum bitteren Ende der Revolution am Ziel eines parlamentarischen Nationalstaates mit allen seinen Konsequenzen, also auch der Forderung nach dem allgemeinen Wahlrecht, festhielten. Von einem Bündnis mit reaktionären Kräften, etwa nach den Erfahrungen des Pariser Juni-Aufstandes, kann keine Rede sein. Eine Begrenzung der Chancen für die Errichtung eines bürgerlichen deutschen Nationalstaates durch handels- und wirtschaftspolitische Motive kann nur insofern nachgewiesen werden, als diese

Interessen in der oben angedeuteten Weise gespalten waren und daher in ihrer politischen Stoßkraft abgebremst wurden. Die marxistischen Interpreten, die von einem pauschalen Verrat der Bourgeoisie an ihrer historischen Mission aus Angst vor der roten Revolution ausgehen, sowie die zahlreichen Deutungen der Revolution 1848/49 in Anlehnung an diese These, sind im Kern ihrer Aussage getroffen.

Aufschlussreich ist auch die sehr positive sachkundige Rezension von Peter Steinbach (Zeitschrift für Parlamentsfragen, Heft 3/81), der die Dissertation stärker aus der politikwissenschaftlichen Perspektive bewertet. Auch hier ein Auszug:

In der frühen Repräsentationstheorie spielte stets das Problem der Interessenvermittlung eine zentrale Rolle. Interessen konnten sich dabei auf unterschiedliche Dimensionen sozialer, wirtschaftlicher, politischer und auch kultureller Wirklichkeit beziehen. Die Mittel der Interessenvermittlung und -durchsetzung waren breit gefächert. Zu ihnen zählten Wahlrecht und Wahlbeteiligung ebenso wie die Presse, das Parlament oder der einzelne Abgeordnete, aber auch die Petition. Petitionen stellten sogar eines der wichtigsten vorparlamentarischen Artikulationsformen dar; sie richteten sich an unterschiedliche Adressaten, keineswegs also allein an das Parlament, und nahmen vielfach Formen der „Beschwerdeschrift“ auf. Ein reizvolles Untersuchungsthema ist zweifellos die Benutzung, Behauptung und – in gewisser Weise – der Ersatz des Petitionsrechts im Zuge einer Durchsetzung allgemeinerer Wahlberechtigungen. Ein derartiges Forschungsvorhaben weist in die Zeit des Frühkonstitutionalismus und der Märzrevolution zurück, die durch die Überlagerung vormoderner und moderner, sich des Wahlrechts bedienender Artikulationsformen charakterisiert werden kann.

Die Kölner Dissertation von H. Best, einem der profiliertesten Vertreter einer quantifizierenden historischen Forschung im deutschen Sprachraum, verhilft zu einer angemessenen Einschätzung einer der bekanntesten, weite Bevölkerungskreise berührenden deutschen Petitionsbewegung des 19. Jahrhunderts und entwickelt ein Bild jener Gesellschaft, die angeblich ohne Verbände und Interessengruppen auskam. Best stützte sich auf etwa 4000 Petitionen mit ca. 400 000 Unterschriften, die an die Frankfurter Nationalversammlung gerichtet wurden und die Handelspolitik beeinflussen sollten. Er bearbeitete die Vielzahl der durch Petitionen vermittelten Informationen mit Methoden elektronischer Datenverarbeitung und kann auf diese Weise sorgfältig abgesicherte Aussagen über regionale Verteilung, Frequenz, inhaltliche Grundkategorien und ihre Häufigkeitsverteilung sowie schließlich über die Verteilung der Petitionen auf Organisationstypen und die soziale Zusammensetzung der repräsentierten Interessengruppen machen. Beeindruckend bleibt überdies, daß sich Best nicht mit einer Quantifizierung begnügt, sondern Inhaltsanalyse und damit auch methodisch verfeinerte traditionelle, erzählende Forschung betreibt und die handelspolitischen Interessenkonflikte mit kontroversen politischen Themen des sozialen, nationalen und konstitutionellen Verfassungswandels verknüpft. So werden die ideologischen Konstellationen der Schutzzolldebatte ebenso bearbeitet wie die ökonomische Realität und ihre Rezeption in der Auseinandersetzung über die Außenhandelspolitik der 40er Jahre. Auch die politischen Voraussetzungen des

revolutionären Schutzzollkonflikts werden im weiten zeitlichen Rückgriff skizziert.

Der zweite Hauptteil der Studie untersucht dann die handelspolitischen Interessenkonflikte der Revolutionszeit außerordentlich differenziert, zugleich aber diszipliniert. Best nimmt u. a. Anregungen Stein Rokkans auf, die sich auf die Elemente nationaler Konfliktstrukturen bezogen, ehe er nach Voraussetzungen und Konsequenzen von Organisationshandeln im Bereich der handelspolitisch motivierten Schutzzollagitation fragt. Von besonderer Bedeutung für eine historisch zuverlässige Einschätzung von Petitionsbewegungen ist die minutiöse Darstellung handelspolitischer Petitionsbewegungen in ihren organisatorischen Voraussetzungen und Abläufen. Best kann die Existenz von Petitionsbewegungen erweisen, die sich nur wenig von plebiszitären Interessenmobilisierungen unterscheiden haben und somit für die Überlappung unterschiedlicher Artikulationsformen stehen. Petitionsbewegungen waren nicht an die Wahltermine gebunden und scheinen deshalb in Frequenzverläufe eingebettet, die sich zu einer eigenen Verlaufsform der Petitionsbewegung entwickeln; sie förderten auf diese Weise eine fundamentale Politisierung, denn die Formulierung, Vertreibung und Unterzeichnung der Petitionstexte geschah unter breiter Anteilnahme der Betroffenen, in sich sehr differenzierten Petenten. Die überwiegende Zahl der Petitionen müssen als kollektiv verantwortete Sammelpetitionen bezeichnet werden und stellen in dieser Form wiederum einen Übergang zur kollektiven, aggregierten Interessenartikulation dar. Entsprechend häufig sind sie von Vereinen und Verbänden getragen und stimuliert worden, die sich territorial und funktional unterschieden. Best verzichtet zwar auf eine historische Verortung der Petitionsbewegung im Entwicklungsverlauf politischer Partizipation (in mehreren Aufsätzen ist er diesem Problem inzwischen nachgegangen); dennoch ist seine Arbeit für die Einschätzung der Revolutionszeit äußerst bedeutsam, stellt sie doch axiomatisch vorgetragene Thesen über die Konfliktdimensionen der Jahre 1847-49 nachhaltig und überzeugend in Frage.

Bests Meinung nach fürchteten die verbandspolitischen Exponenten des industriellen Bürgertums das „Proletariat“ keineswegs, sondern erblickten in der jungen Arbeiterschaft einen wichtigen Hebel zur Durchsetzung interessenpolitischer Ziele. Die deutsche Revolutionsfurcht vermochte wegen der in Petitionsbewegungen erwiesenen Kontrollierbarkeit der Arbeiterbewegung nur begrenzt zum sozialen Schreckgespenst zu werden; sie erstreckte sich vor allem auf intellektuellenkreise und die Regierungsspitze. Fühlte sich das industrielle Bürgertum somit nicht „bedroht“, so gab es auch keinen stichhaltigen Grund für einen Klassenkompromiß, der vor allem von der DDR-Forschung unbeirrt konstatiert wird.

In der Petitionsbewegung erwiesen die Vertreter des industriellen Bürgertums, die immerhin 3 Millionen Unterschriften sammelten und damit mehr als ein Viertel des Elektorats erreichten, sich als Beherrscher des Massenmarktes und damit als eigenständige Bändiger fundamentaler Politisierung und Mobilisierung. Sie verstanden es, ihren – in marxistischer Terminologie – „Klassengegner“ zu formieren und in eine „breite Sammlungsbewegung“ einzubeziehen, die unter Ausnutzung wirtschaftsnationalistischer Parolen entstanden war. Zugleich wird erwiesen, daß Petitionen nicht allein Ausdruck atomisierter Interessen waren, gleichsam das letzte Auskunftsmittel einer Bevölkerung, die des Verstärkereffekts moderner Öffentlichkeit entriet. Sie hatten vielmehr in der kurzen Phase zwischen Stände- und Industriegesellschaft eine Integrationsfunktion und trugen

zur Ausformung überregionaler Kommunikationswege und Organisationszusammenhänge bei. Durch überregionale und übersektorale Petitionsbewegungen lösten sich partikuläre Beziehungsgeflechte auf und artikulierten sich Interessen in grenzenüberschreitender Weise, wenngleich sich infolge der ökonomischen Differenzierung weiterhin eine Sektionalisierung deutlich auswirkte.

Der Petitionsbewegung der Revolutionszeit kommt somit eine wichtige Rolle im Entstehungsprozeß des Nationalstaates zu, der über nationale Vertretungskörperschaften und ein einheitliches, dadurch auch vereinheitlichendes Wahlrecht verfügte. Dieses Wahlrecht wurde möglicherweise deshalb schnell und vergleichsweise breit akzeptiert, aber auch in den Dienst wirtschaftlicher Interessenvertretung gestellt, weil es als Ersatz des kollektiv umgesetzten Petitionsrechts begriffen wurde. Schließlich aber ist die Kontinuität einer mobilisierenden Sammlungsbewegung bemerkenswert: Sie erreichte ihren Höhepunkt nach der Reichsgründung und stellte sich als ein gouvernementales Disziplinierungsmittel dar, das freilich die Autonomie unterschiedlicher Interessen nicht völlig aufheben konnte.

An den Ursprung kollektiver Interessenvertretung hat sich zum Ende des 19. Jahrhunderts kaum ein Matador des politischen Massenmarktes mehr erinnert: Wahlbewegungen, Demonstrationen, Proteste traten an ihre Stelle. Und dennoch: In Volksbegehren taucht die Petitionsbewegung und -konzeption des 19. Jahrhunderts durchaus noch auf, und auch Bürgerinitiativen stehen in der Kontinuität einer sektionalen Interessenvertretung. Bests Studie ist somit historische Tiefenforschung und trägt zur Vergeschichtlichung unserer Gegenwart bei.

Auch wenn Best in den Rezensionen überwiegend als „Historiker“ im Kontext der Historischen Sozialwissenschaft wahrgenommen wird, markiert die Druckausgabe der Dissertation den sich abzeichnenden graduellen Perspektivenwechsel im Rahmen der Historischen Sozialforschung: es ist der Wechsel des „bekennenden“ Historischen Sozialforschers von einem Geschichtswissenschaftler mit starkem Interesse an den Sozialwissenschaften zu einem Sozialwissenschaftler mit grundlegendem Interesse an der Geschichte (weniger an der Geschichtswissenschaft). Dieser Perspektivenwechsel zeigt sich besonders deutlich in seiner Habilitationsschrift, die vorbildhaft die Anforderungen einer selbstbewussten Historischen Sozialforschung erfüllte.

Habilitation: „*Cuius regio, eius religio*“.

Die lateinische Redewendung „*Cuius regio, eius religio*“ besagt, dass der Herrscher eines Landes berechtigt ist, die Religion für dessen Bewohner vorzugeben. Sie ist bekannt geworden als Kurzform eines im Augsburger Religionsfrieden und im Westfälischen Frieden niedergelegten Rechtsprinzips. Dieses Rechtsprinzip gilt übertragen auch für wissenschaftliche „Herrschafts“verhältnisse: mit dem Wechsel von Best an das Institut für angewandte Sozialforschung als hauptamtlicher Assistent bei Erwin K. Scheuch war auch ein „Konfessionswechsel“ und ein entsprechender soziologischer Habitus angesagt. Die erfolgreiche Habilitation im Fach Soziologie 1987 signalisierte

dann endgültig den vollzogenen „Konfessionswechsel“ und determinierte den weiteren Verlauf der beruflichen Karriere als Soziologe.

Die zehn Dienstjahre (1978-1988) unter dem „Dienstherren“ Scheuch haben Best nachhaltig geprägt, aber auch umgekehrt dürfte Best zumindest auf Scheuchs innere und äußere Haltung zur Historischen Sozialforschung deutlich eingewirkt haben. Dazu bemerkt Best in seinem Beitrag „Historische Sozialforschung und Soziologie“ (3. Beitrag in diesem Heft):

Damit bin ich bei dem wichtigsten Paten der Historischen Sozialforschung in Köln: Erwin K. Scheuch. Seine Bedeutung für unser Unternehmen läßt sich ohne rhetorische Anstrengung auf den Punkt bringen: Ohne ihn gäbe es kein Zentrum für Historische Sozialforschung (ZHSF) und wahrscheinlich keinen Anlaß, das 20-jährige Bestehen von QUANTUM zu feiern. Zwölf Jahre lang bot das Institut für angewandte Sozialforschung QUANTUM eine institutionelle Heimstatt, seit 1987 dann das ZHSF als Abteilung des Zentralarchivs für Empirische Sozialforschung. In den 10-jährigen, durch viele Rückschläge belasteten Bemühungen um eine institutionelle Förderung des ZHSF war Scheuch sein beharrlicher und entschiedener Fürsprecher in der etablierten akademischen Welt. Gemeinsam konnten wir schließlich das Unternehmen im Wissenschaftsrat durchfechten und mit der Gründung der GESIS in sicheres institutionelles Fahrwasser bringen. Auch nach der Angliederung des ZHSF an das Zentralarchiv als eine wissenschaftlich selbständige Abteilung hat Scheuch im Alltagsleben des Instituts die besonderen Anliegen der Historischen Sozialforschung mit Empathie, Sympathie und großem Verständnis für ihre speziellen Entwicklungsbedingungen gefördert. Dabei sollte aber bewußt bleiben, daß wissenschaftliches Management und Institutionbuilding nur Epiphänomene sind, die ohne ein tragfähiges Wissenschaftsprogramm und paradigmatische Verankerungen ephemere und letztlich erfolglos bleiben müssen. Der intellektuelle Beitrag der Kölner Soziologie zum Projekt der Historischen Sozialforschung und zu seiner Anbindung an den allgemeinen Entwicklungsgang der internationalen Soziologie ist deshalb von besonderem Belang.

Seine programmatische Visitenkarte als professioneller Soziologe mit besonderem Schwerpunkt in der Historischen *Sozialforschung* gab Best ab mit seinem Aufsatz „Historische Sozialforschung als Erweiterung der Soziologie. Die Konvergenz sozialwissenschaftlicher und historischer Erkenntniskonzepte“, der 1988 in der renommierten „Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie“ (Heft 40,1) erschien. Der Aufsatz entstand aus seiner Antrittsvorlesung am 25. November 1987 an der Universität zu Köln.

Der Abschluss des Habilitationsverfahrens vor der wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fakultät bot die Gelegenheit, Überlegungen zum sozialwissenschaftlichen Erkenntnispotential historischer Daten zu formulieren, deren Anlass mehrere Monate zurücklag: Seit Anfang 1987 erhielt das ZHSF als eine Abteilung des Zentralarchiv für Empirische Sozialforschung an der Universität zu Köln eine dauernde institutionelle Förderung. Damit waren langjährige Bemühungen, an denen Best beteiligt war, zu einem erfolgreichen Abschluss

gekommen. Im Verbund der sozialwissenschaftlichen Infrastruktureinrichtungen GESIS war das ZHSF nun u.a. zuständig für die Archivierung maschinenlesbarer Forschungsdaten, die Methodenentwicklung und -beratung, die überuniversitäre Methodenausbildung und die Betreuung spezialisierter Publikationen für die historische Sozialforschung.

Best betrachtet in seinem Beitrag die Historische Sozialforschung als Erweiterung der Soziologie, indem er die Konvergenz sozialwissenschaftlicher und historischer Erkenntniskonzepte herausarbeitet. Zunächst analysiert er das Verhältnis von Geschichte und Soziologie. Dazu zieht er verschiedene Abgrenzungen in Erwägung: die Abgrenzung der Gegenstandsbereiche; die Abgrenzung der Datenfelder; die Abgrenzung der Erkenntniskonzepte. Seine Analyse ergibt, dass weder die Gegenstandsbereiche, noch die Eigenschaften der Daten, noch die grundlegenden Erkenntniskonzepte und die Methodologie eine Unterscheidung zwischen Soziologie und Historie begründen. Best stellt fest, dass eine Geschichtsforschung, bei der theoretische Absichten im Vordergrund stehen, sinnvoll *nur als eine diachrone Sozialwissenschaft* betrieben werden kann. Vor diesem Hintergrund habe sich die Historische Sozialforschung etabliert. Best erörtert weiterhin die Möglichkeiten der Historischen Sozialforschung: (1) zur Überprüfung der Reichweite von Gesetzesaussagen; (2) zur Aufdeckung von Prozessgesetzen; (3) zur Entdeckung und Erklärung von sozialen Traditionsbeständen; und 4) zur Beobachtung von Ungleichzeitigkeiten. Best kommt zum Schluss: Die Soziologie sei im Kern eine historische Wissenschaft, weil Wandel, Beharrung und Ungleichzeitigkeit elementare Kategorien soziologischer Theoriebildung seien. Deshalb sei es die Aufgabe der Historischen Sozialforschung, der soziologischen Empirie die erforderliche zeitliche Tiefe zu geben.

Die überarbeitete Habilitationsschrift von Best erschien mit gehöriger Verspätung erst 1990. Die Untersuchung ist erneut im Grenzbereich von Geschichte und Soziologie lokalisiert: Best befasst sich mit einem historischen Gegenstand – den verfassungsgebenden Nationalversammlungen, die 1848/49 in Paris und Frankfurt tagten –, doch setzt er dazu soziologische Methoden und Kategorien ein. Die Untersuchung ist auf der Grundlage historischer Quellen entstanden – überwiegend biografischen Einzelzeugnissen und den Protokollen namentlicher Abstimmungen –, doch werden diese Quellen zu einem „Daten-teppich“ verknüpft, in dem einzelne Personen und deren Entscheidungen nur Beobachtungspunkte in übergreifenden Strukturzusammenhängen sind. Best leistet damit auch einen Beitrag zur Diskussion der Historiker über die Handlungsbedingungen der Abgeordneten beider Versammlungen und den Entwicklungsgang des Revolutionsparlamentarismus in den Jahren 1848/49. Er geht jedoch aus von allgemeinen Überlegungen zu den Voraussetzungen für die Etablierung repräsentativer Demokratien und liefert empirisches Material zu deren Überprüfung.

Best, Heinrich: Die Männer von Bildung und Besitz. Struktur und Handeln parlamentarischer Führungsgruppen in Deutschland und Frankreich 1848/49. Düsseldorf: Droste 1990, 598 S. (= Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Bd. 90); zgl. Köln, Univ., Habil.-Schr., 1986.

Daten aus soziodemographischen Analysen in Verbindung mit den Protokollen namentlicher Abstimmungen der Abgeordneten in der Frankfurter Nationalversammlung und der Pariser Assemblée nationale constituante der Jahre 1848/49 bilden die Grundlage dieser ersten umfassenden Sozialgeschichte der parlamentarischen Führungsgruppen zur Zeit der Etablierung repräsentativer Demokratien. Best geht davon aus, daß die Kombination hoher politischer Mobilisierung mit einem verfassungslosen Zustand, ohne daß bereits organisierte Massenparteien und Fraktionen existierten, die in der europäischen Geschichte einzigartige Gelegenheit für eine ‚Nullmessung‘ von Konfliktstrukturen vor ihrer Institutionalisierung in Parteiensystemen eröffnet. Die den ausführlichen statistischen Analysen (in erster Linie die ausführlich erläuterten Verfahren der multidimensionalen Skalierung und der multiplen Klassifikationsanalyse) zugrundeliegende Datenbasis erfaßt neben dem Abstimmungsverhalten der Abgeordneten deren soziale Herkunft, berufliche Mobilität, regionale Bindungen, religiösen Orientierungen, Bildungserfahrungen und politische Biografien. Die damit erkennbaren Muster politischen Handelns widerlegen unter anderem die These von Interessen- oder Klassegebundenheit oder persönlicher Sozialisation als Bestimmungsgrund für Gruppenbildungen. Eher lassen sich – zumindest in dem untersuchten regionalen und historischen Kontext – politische Biografie und regionale Bindung als Einflußgrößen politischen Handelns herausfiltern.

Die theoretischen Absichten dieser Arbeit bestimmen den Gang der Untersuchung und den Stil der Darstellung, nicht zuletzt auch die Auswahl der Literatur und die Weise, in der sie hier verwendet wird. Sie weisen sie aber nicht eindeutig einer der beiden Disziplinen zu: Dass auch die Geschichte eine theoretische Wissenschaft ist, zumindest sein kann, während die Soziologie um ihrer eigenen Erkenntnisziele willen auch historische Sachverhalte berücksichtigen muss, wurde in anderen Zusammenhängen vielfach und hinreichend begründet.

Doch dürfte dieses Buch damals für Historiker eher fremdartig erschienen sein – für manche wohl auch befremdlich. Von den bisherigen Untersuchungen über die beiden verfassungsgebenden Versammlungen unterscheidet es sich radikal in der Methode. Die quantifizierenden Verfahren der Historischen Sozialforschung werden hier als ausschlaggebende Mittel wissenschaftlicher Beweisführung eingesetzt, die Aussageeinheiten sind Kollektive und Aggregate, wobei, um die Darstellung zu entlasten, selbst auf einen illustrativen Gebrauch von Einzelbeispielen verzichtet wurde.

Die empirische Grundlage der Arbeit bildet prosopographisches Material in Verbindung mit Listen namentlicher Abstimmungen. Beide Datenquellen lassen sich jeweils einer Seite des im Untertitel angedeuteten doppelten Untersuchungsansatzes zuordnen: die Kollektivbiografien der „Struktur“, die namentlichen Abstimmungen dem „Handeln“ der beiden Führungsgruppen. Die

parlamentarischen und außerparlamentarischen Handlungskontexte werden hingegen durch eine umfangreiche, auch in Handbüchern verdichtete und kodifizierte Sekundärliteratur erfasst. Deshalb waren zu diesem Untersuchungsaspekt nur in wenigen Einzelfällen ergänzende Archivrecherchen erforderlich.

Die Methoden der Untersuchung werden in einem Anhang ausführlich beschrieben. Die Anwendung quantifizierender Verfahren ist ebenso voraussetzungs- wie implikationenreich; eine Bewertung der Ergebnisse Historischer Sozialforschung ist deshalb nur möglich, wenn die Methoden der Datenanalyse auch offengelegt werden. Dies gilt im gegebenen Fall vor allem für die Konstruktion von Skalen aus Serien namentlicher Abstimmungen. Diesen Teil der Methodenbeschreibung hat Best deshalb zu einem kleinen „Buch im Buch“ ausgeweitet, um den Leser mit einem Datentyp und einem Methodenrepertoire vertraut zu machen, die in Deutschland bisher kaum bekannt waren.

Best wird mit seiner Habilitationsschrift zum ersten Mal primär als Soziologe wahrgenommen. Entsprechend finden sich die zunehmend Rezensionen von Kollegen aus den Sozialwissenschaften. Die Rezension von Günter Endrweit in der schon erwähnten „Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie“ (Heft 1992/3) soll hier stellvertretend in Auszügen wiedergegeben werden:

Der Titel klingt nach Bernt Engelmann auf Soziologisch. Aber der Untertitel hat gar nichts Reißerisches und sagt deutlich, um was es geht: historische Sozialforschung. Wer das je versucht hat, der weiß, daß die Arbeit ein stets hartes und die Lektüre meist ein trockenes Brot ist. Das mit der Arbeit kann ich bestätigen, weil ich einmal versuchte, den Wiederaufbau Chicagos nach dem Großfeuer von 1871 zu rekonstruieren; das mit der Lektüre blieb der scientific community erspart, weil mir die Arbeit zu hart war. Allerdings ist Heinrich Best in einer glücklicheren Lage, weil Parlamentarier ihr Tun besser zu dokumentieren pflegen als Mrs. O'Leary's Cow, der man die Brandstiftung nachsagte, der aber Comtes Ansprüche an positivistische Wissenschaft nicht so neu gewesen sein dürften, wie den Herren in der Assemblée nationale Constituante.

Nach einer amerikanischen Formel definierte ein Historiker: „Sociology is history with the hard work left out“, und ein Soziologe revanchierte sich mit: „History is sociology with the brain left out“. Wer historische Sozialforschung treibt, muß also Handwerk und Hirnwerk zusammenbringen. Aber Addition durch Interdisziplinarität als Phasenreihung genügt da sicher nicht; schließlich wissen wir, daß Theorien, Datensammlung und Erkenntnis nur im funktionalen Zusammenhang und nicht als Just-in-time-Montage möglich sind. Eine Theorie der Geschichte ist trotz Karl-Georg Faber und einiger anderer keineswegs Ziel aller Historiker. So muß die historische Sozialforschung die Theorien sicherlich vornehmlich aus der Soziologie beziehen. Sie muß ebenfalls die Forschungsmethoden der Soziologie übernehmen, weil sie, wie die Soziologie, ja Sozialforschung ist, und weil Daten für den Historiker mit seiner Wertschätzung für Unikate eine ganz andere Rolle spielen als für den Sozialwissenschaftler, der sich deswegen sogar mit der für einen Historiker geradezu ekligen Datenverarbeitung beschäftigt. Nur die Daten selbst, die muß die historische Sozialforschung wie die Geschichte erheben, quasi mit archäologischen Methoden die

fertigen, fragilen Artefakte vorsichtig ausgraben, von späteren Anlagerungen befreien, dendrologisch oder komparativ die Authentizität untersuchen usw.

Alles das hat Best getan, und zwar mit eindrucksvollem Erfolg. Das gilt um so mehr, als er quantitativ forschte, was historisch wegen Datenlücken schon schwer ist und komparativ noch schwieriger, weil fertige Daten selten zum Zwecke des Vergleichs erhoben wurden.

Best beginnt mit einer Synthese der vielen elitetheoretischen Ansätze, um ein Instrumentarium zu gewinnen, mit dem Zusammenhänge zwischen der Struktur politischer Eliten und der Stabilität politischer Institutionen untersucht werden können. Damit ist eine interessante Verbindung zwischen Struktur und Funktion gefunden. Gleichzeitig hat Best damit einen soziologischen Zugang zu dem alten Streit in der amerikanischen Politikelforschung über die Angemessenheit von positional approach und decision-making-approach.

Folgerichtig verknüpft Best relativ statische Strukturaspekte in den ersten Kapiteln (Berufsstruktur, regionale Bindungen und Mobilität, Sozialisationsinstanzen und politische Handlungsfelder) im ersten Teil, der die Führungsgruppen vor dem Zusammentritt der Parlamente beschreibt, mit den mehr dynamischen Aspekten im zweiten Teil, der ihr Handeln in den Parlamenten untersucht. Da sind in den einzelnen Kapiteln Integration, Machtdifferenzierung und Konflikt als soziale Prozesse die wichtigsten Gegenstände der Analyse. Als Verhaltensklärung werden interessen-, sozialisations- und repräsentationstheoretische Modelle benutzt.

Woher bekam Best die Daten? Die Strukturdaten, das ist schon Usus, lieferten Biographien. Das waren schon eindrucksvolle Datenmengen (Frankfurt: N = 808; Paris: N = 910), für die aber die etablierten Handbücher nicht immer ausreichten, so daß Archivforschung nötig war, durch die sich allein für die Frankfurter Nationalversammlung eine Datenmatrix von über 582.000 Zellen ergab. Die Handlungsdaten lieferten die Protokolle über die namentlichen Abstimmungen der Abgeordneten, die damit so etwas wie eine „Gewähltenstromanalyse“ erlaubten. Alles das untersuchte Best mit einem Instrumentarium, dessen Komplexität man sich daran grob vorstellen kann, daß der methodische Anhang knapp 80 Seiten umfaßt.

Bests Arbeit ist ein Werk, das in jeder Hinsicht sehr beeindruckt. Besonders nützlich erscheint es auch in der interdisziplinären Diskussion, wenn sie etwa zeigt, wie historische Daten durch multidimensionale Skalierung aussagefähiger werden und angemessener interpretiert werden können. Das ist eine von den Arbeiten, von denen man sagen kann, sie seien es wert, dafür einige Lebensjahre einzusetzen. Kein Wunder, daß die Universität Köln den Verfasser damit habilitierte! Sie hätte es übrigens auch mit der hier vorgelegten Kurzfassung tun können.

Was für Best sicherlich am meisten gezählt hat, das war die kritische, aber äußerst positive Bewertung seiner Habilitationsschrift durch seinen „Habilvater“ Erwin K. Scheuch.

Die hier vorgelegte Arbeit ist exemplarisch für eine neue Entwicklung in den Sozialwissenschaften. Einmal geht es um die Begegnung von geschichtlicher Empirie und systematisierender Sozialwissenschaften; und zum zweiten um die Anwendung komplexer Verfahren der Statistik auf sozialwissenschaftlich rele-

vante Massendaten. In der Konjunktion beider Entwicklungen liegt die Besonderheit der gegenwärtigen Situation.

Mit dem Computer werden zwei Arten von Beschränkungen überwindbar, die sonst die empirische Sozialforschung begrenzten: Beschränkung in der Zahl der gleichzeitig zu berücksichtigenden Variablen und Beschränkung in der Anzahl der zu bearbeitenden Fälle. Zum anderen wurden Verfahren – und ihre Weiterentwicklung – praktisch anwendbar, die eine Fülle von einzelnen Indikatoren auf wenige latente Gemeinsamkeiten reduzierten (z. B. Clusteranalyse, Faktorenanalyse). Dies bedeutet einen qualitativen Sprung gegenüber der vordem bei multivariaten Analysen üblichen Empirie auf der Grundlage mehrdimensionaler Tabellen. Angewandt auf geschichtliche Daten bewirken diese Entwicklungen eine noch größere Revolutionierung der Vorgehensweise als in der empirischen Sozialforschung.

Best ist als junger Wissenschaftler bereits verschiedentlich mit bedeutsamen Arbeiten in diesem Wissenschaftsprozess hervorgetreten. Besonders bekannt wurde er mit seiner Analyse der Petitionen im frühen 19. Jahrhundert – seine Dissertation. In der jetzt vorgelegten Schrift bearbeitet Dr. Best eine gewissermaßen komplementäre Empirie: Hier geht es nicht mehr um Massenverhalten, sondern um die Analyse der Herkunft und des Verhaltens parlamentarischer Eliten. Der Zeitpunkt ist der der Revolution 1848 und der darauf folgenden Legislaturperiode. Dies ist nach der in der politischen Soziologie vorherrschenden Auffassung – exemplarisch formuliert von Stein Rokkan – die Geburtsstunde der Massendemokratien Kontinentaleuropas und der Grundstrukturen der heutigen Parteiensysteme dieser Länder.

Allein aufgrund ihrer Empirie als systematischer Vergleich der politischen Eliten des frühen 19. Jahrhunderts ist diese Arbeit eine Bereicherung der internationalen wissenschaftlichen Diskussion. Sie ist aber zugleich auch ein wichtiger Beitrag zur theoretischen Kontroverse, der auf vollständiger Kenntnis der demokratietheoretischen Literatur der politischen Soziologie aufbaut.

Die Arbeit sehe ich als einen definitiven Beleg für die Erklärungskraft der Segmentationsthese. Sie ist damit ein wichtiger Beitrag zur Weiterführung der politischen Soziologie als Versuch, einen Zusammenhang zwischen sozialstrukturellen Merkmalen und politischen Verläufen zu begründen.

Dem Typ nach handelt es sich bei dieser Forschung um den Versuch, zu makrosoziologischen Aussagen auf der Grundlage von Daten mikrosoziologischer Art zu kommen. Als allgemeinste Zielsetzung will Best die Struktur der politischen Eliten und ihr Verhalten erklären und in Verbindung setzen zu den Spannungslinien der Gesellschaft.

Für eine soziologische Arbeit sind die langwierigen und auch anspruchsvollen historiographischen Konstruktionen von Datenbasen bloßes Durchgangsstadium. In der Geschichtswissenschaft kann man bereits damit einen Platz gewinnen. Es gelang Best, im Verlauf seiner Arbeit *seine Standards umzupolen von denen seiner Herkunftsdisziplin Neuerer Geschichte zu denen seiner jetzigen fachlichen Ausrichtung Soziologie*.

Zum ersten Male wird hier das tatsächliche Verhalten der Abgeordneten quantitativ analysiert – mit Ergebnissen, die teilweise erheblich von den Bildern der Geschichtsschreibung abweichen. Und gerade mit diesen neuen Daten – im Projekt mühsamst aufbereitet – kann die Verschiedenheit des Parlamentarismus in Frankreich und im Deutschen Reich als kontrastierende Stile politischen Verhaltens gekennzeichnet werden.

Vielleicht ist das wichtigste allgemeine Ergebnis dieser Arbeit die Widerlegung fast aller Aussagen, die sich auf empirische Evidenz berufen, über die Charakteristika der Konfliktlinien zur Zeit der Revolutions-Parlamente 1848-49. Darüber hinaus erweist sich auch die Anwendbarkeit allgemeiner Theorien über den Zusammenhang zwischen Sozialstruktur und Konfliktlinien auf diesen Fall als problematisch. Weder die Vorstellung von Marx noch die von Lipset noch die von Robert Dahl noch die von Rokkan lassen sich mit der Evidenz dieser Arbeit vereinbaren. Am ersten sind diese Ergebnisse noch mit folgenden drei Perspektiven übereinstimmend:

- 1) Traditionelle Strukturen erweisen sich als außerordentlich zählebig, überdauern auch aktuell anders laufende Trennungslinien.
- 2) Elitensoziologische Prozesse erklären oft mehr als die sozialen Eigenschaften des Abgeordneten. Dabei dürfte nebeneinander eine Erklärung des Verhaltens durch Gesinnungsgemeinschaft und durch Zugehörigkeit zu einer Klientel am fruchtbarsten sein.
- 3) Den wichtigsten Grund für den deutschen „Sonderweg“ darf man in dem Gegensatz zwischen dem Engagement an der Einigung hin zu einem modernen Verfassungsstaat und der fragmentierten staatlichen Basis dieser Gruppe von Abgeordneten sehen (des „dritten Deutschlands“) gegenüber dem geringeren Engagement in den staatlich höher organisierten Gebieten (Alt-Bayern, Österreich, Kernland Preußen).

Die Arbeit hat also gewichtige inhaltliche Erträge und wird schon deshalb ein bedeutender Beitrag für die sozialhistorische Literatur sein. Sie ist zudem auch ein eindrucksvoller Beleg für die Fähigkeit, die theoretischen Konzepte der politischen Soziologie zu verbinden mit einer raffinierten Empirie.

Ich kann der Fakultät die Annahme dieser Schrift nachdrücklich empfehlen.

Die Menschen hinter den Daten: Parlamentarierbiografien

Die Daten der Untersuchung wurden in zwei umfangreichen Handbüchern dokumentiert, in denen auch die Vorgehensweisen bei der Bildung von „Sekundärvariablen“ – wie etwa den Klassifikationen von Berufen und Regionen – ausführlich beschrieben sind. Sie können, ebenso wie die Datensätze selbst, vom Zentrum für Historische Sozialforschung bezogen werden. Die vorliegende Arbeit konnte deshalb von ausführlichen Datendokumentationen entlastet werden. Die Einzelbiografien der Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung werden im Auftrag der Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der Politischen Parteien in einem eigenen „Biographischen Handbuch der Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung“ dokumentiert, das ebenfalls 1990 erscheinen soll.

Die Datensammlungen zu den Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung entstanden im Rahmen eines von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projektes über „Struktur und Wandel parlamentarischer Führungsgruppen in Deutschland 1848-1953“. Die Daten für die Abgeordneten der Pariser Konstituante wurden 1982/83 während einer Forschungsassistenten an der Maison des sciences de l'homme (MSH) in Paris erhoben.

Heinrich Best hat nicht nur im Rahmen seiner Dissertation und insbesondere seiner Habilitation biographische Daten erhoben und analysiert, sondern hat vor allen zwei große DFG-Projekte initiiert und geleitet:

- „Struktur und Wandel parlamentarische Führungsgruppen in Deutschland 1848-1953“ (PARFÜG); Leiter: Heinrich Best; Hauptförderungszeit: 1982-1986.
- „Biographisches Handbuch der Abgeordneten deutscher Nationalparlamente 1848-1933“ (BIORAB); Leiter: Heinrich Best und Wilhelm H. Schröder; Hauptförderungszeit: 1986-1991.

Die Bundesrepublik Deutschland gehört zu den wenigen großen Demokratien, deren parlamentarische Traditionen noch nicht in einem umfassenden historisch-biografischen Handbuch dokumentiert sind. Dies ist der Fall, obwohl die Personengeschichte unserer Nationalparlamente nicht nur in wissenschaftlicher Hinsicht einen hohen Stellenwert einnimmt, sondern auch eine wichtige Aufgabe der Geschichtspädagogik ist: Die Reichstage und verfassungsgebenden Nationalversammlungen zählen zu den wenigen institutionellen Kristallisationspunkten einer deutschen Nationalgeschichte; nicht selten werden Struktur und Verhalten der parlamentarischen Führungsgruppen in Deutschland als Hauptursache für die verzögerte und krisengestörte Entwicklung zu Demokratie und Parlamentarismus angesehen. Gerade auch im Hinblick auf die mit dem deutsch-deutschen Vereinigungsprozess einsetzende Suche nach möglichen sinnstiftenden Elementen der sich wiedervereinigenden deutschen Nation könnte der Blick auf die parlamentarischen Traditionen einen wichtigen Beitrag zur kulturellen Integration der beiden Teilgesellschaften leisten. Für die Entwicklung einer an den Idealen der repräsentativen Demokratie ausgerichteten politischen Kultur im vereinigten Deutschland dürfte die Orientierung an parlamentarischen Traditionen von nicht zu unterschätzendem Wert sein. Unter diesen Umständen ist es umso wichtiger, dass für die parlamentarischen Führungsgruppen in Deutschland endlich ein zufriedenstellendes biografisches Handbuch vorliegt, welches gleichermaßen als Arbeitsmittel für die Forschung wie als Medium der politischen Bildung dienen kann.

Das 1996 publizierte Handbuch zur Frankfurter Nationalversammlung enthält die Biografien von 809 Abgeordneten und erschien als erster Band eines auf drei Teilbände angelegten Biografischen Handbuchs deutscher Nationalparlamentarier von 1848 bis 1933. Die beiden anderen Teilbände sollten die Biografien der 2.775 Abgeordneten des Norddeutschen Reichstags, des Zollparlaments und der Deutschen Reichstage 1867-1918 (Band II) sowie die Biografien der 1.799 Abgeordneten der Weimarer Nationalversammlung und der Deutschen Reichstage 1919-1933 (Band III) enthalten.

Heinrich Best, Wilhelm Weege: Biographisches Handbuch der Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung 1848/49, Droste Verlag, Düsseldorf 1996. 496 Seiten.

Heinrich Best und Wilhelm Weege haben für die insgesamt 809 Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung ein biographisches Handbuch vorgelegt, das sich in die Reihe solcher Nachschlagwerke über die sozialdemokratischen Reichstagskandidaten und Parlamentarier einreicht und sich methodisch an diese von Wilhelm Heinz Schröder betreuten Werke anlehnt.

Die Einzelbiographien präsentieren in bewundernswerter Dichte Informationen über die Familienverhältnisse der Abgeordneten, über ihren beruflichen Werdegang, Mitgliedschaften in Vereinen und Verbänden, über ihre parlamentarischen Tätigkeiten und Fraktionszugehörigkeiten, über publizistische Aktivitäten, Reisen ins Ausland und über behördliche Verfolgung und Maßregelung. Ein 120-seitiges Register ordnet diese Lebensläufe nach allen erdenklichen Kriterien. Karten über die geographische Verteilung der Mandatsorte verschiedener Fraktionen und des Abstimmungsverhaltens ihrer Mitglieder ergänzen dieses materialreiche und ungemein zuverlässige Handbuch.

Diese Sammlung und Verknüpfung unzähliger biographischer Einzeldaten stellt unzweifelhaft eine Arbeitsleistung dar, die der Einzelforscher im Zuge einer Spezialuntersuchung heutzutage nicht mehr im Alleingang erbringen kann. Auf ihrer Basis sind weiterführende Untersuchungen möglich, die auf eine moderne, sozial- und kulturhistorische Interessen verbindende Weise soziale Muster und Regelmäßigkeiten ebenso herauszuarbeiten erlauben wie individuelle Besonderheiten.

Die Einzelbiographie dient dabei gewissermaßen als Scharnier zwischen dem exemplarischen Typus und der individuellen Persönlichkeit. Die Interpretation der dramatischen Verhandlungsprotokolle des Paulskirchenparlaments und Analysen von Deutungsmustern und politischen Positionen der Abgeordneten können damit auf eine solide sozialhistorische Basis gestellt werden. Umgekehrt erschließt sich oft aus der biographischen Rückbindung erst, wie bestimmte zeitgenössische Positionen in persönlichen und gleichzeitig typischen Erfahrungshorizonten wurzeln. Darüber hinaus kann man auf der Grundlage dieses Handbuchs auch die konkreten Kontakt- und Vernetzungsmuster rekonstruieren, in die die Abgeordneten der Nationalversammlung vor, während und nach der gescheiterten Revolution eingebunden waren. Schon eine punktuelle Beschäftigung mit einzelnen Biographien oder mit regelmäßigen Mustern, wie sie sich aus dem Register erschließen, ergänzt den aktuellen Kenntnisstand, läßt Fragen neu stellen und macht neugierig auf die historische Forschung, die auf der Basis einer solchen Grundlagenarbeit erst möglich wird. (Thomas Welskopp in: *Süddeutsche Zeitung* 9.11.1996)

Das biografische Handbuch-Projekt ist eingebettet in eine Reihe z.T. weit zurückreichender Bemühungen um eine kollektiv-biografische Erforschung des deutschen Parlamentarismus. Insbesondere zwei Forschungsprojekte wären in diesem Zusammenhang zu nennen: das von Heinrich Best am Institut für Angewandte Sozialforschung in Köln geleitete Forschungsprojekt „Struktur und Wandel parlamentarischer Führungsgruppen in Deutschland 1848-1953“ (PARFÜG) und das unter Leitung von Wilhelm H. Schröder an der TU Berlin

und am ZHSF durchgeführte Forschungsprojekt „Biographisches Handbuch der sozialdemokratischen Parlamentarier in den deutschen Reichs- und Landtagen 1867-1933“ (BIOSOP).

Beide Projekte haben in konzeptioneller und methodischer Hinsicht das Projekt „Handbuch deutscher Nationalparlamentarier“ entscheidend beeinflusst; Art und Form der in diesem Handbuch präsentierten biografischen Informationen sind grundsätzlich mit den Biografien des von Wilhelm H. Schröder bearbeiteten biografisch-statistischen Handbuchs „Sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete und Reichstagskandidaten 1898-1918“ kompatibel. Beide Projekte haben durch die Bereitstellung umfangreicher Quellen- und Datenbestände erst die Voraussetzung für die Zusammenstellung einer ausreichenden Informationsbasis für die Erarbeitung eines Handbuchs deutscher Nationalparlamentarier geschaffen.

Die im Rahmen des PARFÜG-Projektes erarbeitete Habilitationsschrift von Heinrich Best „Die Männer von Bildung und Besitz. Struktur und Handeln parlamentarischer Führungsgruppen in Deutschland und Frankreich 1848/ 49“ liefert einerseits die kollektiv-biografische Analyse der Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung von 1848/ 49. Das Handbuch von Best / Weege enthält andererseits die biografischen Grundlagen, auf der die empirische Analyse fußt; beide Werke sind deshalb zueinander komplementär.

Die genannten großen Editionsprojekte sind inzwischen den modernen technischen Möglichkeiten angepasst worden. Sämtliche Handbücher liegen in Form von frei recherchierbaren Online-Datenbanken vor. So führt das *Parlamentarierportal*¹¹ Datenbestände aus verschiedenen am ZHSF bearbeiteten Projekten zusammen.¹² Es liegen insgesamt biografische Informationen zu Parlamentariern der deutschen Reichs- und Landtage und des Deutschen Bundestages vor. Neben den personenbezogenen Grunddaten werden Informationen über Berufsstationen, politische Karriere und parlamentarische Tätigkeit strukturiert angeboten. Die Informationsdichte, die wissenschaftlichen Editionsprinzipien sind in den einzelnen Projekten sehr unterschiedlich. Wurden in einigen Projekten nur wissenschaftlich gesicherte Informationen als Grundlage kollektiv-biografischer Forschung aufgenommen, beruhen andere Datenbestände auf der freiwilligen Selbstangabe der Parlamentarier. Gemeinsam ist allen Datenbeständen, dass sie in strukturierter Form in Datenbanken abgelegt wurden. Diese Datenbanken sind vernetzt, so dass Informationen zu einzelnen Parlamentariern auch zusammengefasst abgerufen werden können.

¹¹ <http://www.gesis.org/dienstleistungen/daten/daten-historische-sozialf/db-parlamentarierbiographien/>.

¹² Vgl. Wilhelm Heinz Schröder & Wilhelm Weege & Martina Zech: Historische Parlamentarismus-, Eliten- und Biographieforschung. Forschung und Service am Zentrum für Historische Sozialforschung, Köln 2000 (= Historical Social Research, Supplement 11).

Folgende Datenbestände / Datenbanken zur Parlamentarismus-, Eliten- und Biografieforschung werden online mit kurzen Projektbeschreibungen bereitgestellt:

- Biographisches Handbuch der Sozialdemokratischen Parlamentarier in den deutschen Reichs- und Landtagen 1867-1933 (BIOSOP)
- Sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete und Reichstagskandidaten 1898-1918 (BIOKAND)
- Biographisches Handbuch der Abgeordneten deutscher Nationalparlamente 1848-1933, darunter:
 - Abgeordnete der Frankfurter Nationalversammlung 1848/49 (BIORAB-Frankfurt)
 - Abgeordnete in den deutschen Reichs- und Landtagen 1867-1918 (BIORAB Kaiserreich)
 - Abgeordnete in den deutschen Reichs- und Landtagen 1919-1933 (BIORAB Weimarer Republik)
- Kollektive Biographie der Landtagsabgeordneten der Weimarer Republik 1918-1933 (BIOWEIL)
- Abgeordnete des Deutschen Bundestages 1949-2002 (BUMAST)

Neben den Lebensläufen werden Publikationen zu Parlamentarismus, Kollektiver Biografie und verwandten Bereichen der Parlamentarismusforschung angeboten.

Konvergenz I: Historische Sozialforschung und Historische Sozialwissenschaft

In den 1980er Jahre hat sich Heinrich Best wiederholt kritisch mit der Historischen Sozialwissenschaft in Deutschland auseinandergesetzt. Wesentlichen Anteil an der Entwicklung zur Historischen Sozialwissenschaft hatte die wachsende Einsicht in die vielberufene „Theoriebedürftigkeit“ der Geschichtswissenschaft. Dabei wurde fast ausschließlich auf die Theorieleistungen der systematischen Sozialwissenschaften zurückgegriffen. Das geschieht typisch in der Weise, dass einzelne Begriffe, Kategorien und Modelle in die historischen Argumentationszusammenhänge eingebaut werden. Dabei wird der Anspruch an die Reichweite und Erklärungskraft theoretischer Aussagen weit zurückgenommen.

Die Historische Sozialwissenschaft zielt auf Veränderungen in der historischen Zeit unter je spezifischen Umständen und nicht auf zeitübergreifende Gesetzmäßigkeiten. Die theoretischen Aussagen der Historischen Sozialwissenschaft sind weit überwiegend „ad-hoc-Theorien“, d. h. Hypothesen, die ausschließlich dazu dienen, die vorliegenden (begrenzten) Regelmäßigkeiten auf einen Zusammenhang von theoretischen Sätzen zu bringen, ohne dass diese in weitere Zusammenhänge integriert wurden, noch ohne dass sie in ihrem Geltungsbereich auf weitere Räume oder Zeiten angewandt wurden.

Die Vermutung mancher Exponenten der Historischen Sozialwissenschaft, „Theorien mittlerer Reichweite“ zu formulieren, widerspricht dem Anspruch an die Reichweite derartiger Aussagensysteme. Um eine ad-hoc-Theorie zu einer Theorie mittlerer Reichweite auszudehnen, müsste die behandelte Serie von Invarianten und Regelmäßigkeiten mit anderen vergleichbaren Invarianten konfrontiert werden, anders in Raum und Zeit. Das wird dann entweder zu einer einheitlichen Theorie mittlerer Reichweite führen oder zu einer typologischen Differenzierung, so dass dann die Entwicklung einer Theorie von höherem Abstraktionsgrad nötig wird, die die verschiedenen Typen gleichermaßen umfasst und erklärt. Dieses Vorgehen wäre aber nach dem Selbstverständnis der Historischen Sozialwissenschaft „unhistorisch“ und damit zurückzuweisen.

Doch auch wenn es wünschenswert ist, dass die Historische Sozialwissenschaft schärfer als bisher ihre Theorieansprüche bestimmt, so ist die Verwendung von ad-hoc-Theorien selbst legitim und fruchtbar. Auch die Empirische Sozialforschung greift überwiegend auf Aussagen dieses Typs zurück, deren Reichweite meistens den jeweiligen Problemstellungen angemessen ist.

Bedenklicher ist die in der historisch-sozialwissenschaftlichen Forschung häufige Übernahme einzelner Begriffe und Kategorien der Soziologie, losgelöst von ihren theoretischen Zusammenhängen, und ein Gebrauch von Theorie, bei dem „Erklärungen“ nachträglich an die Befunde „herangetragen“ werden. Dieses induktive Vorgehen bedingt Beliebigkeit, denn beobachteten „Wirkungen“ kann eine theoretisch unendliche Zahl von „Ursachen“ zugeordnet werden und ein logischer Schluss von der Beobachtung auf theoretische Aussagen ist nicht möglich.

Die schwerwiegendste Kritik richtet sich gegen die methodische Praxis der Historischen Sozialwissenschaft. Zwar wird von ihren Vertretern eine Verbindung von „historisch-hermeneutischen“ und „sozialwissenschaftlich-analytischen“ Methoden gefordert, doch geht die Historische Sozialwissenschaft in der Praxis selten über hermeneutische Vorgehensweisen hinaus und quantitative Methoden werden nur vereinzelt und vorwiegend illustrativ eingesetzt. Eine deskriptive Kasuistik reicht jedoch nicht hin, um Theorien zu testen, sondern bewirkt Diskrepanzen zwischen der angestrebten Reichweite theoretischer Aussagen über gesellschaftliche Sachverhalte in der Vergangenheit und ihrer empirischen Fundierung.

An diesem Punkt setzt die Fortentwicklung der Historischen Sozialwissenschaft zur Historischen Sozialforschung ein. Allgemein lässt sich Historische Sozialforschung definieren:

- „als die theoriengeleitete Erforschung sozialer Sachverhalte in zeitlicher Tiefe mit gültigen Methoden“ (Best), wobei hier unter Gültigkeit die Entsprechung zwischen der Reichweite der Forschungsoperationen und der Reichweite theoretischer Aussagen verstanden wird, oder

- „als die theoretisch und methodisch reflektierte, empirische, besonders auch quantitativ gestützte Erforschung sozialer Strukturen und Prozesse in der Geschichte“ (W.H. Schröder).

Diese Art von Forschung ist weder „neopositivistisch“, denn sie geht von theoretischen Aussagen aus, noch bedeutet sie einfach eine Ausweitung der Empirischen Sozialforschung in die Vergangenheit, denn die Eigenschaften historischer Daten und die Erfordernisse an Theorien, die gesellschaftliche Sachverhalte in historischer Tiefe erfassen, unterscheiden sich in vieler Hinsicht von einer gegenwartsbezogenen Soziologie. Das Verhältnis von Empirischer und Historischer Sozialforschung lässt sich kennzeichnen als die Übernahme der methodischen Standards der Empirischen Sozialforschung (nicht unbedingt der Methoden selbst!) durch die Historische Sozialforschung.

Da es die Historische Sozialforschung mit Kollektivphänomenen zu tun hat, impliziert die Übernahme dieser Standards den Einsatz quantitativer Methoden. Von der Verwendung von Statistiken, wie sie in der Sozialgeschichte seit jeher üblich ist, unterscheidet sich die Quantifizierung in der Historischen Sozialforschung insofern, als sie

- zunächst nur in qualitativer Form vorliegende Informationen in numerische Daten transformiert, die dann Gegenstand mathematischer Kalküle werden, und
- quantitative Evidenz nicht akzidentiell oder illustrativ, sondern als das ausschlaggebende Beweismittel zum Test von Hypothesen und Theorien einsetzt.

Paul Nolte¹³ hat in seiner kritischen Bilanz zur Entstehung der Historischen Sozialwissenschaft drei Punkte hervorgehoben:

- 1) Es handelte sich von Anfang an nur teilweise um eine thematisch der Sozialgeschichte gewidmete Forschungsrichtung; viele der führenden frühen Vertreter Historischer Sozialwissenschaft wie Wolfgang J. Mommsen oder Heinrich August Winkler sind nie im engeren Sinne Sozialhistoriker gewesen; selbst Hans-Ulrich Wehler ist erst mit der Arbeit an seiner »Gesellschaftsgeschichte« zum Sozialhistoriker geworden. Wichtiger war zum einen die generationelle Vergemeinschaftung als eine Karrieregruppe, zum anderen das allgemeinere Ziel einer traditionskritischen, westlich orientierten, auf systematische Aufklärung der Gegenwart bezogenen Geschichtswissenschaft.
- 2) Diese Gegenwartsorientierung und das Leitbild vom deutschen Sonderweg in die industriell-demokratische Moderne führte zu einer Konzentration auf die Epoche des sog. »langen 19. Jahrhunderts«. Das bot am Anfang Vorteile, war aber, im Vergleich gesehen, selbst ein »deutscher Sonderweg«, denn andere Länder kannten diese Selbstbeschränkung ihrer sozialgeschichtlichen

¹³ Paul Nolte: Historische Sozialwissenschaft.- In: Joachim Eibach / Günther Lottes (Hrsg.): Kompass der Geschichtswissenschaft. Ein Handbuch. 2. Aufl., Stuttgart 2006, S. 53-68.

Reformbewegung auf eine einzige Epoche nicht und konnten deshalb flexibler als die westdeutsche Historische Sozialwissenschaft reagieren, als neue Innovationen in der Sozial- und Kulturgeschichte von anderen Epochen, vor allem der Frühneuzeitforschung, ausgingen.

- 3) Die Historische Sozialwissenschaft kann man als Bewegung zur Modernisierung der deutschen Geschichtswissenschaft betrachten, die sich in ähnliche Strömungen anderer Länder etwa zur selben Zeit einordnet. Aber sie bewahrte, teils unabsichtlich, auch viele spezifische Eigenheiten deutscher Geschichtswissenschaft, in deren langfristige Kontinuität sie sich insofern im historischen Rückblick einordnen lässt.

Die Außengrenzen dieser Richtung, die nie hermetisch dicht waren, haben sich im Laufe der Zeit weiter gelockert; das ursprüngliche Programm und die sie vertretende Historikergruppe ist damit diffuser geworden, aber andererseits sind viele Grundideen und -prinzipien der Historischen Sozialwissenschaft in die allgemeine Geschichtswissenschaft eingesickert und somit, blickt man zum Vergleich auf den Zustand des Faches im Jahre 1965, zwanzig oder dreißig Jahre später weithin selbstverständlich geworden. Aber auch nach 1980 verband sich Historische Sozialwissenschaft in Deutschland ungewöhnlich eng mit bestimmten fachpolitisch führenden Historiker-Persönlichkeiten und ihren Netzwerken, was manchmal dazu führte, unnötig hohe Barrieren gegenüber Forschungsansätzen aufzubauen, die im Prinzip von ähnlichen, zum Beispiel sozialhistorischen Intentionen ausgingen.

Noch in den siebziger Jahren stellte sich heraus, dass die geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen aus der Phase der „produktiven Verunsicherung“ über ihre eigene Identität eher gestärkt als geschwächt hervorgehen würden. Die Politikwissenschaft konsolidierte sich als eine überwiegend empirisch-analytische Disziplin, in der qualitative und historische Ansätze eine geringer werdende Rolle spielten.

Die Soziologie verlor ebenso das Interesse an historischen Studien über Gesellschaften, das freilich nie so groß oder gar dominierend gewesen war, wie es manche Sozialhistoriker zeitweise sehen wollten. Zudem trat die Soziologie, obwohl personell und institutionell erheblich verstärkt, in allgemeiner kulturpolitischer Hinsicht schon seit der Mitte der siebziger Jahre wieder stärker in den Hintergrund; sie war nicht mehr die Leitdisziplin, der alle anderen Fächer von der Geschichte bis zur Literaturwissenschaft in dem Bestreben, sich zu sozialisieren, nacheiferten. In der Öffentlichkeit verstärkte sich stattdessen wieder das Interesse an Geschichte und auch an *erzählter* Geschichte.

Die Historische Sozialwissenschaft ihrerseits hatte immer ihre doppelte Verankerung in sozialwissenschaftlich-analytischen und historisch-hermeneutischen Methoden betont. Sie sah sich jetzt wieder stärker auf die letzteren verwiesen, was freilich auch den Leidenschaften und Vorlieben vieler ihrer durchaus traditionell sozialisierten Vertreter entsprach. Zweierlei also wurde die Historische Sozialwissenschaft nicht:

- Sie entwickelte sich nicht zur integrativen Super-Disziplin, zur Dachwissenschaft für (Neuzeit-) Historiker, Soziologen, Politologen und Ökonomen.
- Sie entwickelte sich aber auch nicht zu einer »Historischen Sozialforschung« im engeren Sinne dessen, was man im englischen Sprachgebrauch »social scientific history« nennt: zu einer quantifizierenden empirischen Sozialforschung an historischen Gegenständen; sie nahm noch nicht einmal die Vertreter dieses Ansatzes in ihre Reihen auf.

Stattdessen blieb die Historische Sozialwissenschaft immer eine Variante konventioneller Geschichtswissenschaft – schon deshalb, weil ihre Vertreter in besonderem Maße Wert darauf legten, öffentlichkeitswirksame Interpretationen der jüngeren nationalen Vergangenheit anzubieten.

Konvergenz II: Historische Sozialforschung und Empirische Sozialforschung

Heinrich Best hat in seiner Jenaer Antrittsvorlesung „Empirische Sozialforschung als historischer Vergleich: Beobachtungen zum Wandel politischer Eliten in Europa seit 1848“ (1994) alle Argumente noch einmal zusammengefasst. Dabei wollte er die Grenzlinien zwischen Disziplinen nicht nur freizügig überschreiten, sondern auf weite Strecken ganz abschaffen. Dies tat er mit Blick auf sein eigenes Fach Soziologie.

In der Soziologie seien Historisierung und Zeitlichkeit nicht lediglich Arabesken oder das Spezialrevier einer als Bindestrich-Soziologie etablierten Historischen Soziologie. Sie seien vielmehr integraler Bestandteil der Erkenntnis-konzepte und des Methodenkanons der Soziologie und zwar gerade dann, wenn diese sich als Empirische Sozialforschung versteht.

Es sei hier nicht der Raum, das Verhältnis der Soziologie zur Geschichte mit seinen Konvergenzen, Dissonanzen und Ambivalenzen umfassend vorzustellen. Der Bogen spanne sich hier weit von einer umstandslosen Befassung mit historischen Sachverhalten und Befunden bei den Klassikern der Soziologie, für die die Geschichte eine unermüdliche Lieferantin soziologischer Problemstellungen und Evidenz war, bis hin zu einem entschiedenen Antihistorismus (z.B. Gottfried Eisermann, der Anfang der 60er Jahre im Handbuch der Empirischen Sozialforschung Evolutionismus und Historismus zu »Todfeinden« der Soziologie erklärte). Diese harsche Formulierung richtete sich zwar nicht gegen jedwede Befassung mit historischen Sachverhalten, doch grenzte sie sich entschieden von zwei Varianten ihrer Konstituierung und Verwendung ab: dem im deutschen Historismus kanonisierten Individualitätsprinzip und dem teleologischen Evolutionismus der umfassenden geschichtsphilosophischen Entwürfe.

Paul Valéry habe die Geschichte einmal das »gefährlichste Gift für den Intellekt« genannt und damit ihre spekulative und für unmittelbare ideologische Verwertung offene Verwendung gemeint. Die Kombination mutwillig beschränkten historischen Wissens mit deterministischen Gesetzesaussagen bilde

dabei eine besonders fatale Mischung mit bekanntlich selbst wieder geschichtsmächtigen Wirkungen. Es gelte demgegenüber als ein entscheidender Schritt der Soziologie hin zur Wissenschaftlichkeit, dass Max Weber, Emile Durkheim und Vilfredo Pareto Wandel nicht mehr durch teleologische Entwicklungsgesetze, sondern kausal als Folge immanenter Wandlungskräfte oder äußerer Störungen zu erklären versuchten.

Erst diese Wendung verleihe historischen Sachverhalten eine eigene sozialwissenschaftliche Bedeutung, zuvor wären sie lediglich Zeichen einer unentrinnbaren Zukunft in Systemen eschatologischer Geschichtsdeutung gewesen. Die Gegnerschaft von Soziologen gegenüber einem teleologischen Evolutionismus dürfe deshalb nicht als eine Absage an Geschichtlichkeit schlechthin missdeutet werden. Das Gegenteil träfe zu.

Dies gelte auch für die Ablehnung des Individualitätsprinzips durch die Soziologie, die gewissermaßen das Widerlager ihrer Abneigung gegen die große Geschichtsphilosophie bildet. Die meisten Soziologen berufen sich auf die aristotelische Regel, dass es keine Wissenschaft des Akzidentiellen gibt. Jede Wissenschaft habe zu ihrem Gegenstand das, was immer oder doch in den meisten Fällen stattzufinden pflegt. Das empirisch-analytische Paradigma von Wissenschaft und Erkenntnis in den Sozialwissenschaften und insbesondere die vergleichende Sozialforschung stehen in dieser Tradition. Eine Auffassung, die das Individuelle als das Wesen des Geschichtlichen kennzeichnet, ist mit den Strukturierungs- und Standardisierungserfordernissen sozialwissenschaftlicher Komparativistik unvereinbar. Zwischen der Scylla geschichtsphilosophischer Entwürfe, die sich empirischer Überprüfung entziehen und nur noch am Lauf der Geschichte selbst scheitern können, und der Charybdis des Individualitätsprinzips, das in Andacht vor dem Einzelfall verharret, sucht eine historisch orientierte Soziologie ihren Weg.

Was kann also eine diachrone Betrachtungsweise einer Soziologie bieten, in der eine wichtige Richtung gerade die Aufdeckung überzeitlicher Gesetzmäßigkeiten anstrebt?

Die Historische Sozialforschung vermag Auskunft über die Reichweite von Generalisierungen zu geben. Sie stellt Daten über abweichende Randbedingungen bereit, die eine lediglich gegenwartsbezogene Sozialwissenschaft nicht in ihrem Angebot hat. So lassen sich komplexe Gesellschaften ohne elektronische Medien nur noch in der Vergangenheit vorfinden. Die Frage etwa, ob Ähnlichkeiten in den Entwicklungsdynamiken sozialer Bewegungen auf die Eigengesetzlichkeit von Mobilisierungsprozessen oder die gleichförmigen Kommunikationsbedingungen heutiger Gesellschaften zurückzuführen sind, sei nur noch mit historischem Material zu beantworten.

Auch eine nach den Methoden der Experimentallogik verfahrenende sozialwissenschaftliche Komparativistik sei auf historische Daten angewiesen. Sozialwissenschaftliche Experimente seien ihrer Anlage nach Beobachtungen unter kontrastierenden Bedingungen. Die Ausbreitung und Auswahl von Kulturmus-

tern erzeuge jedoch eine in vielen Aspekten gleichförmige Weltzivilisation und führe zu einer faktischen Reduktion von möglichen Ursachen-Konstellationen. Die Historische Sozialforschung halte dagegen ein großes Reservoir von Daten bereit, das diese Verarmung der Artenvielfalt von Sozialformen auszugleichen vermag. Sie erhöhe damit die Chance, auf Fälle zu treffen, die sich in vielen Merkmalen gleichen, aber hinsichtlich des Faktors unterscheiden, dessen Einfluss getestet werden soll.

Die Formulierung und Überprüfung von Theorien werde auch dadurch gefördert, dass Zeit, Dauer und Veränderungsraten ausdrücklich in Erklärungsmodellen berücksichtigt werden können. Es scheine selbst unter Fachleuten nicht allgemein bekannt zu sein, dass die kausale Interpretation von Beziehungen zwischen Variablen, die im Querschnitt erhoben wurden, die Annahme voraussetzt, die Daten befinden sich zum Zeitpunkt der Messung im Gleichgewicht. Diese Voraussetzung sei häufig nicht erfüllt. Das bedeute, dass in vielen Fällen ein Modell fehlspezifiziert ist, wenn die Variablen lediglich zu einem bestimmten (gleichen) Zeitpunkt erhoben worden sind. Theodor Geigers Bemerkung (1955), dass die „statische Betrachtung keine Vorstufe ist, dass sie nicht zu unvollständigen Ergebnissen führt, sondern recht und schlecht zu einer Verfälschung der Wirklichkeit“, verweise auf diesen Zusammenhang.

Werden Veränderungen im Längsschnitt zeitkontinuierlich verfolgt, seien Trendaussagen und – bei günstiger Datenlage – Rekonstruktionen konditioneller Verkettungen möglich. Die Dynamiken und Verläufe des Wandels werden dann selbst zum Gegenstand der Forschung. Damit werde die Soziologie ganz unmittelbar zu einer Wissenschaft von der Veränderung, die Auskunft darüber zu geben beansprucht, ob Variationen bloß Oberflächenturbulenzen sind oder aber eine Tiefenströmung langfristigen Wandels anzeigen.

Dabei kämen allgemeine Prozessgesetze zum Zuge:

- Unumkehrbarkeit der Entwicklung,
- Wiederkehr des Gleichen,
- Fortschritt und
- Stufenlehren.

Es sei bemerkenswert, dass die Soziologie während der letzten Jahre gerade in diesem Bereich expandiert ist. Sichtet man das Inventar aktueller sozialwissenschaftlicher Begrifflichkeit, so erkenne man heute eine fast hegemoniale Stellung von Prozesskategorien:

- Wertewandel,
- Individualisierung,
- Entstrukturierung,
- Transformation und
- (Post-)Modernisierung

Die Soziologie sei in weiten Bereichen zu einer Wissenschaft sozialen Wandels geworden, während der Anspruch zurücktritt, Zeit enthobene Gesetze des Sozialen zu finden. Problematisch daran sei, dass die Diagnosen gesell-

schaftlicher Zustandsveränderungen auf einer asymmetrischen Grundlage abgeben werden. Während die Gegenwart als vorläufiger Zielpunkt sozialen Wandels mit Daten und vielfältigen Alltagserfahrungen hell ausgeleuchtet sei, liege die Vergangenheit in grauem Halbdunkel.

Manchmal verdichten sich die vertrauten Stereotypen und Lese Früchte von Soziologen zum Zerrbild der traditionellen Gesellschaft einer Welt, in der das Leben der Menschen durch starke und stabile Bindungen bestimmt wurde, in der Vertrautheit und Zugehörigkeit mit Abhängigkeit und Unterordnung unauf löslich verbunden waren. Dies sei aber retrospektive *science fiction* und völlig ungeeignet, um als Ausgangspunkt für Diagnosen sozialen Wandels zu dienen.

Wir wissen seit langem von hohen Mobilitätsraten bereits in vorindustriellen Gesellschaften, vom heftigen Umschlag des Grundbesitzes, von sozialer Unruhe und tief greifenden ökonomischen Umstrukturierungen. Alles dies hatte mächtige Wirkungen auf den Nahbereich der Lebenswelt der Menschen. Die ehernen Gesetze der Menschheitsentwicklung, die im 19. Jahrhundert formuliert worden sind, vom Kontraktionsgesetz bis zum ehernen Lohngesetz, seien fast ausnahmslos neueren sozialgeschichtlichen Erkenntnissen und dem gegenüber Entwicklungstheorien gnadenlosen Gang des tatsächlichen historischen Wandels zum Opfer gefallen. Es erstaune deshalb, wie selektiv und lückenhaft der Gebrauch ist, den heute weitreichende Diagnosen säkularen Wandels von den viel besseren Möglichkeiten zu einer sozialgeschichtlichen Fundierung langfristiger Trendaussagen machen.

Die Historische Sozialforschung und die Verbreitung ihrer Ergebnisse tun also Not – mehr noch vielleicht als vor etwa fünfundzwanzig Jahren, als sie sich in Deutschland zu etablieren begann. Argumente für eine Historische Sozialforschung seien:

- Die Überprüfung der zeitlichen Reichweite von Theorien.
- Die Vergrößerung der Variabilität von Untersuchungskontexten.
- Die Berücksichtigung von Veränderungsraten in Kausalmodellen.
- Die historische Fundierung von Trendaussagen.
- Die Bestimmung der Wirkung von historischem Wandel auf biografische Verläufe (Kohorten- und Generationeneffekte).

Kausalerklärungen, die keine Prognosen und universelle Gesetzesaussagen enthalten, seien ihrer Konstruktion nach historische Erklärungen. Dies ist aber der Aussagetyp, den die Soziologie gewöhnlich anzubieten hat – außer vielleicht in ihren besonders mutigen Augenblicken. Sie spricht von dem, was war oder gerade stattfindet und verweist dazu auf Theorien von bestenfalls mittlerer Reichweite. Ein Historic Turn sei also nicht vonnöten, er sei schon da.

Heftedition

Für dieses Supplementheft wurde eine Reihe von für die Historische Sozialforschung relevanten Aufsätzen von Heinrich Best ausgewählt. Formale Kriterien für die Auswahl waren – in Absprache mit Best – insbesondere:

- Beiträge, die von Best als Alleinautor verfasst worden sind;
- Beiträge, die in deutscher Sprache erschienen sind (ein Sammelband mit nur englischsprachigen Beiträgen von Best ist an anderer Stelle geplant);
- Beiträge, die „entlegen“ in verschiedenen Zeitschriften und Sammelbänden erschienen und daher nur schwer greifbar sind (leicht auffindbare Beiträge – wie z.B. Artikel im HSR-Online-Archiv – wurden nicht aufgenommen).

Best hat im Internet eine vollständige Bibliographie seiner Publikationen veröffentlicht; ein Link auf eine ausführliche PDF-Version findet sich unter: <http://www.soziologie.uni-jena.de/HeinrichBest.html>.

Best hat darin seine Publikationen nach 7 Bereichen strukturiert:

- A. Methodologie, Methoden und Theorie (Auswahl: 3 Beiträge)
- B. Struktur und Wandel politischer Eliten (Auswahl: 3 Beiträge)
- C. Gesellschaftsvergleich, Strukturanalyse sozialistischer Gesellschaften und Transitionsforschung (Auswahl: 3 Beiträge)
- D. Regionale Differenzierung, Staatsbildung und nationale Integration (Auswahl: 2 Beiträge)
- E. Politische Partizipation und legislatives Verhalten (Auswahl: 5 Beiträge)
- F. Wissenschaftsforschung (keine Beiträge)
- H. Beiträge in Lexika, Miscellen, Rezensionen (keine Beiträge).

Diese Strukturierung wurde auch für die Ordnung der Beiträge in diesem Supplementheft benutzt.

Die Nachdrucke wurden vom Layout her nach HSR-Regeln neu angepasst, werden aber im Sinne des historischen Quellenverständnisses – mit wenigen notwendig erscheinenden Ausnahmen – weitestgehend im Originaltext und vollständig wiedergegeben. Hätte man z. B. nicht mehr aktuelle Bezüge in den Anmerkungen gestrichen oder gar „aktualisiert“, wäre ein „historisches“ Verständnis für Sachverhalte im Text nicht mehr gewährleistet gewesen. Die Nachdrucke dienen eben auch dazu, den „historischen“ Stand zur Zeit der Abfassung der jeweiligen Beiträge zu dokumentieren. Allen Beiträgen wurde zusätzlich ein deutschsprachiger Abstract hinzugefügt.

Supplement No. 20

**A. METHODOLOGIE, METHODEN
UND THEORIE**

HSR Supplement 20 (2008)

Quantifizierende Historische Sozialforschung in der Bundesrepublik Deutschland. Ein Überblick

*Heinrich Best**

Abstract: Best gibt (1) einen Abriss des wissenschaftsgeschichtlichen Zusammenhangs der Historischen Sozialforschung, beschreibt (2) die Etablierung dieser Forschungsrichtung in Köln, grenzt (3) das Konzept einer Historischen Sozialforschung ab von verwandten Forschungsrichtungen und Teildisziplinen, wie der Sozialgeschichte, der Strukturgeschichte und der Historischen Sozialwissenschaft und skizziert (4) den Begründungszusammenhang für eine theorieorientierte und quantifizierende Historische Sozialforschung.– Best resümiert: Quantifizierende Historische Sozialforschung sei ein Wissenschaftskonzept, das zwar keine nomologischen Gesetzesaussagen vom „Newtonischen Typ“ anstrebe, aber durch „Theorien mittlerer Reichweite“ und „statistische Erklärungen“ gesteuert werde.

I. Der wissenschaftsgeschichtliche Zusammenhang

Wenn ich in „Geschichte in Köln“ über die Entwicklung der quantifizierenden Historischen Sozialforschung in der Bundesrepublik berichte, dann fällt es leicht, den gebotenen lokalen Bezug herzustellen, denn die wichtigsten Anstöße zur Etablierung dieser Forschungsrichtung gingen von der Kölner Universität aus und die beiden Institutionen, die sich die Förderung einer quantifizierenden Historischen Sozialforschung zur Aufgabe gestellt haben – die Arbeitsgemeinschaft QUANTUM und das „Zentrum für Historische Sozialforschung“ – sind in dieser Stadt beheimatet. Die Standortwahl war – und hier verwende ich schon Termini aus weiter unten zu berichtenden wissenschaftstheoretischen Kontroversen – kein „historischer Zufall“, sondern zunächst das Ergebnis „überindividueller Strukturen und Prozesse“, die gerade an diesem Ort besonders gute Bedingungen für jene „erneute Begegnung von Geschichte und Soziologie“ schufen, die zum Ausgangspunkt methodischer und thematischer Innovationen in beiden Disziplinen wurde. Daß dabei allerdings nicht die Rolle von Personen zu kurz kommen sollte, ist auch dem sozialwissenschaftlich orientierten Berichterstatter bewußt.

Doch bevor ich auf lokalspezifische Bedingungen und Entwicklungen zurückkomme, möchte ich (I) einen Abriss des wissenschaftsgeschichtlichen Zu-

* Reprint of: Heinrich Best (1981): Quantifizierende Historische Sozialforschung in der Bundesrepublik Deutschland. Ein Überblick, in: Geschichte in Köln, 9, 1981, S. 121-161.

sammenhangs der Historischen Sozialforschung geben und (2) die Etablierung dieser Forschungsrichtung in Köln beschreiben. Danach werde ich (3) das Konzept einer Historischen Sozialforschung von verwandten Forschungsrichtungen und Teildisziplinen, wie der Sozialgeschichte, der Strukturgeschichte und der Historischen Sozialwissenschaft abgrenzen und (4) den Begründungszusammenhang für eine theorieorientierte und quantifizierende Historische Sozialforschung skizzieren. Dieses umfängliche Programm kann hier natürlich nur in der Form einer „tour de Force“ präsentiert werden. Was fehlt und verkürzt dargestellt wurde, muß nicht unbedingt auch unwichtig sein. Für eine gründlichere Unterrichtung sei auf die Literatur verwiesen; ein noch besseres Verständnis kann durch eigene forschungspraktische Erfahrungen gewonnen werden.

Die quantifizierende Historische Sozialforschung beansprucht mit einigem Recht, ein innovativer Ansatz zu sein, und die Exotik, die sie immer noch für viele „traditionell“ arbeitende Historiker besitzt, bestätigt ihren Anspruch. Das schließt jedoch nicht aus, daß sie an Traditionen der Geschichtswissenschaft und der Soziologie anknüpft. Dies gilt sowohl für ihren Gegenstandsbereich – die Beschäftigung mit gesellschaftlichen Strukturen und Prozessen in der Vergangenheit – wie auch für ihre Methode – die Verwendung quantitativer Evidenz zur (vorläufigen) Bestätigung oder Verwerfung wissenschaftlicher Aussagen. Sicher trifft zu, daß gerade in der deutschen Geschichtswissenschaft bis vor ca. 10 Jahren eindeutig das Interesse an einzelnen Ereignissen, an Motivationen und Handlungen historischer Personen vorherrschte und daß dabei eine Betrachtungsweise dominierte, die geschichtliche Wirklichkeit „vom Staate her“ begriff, wobei auch der Staat vor allem als „handelnde Kollektivpersönlichkeit“ und nicht als „Komplex eines spezifischen Zusammenhandelns von Menschen“ gesehen wurde¹. Falsch und ungerecht wäre es aber, diese Staatsorientierung lediglich als Ausdruck von Ignoranz oder Machtverherrlichung der preußisch-deutschen Historiographie zu deuten. Vielmehr reflektierte sie zunächst die Prozesse von nationaler Integration und Staatswerdung, die in Mitteleuropa zwischen und 1918 ihren Höhepunkt und Abschluß erreichten². So war diese Grundorientierung dann auch in Ländern mit unzweifelhafter demokratischer Tradition und der Erfahrung „erfolgreicher“ Revolutionen verbreitet. Für Deutschland wurde dann allerdings die Vehemenz und Hartnäckigkeit kennzeichnend, mit der die Verbindlichkeit des Individualitätsprinzips in der Disziplin durchgesetzt wurde. Verbunden wurde diese thematische Orientierung mit der Kodifikation der historisch-kritischen Methode, der die Vorliebe für literarisch-sprachliche Quellen und hermeneutisch-verstehende Auslegungen immanent ist.

¹ M. Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*, Studienausgabe, Tübingen 1972, S. 6 f.

² J. Kocka, *Sozialgeschichte. Begriff – Entwicklung – Probleme*, Göttingen 1977, S. 52.

Gegner und Opfer war eine Minoritätstradition der deutschen Geschichtswissenschaft, die ihr Interesse auf die Erforschung von überindividuellen Motivationen und Handlungen, von sozialen Strukturen und Prozessen richtete und Geschichte zunächst als Gesellschaftsgeschichte verstand. Einen ersten Höhepunkt der Kontroverse bildete in den 1890er Jahren der Lamprecht-Streit, der in seiner wissenschaftshistorischen Bedeutung – weniger in der Qualität seiner Argumente – dem Menger/Schmoller-Streit um die wissenschaftslogischen Grundlagen der Nationalökonomie entsprach³. Die Frontlinie des Lamprecht-Streites wurde von Otto Hintze der in der Auseinandersetzung eine eher vermittelnde Stellung einnahm – zwischen „individualistischer“ und „kollektivistischer“ Geschichtsauffassung gezogen. Es gehe

im Grunde um die alte Streitfrage nach dem gesetzmäßigen Charakter der historischen Erscheinungen ... Sind die geschichtlichen Vorgänge in dem Maße genereller Natur, daß sie sich in ein typisches Schema regulärer Entwicklung einfügen lassen, oder überwiegt im großen und ganzen doch der singuläre Charakter?⁴

Die eindeutige Niederlage Lamprechts in seiner Auseinandersetzung mit den Vertretern von Individual- und Politikgeschichte markierte eine Weichenstellung, die auf Jahrzehnte die „Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“ in ein Schattendasein am Rand der Disziplin drängte. Dabei soll nicht verkannt werden, daß die von Lamprecht vertretene „Universal- und Kulturgeschichte“ methodische und konzeptionelle Schwachstellen aufwies, die es den Gegnern sehr leicht machten. Insbesondere litt der Ansatz Lamprecht unter einem Defekt, der heute noch viele Arbeiten der Historischen Sozialwissenschaft kennzeichnet: einer Diskrepanz zwischen der Reichweite der Aussagen und ihrer empirischen Fundierung. Es widersprach bereits den damaligen methodischen Standards, generalisierende Aussagen durch Einzelzeugnisse zu „belegen“ und umfassende Synthesen allein auf die Intuition und Assoziationskraft des Forschers zu gründen. Erst das Instrumentarium der Historischen Sozialforschung vermag diese Kluft zu schließen und dem Vorwurf unzulässiger Verallgemeinerung zu widerstehen. Unter dieser Voraussetzung ist es kein Zufall, daß Lamprecht – über allgemeinste programmatische Formulierungen hin aus – praktisch keinen Einfluß auf die Entwicklung der Historischen Sozialforschung in den vergangenen Jahren gehabt hat. „Kollektivistische Geschichtsauffassung“ und „collective history“ – wie sie der amerikanische Soziologe Charles

³ H. Engelberg, Zum Methodenstreit um Karl Lamprecht, in J. Streisand (Hrsg.) Studien über die deutsche Geschichtswissenschaft II, Die bürgerliche deutsche Geschichtswissenschaft von der Reichseinigung von oben bis zur Befreiung Deutschlands vom Faschismus, Berlin 1965, S. 136 ff.

⁴ O. Hintze, Über individualistische und kollektivistische Geschichtsauffassung, in: Gesammelte Abhandlungen, Bd. 2, Soziologie und Geschichte, hrsg. v. Gerhard Oestreich, 2. Aufl. Göttingen 1964, S. 315.

Tilly fordert⁵ – haben nur eine sehr lockere genealogische Verbindung. Von größerer unmittelbarer Bedeutung war demgegenüber mit Ernst Bernheim ein weiterer „Kulturhistoriker“, dessen „Lehrbuch der Historischen Methode“ bei der gegenwärtigen Entwicklung einer Methodik zur sozialwissenschaftlichen Analyse von Akten wichtige Anregungen vermittelt hat⁶.

Zum eigentlichen Vorläufer der Historischen Sozialforschung wurde die ältere und insbesondere die jüngere „Historische Schule der Nationalökonomie“, die – außerhalb der primär politisch ausgerichteten Fachhistorie – auch in Deutschland eine sehr bedeutsame wirtschafts- und sozialgeschichtliche Tradition begründete. Die einzige Forscherpersönlichkeit, der eine Synthese beider Forschungsrichtungen gelang, war Otto Hintze:

In seinen vergleichenden verfassungs- und sozialgeschichtlichen Untersuchungen und mit seiner Rezeption der entstehenden Soziologie erwies er sich ... als der methodisch fortschrittlichste, wenn nicht überhaupt als der bedeutendste deutsche Historiker des späten Kaiserreichs und der Zwischenkriegszeit⁷.

Um so bedauerlicher ist, daß er bei aller fachlichen Anerkennung keine Schule begründete und für Jahrzehnte ohne Nachfolger blieb. Die Etablierung der Wirtschafts- und Sozialgeschichte außerhalb der Fachhistorie ist mit den Namen Gustav Schmoller und Werner Sombart verbunden. Kennzeichnend für Schmoller war eine Verwendung historischer Befunde, wie sie für die an geschichtlichen Prozessen interessierten Sozialwissenschaftler heute noch charakteristisch ist: Er erwartete von der Geschichte, daß sie das Beobachtungsfeld erweiterte, auf dem die theoretischen Annahmen der Ökonomie überprüft und überzeugender formuliert werden konnten.⁸ Damit war er vom abstrakten Rationalismus der Grenznutzentheoretiker wie von der deskriptiven Kasuistik der meisten Fachhistoriker gleich weit entfernt. Werner Sombarts Bedeutung lag in der auch von Friedrich Engels gewürdigten Kritik und Weiterführung des Marxschen Werks insbesondere durch seine „historische Darlegung“ des Entstehungsprozesses des Kapitalismus.⁹ Sombart akzeptierte in seinen frühen Jahren den „wissenschaftlichen Sozialismus“ als „jenen theoretischen Historismus ... , der eine streng theoretisch-abstrakte Behandlung historischer Phä-

⁵ Ch. Tilly, Quantification in History, As Seen from France, in: V.R. Lorwin u. J.M. Price (Hrsg.), *The Dimensions of the Past: Materials, Problems and Opportunities for Quantitative Work in History*, New Haven 1972, S. 108.

⁶ W. Bick u. P.J. Müller, The Nature of Process-Produced Data – Towards a Social-Scientific Source Criticism, in: J.M. Clubb u. E.K. Scheuch (Eds.), *Historical Social Research. The Use of Historical and Process-Produced Data*, Stuttgart 1980, S. 370 ff.

⁷ J. Kocka, Otto Hintze, in: H.-U. Wehler (Hrsg.), *Deutsche Historiker*, Göttingen 1973, S. 275.

⁸ P.R. Anderson, Gustav Schmoller, ebd., S. 147.

⁹ W. Sombart, *Der moderne Kapitalismus*, 2 Bde., Leipzig 1902.

nomene bei voller Würdigung ihrer historischen Relativität anstrebt“¹⁰ Auch in seinem Fall verbanden sich theoretische Orientierung mit einer überaus reichen wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Materialsammlung.

Den bis in die Gegenwart wirkungsmächtigsten Beitrag zu einer Verbindung von systematisch-sozialwissenschaftlichen Ansätzen und Historie leistete Max Weber. Die von ihm wesentlich mitgestaltete idealtypische Methode hat auch für die heutige historisch-sozialwissenschaftliche Forschung nicht an Aktualität verloren.¹¹ Gerade dieses Verfahren läßt aber den großen methodischen Abstand sozialwissenschaftlicher Vorgehensweisen zum Wissenschaftsstil des traditionellen Historismus deutlich werden: Die Konstruktion eines Modells, das als „einseitige Steigerung“ und hypothetische Kombination bestimmter Aspekte in der Realität keine (vollständige) Entsprechung finden kann, und erst dann in einem zweiten Schritt mit der Wirklichkeit konfrontiert wird, um aus der „Messung“ des Abstandes von Konstrukt und Realität Erkenntnisse zu gewinnen, ist mit Positionen unvereinbar, in denen die Rekonstruktion der Vergangenheit, „wie sie wirklich gewesen ist“¹², gefordert wird. Auch die Verwendung historischer Befunde als „Material“ für die Entwicklung von allgemeinen theoretischen Modellen sozialen Handelns war keine Vorgehensweise, die den Beifall der zeitgenössischen Fachhistorie hätte finden können. So ist es denn auch kein Zufall, daß Max Weber von der damaligen Geschichtswissenschaft – mit der wichtigen Ausnahme Otto Hintzes – kaum rezipiert wurde. Dabei blieb dann allerdings auch unbeachtet, daß sein Werk Elemente enthält, die es durchaus rechtfertigen, „ihn nicht nur einen Kultur- und Sozialhistoriker, sondern einen Universalhistoriker zu nennen“.¹³ Zentrale Kategorien Webers wie z.B. „Rationalisierung“ und „Bürokratisierung“ sind trotz ihres außerordentlich hohen Abstraktionsgrades an „historische Zeit“ gebunden. Die Angemessenheit seiner idealtypischen Methode gerade für geschichtswissenschaftliche Theorieanwendung und die historische Dimension seiner theoretischen Konstruktionen haben das Werk Webers dann auch zum wichtigsten Orientierungspunkt der heutigen Historischen Sozialwissenschaft gemacht, das in kaum einer Arbeit aus diesem Kontext unzitiert bleibt.

Als letzter in der Reihe der nicht-marxistischen Vorläufer und Inspiratoren einer Historischen Sozialwissenschaft soll Hans Rosenberg genannt werden, dessen Person und Werk eine unmittelbare Verbindung zu den Neuansätzen Ende der 1960er Jahre herstellt. Er ist auch der erste Bezugspunkt zur Universität Köln, an der er bis zu seiner Emigration im Jahr 1933 arbeitete.¹⁴ Seine

¹⁰ Ders., in: Die Zukunft, 13 (1895), S. 39.

¹¹ Dies ist insbesondere an den Arbeiten von J. Kocka nachweisbar. Vgl. auch ders., Sozialgeschichte, 86 ff.

¹² So die „klassische“ Formulierung von Leopold von Ranke.

¹³ W. Mommsen, Max Weber, in: Deutsche Historiker, S. 299.

¹⁴ H. Rosenberg, Rückblick auf ein Historikerleben in zwei Kulturen, in: ders., Machteliten und Wirtschaftskonjunkturen, Göttingen 1978, S. 12.

Untersuchungen zur Sozialgeschichte der vorindustriellen preußisch-deutschen Herrschaftseliten und zur deutschen Konjunkturgeschichte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bilden thematisch wie methodisch wichtige Vorbilder für die Arbeiten Hans-Ulrich Wehlers und der in seinem Umkreis betriebenen Forschung. Hans Rosenberg stellte auch eine Verbindung zum Forschungsgeschehen in den USA her, wo den auf dem Gebiet der deutschen Geschichte arbeitenden Historikern nur selten Vorbehalte und Widerstände gegenüber einer Verschränkung von Wirtschafts-, Sozial- und Politikgeschichte begegneten.

Alle bislang genannten Autoren haben sich in ihren Arbeiten mehr oder weniger intensiv mit den Positionen des Marxismus auseinandergesetzt, teils als Kritik, teils in der Form einer partiellen Übernahme. Insofern gibt es eine bedeutsame indirekte Wirkung des Marxismus auf die Entwicklung einer historischen Sozialforschung in Deutschland. Bereits dieser vermittelte Einfluß hat manchen zeitgenössischen Fachhistoriker zu einer „grotesken Identifizierung von Sozialgeschichte mit sozialistischer Geschichte“ verleitet¹⁵, und selbst Karl Lamprecht, der als Anhänger eines (sozial)psychologischen Ansatzes und nicht zuletzt als prominentes Mitglied des Aldeutschen Verbandes eigentlich über jeden Verdacht erhaben war, mußte sich gegen den „Materialismus-Vorwurf“ wehren.¹⁶

Der unmittelbare Einfluß des Marxismus ist nicht weniger bedeutsam. Dies gilt natürlich zunächst für die Gründerväter des Historischen Materialismus selbst, die die Entwicklung ihrer kritischen Geschichtstheorie mit einer umfassenden Darstellung der Gesellschaftsgeschichte verbanden. Dabei standen sie allerdings vor dem gleichen Dilemma wie ihre „bürgerlichen“ Gegner, die sich ebenfalls mit der Konstruktion übergreifender evolutionistischer Entwürfe des Geschichtsprozesses befaßten: Sie waren auf die lückenhaften und fehlerreichen Befunde der zeitgenössischen Forschung angewiesen, die durch Intuition und assoziative Kraft in zusammenhängende Deutungsmuster gefaßt wurden.¹⁷ Beispielhaft für die damit verbundenen Gefahren sind die Untersuchungen von Engels über die Geschichte der Familie, die in weiten Passagen auf den problematischen Untersuchungen eines Amateur-Ethnographen über die nordamerikanischen Indianer des ausgehenden 19. Jahrhunderts aufbauten. Derartige Materialien waren natürlich keine empirische Grundlage für einen Theorietest, sondern eher Illustrationen zu Vermutungen über den tatsächlichen Verlauf gesellschaftlicher Entwicklungsprozesse. Es darf dabei allerdings nicht unter-

¹⁵ E. Kehr, Neuere deutsche Geschichtsschreibung, in: Der Primat der Innenpolitik. Gesammelte Aufsätze zur preußisch-deutschen Sozialgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert, hrsg. v. H.-U. Wehler, Berlin, 2. Aufl. 1970, S. 259.

¹⁶ H.-J. Steinberg, Karl Lamprecht, in: Deutsche Historiker, S. 62 f.

¹⁷ E.K. Scheuch, Quantitative Analysis of Historical Material as the Basis for an New Cooperation Between History and Sociology, in: Historical Social Research 13 (1988) No. 2, S. 30f.

schlagen werden, daß diese Defekte Marx und Engels durchaus bewußt waren. So machte Engels darauf aufmerksam, daß die Konzeption des Historischen Materialismus „keine fertigen Dogmen (gibt), sondern Anhaltspunkte zur weiteren Untersuchung, und die Methode für diese Untersuchung.“¹⁸ Statt diese Aufforderung zu einer Fortführung ihres Werkes durch Historische Sozialforschung zu beherzigen, widmeten sich dann allerdings die meisten marxistischen Historiker vornehmlich seiner Exegese. Die Tendenz, von den ursprünglichen Formulierungen abweichende Befunde mehr oder weniger gewaltsam in die dogmatisierten Deutungsmuster des Historischen Materialismus einzupassen oder sie gar zu vernachlässigen, war keine gute Voraussetzung für die Entwicklung einer empirischen Erforschung sozialen Wandels. So ist es denn auch nicht verwunderlich, daß die fruchtbarsten Arbeiten marxistischer Historiographie von Autoren stammten, die sich nicht auf eine offizielle Parteilinie fixieren ließen oder nur locker mit dem „politischen Marxismus“ verbunden waren. Dies gilt ansatzweise selbst für den oft zum Parteihistoriker gestempelten Franz Mehring, der – in Übereinstimmung mit dem oben angeführten Engels-Zitat – im Historischen Materialismus zunächst eine „Methode“ sah und ihn nicht als „geschlossenes, mit einer endgültigen Wahrheit gekröntes System“ wertete.¹⁹ Dies gilt eindeutiger noch für Arthur Rosenberg, der sich konsequent aus den Konstruktionszwängen des orthodoxen Marxismus löste.²⁰ Und dies gilt schließlich auch für Eckart Kehr, den hochverehrten Vorläufer einer sich als Emanzipationsinstrument verstehenden Historischen Sozialwissenschaft, der unter dem Einfluß von Marx und Weber stand, dessen eindeutig gesellschaftskritische Orientierung ihn aber eher der marxistischen Tradition zuordnet.²¹ Das wichtigste Verdienst der marxistischen bzw. dem Marxismus nahestehenden Historiker war es, daß sie bei ihren Forschungen und Deutungen Wirtschaft, Gesellschaft und Politik im Zusammenhang behandelten. Selbst in großer Distanz zur etablierten Fachhistorie stehend, trugen sie auf diese Weise mit dazu bei, daß sich die Wirtschafts- und Sozialgeschichte nicht völlig von der Politikgeschichte löste und in eine spezialistische Isolation geriet.

Auf der Seite der sich allmählich als eigene Disziplin etablierenden Soziologie waren es vor allem die Arbeiten des 1924 gegründeten Frankfurter „Instituts für Sozialforschung“, in dem – seit Max Horkheimer 1930 die Leitung übernommen hatte – eine Gesellschaftsanalyse betrieben wurde, die ihre theoretisch-interpretativen Synthesen mit Blick auf „geschichtliche Bewegung und Umwelt“ entwickelte.²² Sie kombinierte dabei die materialistisch-dialektische

¹⁸ Engels an Sombart, 11.3.1895, MEW, S. 129.

¹⁹ Gesammelte Schriften, hrsg. v. Th. Höhle u.a., Berlin 1961, Bd. 13, S. 316.

²⁰ Berding, Arthur Rosenberg, in: Deutsche Historiker, S. 157 ff.

²¹ H.U. Wehler, Eckart Kehr, in: ebd., S. 111.

²² H. Dubiel, Dialektische Wissenschaftskritik und interdisziplinäre Sozialforschung. Theorie- und Organisationsstruktur des Frankfurter Instituts für Sozialforschung (1930 ff.), in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 24 (1974), S. 243.

Methode mit den neuen Ansätzen der Psychoanalyse und versuchte auf diese Weise die These von der einseitigen Dependenz des Überbaus von der Basis durch eine Sozialpsychologie zu komplettieren. Wichtig für die nachfolgende Entwicklung war es, daß es der „Frankfurter Schule“ durch die Verlagerung des Instituts in die USA gelang, ihre institutionelle und personelle Kontinuität auch über die Jahre 1933 bis 1945 hinweg zu wahren. Damit etablierte sich ein Traditionsstrang, der seit Ende der 1960er Jahre auch auf die Fachhistorie zu wirken begann und die Formulierung des Programms einer Historischen Sozialwissenschaft mit beeinflusste. Die vermittelnde Persönlichkeit war Jürgen Habermas, dessen Arbeiten vor allem von Hans-Ulrich Wehler rezipiert und in den theoretischen Rahmen seiner Analysen des Kaiserreichs integriert wurden.

Demgegenüber wurde die Bedeutung von Norbert Elias, der vor 1933 Assistent am Institut für Sozialforschung gewesen war, erst mit großer Verzögerung erkannt, obwohl er deutlicher als die Exponenten der „Frankfurter Schule“ historisch orientiert ist und umfangreiche eigene Quellenstudien unternommen hat.²³ Für die lange Vernachlässigung seines Beitrages zur Entwicklung einer Historischen Sozialwissenschaft mag mitverantwortlich gewesen sein, daß er sich nach 1933 nicht nur institutionell vom Institut für Sozialforschung löste, sondern auch entschieden von den Positionen der „kritischen Theorie“ abrückte. Damit war er als Symbolfigur und Traditionsträger für eine als Instrument politischer Pädagogik gedachte Historische Sozialwissenschaft nicht mehr einzusetzen. Trifft diese Vermutung zu, dann wäre die späte Anerkennung von Norbert Elias als Symptom einer Neuorientierung der Zielsetzungen und des Problembewußtseins der heutigen Historischen Sozialforschung zu deuten.

II. Die Etablierung einer Historischen Sozialforschung in Köln

Nachdem auf den vorangegangenen Seiten die Bedeutung der „Frankfurter Schule“ für die Formulierung des Programms einer Historischen Sozialwissenschaft herausgestellt wurde, wird sich der Leser zurecht fragen, wann denn nun und in welcher Weise Köln als Schauplatz einer „erneuten Begegnung von Geschichte und Soziologie“ für die Entwicklung der quantifizierenden Historischen Sozialforschung bedeutsam wurde. Ein wichtiger Impuls ging sicherlich von der Person Hans-Ulrich Wehlers aus, der 1968 bis 1970 in Köln lehrte und dessen beständig überfüllte Vorlesungen und Seminare das große Interesse der Studenten an dem Perspektivwechsel signalisierten, den eine sich zur Historischen Sozialwissenschaft umformende Historie eröffnete. Eine wachsende Zahl

²³ N. Elias, *Über den Prozeß der Zivilisation*, 2 Bde, 2. Aufl., München 1969; ders., *Die höfische Gesellschaft. Eine Untersuchung zur Soziologie des Königtums und des Adels*, Neuwied 1969.

von Studenten begann die Verschränkung von Geschichte und Sozialwissenschaft auch in der Fächerwahl nachzuvollziehen. Dies vor allem, nachdem Sozialwissenschaften zum Prüfungsfach der Lehrerbildung wurde und sich mit dieser Kombination eine Berufsperspektive verbinden ließ. In Köln wurden die Studenten jedoch mit einer Soziologie konfrontiert, die sehr weit von dem Verständnis von Sozialwissenschaft entfernt ist, das den Arbeiten Hans-Ulrich Wehlers zugrunde liegt. Die „Kölner Schule“, die damals noch heftige Kontroversen mit ihrem Frankfurter Pendant ausfocht, war gekennzeichnet durch einen hohen Stand bei der Entwicklung und Anwendung der Methoden empirischer Sozialforschung, durch einen zunächst überwiegenden Gegenwartsbezug, durch die Zurückweisung solcher Positionen, die Wissenschaft unmittelbar als Instrument politischer Pädagogik einsetzen wollen, und durch eine wissenschaftstheoretische Konzeption, die sich eher an den Naturwissenschaften als an den Geisteswissenschaften orientiert. Die damals von Wehler vertretene Historische Sozialwissenschaft unterschied sich in allen diesen Punkten von der Forschungskonzeption der „Kölner Schule“: Sie ging kaum über den traditionellen Methodenkanon der Geschichtswissenschaft hinaus und verwendete quantitative Befunde nur vereinzelt und vorwiegend illustrativ, sie war – natürlich – historisch, sie verstand Wissenschaft als Instrument politischer bzw. sozialer „Emanzipation“ und sie beharrte auf einer Betrachtungsweise, die nicht auf (mehr oder weniger) konstante soziale Regelmäßigkeiten, sondern auf deren konkreten und spezifischen Gehalt im jeweiligen historischen Kontext gerichtet ist. Die beiden einzigen Berührungspunkte waren die Verwendung expliziter Theorien im Forschungsprozeß und die inhaltliche Orientierung an gesellschaftlichen Strukturen und Prozessen.

Dieses Nebeneinander zweier gegensätzlicher Konzeptionen von Sozialwissenschaft an einer Universität eröffnete damals den interessierten Studenten die faszinierende Perspektive, deren konkurrierende Wissenschaftsstile und Methodenrepertoires gewissermaßen in der Synopse wahrzunehmen, ohne daß deren Exponenten übrigens in eine direkte Diskussion eingetreten wären. Die Nähe der Positionen Wehlers zu den gesellschaftsreformerischen Tendenzen der 60er Jahre und frühen 70er Jahre sicherte ihm eine breite Zustimmung seiner Hörer. Daneben begann sich aber eine zunächst noch wenig sichtbare methodologische Kritik zu entwickeln, die sich vor allem an der Diskrepanz zwischen der beanspruchten Reichweite seiner theoretischen Aussagen und ihrer empirischen Fundierung entzündete. Denn gemessen an den Standards der empirischen Sozialforschung konnten seine Aussagen über gesellschaftlichen Strukturwandel, über kollektive Mentalitäten historischer Machteliten und über den Zusammenhang zwischen diesen beiden Untersuchungsebenen keine Gültigkeit beanspruchen. Generalisierende Aussagen wurden mit gewaltigen Zitatensystemen und mit Rückgriff auf das Urteil zeitgenössischer Autoritäten „belegt“ aber nicht systematisch „getestet“. Quantifizierende Methoden, die bei Aussagen über Kollektivphänomene eine angemessene wissenschaftliche Über-

prüfung ermöglichen, wurden – wenn überhaupt – nur zu illustrativen Zwecken eingesetzt. Die Übernahmen aus den systematischen Sozialwissenschaften beschränkten sich weitgehend auf Begriffe, Kategorien und Modelle ohne deren methodisch-empirischen Unterbau. Dieses Vorgehen erzeugte eine gewisse Beliebigkeit der Ergebnisse, die weder den methodischen Standards der empirischen Sozialforschung noch denen der traditionellen Historie entsprach. Wehler konnte sich dabei auch nicht auf die Praxis der „Frankfurter Schule“ berufen, die, bei unveränderten wissenschaftstheoretischen Positionen, seit Anfang der 70er Jahre eine Wendung zu einer stärker empirischen Orientierung vollzog.

Unter diesen Voraussetzungen war es die Kölner Soziologie – insbesondere vertreten durch Erwin K. Scheuch – und nicht die von Wehler ausgehende Historische Sozialwissenschaft, die der quantifizierenden Historischen Sozialforschung den in ihrer Anfangsphase so wichtigen intellektuellen und institutionellen Rückhalt gab. Daneben fand diese neue Forschungsrichtung eine bemerkenswerte Unterstützung bei den „traditionell“ orientierten Kölner Historikern. Eine „politische“ liegend aber tatsächlich unzutreffend: Die Entscheidung für einen quantifizierenden Ansatz korreliert – dies hat die nachfolgende Entwicklung eindeutig bewiesen – nicht mit politischen Präferenzen. Auf der Ebene von Daten, Befunden, Methoden und theoretischen Aussagen „mittlerer Reichweite“ gibt es in diesem Forschungsbereich eine problemlose Kommunikation selbst zwischen marxistischen und „bürgerlichen“ Wissenschaftlern, und eine „linke“ Universität wie die FU ist heute neben Köln die wichtigste Hochburg einer quantifizierenden Historischen Sozialforschung in Deutschland. Die Herstellung eines Diskussionszusammenhangs über ideologische Grenzen hinweg wäre damit die bedeutsamste und sicherlich von allen Beteiligten zu begrüßende „politische“ Implikation der Etablierung dieser Forschungsrichtung. Dies gilt übrigens in gleicher Weise für den wissenschaftlichen Austausch mit den Osteuropäischen Ländern.

Wenn wir feststellen können, daß die Unterstützung der Historischen Sozialforschung durch die „Kölner Schule“ aus einem wissenschaftlichen Interesse motiviert war, dann muß dies im Hinblick auf ihre Forschungsschwerpunkte und ihren wissenschaftstheoretischen Standort zu Beginn der 70er Jahre zunächst überraschen, denn damals beherrschte noch eindeutig eine gegenwartsorientierte und anwendungsbezogene Umfrageforschung das Feld, „Evolutionismus und Historismus“ wurden im von René König herausgegebenen Handbuch der Empirischen Sozialforschung zu „Todfeinden der Soziologie“ erklärt²⁴, und die aus strukturell funktionalistischen Konzepten entwickelten Theorieansätze der Soziologie rechneten es sich geradezu als Verdienst an, ohne Raum-Zeit-Bezüge auszukommen. Und doch setzte gerade zu diesem

²⁴ G. Eisermann, Soziologie und Geschichte, in: R. König (Hrsg.), Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd. 4, 3. Aufl., Stuttgart 1973, S. 352.

Zeitpunkt eine Gegenbewegung ein, die zu einer „Wiederentdeckung“ der historischen Dimensionen gerade durch die empirische Sozialforschung führte. Ein Anstoß für diese Entwicklung war die Beobachtung, daß Variationen sozialer Sachverhalte nicht in jedem Fall und nicht ausschließlich als Folge gegenwärtiger Konstellationen erklärt werden können, sondern häufig ein „Nachhall“ der historischen Bedingungen in ihrer Formationsphase sind.²⁵ Eine Sozialforschung, die die Zeitdimension vernachlässigt, würde damit einen wichtigen Aspekt der Bewertung und Erklärung gegenwärtiger Phänomene außer acht lassen. Die Bereitstellung von Daten, die soziale Sachverhalte in historischer Tiefe erfassen, wurde damit zu einer wichtigen Aufgabe einer quantifizierenden Historischen Sozialforschung. Ein weiteres Motiv für das wiedererwachte Interesse der Soziologie an historischen Daten ist die Frage nach der Reichweite der von ihr auf der Grundlage von gegenwartsbezogenem Material formulierten theoretischen Aussagen. Dabei geht es um das Problem, wie „hart“ ihre Generalisierungen sind und ob sie dem Test einer Konfrontation mit Daten widerstehen können, die aus Zeugnissen des wirtschaftlichen, privaten und politischen Alltags der Vergangenheit gewonnen werden. Die Resultate derartiger Untersuchungen bestätigen vielfach den Verdacht, daß die Forschung bislang von unzulässigen Verallgemeinerungen ausgegangen ist.²⁶ Damit wird die Historische Sozialforschung zu einer Sonderform der vergleichenden Sozialforschung. Sie erweitert die Zahl der Beobachtungspunkte und die Variationsbreite der Daten über soziale Sachverhalte. Besonderen Wert erhält sie dadurch, daß sie Informationen über gesellschaftliche Konstellationen anbieten kann, über die eine gegenwartsbezogene Soziologie nicht verfügt: so z.B. über differenzierte Gesellschaften ohne elektronische Medien und entwickelte Verkehrssysteme, ohne die Erfahrungen zweier Weltkriege und ohne formalisierte Regelverfahren zur Bewältigung gesellschaftlicher und politischer Konflikte.

Damit verbunden ist die „Wiederentdeckung“ der Zeit als einer bedeutsamen Dimension sozialer Wirklichkeit. Seit Mitte der 60er Jahre hat die historisch-vergleichende Erforschung „gesamtgesellschaftlicher“ Entwicklungen einen großen Aufschwung genommen. Ein wichtiger Ausgangspunkt ist hier die Beschäftigung mit den Entwicklungsproblemen der Dritten Welt und die Suche nach Handlungsanweisungen für eine erfolgreiche „Modernisierungspolitik“. Dabei wird man sich zunehmend bewußt, daß die Untersuchung makrosoziologischer Fragestellungen eine historische Perspektive erfordert, denn sehr häufig liegen den Analysen der Probleme von Entwicklungsländern und den Prognosen ihrer weiteren Entwicklung viel zu einfache Annahmen über die

²⁵ Vgl. hierzu insbesondere die Arbeiten von S. Rokkan. Einen ersten Überblick gibt *Citizens, Elections, Parties*, Oslo 1970.

²⁶ Vgl. J.M. Clubb, *The „New“ Quantitative History: Social Science or Old Wine in New Bottles?*, in: J.M. Clubb/E.K. Scheuch (Eds.), *Historical Social Research*. Stuttgart, 1980, S. 13 ff.

Entwicklung der westlichen Gesellschaft zugrunde.²⁷ Damit gewinnt die historisch-sozialwissenschaftliche Analyse der „Modernisierung“ in den westeuropäischen Ländern neues Interesse. Dieses Interesse hat sich noch gesteigert, nachdem seit Ende der 60er Jahre Wirtschaftsläufe wieder zunehmend von zyklischen Prozessen bestimmt wurden. Auch in den Industrieländern konnten Prognosen nun nicht mehr aus linearen oder exponentiellen Fortschreibungen von Wachstumsraten abgeleitet werden, sondern die Abläufe und Bedingungen von Kontraktionsprozessen müssen mit einbezogen werden.²⁸ Dies ist aber nur möglich, wenn die Untersuchungszeiträume in größere historische Tiefe ausgedehnt werden. Schließlich weckt die aktuelle Verknappung und Verteuerung von Rohstoffen das Interesse an Untersuchungen darüber, wie Volkswirtschaften in der Vergangenheit mit derartigen Problemen fertig wurden, auf welche Weise sich technische Innovationen durchsetzen bzw. durchgesetzt wurden und welche sozialen Implikationen kurzfristige Veränderungen grundlegender ökonomischer Bedingungen hatten. Vor allem diese Untersuchungen machen deutlich, daß Historische Sozialforschung auch einen unmittelbaren Anwendungsbezug haben kann.

Neben dieser thematischen Neuorientierung der Soziologie im Sinne einer verstärkten Berücksichtigung zeitlicher Bezüge wurden vor allem methodische Berührungspunkte zu einem Anstoß für ihr wieder erwachtes Interesse an der Historie. Ein entscheidender Umstand war hier die „Diversifikation der Datenbasen in der gegenwärtigen Soziologie“.²⁹ Viele Soziologen teilen heute ein Unbehagen über die begrenzte Reichweite und schwindende Genauigkeit von Umfragen, dem nach dem Krieg eindeutig dominierenden Erhebungsverfahren der empirischen Sozialforschung. So interessieren in der Soziologie zunehmend Problemformulierungen, die eine Kombination von Verfahren der Datensammlung erfordern. Dieser Orientierung entspricht ein steigendes Interesse an Mehrebenenanalysen, die nicht mehr ausschließlich auf der Basis von Umfragedaten durchgeführt werden (können). Die Grenzen von Kausalerklärungen mit Interviewdaten, die gerade mit der Verfügbarkeit von Großrechnern und nach routinedhafter Verwendung von früher esoterischen statistischen Operationen deutlicher werden, sind hier ein wichtiger Faktor. Eine Reaktion hierauf ist die verstärkte Nutzung von Daten öffentlicher und Verwaltungen, die im Rahmen ihrer Tätigkeit und nicht nur zum Zweck wissenschaftlicher Auswertung gesammelt wurden bzw. werden.³⁰ Mit einigen Einschränkungen kann man diese Formulierung als eine sozialwissenschaftliche Definition von „Akten“

²⁷ P. Flora, *Quantitative Historical Sociology*, The Hague u. Paris 1977.

²⁸ Vgl. hierzu die Beiträge in dem Sammelband von W.H. Schröder u. R. Spree (Hrsg.), *Historische Konjunkturforschung*, Stuttgart 1981.

²⁹ E.K. Scheuch, *Die wechselnde Datenbasis der Soziologie – Zur Interaktion zwischen Theorie und Empirie*, in: P.J. Müller (Hrsg.), *Die Analyse prozeß-produzierter Daten*, Stuttgart 1977, S. 22.

³⁰ Vgl. P.J. Müller, Vorwort, in: *Die Analyse prozeß-produzierter Daten*, S. 1 f.

verstehen. Damit erschließt die empirische Sozialforschung unter ihren Fragestellungen das klassische Quellenmaterial der Historiker. Dies geschieht zwar nicht mit den hermeneutisch-philologischen Verfahren der Geschichtswissenschaft, sondern mit den Instrumenten der quantifizierenden Dokumenten- und Inhaltsanalyse, aber die Erkenntnisse der Quellenkritik über die Abbildungsqualität und die systematischen Verzerrungen „fremderhobener“ Daten sind ein wichtiges Hilfsmittel zur Bewertung und Interpretation der auf diese Weise gewonnenen Informationen. Heute ist es keineswegs mehr ungewöhnlich, daß in rechtssoziologischen, kriminologischen oder organisationssoziologischen Arbeiten Autoren wie Eduard Bernheim und Ahasver von Brandt zitiert werden. Auf der anderen Seite greift eine quantifizierende historische Sozialforschung auf die Erfahrungen der empirischen Sozialforschung bei der standardisierten Erhebung von „Massendaten“ zurück.³¹ Dieser wechselseitige Austausch auf der Ebene von Datenbasen und Methoden wurde zum wichtigsten Feld der Zusammenarbeit von Historikern und Soziologen. Die Formulierung einer „sozialwissenschaftlichen Quellenkritik“ ist ein erster Ansatz zur Integration des in beiden Disziplinen erreichten Wissenstandes über die Eigenschaften von Akten und ähnlichen Zeugnissen von Verwaltungshandeln.

Der zunehmend intensive interdisziplinäre Austausch zwischen Historikern und Soziologen führte 1975 zur Gründung der „Arbeitsgemeinschaft für Methoden und Quantifizierung in der historisch-sozialwissenschaftlichen Forschung“ (QUANTUM) durch 7 Doktoranden und Assistenten der Universität Köln. Vorausgegangen war eine informelle Gesprächsrunde, in der die Beteiligten auf der Grundlage ihrer eigenen Forschungsarbeiten eine Verknüpfung von sozialwissenschaftlichen und historischen Methoden und Fragestellungen diskutiert hatten. Nachdem über erste rudimentäre Beratungsleistungen immer häufiger Forscher anderer Hochschulen in diesen Austausch einbezogen wurden, schien es sinnvoll, eine „Hilfseinrichtung“ zu gründen, die Dienstleistungen für die quantifizierende Historische Sozialforschung kontinuierlicher und umfassender bereitstellen konnte, als dies auf der Grundlage eher privater Verbindungen möglich war. Die folgenden Jahre brachten ein schnelles Anwachsen der Mitgliederzahlen von QUANTUM auf heute über 500, davon etwa die Hälfte aus dem Ausland. Der „Organisationsgrad“ der quantitativ arbeitenden historischen Sozialforscher dürfte in der Bundesrepublik und im deutschsprachigen Ausland heute bei ca. 70% liegen. Dabei ist zu berücksichtigen, daß ca. 1/3 der Mitglieder juristische Personen sind. Die Kontakte zu und zwischen den Mitgliedern laufen über „Korrespondenten“ (lokale Vertreter in allen größeren Universitätsstädten) und die QUANTUM-ACTION-GROUPS (Arbeitsgruppen mit thematischen Schwerpunkten wie Demographie, Wirt-

³¹ Best, Analysis of Content and Context of Historical Documents – The Case of Petitions to the Frankfurt National Assembly 1848/49, in: J.M. Clubb/E.K. Scheuch (Eds.), *Historical Social Research*, S. 244-263.

schaftsgeschichte, politische Partizipation, Didaktik historischer Sozialforschung usw.). Die Arbeit von QUANTUM wird mit Ausnahme der regelmäßigen Konferenzen und Tagungen ausschließlich über die Mitgliedsbeiträge finanziert und durch ehrenamtliche Tätigkeit getragen. Enge Kontakte bestehen zur amerikanischen Social Science History Association, mit der 1977 die bisher größte internationale Konferenz im Bereich der historischen Sozialforschung veranstaltet wurde. Seit Anfang 1981 ist QUANTUM das Sekretariat der „International Commission for the Application of Quantitative Methods in History“ im Rahmen des Welthistorikerverbandes. Die Konstituierung von QUANTUM als Mitgliederverband konnte die Infrastrukturprobleme der rasch expandierenden historischen Sozialforschung allerdings nur zum Teil lösen: Daueraufgaben wie Datenarchivierung, die individuelle Beratung, die Durchführung von Sommerschulen, die Herausgabe der jährlichen Fachdokumentation „Historische Sozialforschung 19.“ und die Methodenentwicklung ließen sich nicht im Rahmen der Organisationsstrukturen eines „freien Vereins“ realisieren. Deshalb wurde 1977 vom QUANTUM-Vorstand das „Zentrum für historische Sozialforschung“ gegründet, das nach Serviceaufgaben in Abteilungen gegliedert ist und weitgehend durch öffentliche Mittel finanziert wird.

Für die erfolgreiche Etablierung einer quantifizierenden Historischen Sozialforschung in der Bundesrepublik war das kooperative Zusammenwirken der beteiligten Disziplinen und die enge Orientierung an der Forschungspraxis von entscheidender Bedeutung. So konnte vermieden werden, was den entsprechenden Vorgang in den USA kennzeichnet: Eine Polarisierung der Forschung in ein Lager der „Quantifizierer“ und der „Nicht-Quantifizierer“, die sich in polemische Kontroversen verstrickt haben und sich gegenseitig die „Wissenschaftlichkeit“ bzw. „Fruchtbarkeit“ ihrer Arbeit absprechen.³² Hierzulande ist eher eine Haltung verbreitet, die sich in den Satz fassen läßt: „Erlaubt ist, was dem Erkenntnisfortschritt dient“, und den Erkenntnisfortschritt kann von der Biographie großer Männer bis zur Computersimulation kollektiver Entscheidungskalküle jede historische Forschung fördern, die den Qualitätsansprüchen ihres jeweiligen wissenschaftlichen Bezugsfeldes entspricht. Es bleibt zu hoffen, daß sich an dieser Situation eines arbeitsteiligen Pluralismus auch in Zukunft nichts ändert.

³² Vgl. u.a. die Beiträge in A.G. Bogue u. J.M. Clubb (Eds.), *History and the Social Sciences: Progress and Prospects*, *American Behavioral Scientist* 21 (1977).

III. Die Abgrenzung von Sozialgeschichte, Strukturgeschichte, Historischer Sozialwissenschaft und Historischer Sozialforschung

Pluralismus bedeutet aber natürlich nicht Abwesenheit von Kontroversen und Differenzierungen. Der Verzicht auf die Abgrenzung und Diskussion unterschiedlicher wissenschaftlicher Standorte wäre im Endeffekt genau so paralyisierend wie das Ausfechten polemischer „Vernichtungsschlachten“ zwischen unversöhnlichen Lagern. In dieser Hinsicht ist es für die Situation der Bundesrepublik kennzeichnend, daß sich die im weitesten Sinne als „Gesellschaftsgeschichte“ verstehende Forschung heute in unterschiedlichste Schulen und Denkrichtungen differenziert hat. Diese Prozeß kommt auch in einer Inflation der Begriffe zum Ausdruck. Die vier am häufigsten gebrauchten und hier zum Teil schon eingeführten Termini sind: Sozialgeschichte, Strukturgeschichte, Historische Sozialwissenschaft und Historische Sozialforschung. Ich werde im folgende versuchen, die mit diesen Begriffen verbundenen Forschungseinrichtungen kurz zu kennzeichnen, ohne daß hier auf Sonderformen, Zwischenstufen und Überschneidungen eingegangen werden könnte. Die Reihung der Begriffe folgt in etwa der zeitlichen Abfolge, in der sie in die Fachwissenschaft eingeführt wurden; zugleich vollzieht sie den Prozeß der wachsenden Annäherung an die Forschungslogik und die methodischen Standards der systematischen Sozialwissenschaften nach.

Sozialgeschichte wurde von Werner Conze allgemein definiert als „Geschichte der Gesellschaft, genauer: der sozialen Strukturen, Abläufe, Bewegungen“.³³ Diese sehr globale Bestimmung erlaubt allerdings noch keine klare Abgrenzung zu den anderen hier zu diskutierenden Ansätzen. Eine eindeutige Unterscheidung läßt sich aus der inhaltlichen Orientierung der Sozialgeschichte ableiten: Das traditionelle Forschungsfeld der Sozialgeschichte ist Gesellschaft unter Ausklammerung der Politik, oder – wie es George M. Trevelyan klassisch formulierte –: „the history of a people with the politics left out“.³⁴ Mit Blick auf die deutsche Forschungsszene vor dem Zweiten Weltkrieg ließe sich diese Abgrenzung sogar noch enger fassen: Hier war Sozialgeschichte zunächst die „Geschichte der sozialen Frage“. Der zweite Unterschied liegt in der Methode und der Forschungskonzeption. Werner Conze stellte noch gegen Ende der 60er Jahre fest: „Die Arbeitsweise der Sozialgeschichte ist durch die in der Geschichtswissenschaft allgemeingültige historisch-kritische und historisch-verstehende Methode gekennzeichnet“.³⁵ An beiden Abgrenzungspunkten

³³ W. Conze, Sozialgeschichte, in: H.-U. Wehler (Hrsg.), *Moderne deutsche Sozialgeschichte*, 3. Aufl., Köln u. Berlin 1970, S. 19

³⁴ M. Trevelyan, *Illustrated English Social History*, New York 1962, zuerst erschienen 1944, S. XI.

³⁵ W. Conze, *Sozialgeschichte*, S. 25.

setzte aber bereits zu diesem Zeitpunkt die Fortentwicklung ein. Zunächst und mit größerem Nachdruck geschah dies in Form einer Ausweitung des inhaltlichen Geltungsbereichs der Sozialgeschichte. So betonte Werner Conze, daß Sozialgeschichte nicht minder als die Geschichte der Ereignisse und Entscheidungen „politische“ Geschichte sei.³⁶ In ähnlicher Weise kennzeichnete sie Hans Mommsen in Anlehnung an Otto Brunner als eine „allgemeine Betrachtungsweise“, die auf den „inneren Bau, die Struktur der menschlichen Verbände“ gerichtet sei.³⁷

Mit dem Begriff „Struktur“ ist das Stichwort gefallen, das der folgenden Diskussion die Richtung geben sollte. Das in Frankreich von Fernand Braudel vorgeschlagene und in vielen Beiträgen der Zeitschrift *Annales* weiterentwickelte Konzept einer „histoire des structures“ (*Strukturgeschichte*) beinhaltet – ohne Eingrenzung auf bestimmte Bereiche geschichtlicher Wirklichkeit – die Rekonstruktion von historischen „Verhältnissen“ und „Zuständen, von überindividuellen Entwicklungen und Prozessen.“³⁸ Damit verbunden war vielfach die Forderung nach einer Erfassung des gesamtgeschichtlichen Prozesses in seinem synchronen wie diachronen Zusammenhang. Auf „klassische Weise wurde dieses anspruchsvolle Programm in Fernand Braudels Werk „La Méditerranée et le monde méditerranéen à l'époque de Philip II“ verwirklicht. Aber gerade an den Ansätzen zu einer „histoire totale“, die eine Gesamtdarstellung von Wirtschaft, Gesellschaft, Politik und Kultur großer Räume über lange Zeiträume hinweg versuchen, werden auch die spezifischen Schwächen einer „Strukturgeschichte“ erkennbar: Es zeigte sich, daß eine „scharfe Trennung von Strukturen und Nicht-Strukturen (Ereignisse, Entscheidungen und Handlungen) in der Geschichte sowohl theoretisch-begrifflich wie auch in der Praxis historischer Arbeit äußerst schwierig und problematisch“ ist.³⁹ Eine weitere Schwäche strukturgeschichtlicher Ansätze ist die Beliebigkeit bei der Auswahl und „Montage“ von Fakten zu integralen Gesamtdarstellungen. Das Problem ist, daß der

strukturgeschichtliche Ansatz als solcher keine inhaltliche Theorie zur Verfügung hat, die die Auswahl der relevanten Fakten ermöglichen, Hypothesen zur Interdependenz zwischen Wirtschaft, Politik und anderen Wirklichkeitsbereichen bereitstellen sowie die kausalen und funktionalen Beziehungen zwischen den einzelnen Momenten der zu untersuchenden historischen Wirklichkeit und die wichtigsten Veränderungskräfte hypothetisch und überprüfbar identifizieren würde.⁴⁰

Polemisch wird dieses Vorgehen gelegentlich als „Sandwich-Methode“ und „Schubladen-Historie“ kritisiert. Es liefert bestenfalls brillante Beschreibungen

³⁶ Ebd., S. 24.

³⁷ H. Mommsen, Sozialgeschichte, in: *Moderne deutsche Sozialgeschichte*, S. 34.

³⁸ Kocka, Sozialgeschichte, S. 70 f.

³⁹ Ebd., S. 73.

⁴⁰ Ebd., S. 79.

von zum Teil hoher literarischer Qualität, während die Stringenz und Reichweite der Erklärungen weit dahinter zurückbleiben.

An diesem Punkt führt das Programm der Historischen *Sozialwissenschaft* über die Strukturgeschichte hinaus: „Wesentlichen Anteil an der Entwicklung zur Historischen Sozialwissenschaft hat die wachsende Einsicht in die vielberufene 'Theoriebedürftigkeit' der Geschichtswissenschaft“.⁴¹ Dabei wird fast ausschließlich auf die Theorieleistungen der systematischen Sozialwissenschaften zurückgegriffen. Das geschieht überwiegend in der Weise, daß einzelne Begriffe, Kategorien und Modelle in die historischen Argumentationszusammenhänge eingebaut werden. Dabei wird der Anspruch an die Reichweite und Erklärungskraft theoretischer Aussagen weit zurückgenommen: Die Historische Sozialwissenschaft zielt auf „Veränderungen in der historischen Zeit unter je spezifischen Umständen“⁴², und nicht auf zeitübergreifende Gesetzmäßigkeiten. So ist auch die Definition von Historischer Sozialwissenschaft als „Wissenschaft von der Veränderung des Menschen und seiner gesellschaftlichen Verhältnisse in der Zeit“⁴³ zu verstehen. Die theoretischen Aussagen der Historischen Sozialwissenschaft sind damit ganz überwiegend „ad hoc-Theorien“, d.h.

Hypothesen, die ausschließlich dazu dienen, die vorliegenden (begrenzten) Regelmäßigkeiten auf einen Zusammenhang von theoretischen Sätzen zu bringen, ohne daß diese in weitere Zusammenhänge integriert wurden, noch ohne daß sie in ihrem Geltungsbereich auf weitere Räume oder Zeiten angewandt wurden.⁴⁴

Der Anspruch der Exponenten Historischer Sozialwissenschaft „Theorien mittlerer Reichweite“ zu formulieren, beruht demgegenüber m. E. auf einem Mißverständnis über den Charakter derartiger Aussagensysteme.

Um eine ad-hoc-Theorie zu einer Theorie mittlerer Reichweite auszudehnen, müßte die behandelte Serie von Invarianten und Regelmäßigkeiten mit anderen vergleichbaren Invarianten konfrontiert werden, anders in Raum und Zeit. Das wird dann entweder zu einer einheitlichen Theorie mittlerer Reichweite führen oder zu einer typologischen Differenzierung ..., so daß dann die Entwicklung einer Theorie von höherem Abstraktionsgrad nötig wird, die die verschiedenen Typen gleichermaßen umfaßt und erklärt.⁴⁵

⁴¹ R. Rürup, Zur Einführung, in: ders. (Hrsg.), *Historische Sozialwissenschaft*, Göttingen 1977, S. 8.

⁴² Ebd.

⁴³ W. Schulze, *Soziologie und Geschichtswissenschaft. Einführung in die Probleme der Kooperation beider Wissenschaften*, München 1974, S. 188.

⁴⁴ R. König, Grundlagenprobleme der modernen soziologischen Forschungsmethoden (Modelle, Theorien, Kategorien), in: *Sozialwissenschaft und Gesellschaftsgestaltung – Festschrift für Gerhard Weisser*, Berlin 1963, S. 26.

⁴⁵ Ebd., S. 30.

Dieses Vorgehen wäre aber, wenn man die Vertreter der Historischen Sozialwissenschaft beim Wort nimmt, „unhistorisch“ und damit zurückzuweisen. Wenn es auch wünschenswert ist, daß die Historische Sozialwissenschaft schärfer als bisher ihre Theorieansprüche bestimmt, so ist die Verwendung von ad-hoc-Theorien selbst legitim und fruchtbar. Auch die Empirische Sozialforschung greift überwiegend auf Aussagen dieses Typs zurück, deren begrenzte Erklärungskraft offenbar in der Mehrzahl der Fälle für die jeweiligen Forschungszwecke ausreicht. Bedenklicher „ist die in der historisch-sozialwissenschaftlichen Forschung häufige Übernahme einzelner Begriffe und Kategorien der Soziologie, losgelöst von ihren theoretischen Zusammenhängen. Auf diese Weise wird Terminologie zum Jargon, der eher verwirrt als erhellt. Ähnlich problematisch ist ein Gebrauch von Theorie, bei dem "Erklärungen" nachträglich an die Befunde „herangetragen“ werden. Dieses induktive Vorgehen bedingt eine gewisse Beliebigkeit, denn beobachteten „Wirkungen“ kann eine theoretisch unendliche Zahl von „Ursachen“ zugeordnet werden und ein logischer Schluß von der Beobachtung zu theoretischen Aussagen ist nicht möglich.“⁴⁶ Die hieraus abzuleitende Forderung nach einer theoretischen Forschung werde ich an anderer Stelle ausführlicher begründen. Die schwerwiegendste Kritik richtet sich gegen die methodische Praxis der Historischen Sozialwissenschaft. Zwar wird von ihren Vertretern eine Verbindung von „historisch-hermeneutischen“ und „sozialwissenschaftlich-analytischen“ Methoden gefordert⁴⁷, doch ist eine systematische Integration beider Vorgehensweisen noch nicht gelungen, und es ist sehr fraglich, ob sie angesichts der entgegengesetzten Forschungslogik beider Verfahren jemals gelingen wird. Bestenfalls sind Annäherungen möglich, wenn man z.B. die sozialwissenschaftliche Inhaltsanalyse von Texten als ein Instrument „quantifizierender Hermeneutik“ einsetzt und die auch der empirischen Sozialforschung immanente „verstehende“ Komponente stärker betont. In der Praxis geht die Historische Sozialwissenschaft aber nur selten über hermeneutische Vorgehensweisen hinaus und quantitative Methoden werden nur vereinzelt und vorwiegend illustrativ eingesetzt. Dies führt aber – worauf schon hingewiesen wurde – zu einer Diskrepanz zwischen der angestrebten Reichweite theoretischer Aussagen über gesellschaftliche Sachverhalte in der Vergangenheit und ihrer empirischen Fundierung.

An diesem Punkt setzte die Fortentwicklung der Historischen Sozialwissenschaft zur Historischen Sozialforschung ein. Allgemein läßt sich Historische Sozialforschung definieren als die theoriengeleitete Erforschung sozialer Sachverhalte in zeitlicher Tiefe mit gültigen Methoden, wobei hier unter Gültigkeit die Entsprechung zwischen der Reichweite der Forschungsoperationen und der Reichweite theoretischer Aussagen verstanden wird. Diese Art von Forschung

⁴⁶ H.v. Alemann, Der Forschungsprozeß. Eine Einführung in die Praxis der empirischen Sozialforschung, Stuttgart 1977, S. 25.

⁴⁷ Rürup, Historische Sozialwissenschaft, S. 7

ist weder „neo-positivistisch“⁴⁸, denn sie geht von theoretischen Aussagen aus, noch bedeutet sie einfach eine Ausweitung der Empirischen Sozialforschung in die Vergangenheit, denn die Eigenschaften historischer Daten und die Erfordernisse an Theorien, die gesellschaftliche Sachverhalte in historischer Tiefe erfassen, unterscheiden sich in vieler Hinsicht von einer gegenwartsbezogenen Soziologie. Das Verhältnis von Empirischer und Historischer Sozialforschung läßt sich kennzeichnen als die Übernahme der methodischen *Standards* der empirischen Sozialforschung (nicht unbedingt der Methoden selbst!) durch die Historische Sozialwissenschaft. Da wir es in der Historischen Sozialforschung weit überwiegend mit Kollektivphänomenen zu tun haben, impliziert die Übernahme dieser Standards den Einsatz quantifizierender Methoden,

IV. Theoriengesteuerte Anwendung quantitativer Methoden in der Historischen Sozialforschung

Die quantifizierende Historische Sozialforschung folgt einer Strategie des Forschungsprozesses, die

- 1) durch theoretische Annahmen gesteuert wird und
- 2) auf die Bestätigung möglichst allgemeiner Gesetzaussagen zielt.

Ein Blick auf die Praxis der quantifizierenden Geschichtsforschung macht deutlich, daß die erstgenannte Vorentscheidung keineswegs selbstverständlich ist. Quantifizierung wird nicht notwendigerweise mit Konzeptualisierung und theoretischer Orientierung verbunden, wie sie für die Empirische Sozialforschung heute weitgehend verbindlich sind. Von vielen Anwendern wurde und wird Quantifizierung eher als eine Weiterentwicklung grundlegender Verfahren traditioneller Geschichtsforschung gesehen, eine Weiterentwicklung, die darauf zielt, die alte historiographische Forderung zu erfüllen, daß das gesamte Quellenmaterial und alle verfügbaren Interpretationsmöglichkeiten genutzt werden müssen, um eine möglichst detaillierte, vollständige und objektive Kenntnis vergangener Sachverhalte zu gewinnen. Der Computer wäre damit ein Instrument zur Rekonstruktion vergangener Wirklichkeit, „wie sie wirklich gewesen ist“, gewissermaßen eine Zeitmaschine zur Verdoppelung historischer Realität. Dahinter verbirgt sich eine zumeist implizite methodologische Annahme: Verständnis von historischen Ereignissen, Prozessen und Personen könne erreicht werden durch die Berücksichtigung aller als relevant erkannten Quellen. Ein bezeichnender Ausdruck dieser Auffassung ist es, daß die EDV in den ersten deutschen Publikationen zum Thema als neue Hilfswissenschaft eingeführt

⁴⁸ Kocka, Sozialgeschichte, S. 84.

wurde, die lediglich die Funktion habe, die Kapazität der Historie zur Verarbeitung von Massenquellen zu erweitern.⁴⁹

Sehr bald stellte sich dann jedoch heraus, daß die größere Kapazität und Flexibilität elektronischer Datenverarbeitung den Forschungsprozeß in eine Richtung veränderte, die von vielen Anwendern weder gewollt noch erwartet worden war: Die Auswahl einer Datenbasis mit angemessener Indikatorenqualität, die Notwendigkeit, das Material im Vorfeld der Datenverarbeitung in z.T. rigider Weise vorzuklassifizieren, und schließlich die Auswahl angemessener statistischer Analyseverfahren machten es erforderlich, eine entsprechende Konzeptualisierung der beobachteten historischen Prozesse und Phänomene an den Beginn des Forschungsprozesses zu stellen. Ein Verzicht auf Theorie würde sehr unmittelbar die Qualität der Forschung beeinträchtigen, denn die gesammelten Fakten können nicht gleichzeitig die Informationen mitliefern, nach welchen Kriterien eine Auswahl, Klassifikation und Verknüpfung unter ihnen vorzunehmen ist. Das Postulat einer theorieunabhängigen Tatsachenbasis steht damit im Widerspruch zu wesentlichen Prämissen quantifizierender Vorgehensweisen. Ein Sachverhalt, der in die prägnante Formel gefaßt wurde, „es gibt kein Messen ohne Theorie“.⁵⁰

Damit wird nun der immer noch übliche Gang des historischen Forschungsprozesses umgekehrt. Theorie ist nicht mehr der nur zögernd angestrebte und häufig nie erreichte Endpunkt positivistischer Faktensammlung, sondern wird zum Ausgangspunkt des Erkenntnisprozesses. Es wird also nicht mehr von Beobachtungstatsachen auf Gesetzesaussagen oder Hypothesen geschlossen, sondern es werden umgekehrt theoretische Sätze mit der Realität konfrontiert. Anders ausgedrückt an die Stelle des wissenschaftstheoretischen Modells der Induktion tritt das der Deduktion; eine unvermutete Eigendynamik einer zunächst in vielen Fällen unreflektiert übernommenen Technologie, die manche Anwender in die undankbare Situation des „Zauberlehrlings“ versetzte, der die Geister, die er rief, nun nicht mehr los wird. Ein weiterer Aspekt der wissenschaftstheoretischen Vorentscheidungen einer quantifizierenden Historischen Sozialforschung ergibt sich aus der Maxime, daß es das Ziel des Erkenntnisprozesses sei möglichst allgemeine Gesetzesaussagen zu formulieren. Auch diese Vorentscheidung ist keineswegs selbstverständlich oder unbestritten. Die Auffassung, daß im historischen Bereich keine Gesetzesaussagen wie in den Naturwissenschaften möglich seien, ist für einen großen Teil der Historiker unverändert verbindlich. Begründet wird diese Auffassung unter anderem damit, daß menschliches Handeln und folglich auch jede historische Erscheinung Symbolcharakter habe, aufgrund von Intentionen existiere und durch

⁴⁹ C. A. Lückerrath, Prolegomena zur elektronischen Datenverarbeitung im Bereich der Geschichtswissenschaft, in: Historische Zeitschrift 20 (1968), S. 265-296.

⁵⁰ M. Drake u. P. Hammerton, Exercises in Historical Sociology, Walton Hall 1974, S. 12.

Entstehung und Wirkungsgeschichte stets mit anderen historischen Phänomenen verbunden sei.⁵¹

Es war der deutsche Philosoph Windelband, der zu Ausgang des 19. Jahrhunderts die sich hier gegenüberstehenden wissenschaftstheoretischen Positionen systematisch voneinander abgegrenzt hat. Seine Definition eines *nomothetischen* und eines *ideographischen* wissenschaftlichen Denkens besitzt noch heute Bedeutung für die wissenschaftstheoretische Diskussion.⁵² Während Windelband diese Unterscheidung auf die Bereiche der Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften angewandt sehen wollte, in dem Sinne, daß Naturwissenschaften nomothetischen Charakter haben, während Geisteswissenschaften oder allgemein „Humanwissenschaften“ ideographischen Charakter haben, setzte im Verlauf der weiteren Entwicklung eine zunehmende „Vernaturwissenschaftlichung“ der Gesellschaftswissenschaften ein. Heute ist der „Newtonsche Gesetzestyp“ auch für weite Bereiche der Soziologie das verbindliche Erkenntnisziel. Bestimmend für diese Entwicklung war die Maxime der „Einheit der Erfahrungswissenschaften“, deren prominenteste Vertreter Hempel und Popper sind: Ist Wissenschaft auf Wahrheit ausgerichtet und Wahrheit ungeteilt, gibt es auch die Einheit der wissenschaftlichen Anstrengungen, diese Wahrheit zu erkennen.⁵³ Das Ziel des Erkenntnisprozesses kann dann nicht darin liegen, bestenfalls theoretische Begriffe und Strukturtypen zu entwickeln und anzuwenden (womit sich auch viele traditionell orientierte Historiker einverstanden erklären könnten), sondern Gesetzesaussagen zu formulieren und zu überprüfen. Wobei unter Gesetzesaussagen verstanden werden „streng universelle naturnotwendige (d.h. nomologische) Behauptungen über konstante Verbindungen wenigstens zweier Ereignisklassen“.⁵⁴

Namhafte Vertreter der Geschichtswissenschaft haben diese Entwicklung für ihre eigene Disziplin entschieden zurückgewiesen. Dies nicht ohne Grund: Besonders diskreditierend für eine historische Gesetze unterstellende Geschichtswissenschaft wirkte der oberflächliche und stark ideologisch vorgeprägte Geschichtsdeterminismus des 19. Jahrhunderts, der z.B. den vorläufigen

⁵¹ P.Ch. Ludz u. H.-D. Rönsch, Theoretische Probleme empirischer Geschichtsforschung, in: Th. Schieder u. K. Gräubig (Hrsg.), Theorieprobleme der Geschichtswissenschaft, Darmstadt 1977, S. 63.

⁵² Windelband formulierte: „Die Erfahrungswissenschaften suchen in der Erkenntnis des Möglichen entweder das Allgemeine in der Form des Naturgesetzes oder das Einzelne in geschichtlich bestimmter Gestalt; sie betrachten zu einem Teil die immer gleichbleibende Form, zum anderen den einmaligen, in sich bestimmten Inhalt des wirklichen Geschehens. Die einen sind Gesetzeswissenschaft, die anderen Ereigniswissenschaft; jene lehren, was immer ist, diese was einmal war. Das wissenschaftliche Denken ist in einem Fall nomothetisch, im anderen Fall ideographisch“. W. Windelband, Präludien, Aufsätze und Reden zur Einführung in die Philosophie, 4. erw. Aufl., Bd. 2, Tübingen 1911, S. 145.

⁵³ B. Giesen u. M. Schmidt, Erklärungsprobleme in den Sozialwissenschaften, in: dies. (Hrsg.), Theorie, Handeln und Geschichte, Hamburg 1975, S. 13

⁵⁴ Ebd., S. 14.

Erfolg der kleindeutschen Reichsgründung als historisches Gesetz und als *raison d'être* des preußischen Staates verstand. Aus der Sichtweise des so prädisponierten Betrachters schien der Gang der deutschen Geschichte naturnotwendig auf dieses Endziel hinzulaufen und die Aufgabe Preußens, die Einigung Deutschlands zu bewerkstelligen, bereits in seiner grauen Frühzeit angelegt. Inzwischen sind die Abirrungen der borussischen Historiographie selbst zur historischen Reminiszenz geworden, ebenso wie übrigens der naive Evolutionismus des 19. Jahrhunderts für die Sozialwissenschaften. Daß es unzulässig ist, von den historischen „Resultaten“ rückblickend Kausalketten mit Gesetzescharakter zu konstruieren, dürfte heute eigentlich unbestritten sein. „Theorien mittlerer Reichweite“ und „induktiv statistische Aussagen“, die heute von einer quantitativen Historischen Sozialforschung angestrebt werden, unterscheiden sich grundlegend sowohl von den vermeintlichen historischen Gesetzen, wie sie in unserem Beispiel behauptet wurden, wie von den nomologischen Gesetzen, die von den Vertretern des methodologischen Rigorismus gefordert werden.

Ein weiterer Aspekt, der hier erwähnt werden sollte, ist die Frage nach der tatsächlichen Theorielosigkeit einer sich selbst als atheoretisch etikettierenden Geschichtsforschung. Gegen sie wurde, wie ich meine zurecht, eingewandt, daß auch eine narrative und assoziative Geschichtsdarstellung implizit oder latent theoretisch ist. Dies zumindest in zweierlei Hinsicht:

- 1) wird die Relevanz der berichteten Sachverhalte für das behandelte Thema unterstellt (Relevanzprinzip),
- 2) läßt sich der Gang der Erzählung selbst als eine fortgesetzte Kausalkette, als ein Geflecht von Zusammenhängen betrachten.

Dieser Sachverhalt wird in der Diskussion gelegentlich als das „Paradigma des geschichtlichen Zusammenhangs“ gekennzeichnet. Zugrunde liegen diesem Paradigma theoretische Annahmen im weitesten Sinne. Sie lassen sich auf der allgemeinsten Ebene kennzeichnen durch Kategorien wie Determinismus, Kausalität, Zufall und Freiheit; im Hinblick auf die Antriebskräfte des Geschichtsprozesses durch Agenzien und Akteure wie Ideen, große Männer, göttliches Wirken, sittliche Mächte, Klima, Geographie und schließlich durch die sozialen und ökonomischen Zustände; im Hinblick auf Verlaufsformen historischer Prozesse durch Prozeßkategorien wie Irreversibilität der Entwicklung, Wiederkehr des Gleichen, Fortschritt und Stufenlehren. Die meisten dieser Paradigmen bleiben bei der Formulierung von Zusammenhängen unausgesprochen. Dennoch sind sie präsent und strukturieren Ereignisdarstellungen und den Nachweis von Zusammenhängen in historischen Arbeiten.⁵⁵ Der Unterschied zwischen einer Geschichtsforschung mit theoretischem Anspruch und narrativ orientierter Geschichtsschreibung besteht dann zunächst in der *Expliztheit* der

⁵⁵ Ebd., S. 11.

Hypothesen und Gesetzaussagen. Wenn wir als eine heute weitgehend akzeptierte Forderung an jede Art von Forschung unterstellen können, daß der Erkenntnisprozeß möglichst lückenlos rekonstruierbar und damit kritisierbar bleiben muß (Intersubjektivität), ist einer explizit theoretischen Geschichtsforschung sicherlich der Vorzug zu geben. Für Intuition und Assoziation ist dann bei der eigentlichen wissenschaftlichen Beweisführung, oder anders ausgedrückt: im Begründungszusammenhang, kein Platz.

Ein anderer Punkt, von dem aus gegen den Charakter der Geschichtsforschung als theoretische Wissenschaft argumentiert wird, ist die Frage nach ihrem eigentlichen Erkenntnisziel. In diesem Zusammenhang wird argumentiert, daß es die Aufgabe der Geschichtsforschung sei, historische Sachverhalte zu verstehen, nicht sie kausal zu erklären. Für die Geschichte wird damit der hermeneutische Erfahrungsmodus für verbindlich erklärt. Ihre Aufgabe sei es, sprachlich-kommunikativen Sinn zu verstehen und – bei gestörter Kommunikation – verständlich zu machen.⁵⁶ Ihre Aufgabe sei, anders ausgedrückt, die Vermittlung von kulturellen Inhalten und nicht die Formulierung von Gesetzaussagen. Damit ist – unter veränderter Perspektive – erneut der Gegensatz zwischen ideographischer und nomologischer Methode angesprochen, wie er von Windelband formuliert wurde. Hiergegen läßt sich nun einwenden, daß auch für eine theorieorientierte Sozialforschung dieser Gegensatz eigentlich nie die Bedeutung hatte, die ihm von manchen Wissenschaftstheoretikern unterstellt wurde. Ein Beispiel hierfür ist Max Webers klassische Definition von Soziologie als einer Wissenschaft, „welche soziales Handeln deutend versteht und dadurch in seinem Ablauf und in seinen Wirkungen ursächlich erklären will“.⁵⁷ Auch in einer sich als Gesetzeswissenschaft verstehenden Soziologie kann der Forscher nur dann Mitteilungen des Materials aufnehmen, wenn er das System sprachlicher Zeichen, die Symbolsprache, in der diese Mitteilungen abgefaßt sind, kennt. Dabei spielt es, erkenntnistheoretisch gesehen, keine Rolle, ob diese Mittelbarkeit direkt, durch unmittelbaren sozialen Kontakt (wie z.B. im Interview) erfolgt, oder indirekt durch historische Dokumente.⁵⁸ Soziologie und Geschichte sind beide an den hermeneutischen Erfahrungsmodus gebunden, ohne daß dies im Widerspruch zu ihrer Theorieorientierung stehen müßte. Oder anders ausgedrückt: die Frage „wie etwas gewesen ist“ steht in einem unauflösbaren Zusammenhang mit der Frage „warum etwas gewesen ist“.

Ein weiteres Argument gegen eine theorieorientierte Geschichtswissenschaft sind die Defekte und Überlieferungsstörungen historischer Daten. Historische

⁵⁶ P.Ch. Ludz, Soziologie und Sozialgeschichte: Aspekte und Probleme, in: ders. (Hrsg.), Soziologie und Sozialgeschichte (Sonderheft 16 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie), Opladen 1972, S. 16.

⁵⁷ Weber, Wirtschaft und Gesellschaft, S. 1.

⁵⁸ Ludz, Aspekte, S. 16.

Daten sind „vorgefundene“ Daten, d.h., sie wurden im allgemeinen nicht unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten erhoben und überliefert, und wenn Wissenschaftler in die zeitgenössische Datenproduktion involviert waren, dann unter den Gesichtspunkten, die sie interessierten und nicht im Hinblick auf mögliche Forschungsinteressen späterer Generationen. Historische Daten sind also Nebenprodukte wirtschaftlicher, gesellschaftlicher und kultureller Prozesse. Weder ihre Produktion noch ihre Überlieferung unterliegen i.d.R. einer wissenschaftlichen Kontrolle. Eine Ausnahme sind retrospektive Interviews. Angesichts dieser Probleme haben sich kompetente Beobachter gefragt, ob historische Sozialforschung jemals mehr sein kann als ein „verdünnter Aufguß konkreter wissenschaftlicher Erfahrung, gewürzt mit einigen Prisen passender Theorie und vermischt mit großen Anteilen von Intuition, Unterstellung und vorwissenschaftlicher Erfahrung“.⁵⁹ Gegen diesen Einwand kann vorgebracht werden, daß auch eine gegenwartsbezogene Soziologie heute zunehmend Daten verwendet, auf deren Entstehung sie keine oder nur sehr begrenzte Kontrolle ausüben kann. Hierunter fallen z.B. die prozeß-produzierten Daten, d.h., diejenigen Daten, die als Aufzeichnungen öffentlicher und privater Organisationen im Rahmen ihrer Tätigkeit und nicht nur zum Zweck wissenschaftlicher Auswertung gesammelt wurden bzw. werden.⁶⁰ Gleiches gilt für die Dokumente und Texte, die die Datenbasis der strukturierten Inhaltsanalyse bilden. Für diese Materialien entwickelte und entwickelt die empirische Sozialforschung systematisch Kriterien, oder anders ausgedrückt: „Fehlerlehren“, die eine Bewertung der Zuverlässigkeit, Gültigkeit und Reichweite dieser Daten ermöglichen. Dieses Wissen vermag im Idealfall die mangelnde Kontrolle der Forschung über Prozesse der Datenerhebung und -überlieferung zu kompensieren. Auf der anderen Seite wächst die Skepsis der Sozialforschung auch gegenüber den Daten, die von ihr selbst erhoben wurden, insbesondere den Umfragedaten. In der Konsequenz greift heute auch die empirische Sozialforschung zunehmend auf „vorgefundene“ Daten zurück, ohne daß dies zum Anlaß genommen wird, ihre Theorieorientierung aufzugeben. Grundsätzlich kann man festhalten, daß sich auch die Sozialwissenschaftler heute darüber im Klaren sind, mit ihren Daten über soziale Sachverhalte nur ein unscharfes Abbild sozialer Wirklichkeit liefern zu können. Das gilt auch für die Daten, die von den Forschern selbst erhoben werden. Damit ist die Soziologie bestenfalls in einer graduell, nicht aber in einer prinzipiell besseren Situation als die Geschichtsforschung, die schon seit jeher ihre Quellen als unvollständig und defekt betrachtet. Man kann hier sogar noch weiter ausgreifen: Auch die Naturwissenschaften sind letztlich in keiner prinzipiell besseren Lage als die Humanwissenschaften. Auch hier weiß man, daß Meßvorgänge auf bestimmten Untersuchungsebenen die zu messenden Phänomene beeinflussen; ein Sachverhalt, der mit dem Be-

⁵⁹ Clubb, Quantitative History, S. 19.

⁶⁰ Müller, Die Analyse prozeß-produzierter Daten, S. 1.

griff „Unschärferelation“ belegt wurde und einige Verwandtschaft zu dem Konzept aufweist, das in den Sozialwissenschaften unter dem Etikett „Gültigkeit“ diskutiert wird.

Zusammenfassend bleibt festzuhalten: Quantifizierende Historische Sozialforschung ist ein Wissenschaftskonzept, das zwar keine nomologischen Gesetzesaussagen vom „Newtonschen Typ“ anstrebt, aber durch „Theorien mittlerer Reichweite“ und „statistische Erklärungen“ gesteuert wird.

Historische Sozialforschung als Erweiterung der Soziologie: Die Konvergenz sozialwissenschaftlicher und historischer Erkenntniskonzepte

*Heinrich Best**

Abstract: Best betrachtet die Historische Sozialforschung als Erweiterung der Soziologie, indem er die Konvergenz sozialwissenschaftlicher und historischer Erkenntniskonzepte herausarbeitet. Zunächst wird das Verhältnis von Geschichte und Soziologie analysiert. Dazu werden verschiedene Abgrenzungen in Erwägung gezogen: die Abgrenzung der Gegenstandsbereiche; die Abgrenzung der Datenfelder; die Abgrenzung der Erkenntniskonzepte. Die Analyse ergibt, daß weder die Gegenstandsbereiche, noch die Eigenschaften der Daten, noch die grundlegenden Erkenntniskonzepte und die Methodologie eine Unterscheidung zwischen Soziologie und Historie begründen. Best stellt fest, daß eine Geschichtsforschung, bei der theoretische Absichten im Vordergrund stehen, sinnvoll nur als eine diachrone Sozialwissenschaft betrieben werden kann. Vor diesem Hintergrund hat sich die Historische Sozialforschung etabliert, deren Charakteristiken aufgezeigt werden. Die Möglichkeiten der Historischen Sozialforschung werden erörtert: (1) Überprüfung der Reichweite von Gesetzesaussagen; (2) Aufdeckung von Prozeßgesetzen; (3) Entdeckung und Erklärung von sozialen Traditionsbeständen; (4) Beobachtung von Ungleichzeitigkeiten. Die Soziologie sei im Kern eine historische Wissenschaft, weil Wandel, Beharrung und Ungleichzeitigkeit elementare Kategorien soziologischer Theoriebildung sind. Deshalb wird als Aufgabe der historischen Sozialforschung definiert, der soziologischen Empirie die erforderliche zeitliche Tiefe zu geben.

* Der folgende Beitrag ist eine geringfügig überarbeitete und mit Anmerkungen versehene Fassung der Antrittsvorlesung des Verfassers vom 25. November 1987 an der Universität zu Köln. Der Abschluß des Habilitationsverfahrens vor der wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fakultät bot die Gelegenheit, Überlegungen zum sozialwissenschaftlichen Erkenntnispotential historischer Daten zu formulieren, deren Anlaß mehrere Monate zurücklag: Seit Anfang 1987 erhält das Zentrum für Historische Sozialforschung (ZHSF) als eine Abteilung des Zentralarchiv für Empirische Sozialforschung an der Universität zu Köln eine dauernde institutionelle Förderung. Damit sind langjährige Bemühungen, an denen auch der Verfasser beteiligt war, zu einem erfolgreichen Abschluß gekommen. Im Verbund der sozialwissenschaftlichen Infrastruktureinrichtungen GESIS ist das ZHSF nun unter anderem zuständig für die Archivierung maschinenlesbarer Forschungsdaten, die Methodenentwicklung und -beratung, die überuniversitäre Methodenausbildung und die Betreuung spezialisierter Publikationen für die historische Sozialforschung.

Reprint of: Heinrich Best, (1988): Historische Sozialforschung als Erweiterung der Soziologie. Die Konvergenz historischer und sozialwissenschaftlicher Erkenntniskonzepte, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, H. 1, Jg. 40, 1988, S. 1-15.

I. Zum Verhältnis von Geschichte und Soziologie

1. Die Abgrenzung der Gegenstandsbereiche

Die Frage nach dem Verhältnis von Geschichte und Soziologie, nach der Grenzbestimmung und den Wechselbeziehungen zwischen beiden Disziplinen, war immer auch ein Anstoß zur Klärung ihrer jeweiligen Erkenntniskonzepte. Doch Argumente, die lange Zeit für eine Fächertrennung angeführt wurden, erweisen sich heute als obsolet, bezeichnen eher Zonen der Annäherung.¹

Das gilt auch für die Abgrenzung von je eigenen Wirklichkeitsbereichen, für die beide Disziplinen zuständig seien – der Soziologie die Gegenwart, der Geschichte die Vergangenheit. Zwar war für ein analytisches Wissenschaftsverständnis historische Enthaltsamkeit geradezu ein Zeichen für das Maß an Wissenschaftlichkeit eines Faches, während andererseits Historiker von dem zeitlichen Abstand zu ihrem Gegenstandsbereich eine Objektivierung ihres Wahrnehmungsvermögens, eine Reinigung von zeitgebundenen Vorlieben und Vorurteilen erhofften. In der Praxis hat jedoch die Grenze zwischen Gegenwart und Vergangenheit kaum Bedeutung gehabt und verliert sie weiterhin. Tatsächlich hat die Geschichtswissenschaft neben einer „Vergegenwärtigung der Vergangenheit“ immer auch die „Historisierung der Gegenwart“ (Gustav Droysen) betrieben, von Beginn ihrer Etablierung als eigene Disziplin an hat die Soziologie auch historische Materialien verwendet und mit ihren Theorieschöpfungen eine Aufklärung vergangener Sachverhalte beansprucht. Selbst ein Strukturfunktionalist wie Talcott Parsons, dem vor kurzem noch einmal von Norbert Elias vorgeworfen wurde, von der Gegenwartsgesellschaft vermeintlich zeitlose gesetzesartige Universalien abzuleiten, die jenseits allen sozialen Wandels zu existieren scheinen (1983, S. 30), verwendete in seinen Theoriegebäuden an zentraler Stelle historische Prozeßkategorien. Sein berühmtes Schema der Systemprobleme von Gesellschaften, das zum elementaren Wissensbestand jedes Soziologiestudenten gehört, enthält etwa eine Zeitachse, die sich als Unterschied von zukünftiger und gegenwärtiger Erfüllung von Systembedingungen deuten läßt (Luhmann 1973, S. 83).

Und doch konnte Norbert Elias mit einigem Recht spotten, daß Zeitlichkeit hier lediglich als ein „evolutionäres Hütchen“ auf Modelle mit einem überzeitlichen Anspruch aufgestülpt wird (1983, S. 31). Auch verwendete Parsons historisches Material in manchmal atemberaubend fehlerhafter Weise, was Passagen seines Werkes zu einer Art retrospektiver Science Fiction werden läßt. Das gilt etwa für seine Beschreibung der preußischen Verwaltungsent-

¹ Diese Diskussion hatte in der Bundesrepublik zu Beginn der 70er Jahre einen ersten Höhepunkt. Den damaligen Stand der Debatte dokumentieren die Sammelbände von Wehler (1972), Ludz (1973), Schieder und Gräubig (1977), Best und Mann (1977). Aktuelle Neuerscheinungen deuten auf ihre Wiederbelebung hin (vgl. u. a. Ruloff 1984, Meran 1985).

wicklung, die erkennt, daß gerade hier funktional diffuse Strukturen auf der lokalen Ebene bis zum Ende des 19. Jahrhunderts überdauerten (Parsons 1972, S. 93-96; Koselleck 1975, S. 476-487). Solche Einwände unterstützen aber gerade die Anliegen einer historischen Sozialforschung, für die hier plädiert wird: Zum einen sollte Zeit ausdrücklich als konstituierende Dimension von Theorien und nicht nur implizit eingeführt werden, zum anderen sollten historische Sachverhalte in einer Weise verwendet werden, die den Ansprüchen der systematischen Sozialwissenschaften an die Gültigkeit und die Zuverlässigkeit ihrer Daten gerecht wird.

Die Gegenwart als eine schmale Grenze zwischen einer „ungeheuer answellenden Vergangenheit und einer fortwährend hereinbrechenden Zukunft“, wie es Gottfried Eisermann einmal in ausschweifender Metaphorik formuliert hat (1974, S. 340), ist auch deshalb ein fragwürdiges Kriterium disziplinarer Bestimmung, weil sich die Ergebnisse der empirischen Sozialforschung ständig in Daten der Sozialgeschichte verwandeln. Wir erfahren das gerade auf beeindruckende Weise an den Umfragen aus der Vor- und Frühgeschichte der Bundesrepublik, die zu zentralen Quellen für die Konstituierung eines westdeutschen Staates und die Formierung einer westdeutschen Gesellschaft werden (Merritt 1980).

2. Die Abgrenzung der Datenfelder

Die verschwimmende Grenzlinie zwischen den Gegenstandsbereichen von Soziologie und Geschichte hat in einer kompensatorischen Anstrengung disziplinarer Selbstbehauptung zu einer gelegentlich überstarken Betonung methodologischer Unterschiede geführt. So wird etwa eine grundlegende Andersartigkeit des empirischen Materials von Historiographie und Soziologie behauptet. Historische Quellen seien im Unterschied zu den Daten der empirischen Sozialforschung kontextabhängig, das heißt, sie bildeten nicht nur die Sachverhalte ab, über die sie offiziell Auskunft geben, sondern zu einem unbekannten Grad auch die Umstände und Absichten, die zu ihrer Entstehung geführt hätten (Thaller 1989). Die historische Quellenkritik wurde als eine Kunstlehre entwickelt, um beide Komponenten der Überlieferung zu trennen.

Nun trifft es sicherlich zu, daß historische Daten in besonderer Weise vom Defekt der Mehrdeutigkeit betroffen sind, doch eine Grenze zwischen Disziplinen kann er nicht begründen. Auch für die empirische Sozialforschung ist Kontextabhängigkeit ein völlig geläufiges Problem. So verändert sich etwa das Antwortverhalten von Befragten in manchmal dramatischer Weise, wenn Dritte bei einem Interview anwesend sind (Reuband 1984, S. 117-156).

Eine weitgehende Analogie zu den Quellenproblemen von Historikern besteht für Soziologen bei der Verwendung der sogenannten prozeß-produzierten Daten. Mit „Prozeß“ wird hier ein bürokratischer Vorgang bezeichnet, der Daten in strukturierter Form oder teilstrukturiert als Akten erzeugt (Müller

1977, S. 1). Die Aufgabe des Sozialforschers besteht dann wie die des Historikers darin, die Abbildungstreue dieses Materials, etwa im Hinblick auf die Sichtbarkeit von Klientengruppen, Merkmalen von Klienten oder von bestimmten Arten von Kontakten innerhalb von Verwaltungen zu bewerten. Wie bei historischen Quellen lassen sich aus diesen Bewertungen sowohl Erkenntnisse über die in den Dokumenten berichteten Sachverhalte wie über die Absichten der an ihrer Entstehung beteiligten Personen gewinnen. Hier gibt es offensichtlich eine Konvergenz der Arbeitstechniken von Soziologie und Geschichtswissenschaft, die dann auch tatsächlich zur Entwicklung einer sozialwissenschaftlichen „Datenkunde“ in Analogie zu den quellenkritischen Verfahren der Historiker geführt hat (Bick, Mann und Müller 1984).

3. Die Abgrenzung der Erkenntniskonzepte

Ansprüche auf je eigene Wirklichkeitsbereiche und Datenfelder eröffnen jedoch nur Nebenschauplätze in der Debatte um die disziplinäre Abgrenzung zwischen Geschichte und Soziologie. Den wichtigsten Ansatzpunkt für eine fachwissenschaftliche Grenzbestimmung bildete und bildet die Frage nach dem Zusammenhang von Geschichtlichkeit und Wissenschaftlichkeit, die sich weiter dahin zuspitzen läßt, ob die Geschichte als Wissenschaft theoriefähig und theoriebereit ist.

Traditionell verstand sich die Historie in Deutschland gemäß Leopold von Ranke's berühmtem Diktum als die erzählende Darstellung vergangener Sachverhalte und Abläufe „wie sie wirklich gewesen“ sind. Dabei wurde Geschichte nicht als Wiederholung zeitenthobener Grundmuster, sondern als ein unvorhersehbares, bedeutungsvolles, Entscheidungen forderndes Geschehen wahrgenommen. Für einen bedeutenden Zweig der Historie gilt das noch heute. Doch widerspricht diese Bestimmung dem auf Aristoteles zurückgehenden Grundsatz, daß es keine Wissenschaft des Akzidentiellen gibt. Jede Wissenschaft habe zu ihrem Gegenstand das, was immer oder doch in den meisten Fällen stattzufinden pflegt. „De singularium non est scientia“, so brachte Duns Scotus den aristotelischen Lehrsatz später auf seine kanonische Formel (Meran 1985, S. 38f.). Das empirisch-analytische Paradigma von Wissenschaft und Erkenntnis in den Sozialwissenschaften steht in dieser Tradition. Doch auch Historiker halten sich ausdrücklich oder doch zumindest tatsächlich an dieses Erkenntnis-konzept. Selbst vehementen Vertretern einer narrativen Geschichtsdarstellung, wie etwa Golo Mann (1979), konnte nachgewiesen werden, daß ihren Erzählungen theoretische Annahmen im weitesten Sinne zugrunde liegen (Ruloff 1984, S. 379-384). Sie lassen sich auf der allgemeinsten Ebene kennzeichnen durch Kategorien wie Freiheit und Notwendigkeit, Kausalität und Zufall; im Hinblick auf die Antriebskräfte des Geschichtsprozesses durch Wirkungsmächte und Akteure wie Ideen, Interessen, Werte, Persönlichkeiten, Klima, Geographie, aber auch soziale und ökonomische Zustände; im Hinblick auf Verlaufs-

formen historischer Vorgänge durch Prozeßkategorien wie Unumkehrbarkeit der Entwicklung, Wiederkehr des Gleichen, Fortschritt und Stufenlehren. Zumeist bleiben diese Paradigmen bei der Formulierung von Zusammenhängen unausgesprochen. Dennoch sind sie gegenwärtig und gliedern Ereignisdarstellungen und den Nachweis von Zusammenhängen in historischen Arbeiten (Giesen und Schmidt 1977, S. 76-80). Wenn das so ist, dann sollten sie aber auch formuliert werden, damit man sie kritisch überprüfen kann.

Daneben gibt es eine bedeutende und historisch weit zurückreichende Tradition einer Gesellschaftsgeschichte mit ausdrücklich theoretischer Absicht. Ihr Ansatzpunkt ist die Geschichtsschreibung der Aufklärung. Das Interesse eines Historikers wie Giovanni Battista Vico, der an der Wende des 17. zum 18. Jahrhundert in Neapel lebte, galt etwa der „Entdeckung von geschichtlichen Regelmäßigkeiten“ und der „Bildung typischer Verlaufsformen“ (Meran 1985, S. 43). Seine „neue Wissenschaft“ wandte sich gegen das konzeptionslose Sammeln von Tatsachen und zielte auf eine vergleichende Zivilisationsgeschichte, aus der die Gesetzmäßigkeiten zu gewinnen sind, die die kulturelle Entwicklung und die Vergesellschaftung des Menschen bestimmen (Burke 1987). Hier liegt, was oft verkannt wird (vgl. etwa Albert 1979, S. 113 f.), die neben der schottischen Moralphilosophie zweite Wurzel der heutigen systematischen Sozialwissenschaften. Vielleicht hat Vico sogar die aktuelleren Bezüge, denn er ist der Schöpfer der folgenreichen Denkfigur, daß sich menschliche Gesellschaften formieren, um äußeren Notlagen zu begegnen, dabei aber neue Notlagen produzieren, denen sie sich wiederum anpassen müssen (Seibt 1987). Unter den Stichworten „Heterogonie der Zwecke“, das Wilhelm Wundt einführte, Robert Mertons unbeabsichtigten Folgen sozialen Handelns und Raymond Boudons „effects pervers“ hat dieses Konzept in die gegenwärtige Psychologie und Soziologie Eingang gefunden. Die paradoxe Grundstruktur geschichtlicher Abläufe als Bewegungen, die vom Menschen zwar in Gang gesetzt, aber von ihm nicht beherrscht werden können, benutzte Vico, um eine Typologie möglicher Geschichtsverläufe zu konstruieren, die von ihm dann als ein Raster für die Analyse tatsächlicher historischer Vorgänge verwendet wurde.

Die wissenschaftliche Entwicklung entfernte sich jedoch zunächst in zwei Richtungen von dieser Position. Für den deutschen Idealismus war die Historie zwar theoriefähig, doch nicht erfahrungswissenschaftlich (Meran 1985, S. 45). So verstand Hegel seine „philosophische Geschichte“ nicht als eine empirische Disziplin, sondern als eine a priori Konstruktion, die historische Fakten lediglich als illustratives Material behandelt und sie „nach dem Gedanken einrichtet“ (1970, S. 25).

Die zweite und bis heute wirkungsmächtigste Position ist die des Historismus, der die Historie für empirisch, doch nicht für theoriefähig ansieht. Bestimmend ist für den Historismus das Individualitätsprinzip, dessen Kern wiederum ein normativer Relativismus bildet, der die Theoriefähigkeit der

Geschichte leugnet, indem er sich gegen die Verallgemeinerungsfähigkeit geschichtlicher Begriffe, Normen und Werte richtet (Meran 1985, S. 46 f.).

Die Kanonisierung des Individualitätsprinzips durch den deutschen Historismus setzte sich in einem Versuch fort, Geschichte als eine verstehende Geisteswissenschaft zu begründen. Das geschah ausdrücklich als Antwort auf den logischen Empirismus John Stuart Mills, der mit dem System der induktiven Logik in das Feld der Geisteswissenschaften einzudringen drohte. Mill sah in der Induktion die den „Moral Sciences“, den Humanwissenschaften, angemessene Verfahrensweise: ein generalisierendes Schließen, das von den Wirkungen auf die Ursachen folgert und nur mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit gültig sein kann, „weil Wirkungen meist vielfältige Ursachen haben, unter denen der Induktionsschluß auszuwählen hat“ (Ruloff 1984, S. 107f.). In der Form statistisch-induktiver Schlüsse kennzeichnet diese Verfahrensweise heute den Alltag der empirischen Sozialwissenschaften (Hempel 1968, S. 53-79). Dagegen setzte Wilhelm Dilthey eine Lehre des Verstehens, die er aus den Konzepten der Kongenialität und des Erlebens entwickelte. Verstehen als Rekonstruktion ganzer Lebenszusammenhänge gründe sich auf eigenes Erleben, auf das „Innewerden der ganzen seelischen Wirklichkeit in einer gegebenen Lage“. Doch erhält Verstehen damit zwangsläufig etwas Irrationales und kann – nach Diltheys eigenem Urteil – durch keine „Formeln logischer Leistung repräsentiert“ werden (1976, S. 189, 218; Ruloff 1984, S. 109). Wird Hermeneutik dagegen als methodisch kontrolliertes Instrument der Textauslegung, Datierung und Authentizitätsprüfung eingesetzt, gerät sie in Konflikt mit dem Individualitätsprinzip des Historismus. Denn als technologische Disziplin für einen bestimmten Problembereich ist sie nur dann möglich, wenn es in diesem Bereich Gesetzmäßigkeiten gibt, auch wenn diese noch nicht voll erfaßt wurden (Albert 1979, S. 118). Verstehen erscheint dann als eine vorläufig unvollständige Form des Erklärens.

Was hier erkennbar wird, ist eine Systematisierungs- und Generalisierungstendenz, die sich zwangsläufig durchsetzt, wenn der Erkenntnisprozeß selbst und nicht nur seine Ergebnisse intersubjektiv vermittelt werden sollen. Andererseits kann auch eine als Gesetzeswissenschaft antretende Soziologie nicht auf „Verstehen“ verzichten: In Erklärungen hat es als Kenntnis von Randbedingungen seinen Platz. Die Antwort auf die Frage nach dem „Warum“ setzt ein Wissen um das „Wie“ voraus. Max Webers berühmte und nur vermeintlich dunkle Definition der Soziologie als eine Wissenschaft „welche soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will“, formuliert diesen Zusammenhang (1972, S. 1). Forschungspraktisch bedeutet dies, daß Hermeneutik und Quellenkritik Teil des soziologischen Methodenkanons sind. Auch der gegenwartsorientierte Soziologe kann nur dann Mitteilungen von Befragten verwerten, wenn er die Symbolsprache, in der diese Mitteilungen abgefaßt sind, kennt und zu deuten vermag (Ludz 1973, S. 16).

Zwar spielt es dabei prinzipiell keine Rolle, ob diese Übermittlung direkt durch sozialen Kontakt erfolgt oder indirekt durch historische Dokumente, doch ist es sicherlich eine zusätzliche Herausforderung und Komplikation, eine Gesellschaft zu erforschen, von der man keine eigene Alltagserfahrung hat. Hier deutet sich an, wo das besondere Arbeitsfeld und die speziellen Kompetenzen des historischen Sozialforschers beginnen. Sein Forschungsfeld ist gewöhnlich nicht Teil seiner Lebenswelt. Verstehen kann sich bei ihm nicht aus eigenen Erlebnissen und Erfahrungen speisen. Er kann seine Fragestellungen und Deutungen nur unter Rückgriff auf ein mühsam erworbenes professionelles Sonderwissen entwickeln, während die Alltagspragmatik als Stimulus und Korrektiv ausfällt. Da jedoch auch die Vergangenheit zum Forschungsfeld des Soziologen gehört, ist das kein Argument für eine disziplinäre Abgrenzung zwischen Geschichte und Soziologie, sondern nur für eine spezielle professionelle Orientierung von historischen Sozialforschern, die den Standards beider Mutterdisziplinen gerecht werden müssen.

II. Theorieorientierte Geschichtsforschung als diachrone Sozialwissenschaft

Wenn also weder die Gegenstandsbereiche, noch die Eigenschaften der Daten, noch die grundlegenden Erkenntniskonzepte und die Methodologie eine Unterscheidung zwischen Soziologie und Historie begründen, kann eine Geschichtsforschung, bei der theoretische Absichten im Vordergrund stehen, sinnvoll nur als eine diachrone Sozialwissenschaft betrieben werden. Ein wichtiger Entwicklungsstrang der Wissenschaftsgeschichte führte tatsächlich in diese Richtung. Ihn charakterisierte zum einen die Ausweitung des historischen Arbeitsfeldes über die Politikgeschichte hinaus, zum zweiten ein Zug zur Systematisierung, der sich zunächst in der Orientierung auf den langfristigen Strukturwandel gesellschaftlicher Bedingungen, dann in der Verwendung expliziter Theorien – dies zumeist als Entlehnung aus den systematischen Sozialwissenschaften –, schließlich in der Anwendung von methodischen Standards der empirischen Sozialforschung auf historische Massendaten zeigte (Best 1985, S. 20-27). Im Verlauf dieser Entwicklungen hat sich unter der Bezeichnung „historische Sozialforschung“; eine Forschungsrichtung etabliert, die gleichermaßen der Historie wie der Soziologie zugerechnet werden kann. Sie wird definiert als die theoriengeleitete Erforschung sozialer Sachverhalte in historischer Tiefe mit gültigen Methoden, wobei unter Gültigkeit die Entsprechung zwischen der Reichweite der theoretischen Aussagen und der Reichweite der Forschungsoperationen verstanden wird (Best 1981, S. 147). Historische Sozialforschung ist also auch eine Konsequenz aus der Einsicht, daß es sinnlos ist, sozialwissenschaftliche Theorien ohne die zugehörigen Methoden auf historische Sachverhalte anzuwenden.

1. Historische Sozialforschung als Überprüfung der Reichweite von Gesetzesaussagen

Doch was vermag andererseits eine diachrone Betrachtungsweise einer Soziologie zu bieten, in der eine wichtige Richtung gerade die Aufdeckung überzeitlicher Gesetzmäßigkeiten anstrebt? Zunächst einmal einen Beitrag zu genau diesem Anliegen! Die historische Sozialforschung vermag Auskunft über die Reichweite von Generalisierungen zu geben. Sie stellt Daten über abweichende Randbedingungen bereit, die eine gegenwartsbezogene Sozialwissenschaft nicht in ihrem Angebot hat (Clubb 1980, S. 19). So läßt sich eine komplexe Gesellschaft ohne elektronische Medien nur noch in der Vergangenheit vorfinden. Die Frage, ob Ähnlichkeiten in der Entwicklungsdynamik sozialer Bewegungen auf die Eigengesetzlichkeit von Mobilisierungs- und Institutionalisierungsprozessen oder die gleichförmigen Kommunikationsbedingungen heutiger Gesellschaften zurückzuführen sind, ist deshalb nur mit historischem Material zu beantworten (Best 1982, S. 114).

Auch eine nach den Methoden der Experimentallogik verfahrenende sozialwissenschaftliche Komparativistik ist auf historische Daten angewiesen. Sozialwissenschaftliche Experimente sind ihrer Anlage nach Beobachtungen unter kontrastierenden Bedingungen. Die Ausbreitung und Auswahl von Kulturmustern erzeugt jedoch eine in vielen Aspekten gleichförmige Weltzivilisation und führt zu einer faktischen Reduktion von möglichen Ursachen-Konstellationen. Die historische Sozialforschung hält dagegen ein großes Reservoir von Daten bereit, das diese Verarmung der Vielfalt von Sozialformen auszugleichen vermag.

Historisierung bedeutet deshalb in der Regel auch Komplexitätssteigerung, die Bereicherung um neue Varianten und unerwartete Verknüpfungen. Die Hoffnung, in der Geschichte „Sinnstiftung“, einfache Antworten auf die verwickelten Problemlagen der Gegenwart zu finden, ist deshalb verfehlt oder nur dann begründet, wenn man zu legendenhafter Umdichtung bereit ist. Doch dann ist Geschichte nicht mehr Wissenschaft, sondern wird zum Religionsersatz. Diese Versuchung zu ideologischer Abirrung gehört mit zur Erblast des Historismus des 19. Jahrhunderts, ist aber auch ein weiterer Berührungspunkt von Soziologie und Geschichte, denn viele der Gründerväter der Soziologie waren zumindest im Nebenberuf Religionsstifter und Sektengründer – man denke an Marx und Saint Simon.

2. Historische Sozialforschung als Aufdeckung von Prozeßgesetzen

Zeitlichkeit wird bei zeitvergleichenden Untersuchungen, die einer experimentellen Logik folgen, als Abweichung von Randbedingungen zwischen zwei und mehr Querschnitten erfaßt. Werden Veränderungen im Längsschnitt zeitkontinuierlich verfolgt, sind Trendaussagen und – bei günstiger Datenlage – Rekonstruktionen von konditionellen Verkettungen möglich. Der Wandel selbst wird

dann zum Gegenstand der Forschung. Das ist zunächst auf eine ganz elementare Weise für die Soziologie von Bedeutung, denn nur durch die Bildung von Zeitreihen läßt sich entscheiden, ob Veränderungen bloß Oberflächenturbulenzen sind oder aber eine Tiefenströmung langfristigen Wandels anzeigen.

Vor allem andern ist Zeitlichkeit aber ein wichtiges Feld sozialwissenschaftlicher Theoriebildung. Es gilt als ein entscheidender Schritt der Soziologie hin zur Wissenschaftlichkeit, daß Max Weber, Emile Dürkheim und Vilfredo Pareto Wandel und Entwicklungsrichtungen nicht mehr durch teleologische „Entwicklungsgesetze“, sondern kausal als Folge immanenter Wandlungskräfte oder äußerer Störungen zu erklären versuchten (Zapf 1979, S. 11 f.; Bock 1964, S. 38). Erst diese Wendung verlieh historischen Sachverhalten eine eigene sozialwissenschaftliche Bedeutung; zuvor waren sie lediglich Zeichen einer unentrinnbaren Zukunft in Systemen eschatologischer Geschichtsdeutung gewesen.

Gesellschaft als Ordnung ohne Plan, Geschichte als Wandel ohne Ziel: auch die Vorstellung von der Offenheit und geringen Determiniertheit sozialen Handelns bewirkt eine Konvergenz von heutiger Soziologie und Historie. Die Gegnerschaft von Soziologen gegenüber einem teleologischen Evolutionismus darf deshalb nicht als eine Absage an Geschichtlichkeit schlechthin mißdeutet werden. Das Gegenteil trifft zu (Scheuch 1980).

So ist Zeit zu einem zentralen Element moderner soziologischer Handlungstheorien geworden. Dabei vollzieht sich auch eine Annäherung an erzählende Formen der Erklärung, wie sie traditionell von Historikern gebraucht werden (Danto 1974; Walsh 1977). Wandel wird in solchen Ansätzen als Prozeß wechselseitiger Anpassung von Akteuren und Handlungsbedingungen konzipiert. Danach sind die Gewohnheiten, Motive und Weltbilder von Personen die Ergebnisse ihrer besonderen kulturellen und historischen Umgebungen; die menschlichen Gesellschaften eigene Komplexität bewirkt nun Konflikte oder Spannungen zwischen Akteuren, und diese Konflikte führen zu Veränderungen, auch solchen, die von keinem Akteur oder keiner Gruppe von Akteuren so gewollt wurden; gesellschaftlicher Wandel hängt dabei nicht nur von den Konfigurationen ab, in denen Akteure, Motive und Ressourcen zusammenwirken, sondern er wird auch durch die Abfolge bestimmt, in der sich Handeln vollzieht; schließlich passen Akteure ihre Gewohnheiten, Motive und Weltbilder den veränderten Handlungsbedingungen an, womit wieder der Ausgangspunkt des Wandlungszirkels erreicht ist (Sewell 1987, S. 170 f.).

Die Wahrscheinlichkeit paradoxer und deshalb unvorhersehbarer Entwicklungen wächst bei zunehmender Komplexität und abnehmender Determinationskraft der Organisation sozialer Systeme. Hängt „alles mit allem zusammen, aber nur schwach“, wie eine resignierte Diagnose von Soziologen häufig lautet, sind die Ansatzpunkte, Elemente und sequenziellen Abläufe konditioneller Verkettungen kaum mehr vorhersagbar.

Ein einprägsames Beispiel liefert hier der Zusammenhang von Revolution und Industrialisierung in Frankreich. Viele Beobachter irritierte der vermeintlich widersinnige Sachverhalt, daß das Mutterland der „bürgerlichen“ Revolution auf lange Sicht eine nur verhaltene industrielle Entwicklung nahm, weit weniger dynamisch als das in wesentlichen Elementen seiner politischen und sozialen Ordnung traditionalere Deutschland (Asselain 1984, S. 9-21). Die kompromißlose Beseitigung des Ancien Régime führte in Frankreich keineswegs zur „Entfesselung“ der Produktivkräfte, vielmehr verringerte sie auf eine zwar indirekte doch wirkungsvolle Weise das Wachstumspotential der französischen Wirtschaft. Als wichtige Ursache der Verzögerung gilt heute die im Vergleich mit anderen europäischen Ländern im 19. Jahrhundert untypische Stagnation der Bevölkerungsentwicklung. Tatsächlich folgte Frankreich einem dem deutschen sehr ähnlichen Entwicklungspfad, berechnet man die Wachstumsindikatoren per capita (Bairoch 1981, S. 11). Der Übergang zu einer demographischen Sonderentwicklung Frankreichs vollzog sich in den Jahrzehnten der Revolution zwischen 1780 und 1820, in denen das durch hohes Heiratsalter und einen hohen Anteil Unverheirateter wirkende aber wenig wirksame Bevölkerungsregime der vorrevolutionären Ordnung durch eine Verringerung – und das bedeutete zugleich: eine Kontrolle – der Häufigkeit ehelicher Geburten abgelöst wurde (Wrigley 1985). Veränderungen im Normengefüge lokaler Gemeinschaften, eine „Revolution der Mentalitäten“ (Dupâquier 1985, S. 31), aber auch die auf Abwehr der Güterzersplitterung gerichteten „Reproduktionsstrategien“ des Kleinbauerntums wurden als Ursachen dieser Entwicklung erkannt (Le Bras 1986, S. 106-110, 143-185). Es waren danach gerade die wesentlichen Modernisierungsleistungen der französischen Revolution – Säkularisation und Mobilisierung des Grundbesitzes – die über das Zwischenglied der demographischen Entwicklung die industrielle Transformation der französischen Wirtschaft verzögerten.

Die Aufklärung komplexer, indirekter und inkrementaler Wirkungszusammenhänge setzt eine Historisierung von Erklärungen voraus, die Rekonstruktion des dynamischen Prozesses der fortwährenden Veränderung von Handlungsbedingungen durch soziales Handeln. Die Einführung der Zeit als ein zentrales Element in Handlungstheorien nimmt einen Traditionsstrang soziologischen Denkens auf, der gerade bei jenen Klassikern ansetzt, die nicht dem Evolutionismus des 19. Jahrhunderts verfallen waren. Das gilt etwa für Alexis de Tocqueville, dessen prägnanteste Formulierungen sich an etwas versteckter Stelle in seinen Erinnerungen finden. Sie verdienen es auch deswegen, im Zusammenhang zitiert zu werden, weil Tocqueville in dieser Passage den häufig beschworenen Gegensatz zwischen einer individualisierenden und einer generalisierenden Geschichtsauffassung als einen Scheinkonflikt entlarvt.

Ich habe Umgang mit Schriftstellern gehabt, die Geschichte schrieben, ohne an den Geschäften beteiligt zu sein, und mit Politikern, die nur damit beschäftigt waren, die Ereignisse herbeizuführen, ohne an ihre Beschreibung zu denken. Ich habe stets beobachtet, daß die ersteren überall nur die allgemeinen Ursachen sahen, während die letzteren, die mitten im Durcheinander der Tagesereignisse lebten, sich gerne einbildeten, daß die ganze Entwicklung auf besondere Zwischenfälle zurückgeführt werden könne und daß die kleinen Triebfedern, die sie unablässig durch ihrer Hände Spiel in Gang hielten, dieselben seien wie jene, die die Welt bewegten. Der Glaube, daß beide sich irrten, ist berechtigt.

Ich für meinen Teil verurteile diese absoluten Systeme, die den gesamten Gang der Geschichte von großen, schicksalhaft miteinander verketteten Grundursachen abhängig machen und die Menschen mehr oder weniger aus der Geschichte des Menschengeschlechts streichen. Ich finde sie eng in ihrer angeblichen Größe und falsch unter ihrem Anschein mathematischer Wahrheit. Trotz jener Schriftsteller, die diese erhabenen Theorien erfunden haben, um ihre Eitelkeit zu stillen und ihre Arbeit zu erleichtern, glaube ich, daß viele bedeutende historische Tatsachen nur durch zufällige Umstände erklärt werden können, daß viele andere unerklärlich bleiben und daß der Zufall, oder besser die verwickelte Folge untergeordneter Ursachen, die wir Zufall nennen, weil wir sie nicht entwirren können, bei allem, was wir auf dem Theater der Welt erblicken, eine große Rolle spielt. Aber ich bin fest überzeugt, daß der Zufall nichts zustande bringt, was nicht vorher vorbereitet wurde. Die Tatsachen der Vergangenheit, die Natur der Einrichtungen, der geistige Charakter der Menschen, der Stand ihrer Sitten und Gewohnheiten, das sind die Materialien, aus denen er die plötzlichen Ereignisse erzeugt, die uns überraschen und erschrecken.

Die Februar-Revolution entstand, wie alle großen Geschehnisse dieser Art, aus allgemeinen Ursachen, die von Zufällen sozusagen befruchtet wurden; es ist ebenso oberflächlich, sie als notwendige Folge der ersteren anzusehen, wie sie nur den letzteren zuzuschreiben (de Tocqueville 1954, S. 107 f.).

Es entspricht einem solchen Verständnis geschichtlicher Abläufe, wenn die Historie jüngst von dem amerikanischen Soziologen William A. Sewell, Jr. als die Wissenschaft von den unerwarteten Folgen sozialen Handelns bezeichnet wurde (1987, S. 170). Dieses hochachtungsvolle Kompliment eines Sozialwissenschaftlers muß allerdings insoweit eingeschränkt werden, als Historiker nicht dazu neigen, ihre Beobachtungen und Darstellungen zu systematisieren (Coleman 1987, S. 172 f.). Auch unterbreiten sie der Soziologie als einer systematischen Wissenschaft vom sozialen Wandel ein eher bescheidenes Datenangebot.

Zeitreihen, die auf den Daten der amtlichen Statistik aufbauen, lassen sich nur selten über das 19. Jahrhundert hinaus verlängern – am ehesten gelingt das noch bei ökonomischen Indikatoren. Diese bilden nicht zufällig den empirischen Kern des französischen Geschichtsstrukturalismus, der die *longue durée* säkularen Wandels zu seinem Zeithorizont gewählt hat (Chaunu 1978, S. 122 f., 217). Neben der Selektivität und der fragwürdigen Stabilität von histori-

schen Indikatoren stellt sich dann jedoch zusätzlich das Problem, daß sie gewöhnlich hochaggregiert sind und Veränderungen nur auf der Ebene von Gebietseinheiten erfassen. Für Handlungstheorien ist das kein sonderlich attraktives Datenangebot. Auch Prozesse sozialer Differenzierung, die im Zentrum sozialwissenschaftlicher Entwicklungs- und speziell Modernisierungstheorien stehen, vollziehen sich auf der Ebene von Rollen oder intermediären Organisationen.

Erst die historische Sozialforschung stellt nach der gewöhnlich höchst mühevollen Rekonstruktion von Individualdaten aus einer Vielzahl von Quellen und deren Kumulation über lange Zeiträume hinweg ein Material bereit, das es ermöglicht, soziales Handeln und Differenzierung empirisch auf den Ebenen zu erfassen, auf denen sie sich tatsächlich vollziehen. Das beste Beispiel hierfür gibt die historische Familienforschung, der es durch die systematische Auswertung von Kirchenbüchern und ähnlichen Dokumenten gelang, einen Kernsatz evolutionistischen Denkens zu widerlegen: Dürkheims Kontraktionsgesetz, das einen säkularen Prozeß der Verkleinerung der Familie auf die durch Vater, Mutter und Kinder gebildete Kernfamilie behauptete. Tatsächlich ist dies jedoch der in Nordwesteuropa seit dem Mittelalter dominante Familientyp (Laslett 1972, vgl. dazu auch König ²1974).

3. Historische Sozialforschung als Entdeckung und Erklärung von sozialen Traditionsbeständen

Während bei historischen Vergleichen und Längsschnittanalysen die Zeitlichkeit als Wandel thematisiert wird, ist es gerade die Dauerhaftigkeit von Strukturen, Werten und Weltbildern, die Geschichte in Gesellschaften präsent werden läßt. Jede Gegenwart ist – einem Wort Jacob Burckhardts folgend – in einem zu bestimmenden Grad „aufsummierte Vergangenheit“. Phasen beschleunigten und tiefgreifenden Wandels wechseln ab mit solchen relativer Stagnation. Die Verfestigung von zunächst unstrukturierten Gründungssituationen nennt man den „Stunde-Null-Effekt“². Gemeint sind damit Konstellationen, die sich auf gegenwärtige Handlungszusammenhänge beziehen, aber aus ihnen nicht verständlich gemacht werden können (Lübbe 1977, S. 150). Ihre Bedeutung läßt sich an der Analogie zur politischen Verfassung aufzeigen, die einmal mit einfachen Mehrheiten beschlossen wurde, dann aber nur noch mit qualifizierten Mehrheiten verändert werden kann. Ein Beispiel für die Beharrungstendenz von Strukturen und Institutionen liefert wieder die Familie: So koexistierten noch im Frankreich der 70er Jahre dieses Jahrhunderts drei unterschiedliche Familienformen mit deutlichen regionalen Schwerpunkten: die Kernfamilie, die Mehrgenerationenfamilie und die um unverheiratete Ge-

² S. M. Lipset und S. Rokkan gebrauchten für den gleichen Sachverhalt den Begriff der „critical juncture“ (1967, S. 4).

schwister erweiterte Familie. Die Verbreitungsgebiete dieser Familienformen sind in den Grundlinien seit der Völkerwanderungszeit konstant. So blieb etwa die Grenze zwischen einer flächendeckenden germanischen Besiedlung und der bloßen Herrschaftsausübung über eine romanische Bevölkerung bis in die Gegenwart präsent (Braudel 1986, S. 88-94). 1300 Jahre, Industrialisierung, nationale Integration und staatlicher Zentralismus haben diese Scheidelinie nicht völlig zu verwischen vermocht.

Die Aufgabe einer historischen Sozialforschung gegenüber solchen Traditionsbeständen besteht nun nicht darin, den Nachhall der Vergangenheit aufzuzeichnen; es gilt vor allem die Mechanismen aufzudecken, die das Überdauern bewirkten. Auch Traditionen haben Ursachen; post hoc, propter hoc Argumentationen verschleiern das nur. Ein Gegenstand kann nicht durch seine Genese verstanden werden, wie das die sogenannten historischen Erklärungen suggerieren. Und doch ist es notwendig, seine Geschichte zu kennen, denn erst in ihrem Verlauf finden sich die Elemente und kommen die Gesetze in Anwendung, die ihn in seiner gegenwärtigen Erscheinung kennzeichnen. Wählt man diese Perspektive, geht es nicht darum, Vergangenheit an sich und für sich zu verstehen; sie gewinnt als Ursprung gegenwärtiger sozialer Sachverhalte Bedeutung (Skocpol 1984).

4. Historische Sozialforschung als Beobachtung von Ungleichzeitigkeiten

Die Gleichzeitigkeit von Beharrung und Wandel eröffnet eine vierte historische Perspektive für die Soziologie. Hier wird häufig das Stichwort von der „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ aufgerufen, das aber zu sehr eine bloße Koexistenz traditionaler und moderner Elemente in Gesellschaften suggeriert. Die theoretisch belangvolleren Aspekte ergeben sich aus deren Interaktionen. Joseph Schumpeter machte etwa darauf aufmerksam, daß wegen der unterschiedlichen Grade der Lebensfähigkeit von gesellschaftlichen Strukturen das soziale Verhalten nicht einfach aus den „vorherrschenden Formen des produktiven Prozesses“ abgeleitet werden könne (1980, S. 29f.). Ungleichzeitigkeit ist deshalb eine wichtige Ursache für unbeabsichtigte Folgen sozialen Handelns (vgl. bereits Ogburn 1922). In Theorien partieller Modernisierung wird der Prozeß sozialen Wandels, der zur Institutionalisierung relativ moderner Sozialformen neben erheblich weniger modernen Strukturen in ein und derselben Gesellschaft führt, ausdrücklich zum Thema der heutigen Soziologie (Rüschmeyer 1979). Der asynchrone Verlauf von politischer und ökonomischer Modernisierung im deutschen Kaiserreich ist dafür ein prägnantes Beispiel. Die aus partieller Modernisierung folgenden Inkonsistenzen und Kommunikationsstörungen bilden eine wesentliche Ursache gesellschaftlicher Spannungen, aber auch der Ausbildung von kompensatorischen Mechanismen der Konfliktvermeidung. In jedem Fall sind sie ein wichtiges Element gesellschaftlicher Struk-

turbildung. Anders gewendet: gerade aus den Überlagerungen unterschiedlicher Wandlungstempi lassen sich spezifisch soziologische Erklärungen sozialen Verhaltens gewinnen.

Wandel, Beharrung und Ungleichzeitigkeit sind elementare Kategorien soziologischer Theoriebildung. Das gilt auch für eine gegenwartsbezogene und individualsoziologische Betrachtungsweise – was etwa die Soziologie der Altersstufen vorführt, in der Wirkungen lebensgeschichtlicher Erfahrungen und lebenszyklischer Übergänge zum Thema werden (Kohli 1978). Soziologie ist deshalb nicht nur nebenbei, sondern in ihrem Kern eine historische Wissenschaft. Wenn das so ist, dann bedarf sie auch einer empirischen Grundlage, die ihren Theorien gemäß ist und ihren Ansprüchen an Systematik genügt. Eine beschreibende Kasuistik, wie sie die Klassiker notgedrungen betrieben und wie sie in einer historisch vergleichenden Soziologie immer noch die Regel ist (Schwartz 1987; Tilly 1987), wird den heutigen Ansprüchen und Möglichkeiten nicht mehr gerecht. Nur zu oft beruhten Beweisführungen in der Soziologie auf eklatant falschen historischen Tatsachenannahmen. Die Aufgabe der historischen Sozialforschung besteht deshalb darin, der soziologischen Empirie die erforderliche zeitliche Tiefe zu geben.

References

- Albert, Hans: Geschichte und Gesetz. Zur Kritik des methodologischen Historismus, in: K. Salamun (Hrsg.), Sozialphilosophie als Aufklärung. Festschrift für E. Topitsch, Tübingen 1979, S. 111-132.
- Asselain, Jean-Charles: Histoire économique de la France du XVIII^e siècle à nos jours, Band 1 (De l'Ancien Régime à la Première Guerre Mondiale), Paris 1984.
- Bairoch, Pierre: Disparities in Economic Development since the Industrial Revolution, London 1981.
- Best, Heinrich, und Reinhard Mann (Hrsg.): Quantitative Methoden in der historisch-sozialwissenschaftlichen Forschung, Stuttgart 1977.
- Best, Heinrich: Quantifizierende Historische Sozialforschung in der Bundesrepublik Deutschland. Ein Überblick, in: Geschichte in Köln, 9, 1981, S. 121-161.
- : Organisationsbedingungen und Kommunikationsstrukturen politischer Partizipation im frühindustriellen Deutschland, in: Peter Steinbach (Hrsg.), Probleme politischer Partizipation im Modernisierungsprozeß, Stuttgart 1982, S. 114-134.
- : Histoire sociale et méthodes quantitatives en Allemagne Fédérale, in: Histoire moderne et contemporaine informatique, 7, 1985, S. 3-30.
- Bick, Wolfgang, Reinhard Mann und Paul J. Müller: Massenakten als Datenbasis der empirischen Sozialforschung. Methodische Probleme und institutionelle Voraussetzungen, in: Dies. (Hrsg.), Sozialforschung und Verwaltungsdaten, Stuttgart 1984, S. 9-15.
- Bock, K.E.: Theories of Progress and Evolution, in: W. J. Cahnmann und A. Boskoff (Hrsg.), Sociology and History, New York 1964, S. 21-41.
- Braudel, Fernand: L'Identité de la France, Band 1 (Espace et histoire), Paris 1986.
- Burke, Peter: Vico. Eine Biographie, Berlin 1987.

- Chaunu, Pierre: *Histoire quantitative, histoire sérielle*, Paris 1978.
- Clubb, Jerome M.: The „New“ Quantitative History: Social Science or Old Wine in New Bottles?, in: Ders. und Erwin K. Scheuch (Hrsg.), *Historical Social Research. The Use of Historical and Process-Produced Data*, Stuttgart 1980, S. 13-24.
- Coleman, James S.: Actors and Actions in Social History and Social Theory: Reply to Sewell, in: *American Journal of Sociology*, 93, 1987, S. 172-175.
- Danto, Arthur: *Analytische Probleme der Geschichte*, Frankfurt 1974.
- Dilthey, Wilhelm: Entwürfe zur Kritik der historischen Vernunft, in: Hans-Georg Gadamer und Gottfried Boehm (Hrsg.), *Seminar Philosophische Hermeneutik*, Frankfurt a. M. 1976, S. 189-220.
- Dupâquier, Jacques: Commentaire sur les papiers d'E.A. Wrigley et de M. Segalen, in: *Historical Social Research/Historische Sozialforschung*, 34, 1985, S. 30-36.
- Elias, Norbert: Über den Rückzug der Soziologen auf die Gegenwart, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 35, 1983, S. 29-40.
- Eisermann, Gottfried: Soziologie und Geschichte, in: René König (Hrsg.), *Handbuch der empirischen Sozialforschung*, Band 4 (Komplexe Forschungsansätze), Stuttgart, 3. Auflage 1974, S. 340-404.
- Giesen, Bernd, und Michael Schmidt: Erklärungsprobleme in den Sozialwissenschaften, in: Ders. (Hrsg.), *Theorie, Handeln und Geschichte*, Hamburg 1975, S. 9-36.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: *Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte*, Band 1 (Die Vernunft in der Geschichte), hrsg. v. J. Hoffmeister, Hamburg, 6. Auflage 1970.
- Hempel, Carl G.: *Aspects of Scientific Explanation*, New York, 2. Auflage 1968.
- König, René: *Materialien zur Soziologie der Familie*, Köln, 2. Auflage 1974.
- Köhli, Martin (Hrsg.): *Soziologie des Lebenslaufs*, Neuwied 1978.
- Koselleck, Reinhart: *Preußen zwischen Reform und Revolution. Allgemeines Landrecht, Verwaltung und soziale Bewegung 1791 bis 1848*, Stuttgart, 2. Auflage 1975.
- Laslett, Peter, und Mitarbeiter: *Household and Family in Past Time*, Cambridge u.a. 1972.
- Le Bras, Hervé: *Les trois France*, Paris 1986.
- Lübbe, Hermann: Was heißt: „Das kann man nur historisch erklären?“, in: Theodor Schieder und Kurt Gräubig, a. a. O., S. 148-163.
- Ludz, Peter Christian (Hrsg.): *Soziologie und Sozialgeschichte*, Opladen 1973 (Sonderheft 16 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie).
- : *Soziologie und Sozialgeschichte: Aspekte und Probleme*, in: Ders. (Hrsg.), 1973, a.a.O., S. 9-28.
- Luhmann, Niklas: *Weltzeit und Systemgeschichte. Über Beziehungen zwischen Zeithorizonten und sozialen Strukturen gesellschaftlicher Systeme*, in: Peter Christian Ludz (Hrsg.), 1973, a. a. O., S. 81-115.
- Mann, Golo: Plädoyer für eine historische Erzählung, in: Jürgen Kocka und Thomas Nipperdey (Hrsg.), *Theorie und Erzählung in der Geschichte*, Münster 1979, S. 40-56.
- Meran, Josef: *Theorien in der Geschichtswissenschaft. Die Diskussion über die Wissenschaftlichkeit der Geschichte*, Göttingen 1985.
- Merritt, Richard L.: *Political Perspectives in Germany: The Years of Semisovereignty, 1949-1955*, in: *Historical Social Research/Historische Sozialforschung*, 13, 1980, S. 16-25.

- Müller, Paul J.: Vorwort, in: Ders. (Hrsg.), Die Analyse prozeß-produzierter Daten, Stuttgart 1977, S. 1-4.
- Ogburn, William F.: Social Change: With Respect to Culture and Original Nature, New York 1922.
- Parsons, Talcott: Das System moderner Gesellschaften, München 1972.
- Reuband, Karl-Heinz: Dritte Personen beim Interview. Zuhörer, Adressaten oder Katalysatoren der Kommunikation?, in: Heiner Meulemann und Karl-Heinz Reuband (Hrsg.), Soziale Realität im Interview. Empirische Analysen methodischer Probleme, Frankfurt/New York, 1984, S. 117 - 156.
- Rokkan, Stein, und Seymour M. Lipset: Cleavage Structures, Party Systems, and Voter Alignments: An Introduction, in: Dies. (Hrsg.), Party Systems and Voter Alignments, New York 1967, S. 1-64.
- Rüchemeyer, Dietrich: Partielle Modernisierung, in: Wolfgang Zapf (Hrsg.), a. a. O., S. 382-398.
- Ruloff, Dieter: Geschichtsforschung und Sozialwissenschaft, München 1984.
- Scheuch, Erwin K: Quantitative Analysis of Historical Material as the Basis for a New Cooperation Between History and Sociology, in: Jerome M. Clubb und ders. (Hrsg.), Historical Social Research, a. a. O., S. 25-46.
- Schieder, Theodor, und Kurt Gräubig (Hrsg.): Theorieprobleme der Geschichtswissenschaft, Darmstadt 1977.
- Schumpeter, Joseph A.: Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie, München, 5. Auflage 1980.
- Schwartz, Mildred A.: Historical Sociology in the History of American Sociology, in: Social Science History, 11, 1987, S. 1-16.
- Seibt, Gustav: Weltgebäude von erstaunlichem Reichtum, Rezension von: Peter Burke, Vico. Eine Biographie, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 24.6.1987, Nr. 142, S. 12.
- Sewell, William H, Jr.: Theory of Action, Dialectic, and History: Comment on Coleman, in: American Journal of Sociology, 93, 1987, S. 166-170.
- Skocpol, Theda: Emerging Agendas and Recurrent Strategies in Historical Sociology, in: Dies. (Hrsg.), Vision and Method in Historical Sociology, Cambridge u. a. 1984, S. 356-391.
- Thaller, Manfred: The Need for a Theory of Historical Computing, in: Peter Denley, Stefan Fogelvik und Charles Harvey (Hrsg.), History and Computing, Band 2, London 1989, S. 2-11.
- Tilly, Charles: Formalization and Quantification in Historical Analysis, in: Konrad H. Jarausch und Wilhelm H. Schröder (Hrsg.), Quantitative History of Society and Economy: Some International Studies, St. Katharinen 1987, S. 19-29.
- Tocqueville, Alexis de: Erinnerungen, Stuttgart 1954 (zuerst 1893).
- Walsh, William H.: An Introduction to Philosophy of History, London, 10. Aufl. 1977.
- Weber, Max: Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie, Tübingen, 5. Auflage 1972.
- Wehler, Hans-Ulrich (Hrsg.): Geschichte und Soziologie, Köln 1972.
- Wrigley, E. A.: The Fall in Marital Fertility in Nineteenth Century France, in: Historical Social Research/Historische Sozialforschung, 34, 1985, S.4-21.
- Zapf, Wolfgang: Einleitung, in: Ders. (Hrsg.), Theorien sozialen Wandels, Königstein/Ts., 4. Auflage 1979, S. 9-32.

Historische Sozialforschung und Soziologie. Reminiszenzen und Reflektionen zum zwanzigsten Jahrestag der Gründung der Arbeitsgemeinschaft QUANTUM

Heinrich Best *

Abstract: Best rekonstruiert die institutionelle und intellektuelle Konstellation, die 1975 zur Gründung der Arbeitsgemeinschaft QUANTUM geführt hat. Best gibt einen Überblick über den Beitrag der Historischen Sozialforschung zur Entwicklung der Soziologie und der Geschichtswissenschaft, insbesondere den Dialog zwischen Soziologie und Geschichte in den Bereichen der Methodologie und Theoriebildung. Die Historische Sozialforschung bemüht sich um eine valide empirische Basis zur Analyse und Rekonstruktion langfristigen sozialen Wandels. Ebenfalls befruchtet hat sie die Forschungen im Bereich des interkulturellen Vergleichs, die vorrangig in dem von Stein Rokkan entwickelten Paradigma durchgeführt worden sind. Im Zentrum des Interesses von QUANTUM steht seit 20 Jahren der interdisziplinäre Methodentransfer und der Versuch, hermeneutische und quantitative Analyseverfahren miteinander zu vermitteln.

Folgt man dem englischen Wissenschaftstheoriker Toulmin, dann entwickeln sich die Institutionen einer Wissenschaft, wie die jeder anderen kollektiven menschlichen Tätigkeit auch, durch das Wirken von Parteien und Einflußgruppen, durch Staatsstrieche und einseitige Unabhängigkeitserklärungen, im ständigen Gerangel zwischen alter Garde und Jungtürken, zwischen Autokraten und Demokraten, Traditionalisten und Modernisten, Oligarchien und Gerontokratien. Auch die Gründung der Arbeitsgemeinschaft QUANTUM vor 20 Jahren läßt sich in diesem Kontext als eine Revolte von Jungtürken beschreiben – allerdings eine mit vorsichtig gebremster Angriffslust und mancherlei Rückversicherungen bei der alten Garde. Wie immer man solche Rücksichtnahmen bewerten mag: die Aufforderung in der Gründungsdeklaration von QUANTUM, bei der Erforschung sozialer Kollektive in der Vergangenheit die gleichen rigorosen Wahrheitskriterien anzuwenden, wie sie die systematischen Sozialwissenschaften für die Untersuchung von Gegenwartsgesellschaften

* Überarbeitete Fassung eines Vortrages, den der Verfasser anlässlich des ZHSF-Workshops: 20 Jahre QUANTUM, vom 4.-7. Oktober 1995 in Köln, im Rahmen der Eröffnungsveranstaltung: 20 Jahre Historische Sozialforschung, gehalten hat.

Reprint of: Heinrich Best, (1996): Historische Sozialforschung und Soziologie. Reminiszenzen und Reflektionen zum zwanzigsten Jahrestag der Gründung der Arbeitsgemeinschaft QUANTUM, in: Historical Social Research / Historische Sozialforschung Vol. 21 (1996), No. 2, p. 81-90.

entwickelt hatten, war damals eine Provokation, die auch heute nach zwanzig Jahren noch einigen Zündstoff enthält. Diese Nachhaltigkeit ist verständlich, ging es doch letztlich um die epistemologischen Grundlagen historischer Erkenntnis und um den hohen Anspruch, im Streit der Lehrmeinungen über die besseren Beweismittel zu verfügen. Daß es eine Gruppe frisch graduierter Nachwuchswissenschaftler war, von der diese ambitionierte Initiative ausging, muß im nachhinein als eine staunenswerte Frechheit erscheinen, kombiniert allerdings mit einer ebenso staunenswerten Toleranz und Aufgeschlossenheit einiger Vertreter des akademischen Establishments an der Universität Köln, von denen ich hier auf der Seite der Historiker insbesondere Theodor Schieder und Erich Angermann erwähnen möchte.

Hilfreich für die Etablierung des Unternehmens QUANTUM war sicherlich, daß es ihm nicht um die Durchsetzung bestimmter theoretischer Positionen oder gar die seinerzeit so beliebten politischen Glaubensbekenntnisse ging. Die Tatsache, daß sich QUANTUM dann erfolgreich als ein wissenschaftliches Dienstleistungsunternehmen etablieren konnte, ist wohl nicht zuletzt dieser theoretischen Offenheit und ideologischen Indifferenz geschuldet; wohl auch einer Orientierung auf die Instrumente des Forschungsprozesses, die von Anfang an um Anknüpfungspunkte zu den etablierten Methoden der Geschichtswissenschaft – insbesondere der historischen Quellenkritik – bemüht war.

Es war Zufall, aber nicht unwahrscheinlich, daß die Verdichtung und Vernetzung solcher Anknüpfungspunkte zu einem kohärenten methodischen Programm und einer auf Dauer und Außenwirkung angelegten Institutionalisierung zu einem Kölner Ereignis wurde. Alle Mitglieder der Initiatoren-Gruppe von QUANTUM hatten mit unterschiedlicher disziplinärer Gewichtung Geschichte und/oder Soziologie studiert. Sie taten dies in einem akademischen Anregungsmilieu, dem bei den Historikern Theodor Schieder vorstand, der seinerzeit führende Vertreter einer theoretisch aufgeschlossenen und sich in ein Komplementaritätsverhältnis zur Sozialwissenschaft stellenden Geschichtswissenschaft, bei den Soziologen René König, dessen eigene Arbeiten – etwa zur Soziologie der Mode und der Familie – sozialgeschichtlich gesättigt waren und dessen Lehrveranstaltungen ein breites Panorama der europäischen Geistesgeschichte aufspannten.

Vielleicht noch unmittelbarer als die Wirkung dieser schon etwas entrückten Größen war jene der jüngeren Generation akademischer Lehrer, die bei den Historikern durch die Privatdozenten Wolfgang Mommsen und Hans-Ulrich Wehler repräsentiert wurde. Hier gab es zum einen kundige Führungen durch das Universum Max Webers, das seinerzeit ja noch in vielen Provinzen wiederentdeckt werden mußte, zum anderen den energischen Versuch, die disziplinären Trennlinien zwischen Geschichtswissenschaft und Sozialwissenschaft niederzureißen und aus ihrer Verbindung eine Historische Sozialwissenschaft zu begründen.

Es war die zwischen Begeisterung und Kritik oszillierende Reaktion auf den sich abzeichnenden Entwurf einer Historischen Sozialwissenschaft, die den wichtigsten intellektuellen Stimulus für die Gründung von QUANTUM setzte, wobei die Kritik vor allem an der sich öffnenden Diskrepanz zwischen der Reichweite theoretischer Aussagen und ihrer empirischen Fundierung ansetzte. Wir hatten – wenn mir diese Sottise erlaubt ist – den Adepten der Historischen Sozialwissenschaft den Besuch des Proseminars »Methoden der empirischen Sozialforschung« voraus, wußten in etwa, was Signifikanz und Repräsentativität bedeuteten und hatten die Warnung René Königs im Ohr, daß theoretische Aussagen über Kollektive nicht durch eine Häufung singulärer Existenzsätze empirisch begründet werden könnten, wie umfangreich sie auch immer sein mochte. Historische Sozialforschung war also der Versuch zur Fortsetzung der Historischen Sozialwissenschaft mit anderen – nämlich methodisch validen – Mitteln. Und die fanden wir im Methodenkanon der empirischen Sozialforschung.

Damit bin ich bei einem weiteren und dem wohl wichtigsten Paten der Historischen Sozialforschung in Köln: Erwin K. Scheuch. Seine Bedeutung für unser Unternehmen läßt sich ohne rhetorische Anstrengung auf den Punkt bringen: Ohne ihn gäbe es kein Zentrum für Historische Sozialforschung (ZHSF) und wahrscheinlich keinen Anlaß, das 20-jährige Bestehen von QUANTUM zu feiern. Zwölf Jahre lang bot das Institut für angewandte Sozialforschung QUANTUM eine institutionelle Heimstatt, seit 1987 dann das ZHSF als Abteilung des Zentralarchivs für Empirische Sozialforschung. In den 10-jährigen, durch viele Rückschläge belasteten Bemühungen um eine institutionelle Förderung des ZHSF war Scheuch sein beharrlicher und entschiedener Fürsprecher in der etablierten akademischen Welt. Gemeinsam konnten wir schließlich das Unternehmen im Wissenschaftsrat durchfechten und mit der Gründung der GESIS in sicheres institutionelles Fahrwasser bringen. Auch nach der Angliederung des ZHSF an das Zentralarchiv als eine wissenschaftlich selbständige Abteilung hat Scheuch im Alltagsleben des Instituts die besonderen Anliegen der Historischen Sozialforschung mit Empathie, Sympathie und großem Verständnis für ihre speziellen Entwicklungsbedingungen gefördert.

Dabei sollte aber bewußt bleiben, daß wissenschaftliches Management und institution-building nur Epiphänomene sind, die ohne ein tragfähiges Wissenschaftsprogramm und paradigmatische Verankerungen ephemere und letztlich erfolglos bleiben müssen. Der intellektuelle Beitrag der Kölner Soziologie zum Projekt der Historischen Sozialforschung und zu seiner Anbindung an den allgemeinen Entwicklungsgang der internationalen Soziologie ist deshalb von besonderem Belang. Was hier unmittelbar oder mittelbar in ihrem Umkreis angestoßen und praktisch betrieben wurde, läßt sich unter drei Gesichtspunkten subsumieren:

- 1) Ein wichtiger Entwicklungsstrang war die Erweiterung und Zerschärfung der Instrumente der empirischen Sozialforschung durch die Adaption bestimmter Elemente der historischen Methodik und die Auswertung der Erfahrungen von Historikern im Umgang mit schriftlichen Zeugnissen. Das bedeutendste Anwendungsgebiet für eine solche Methodenadaption war die Analyse prozeß-produzierter Daten – d.h. solcher Daten, die massenhaft und gleichförmig im Vollzug der Alltagsarbeit von Großorganisationen anfallen. Sie zielte auf die Entwicklung einer sozialwissenschaftlichen Datenkunde und Quellenkritik, d.h. von Bewertungsregeln für die Abbildungstreue prozeß-produzierter Daten im Hinblick auf sozialwissenschaftlich belangvolle Sachverhalte, wobei eben auch Sozialwissenschaftler die alte Historikerfrage umtreibt, »wie es wirklich gewesen ist«. Am Lehrstuhl vom Erwin K. Scheuch wurde seit Anfang der 70er Jahre in mehreren Großprojekten Pionierarbeit geleistet, die bis heute in entscheidenden Punkten unerreicht geblieben ist.
- 2) Der zweite Ansatzpunkt für die Erweiterung des soziologischen Erkenntnis-horizonts durch Historische Sozialforschung war die Einsicht in die Notwendigkeit, Aussagen über langfristigen sozialen Wandel und gesellschaftliche Entwicklungstrends empirisch verlässlicher in der Vergangenheit zu verankern. Verlässlich: das hieß, daß Daten über Gesellschaften der Vergangenheit tendenziell den gleichen Qualitätsstandards genügen sollten, wie jene, die bei der Beobachtung von Gegenwartsgesellschaften anfallen. Waren diese Standards nicht erreichbar, wollte man zumindest wissen, bei welchen Beobachtungsdimensionen Unscharfen hingenommen und mit welcher Toleranzbreite dabei gerechnet werden mußte.

Wozu der Aufwand? Man sollte sich daran erinnern, daß die 70er Jahre die hohe Zeit der Weltmodelle und der ambitionierten Großprognosen im Stile des Club of Rome waren. Alle diese Versuche krankten daran, daß die Beobachtungszeiträume, die ihnen zugrunde lagen, relativ kurz waren und sie deshalb zwangsläufig und systematisch die Anpassungskapazität und Innovationsfähigkeit von sozialen Systemen unter-, die Stabilität ihrer Entwicklungsbedingungen aber überschätzten. Defizite dieser Art waren nicht nur ein internes Problem der Wissenschaft, sondern hatten unmittelbar praktische Auswirkungen, denn solche Modelle und Prognosen bildeten die Grundlage und lieferten die legitimatorische Begleitmusik für den Planungsoptimismus der Politik in den 70er Jahren. Der Aufbau weit zurückreichender Reihen historischer Daten war also nicht nur nützlich, um in den Traditionen Schumpeters und Kondratieffs lange Zyklen identifizieren zu können, sondern notwendig, um das Verhalten von sozialen Systemen in Krisen und unter irregulären Anpassungszwängen besser verstehen zu lernen. Dabei erwies es sich als erforderlich, ökonomische Zeitreihen, die ja bereits seit den 20er Jahren aufgebaut worden waren, mit solchen zu verbinden, die langfristige Prozesse sozialen Struktur- und Wertewandels

abbilden. Die Kölner Projekte zur Sozialgeschichte politischer Eliten lassen sich als ein Beispiel für diesen Typ der Datengenerierung und -verknüpfung anführen.

- 3) Der dritte und wohl wirkungsmächtigste Motivstrang, der den Aufbau der Historischen Sozialforschung in Köln leitete, war die sozialwissenschaftliche Komparativistik. Erwin K. Scheuch war seit Mitte der 60er Jahre als Mitglied des International Social Science Councils an den Bemühungen beteiligt, die methodischen, empirischen und infrastrukturellen Voraussetzungen für eine vergleichende Sozialforschung zu schaffen. Ausgangspunkt für diese Bemühungen war die Erkenntnis, daß der Vergleich als Äquivalent oder Surrogat des Experiments der Königsweg einer theoretisch ambitionierten Sozialforschung ist und daß die Auswahl, Konstruktion und Bereitstellung interkulturell äquivalenter Indikatoren einer koordinierten infrastrukturellen Anstrengung in verschiedenen Ländern bedarf. Zugleich wurde bald deutlich, daß die interkulturell vergleichende Sozialforschung in eine intertemporal-vergleichende Tiefendimension vorgetrieben werden mußte, um elementaren methodischen Ansprüchen zu genügen. Das ergab sich allein daraus, daß Nationalstaaten die Kontexte des interkulturellen Vergleichs bildeten, also historisch gewachsene Gebilde, in denen geschichtliche Ausgangs- und Entwicklungskonstellationen in zu spezifizierender Weise nicht nur auf das Niveau von Wertereihen, sondern auch auf die Ausprägung von Variablenzusammenhängen einwirkten. Es war Stein Rokkan, dessen monumentales Werk den paradigmatischen Rahmen für eine interkulturell-intertemporal vergleichende Sozialforschung setzte. Er wurde auch zum Geburtshelfer der Historischen Sozialforschung in Köln – dies übrigens nicht nur intellektuell, sondern ebenso institutionell als Autor eines Gutachtens, das die Anlauffinanzierung des ZHSF als historisches Datenarchiv bewirkte.

Wenn es zutrifft, daß wissenschaftliche Einrichtungen einer intellektuellen *raison d'être* bedürfen, um zu entstehen, und wenn sie später nur überdauern können, weil sie einen essentiellen Beitrag für ein Forschungsprogramm leisten, und nicht nur deshalb, weil es sie bereits gibt, dann fragt es sich, ob die Ausgangskonfiguration der Motive und Erwartungen, die 1975 zur Gründung von QUANTUM und wenig später des ZHSF geführt hat, auch heute noch und in absehbarer Zukunft tragfähig ist. Ich will das hier aus der Sicht des Soziologen fragen und werde mich auch jeden Urteils über die Qualität der Arbeit von QUANTUM und des ZHSF in den vergangenen zwanzig Jahre enthalten – sie sei hier einmal als gut unterstellt.

Zunächst also zur Zukunftsträchtigkeit des Methodentransfers zwischen Geschichts- und Sozialwissenschaft. Was die Arbeiten zur Entwicklung einer sozialwissenschaftlichen Datenkunde und speziell einer Fehlerlehre für prozess-produzierte Daten angeht so wird man feststellen müssen, daß die Ansätze der 70er Jahre nur verhalten weitergeführt worden sind und prozeß-produzierte

Daten mit einigen wenigen bemerkenswerten Ausnahmen keine große Karriere in den Sozialwissenschaften gemacht haben. Das ist nicht verwunderlich, denn sie sind gewöhnlich schwer zugänglich, erfordern in der Regel einen hohen Aufbereitungsaufwand und enthalten nicht unbedingt jene treffgenauen Indikatoren, an denen Sozialforscher interessiert sind. Die findet man bequemer in den Datenpools des ALLBUS, des SOEP und des ISSP, die uns in den vergangenen zehn Jahren das Leben so leicht gemacht haben.

Die Frage ist, ob dies so bleiben muß und ob es nicht gewichtige Gründe gibt, wieder deutlicher auf eine Diversifikation der Datenbasis der Sozialforschung hinzusteuern, die ja vor zehn Jahren ein wichtiges Argument für die Gründung der GESIS geliefert hat. Dafür spricht – wenn auch eher als Nebenargument – zunächst der beunruhigende Verfall der Ausschöpfung von Stichproben in der Umfrageforschung, der sich gerade bei stichprobentechnisch anspruchsvollen Untersuchungen heute auf Werte um 60% zubewegt. Das muß nicht heißen, daß damit keine Repräsentativität erreicht werden kann, es bedeutet aber einen deutlich erhöhten Aufwand zu ihrer Rekonstruktion und Kontrolle. Auch wird man die Existenz von Schwellenwerten annehmen müssen, bei deren Unterschreiten das Erhebungsinstrument unbrauchbar wird. Die Umfrageforschung sitzt noch lange nicht auf dem Trockenen, doch ihre Kieftiefe nimmt ab. Diese Entwicklung erneuert die Aktualität der alten Forderung nach einer Akzentverschiebung hin zu prozeß-produzierten Daten – nicht als Ersatz für Umfragedaten, sondern als Daten mit eigener Abbildungsqualität.

Diese Forderung gilt auch und vor allem für die Erforschung der Sozialgeschichte der DDR und eine Soziologie des realen Sozialismus. Es ist naheliegend, daß ein hochzentralisiertes System der gesellschaftlichen Planung und Steuerung besonderes Gewicht auf die Gewinnung und Verwertung von Verwaltungsdaten legen mußte. In der Tat war die Erzeugung prozeß-produzierter Daten jener Bereich, in dem die DDR die größten Produktionserfolge erzielte. So wurden etwa im Zentralen Kaderdatenspeicher oder im Datenspeicher zum gesellschaftlichen Arbeitsvermögen millionenfach Mikrodaten zu Bildungsverläufen und Erwerbsbiographien mit reicher Sozialdemographie und selbst Angaben zur politischen Sozialisation angehäuft. Gerade für die Untersuchung sozialer Schließungsprozesse, die sich immer mehr als ein Schlüssel für das Verständnis des Legitimitäts- und Loyalitätsverfalls realsozialistischer System in den 80er Jahren erweisen, ist hier eine Datenquelle von eminenter Bedeutung zu erschließen. Noch fehlt allerdings der Stein von Rosette, der uns den Informationsgehalt dieser Daten entschlüsseln würde, ebenso fehlt jene genaue Kenntnis der Erhebungspraktiken und Verwertungszusammenhänge, die die Grundlage für eine quellenkritische Bewertung dieses Materials liefern könnte. Dank einer Initiative des ZHSF hat das Bundesarchiv vertraglich zugesichert, dieses Material mit anderen maschinenlesbaren Daten aus seinem Bestand dem Zentralarchiv für die Aufbereitung zu Forschungszwecken und den weiteren Vertrieb zu überlassen. Damit wird die physische Zugänglichkeit dieser Daten

verbessert. Um sie tatsächlich für die Sozialstrukturanalyse der DDR und die Transformationsforschung nutzbar zu machen, wird aber noch eine konzertierte Aktion zwischen Forschern und Archiven erforderlich sein.

Während die Verwendung prozeß-produzierter Daten in der Sozialforschung noch nicht den in den 70er Jahren erwarteten Aufschwung genommen hat, sind qualitative und hier speziell interpretativ-verstehende Verfahren zu einem ausgesprochenen Wachstumsbereich geworden. Fast unter jedem Stein, den man in der sozialwissenschaftlichen Forschungslandschaft umwendet, finden sich heute Hermeneutiker. Es ist nicht ohne Ironie, daß geisteswissenschaftlich inspirierte Methoden nun recht erfolgreich das Feld jener systematischen Sozialwissenschaften penetrieren, von denen aus seinerzeit die Geisteswissenschaften missioniert werden sollten. Das müßte nicht beunruhigen, wenn nicht bei vielen sozialwissenschaftlichen Adepten damit ein Verfall elementarer methodischer Standards, zügelloser Subjektivismus und Deutungsschwung verbunden wären. Jene Freizügigkeiten, die vor zwanzig Jahren den frühen Vertretern der Historischen Sozialwissenschaft vorgeworfen wurden, erscheinen demgegenüber als Petitesse. Historische Hermeneutik hingegen ist ihrem Vorgehen und Anspruch nach »objektive« Hermeneutik – gezügelt und gerichtet durch den rigorosen Verfahrenskanon der historischen Quellenkritik. Davon können qualitativ orientierte Sozialwissenschaftler durchaus manches lernen, was sie sonst erst nacherfinden müssen – etwa die »Triangulation«, die bei Historikern seit dem 19. Jahrhundert als externe Quellenkritik bekannt ist.

Historische Sozialforschung war immer schon quantitative Analyse qualitativer Daten – d.h. bei der Datengenerierung arbeitet der Historische Sozialforscher auf weiter Strecke als Historiker im traditionellen Sinne. Wenn etwa in unseren Parlamentarierprojekten ein unsicheres Geburtsdatum festgelegt werden soll, dann geschieht das wie bei der Datierung einer mittelalterlichen Urkunde durch Quellenvergleich und -bewertung. Mit ihren Untersuchungen zur »Kontextsensitivität« von Daten haben Historische Sozialforscher schon vor Jahren Beiträge zu Arbeitsfeldern geliefert, die von qualitativen Sozialforschern erst jetzt entdeckt werden. Ich erinnere hier nur an die Arbeiten unseres 1981 verstorbenen Kollegen und QUANTUM-Mitgründers Reinhard Mann, dessen Kombination von narrativen Interviews und Aktenanalysen einen wichtigen Weg zur Kreuzvalidierung qualitativer Daten eröffnet haben. Niemand sollte von der Historischen Sozialforschung erwarten, daß sie die Regie im Reigen der Qualitativen übernimmt – was sie aber leisten kann, ist die Verbreitung der Erkenntnis, daß qualitative Verfahren strengen formalen Kriterien genügen und in einem innigen Verhältnis zu quantitativen Auswertungstechniken stehen können.

Gibt es nun neben solchen möglichen Beiträgen der Historischen Sozialforschung zu methodischen Um- und Nachrüstungen der Soziologie einen Bedarf nach den von ihr erzeugten Daten und Befunden? Ich bin versucht zu sagen: noch nie war sie so wertvoll wie heute! Durchmustert man das Inventar aktuel-

ler sozialwissenschaftlicher Begrifflichkeit, so erkennt man eine fast hegemoniale Dominanz von Prozeßkategorien: Wertewandel, Individualisierung, Entstrukturierung, Transformation, (Post-) Modernisierung – die Soziologie ist in weiten Bereichen zu einer Wissenschaft sozialen Wandels geworden, während der Anspruch zurücktritt, überzeitliche Gesetze des Sozialen zu finden.

So weit, so gut – problematisch daran ist nur, daß die Diagnosen gesellschaftlicher Zustandsveränderungen auf einer asymmetrischen Evidenzgrundlage abgegeben werden. Während die Gegenwart als vorläufiger Zielpunkt sozialen Wandels mit Daten und vielfältigen Alltagserfahrungen hell ausgeleuchtet ist, liegt die Vergangenheit in grauem Halbdunkel. Manchmal verdichten sich die vertrauten Stereotypen und Lese Früchte von Soziologen zum Zerrbild der »traditionalen Gesellschaft« – einer Welt, in der das Leben der Menschen durch starke und stabile Bindungen bestimmt wurde, in der Vertrautheit und Zugehörigkeit mit Abhängigkeit und Unterordnung unauflöslich verbunden waren. Dies ist aber eine retrospektive Geschichtsfiktion, so realitätsnah wie ein Holzschnitt Ludwig Richters, und völlig ungeeignet, um als Ausgangspunkt für Diagnosen sozialen Wandels zu dienen. Wir wissen seit langem von hohen Mobilitätsraten bereits in vorindustriellen Gesellschaften, vom heftigen Umschlag des Grundbesitzes, von sozialer Unruhe und tiefgreifenden ökonomischen Umstrukturierungen. Alles dies hatte mächtige Wirkungen auf den Nahbereich der Lebenswelt der Menschen. Wenn etwa in einer jüngeren Übersicht der historischen Familienforschung vormoderne Haushaltsprozesse als eine »Art von kontrollierter Unordnung« beschrieben werden, die sich nicht anhand äußerer Merkmale klassifizieren lassen, in deren äußerer Gestalt und Wandel aber Versuche, der Unordnung zu steuern, Spuren hinterlassen haben, dann entspricht das in frappanter Weise den Ergebnissen neuester Analysen aktueller Entwicklungen der modernen Familie. Die ehernen Gesetze der Menschheitsentwicklung, die im 19. Jahrhundert formuliert worden sind, vom Kontraktionsgesetz bis zum ehernen Lohngesetz, sind fast ausnahmslos neueren sozialgeschichtlichen Erkenntnissen und dem gegenüber Entwicklungstheorien gnadenlosen Gang des tatsächlichen historischen Wandels zum Opfer gefallen. Es erstaunt deshalb, wie selektiv und lückenhaft der Gebrauch ist den heute weitreichenden Diagnosen säkularen Wandels von den viel besseren Möglichkeiten zu einer sozialgeschichtlichen Fundierung langfristiger Trendaussagen machen. Historische Sozialforschung und die Verbreitung ihrer Ergebnisse tun also Not – mehr noch vielleicht als vor zwanzig Jahren.

Dies gilt auch für die sozialwissenschaftliche Komparativistik, für die historische Daten aus forschungslogischen Gründen immer wichtiger werden. Sie liefern Beobachtungswerte für Gesellschaften, die nicht »kontaminiert« sind durch die Diffusion von Gleichförmigkeit in einer sich in vielen Aspekten angleichenden Weltzivilisation. Wenn wir etwa Rainer Lepsius Forderung befolgen wollen, aus dem »Experiment einer sozialistischen Gesellschaft« verallgemeinerbare Ansichten in die Formation sozialer Ordnungen und die in

ihnen sich ausbildenden Handlungskontexte zu gewinnen, sind wir inzwischen auf historische Daten angewiesen. Das gleiche gilt für empirische Zugänge zu Situationen der »Stunde Null«, an denen sich bestimmte Struktur- und Systemzusammenhänge beobachten lassen, ohne daß sie durch Lernprozesse der Akteure und Institutionalisierungsprozesse sozialer Gebilde überformt sind.

Für alle diese Fragestellungen und Forschungsfelder benötigt die Soziologie Daten und Befunde, die ihren Ansprüchen an Gültigkeit und Treffgenauigkeit der Indikatoren genügen. Sie bedarf also der Historischen Sozialforschung. Die Historisierung ihrer Betrachtungsweisen, die auch und vor allem Ausdruck des dramatisch beschleunigten und vertieften historischen Wandels des vergangenen Jahrzehnts ist, hat diesen Bedarf noch gesteigert. Um die Zukunft der historischen Sozialforschung ist mir deshalb nicht bange. Es gibt noch viel zu tun. Packen wirs an!

References

- Heinrich Best, »Quantifizierende historische Sozialforschung in der BR Deutschland. Ein Überblick«, in: Geschichte in Köln, 1981, S. 121-161 (siehe Reprint in diesem Heft).
- Heinrich Best, »Historische Sozialforschung als Erweiterung der Soziologie. Die Konvergenz historischer und sozialwissenschaftlicher Erkenntniskonzepte«, in: KZfSS, 40 (1988), S. 1-15 (siehe Reprint in diesem Heft).
- Heinrich Best, »Quantitative historische Sozialforschung in der Bundesrepublik Deutschland: die Entwicklung der vergangenen Jahre«, in: Jahrbuch der historischen Forschung in der Bundesrepublik Deutschland, München u.a. 1988, S. 64-73.
- Heinrich Best u. Wilhelm H. Schröder, »Quantitative Historische Sozialforschung«, in: Christian Meier u. Jörn Rüsen (Hrsg.), Historische Methode, München 1988, S. 235-266.
- Wolfgang Bick u. Paul J. Müller, »Sozialwissenschaftliche Datenkunde für prozeßproduzierte Daten: Entstehungsbedingungen und Indikatorenqualität«, in: dies. u. Reinhard Mann (Hrsg.), Sozialforschung und Verwaltungsdaten, Stuttgart 1984, S. 123-159.
- Wilfried Freitag, »Haushalt und Familie in traditionellen Gesellschaften: Konzepte, Probleme und Perspektiven der Forschung«, in: Geschichte und Gesellschaft, 14 (1988), H. 1, S. 5-37.
- Jürgen Kocka, »Quantifizierung in der Geschichtswissenschaft«, in: Heinrich Best u. Reinhard Mann (Hrsg.), Quantitative Methoden in der historisch-sozialwissenschaftlichen Forschung, Stuttgart 1977, S. 4-10.
- Rainer M. Lepsius, »Zum Aufbau der Soziologie in Ostdeutschland«, in: KZfSS, 45 (1993), S. 305-337.
- Reinhard Mann, Protest und Kontrolle im Dritten Reich. Nationalsozialistische Herrschaft im Alltag einer rheinischen Großstadt. Frankfurt a. M., New York. (Studien zur Historischen Sozialwissenschaft, Bd. 6). Campus Verlag 1987.
- Wilhelm H. Schröder, Historische Sozialforschung: Identifikation, Organisation, Institution, Köln 1994 (= HSR-Supplement No. 6).

Erwin K. Scheuch, »Die wechselnde Datenbasis der Soziologie – Zur Interaktion zwischen Theorie und Empirie«, in: Paul J. Müller (Hrsg.), Die Analyse prozeßproduzierter Daten, Stuttgart 1977, S. 5-41.
Steven E. Toulmin, Kritik der kollektiven Vernunft, Frankfurt 1983.

Supplement No. 20

B. STRUKTUR UND WANDEL POLITISCHER ELITEN

HSR Supplement 20 (2008)

Strategien und Strukturen parlamentarischer Repräsentation einer antiparlamentarischen Partei Die Reichstagsfraktion der NSDAP 1928-1933

Heinrich Best^{*}

Abstract: Best überprüft die William-Brustein-Hypothese, dass sich die Mobilisierungserfolge der NSDAP vor 1933 als das Ergebnis ihres Appells an die materiellen, genauer: ökonomischen Interessen großer Teile der Bevölkerung ergaben, während „irrationale“ Stimuli, die er mit den Topoi Antisemitismus und extremer Nationalismus verbindet, nach diesem Argument nur eine „marginale Bedeutung“ für den Aufstieg des Nationalsozialismus besaßen. Im Mittelpunkt steht dabei die Frage, ob auch auf der Ebene parlamentarischer Interessenrepräsentation jene ökonomisch instrumentierte Mobilisierungsstrategie ihren Niederschlag hinterlassen hatte. Insbesondere soll geklärt werden, ob bei der Rekrutierung der Abgeordneten der NSDAP-Fraktion Strategien symbolischer Interessenrepräsentation wirksam wurden, die auf die Spezialklientele nationalsozialistischer Wirtschaftspolitik zielten: Landwirte, kleine Selbständige und Arbeiter.— Die empirische Grundlage der Untersuchung bildet eine Sozialdemographie der Reichstagsabgeordneten in den Jahren zwischen 1918 und 1933, bei der speziell solche Indikatoren ausgewählt wurden, die auf ihre Verbindung mit den Interessensphären des Wirtschaftssystems und die Art ihres Anschlusses an die Apparate der Parteiorganisationen hindeuten.— Cum grano salis unterstützen die Ergebnisse einer Strukturanalyse der NSDAP-Reichstagsfraktion Brusteins „ökonomische Interpretation“ der NSDAP-Mobilisierungserfolge nach 1928.

Die kontroverse Diskussion um die Thesen Daniel Goldhagens hat auch der alten Frage nach den Gründen für die eskalierenden Mobilisierungserfolge der Nationalsozialisten vor 1933 eine neue Aktualität verliehen. Wenn es zutrifft, daß es in Deutschland eine breite Zustimmung zu einem Programm antisemitischer Verfolgung gegeben hat, das in der Unterstützung für die NSDAP seinen politischen Ausdruck fand, dann wären „Hitlers Wähler“ direkte Vorläufer und bewußte Wegbereiter von „Hitlers willigen Vollstreckern“ gewesen. Die wachsenden Stimmenanteile der NSDAP in den letzten freien Wahlen der Weimarer Republik könnten dann in der Tat als Indikatoren für das Ausmaß manifester Neigung der Deutschen zu einem in der Anlage und in den Konsequenzen

^{*} Reprint of: Best, Heinrich (1997): Strategien und Strukturen parlamentarischer Repräsentation einer antiparlamentarischen Partei. Die Reichstagsfraktion der NSDAP 1928-1933, in Arnd Bauerkämper et al. (Hrsg.), Gesellschaft ohne Eliten? Die Führungsgruppen in der DDR als Gegenstand der zeithistorischen Forschung, Metropol: Berlin, S. 231-248.

mörderischen Rassismus gelten. Das Phänomen eines „eliminatorischen Antisemitismus“ wäre damit in Deutschland zwar nicht voll erfasst, denn Daniel Goldhagen diagnostiziert ihn als eine mächtige Unterströmung auch in anderen Gesinnungsgemeinschaften jenseits der NSDAP, doch hätte er sich hier unverschleiert und am radikalsten offenbart.¹

Das jüngst erschienene Buch von William Brustein „The Logic of Evil. The Social Origins of the Nazi Party 1925-1933“² wirkt wie ein Kontrapunkt zu einer solchen Deutung, obwohl es als unabhängige Parallelpublikation tatsächlich keine unmittelbare Auseinandersetzung mit Goldhagens Thesen enthält. Ausgehend von der Annahme, daß politische Bindungen und Handlungen von Individuen in Nutzenkalkülen begründet sind, interpretiert Brustein die Mobilisierungserfolge der NSDAP vor 1933 als das Ergebnis ihres Appells an die materiellen, genauer: ökonomischen Interessen großer Teile der Bevölkerung, während „irrationale“ Stimuli, die er mit den Topoi Antisemitismus und extremer Nationalismus verbindet, nach diesem Argument nur eine „marginale Bedeutung“ für den Aufstieg des Nationalsozialismus hatten.³ Eine Kombination sozialprotektionistischer und wirtschaftsnationalistischer Konzepte mit den Rezepten keynesianischer Wirtschaftspolitik habe in den Krisenjahren nach 1928 vor allem für selbständige Gewerbetreibende, gelernte Arbeiter und Landwirte eine attraktive und den Angeboten anderer Parteien überlegene Alternative eröffnet: „It was not because they were evil that Germans flocked to the Nazi party before 1933, nor did they perceive the NSDAP as representing evil. Rather many Germans calculated that of the competing Weimar political parties the Nazis offered them the best prospects for a better life. In particular in the midst of the great depression, the Nazi party alone crafted economic programs that in the perception of many Germans could redress their grievances or provide the means to greater social mobility.“⁴

Das empirische Fundament dieser Deutung bildet eine repräsentative Stichprobe der Mitglieder der NSDAP zwischen 1925 und 1933 aus den Karteien des Berlin Document Center. Dieses Vorgehen hat gegenüber ökologischen Wahlanalysen den Vorteil, im unmittelbaren Zugriff repräsentative Individualdaten zu liefern.⁵ Im Ergebnis kann Brustein einen deutlichen Zusammenhang

¹ Daniel Jonah Goldhagen, *Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust*, Berlin 1996, S. 109 ff.

² William Brustein, *The Logic of Evil. The Social Origins of the Nazi Party 1925-1933*, New Haven u. London 1996.

³ Ebenda, S. 50 ff., 181 u.ö.

⁴ Ebenda.

⁵ Die Daten wurden durch eine von William Brustein und Jürgen Falter geleitete Forschergruppe erhoben. Zur Stichprobenziehung und zum Variablenplan vgl. Brustein, *Origins*, S. 17 ff. u. 185 ff. Vgl. auch Jürgen W. Falter, *Wer wurde Nationalsozialist? Eine Überprüfung von Theorien über die Massenbasis des Nationalsozialismus anhand neuer Datensätze zur NSDAP-Mitgliedschaft 1925-1932*, in: *Die Normalität des Verbrechens. Bilanz und Perspektiven zur Forschung zu den nationalsozialistischen Gewaltverbrechen*. Festschrift

zwischen den ökonomischen Anreizen des nationalsozialistischen Wirtschaftsprogramms und der Struktur der NSDAP-Mitgliedschaft feststellen:

The empirical findings show that the members of the old middle class, married male white-collar employees, workers in import-oriented industries, and skilled blue-collar workers constituted the back bone of the Nazi Party's membership before 1933. These groups found NSDAP programs particularly appealing.⁶

Allerdings wird der direkte Zugriff auf Individualdaten mit dem Erfordernis erkauft, in einem weiten Inferenzschritt von dem Kollektiv der NSDAP-Mitglieder auf das der NSDAP-Wähler zu schließen, wenn – was für Brustein gilt – auch verallgemeinernde Aussagen über die Gründe nationalsozialistischer Wahlerfolge beabsichtigt sind. Dies ist problematisch, denn spezifische Interessenorientierungen von Mitgliedern, die sich auf Positionen und Karrieren im Parteiapparat und ihrer Gliederungen richten, können z. B. nicht auf das Elektorat verallgemeinert werden.

Es ist hier nun keine Einzelkritik an Brusteins Werk beabsichtigt, die u. a. der Frage nachzugehen hätte, ob nicht auch das antisemitische Programm der NSDAP einen „rationalen“ Bezug auf materielle Interessen hatte: Eine „Arisierung“ der Wirtschaft und der freien Berufe eröffnete vor allem einer besitz- und bildungsbürgerlichen Klientel Appropriationschancen, die umstandslos in die Ertragsfunktion eines nutzentheoretischen Modells einzubauen wären. In diesem Beitrag werden jedoch solche Erwägungen ausgeblendet, denn sie berühren nicht den Kern des Arguments, daß es primär ökonomische Interessen, „pocket-book politics“, waren, die den Aufstieg der NSDAP erklären.

Im Mittelpunkt steht hier die Frage, ob auch auf der Ebene parlamentarischer Interessenrepräsentation jene ökonomisch instrumentierte Mobilisierungsstrategie ihren Niederschlag hinterlassen hatte, die Brustein als das Erfolgsrezept der NSDAP auf dem Weg zur Macht diagnostiziert und als prägenden Faktor ihrer Mitgliederstruktur erkannt hat. Insbesondere soll geklärt werden, ob bei der Rekrutierung der Abgeordneten der NSDAP-Fraktion Strategien symbolischer Interessenrepräsentation wirksam wurden, die auf die Spezialklientele nationalsozialistischer Wirtschaftspolitik zielten: Landwirte, kleine Selbständige und Arbeiter. Damit wird ein institutioneller Bereich des politischen Systems in den Blick genommen, der als ein „Scharnier“ zwischen dem Parteiapparat und der Wählerschaft wirkte. Der Bezugspunkt der Untersuchung wechselt also von den Motiven der Parteibindung von Mitgliedern und Wählern zu den Kalkülen und Strategien der Selektorate, die über Kandidaturen und ihre Reihung nach Wahlchancen entschieden. Die empirische Grundlage der Untersuchung bildet eine Sozialdemographie der Reichstagsabgeordnete-

für Wolfgang Scheffler zum 65. Geburtstag, hrsg. v. Helge Grabitz u. a., Berlin 1994, S. 20-41.

⁶ Brustein, *Origins*, S. 179.

ten in den Jahren zwischen 1918 und 1933, bei der speziell solche Indikatoren ausgewählt wurden, die auf ihre Verbindung mit den Interessensphären des Wirtschaftssystems und die Art ihres Anschlusses an die Apparate der Parteiorganisationen hindeuten.⁷ Die Daten wurden nach den großen Parteien und Richtungsgruppen der Schlußphase der Weimarer Republik aufgegliedert, um einen direkten Vergleich der Rekrutierungsbedingungen der Mandatsträger und der Auswahlkalküle der Selektorate zu ermöglichen.⁸

Die Orientierung der Untersuchung auf den Reichstag bedarf der Begründung, denn die klassischen konstitutionellen Funktionen einer Zentralinstitution der parlamentarischen Demokratie hatte er 1930 mit der Etablierung eines Präsidialsystems verloren, das auf parlamentarische Mehrheiten bei der Gesetzgebung und der Regierungsbildung verzichtete. Zwei Jahre später gewannen die antiparlamentarischen Protestparteien NSDAP und KPD erstmals die absolute Mehrheit der Sitze, was sie zu einer wohlinstrumentierten Obstruktion der demokratischen Institutionen nutzten.⁹ Bereits in der Fünften Wahlperiode des Weimarer Reichstags (September 1930-Juli 1932) votierten beide Parteien in mehr als neun von zehn Abstimmungen gemeinsam, zumeist gegen die Fraktionen der früheren Weimarer Koalition.¹⁰ Der Funktionsverlust des Reichstags und seine Pervertierung zum Instrument opportunistischer Obstruktionspolitik im Zusammenspiel der extremen Flügelparteien war die wesentliche Voraussetzung für die „legale Revolution“ der nationalsozialistischen Machtergreifung.

Die Degradierung des Reichstages der ausgehenden Weimarer Republik zum Resonanzboden antiparlamentarischer Protestparteien und das wenig

⁷ Die Daten sind Auszüge aus der Datenbasis „Abgeordnete deutscher Nationalparlamente 1848-1933“ die unter Leitung des Autors und mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft seit 1982 aufgebaut wurde. Vgl. u. a. Heinrich Best, Die Abgeordneten der deutschen Reichstage 1919-1933. Datenhandbuch, Köln 1988 (mimeo). Ergebnisse zur Weimarer Republik wurden u. a. veröffentlicht in ders., Mandat ohne Macht. Strukturprobleme des deutschen Parlamentarismus 1867-1933, in: ders. (Hrsg.), Politik und Milieu. Wahl- und Elitenforschung im historischen und interkulturellen Vergleich, St. Katharinen 1989, S. 175-222.

⁸ Die Definition der Variablen und die Aufgliederung nach Parteifamilien folgt den Standards des durch Maurizio Cotta und den Autor geleiteten und durch die European Science Foundation geförderten Projekts „The Transformation of Political Representation in Europe-Parliamentary Elites 1848-1933“ (DATA-CUBE Projekt). Besonderer Wert wurde auf die zutreffende Identifikation des bei Selbstauskünften häufig durch funktionale Kalküle verfälschten „Hauptberuf bei Mandatsantritt“ gelegt. Zu den Quellengrundlagen vgl. Heinrich Best, Projekt „Struktur und Handeln parlamentarischer Führungsgruppen in Deutschland 1848-1953“ (Be 796/2-2). Schlußbericht, Köln 1988 (mimeo). Vgl. auch Heinrich Best u. Wilhelm Heinz Schröder, DFG-Projekt Biographisches Handbuch der Mitglieder Deutscher Nationalparlamente (BIORAB) 1848-1933. Endbericht, Köln 1993 (mimeo).

⁹ Vgl. Reinhard Figge, Die Opposition der NSDAP im Reichstag, Diss. rer. pol., Köln 1963.

¹⁰ Errechnet nach Heinz Markmann, Das Abstimmungsverhalten der Parteifraktionen in deutschen Parlamenten, Meisenheim am Glan 1955.

rühmliche Verhalten der Akteure auf der parlamentarischen Bühne mögen erklären, warum er weniger im Zentrum der Forschung stand als die Wählerbewegungen und die außerparlamentarischen Elitenstrategien im Vorfeld der nationalsozialistischen Machtergreifung.¹¹ Und dennoch eröffnet er einen spezifischen Zugang zur Rekonstruktion der Bedingungskonstellationen und Abläufe im Prozeß der Zerstörung der Weimarer Demokratie: Der Reichstag war eine Arena, in der sich die antiparlamentarischen Gegeneliten unter dem Schutz parlamentarischer Immunität formierten, ein Fokus der Wählermobilisierung und das Hauptexerzierfeld antiparlamentarischer Obstruktionspolitik. Der vorliegende Beitrag befaßt sich mit den beiden ersten der drei genannten Aspekte, und hier speziell mit der Struktur der nationalsozialistischen Reichstagsfraktion, die – einschließlich der Nachrücker – von 1928 bis 1933 von dreizehn auf 288 Mitglieder anwuchs. (Tab. 1) Mit dieser dramatischen Zunahme waren zugleich tiefgreifende strukturelle Veränderungen verbunden, in denen sich der Wandel der NSDAP von einer obskuren Randgruppe in eine Massenpartei auf einer breiten Organisations- und Wählerbasis manifestierte.

Welche Erkenntnis läßt sich nun von der Untersuchung einer Parlamentsfraktion erwarten, die sich der Zerstörung eben jener Institution verschrieben hatte, der sie ihrer Existenz verdankte, und die ihre Uniformität bis hin zur Kleiderordnung betonte? Auch wenn die Vertretung der NSDAP im Reichstag sich fast ausschließlich destruktiv am parlamentarischen Prozeß beteiligte, unterlag sie doch bis März 1933 in ähnlicher Weise wie die anderen Parteien den Bedingungen und Mechanismen parlamentarischer Repräsentation in einer kompetitiven Demokratie. Repräsentation läßt sich allgemein als Ergebnis einer Interaktion von Elektoraten, Selektoraten – d. h. der am Prozeß der Kandidatenaufstellung beteiligten Instanzen – und der Kandidaten beschreiben, in der die ideellen und materiellen Interessen der beteiligten Akteure und Akteursgruppen konvergieren.¹² Wähler erwarten von „ihren“ Abgeordneten eine authentische und konsequente Vertretung jener primären Anliegen, die sie zur Wahl veranlaßt haben, Selektorate – dies waren in der Weimarer Republik zumeist die Parteiführungen –, eine nach ihren Maßstäben loyale, kompetente und für die Wähler attraktive Ausübung des Mandats, Bewerber hingegen die mit dem Amt verbundenen materiellen und immateriellen Vorteile. Im Prozeß der Kandidatenauslese verbinden sich eher symbolische Aspekte, die auf den Wählern zugewandte „Außenflächen“ parlamentarischer Repräsentation verweisen, mit den internen Organisationsinteressen der Parteien, zu denen auch

¹¹ Vgl. u. a. Wolfgang Michalka (Hrsg.), *Die nationalsozialistische Machtergreifung 1933*, Paderborn u. a. 1984 und Karl Dietrich Bracher u. a. (Hrsg.), *Die nationalsozialistische Machtergreifung. Studien zur Errichtung eines totalitären Herrschaftssystems in Deutschland 1933/34*, Köln 1960.

¹² Heinrich Best/Maurizio Cotta, Introduction, in: dies. (Hrsg.), *Parliamentary Representatives in Europe 1848-2000. Legislative Recruitment and Careers in Eleven European Countries*, Oxford 2000.

eine „angemessene“ Vertretung von Richtungsgruppen und Parteiformationen gehört. Das Wahlrecht verteilt in diesem mehrgliedrigen Prozeß der Selektion und Selbstselektion Einflußchancen auf die verschiedenen beteiligten Akteure. In der Weimarer Republik, in der ein reines Verhältniswahlrecht praktiziert wurde, hatten übergeordnete Parteiinstanzen, die die Aufnahme in die Kandidatenlisten kontrollierten, in diesem Verfahren das entscheidende Wort.¹³ Zugleich hatten, da die Wähler über Listen und nicht über Einzelkandidaten abstimmten, Kollektivmerkmale und die Gesamtkomposition der Listen eine besondere Bedeutung.

Der komplexe Prozeß der Abstimmung zwischen symbolischen und instrumentellen Kriterien der Kandidatenauslese und -platzierung, der sich bei den etablierten Parteien der Weimarer Republik in der Regel eher inkremental, im Rahmen formal institutionalisierter Verfahren, auf der Grundlage älterer Ansprüche und Proporzgesichtspunkte vollzog, trug bei der NSDAP in ihrer Expansionsphase nach 1928 zunächst improvisierte Züge und verlief in konflikthaft-turbulenten Formen.¹⁴ Die Rebellion der Berliner SA im Vorfeld der Reichstagswahl von 1930, mit der u. a. ihre stärkere Berücksichtigung bei der Vergabe von Reichstagmandaten brachial durchgesetzt werden sollte, ist nur das markanteste Beispiel für die „innerorganisatorischen Reibungen und Cliquenkämpfe, die die nationalsozialistischen Wahlvorbereitungen mit zunehmender Regelmäßigkeit begleiteten“.¹⁵ In die gleiche Richtung verweisen die zähen Kulissenkämpfe um die Nominierung der von der Strasser-Gruppe gewünschten Bewerber. Welcher Entscheidungsdruck sich im Wachstumsprozeß der NSDAP-Fraktion bis 1932 aufbaute, wird daraus ersichtlich, daß rund neun von zehn Abgeordneten der NSDAP im Reichstag von 1930 und noch einmal fast sechs von zehn ihrer Abgeordneten im Juli-Reichstag von 1932 Neumitglieder waren. (Tab. 3) Insgesamt erhielten zwischen dem Mai 1928 und dem September 1933 339 Abgeordnete der NSDAP ein Mandat im Reichstag, gegenüber 162 bei der KPD, 135 beim Zentrum und BVP und 93 bei der DNVP. Zu Beginn der 1930er Jahre war der Erwerb von Mandaten eine attraktive und aussichtsreiche Karriereoption für ehrgeizige NSDAP-Mitglieder geworden.

¹³ Bernhard Vogel/Rainer-Olaf Schulze, Deutschland, in: Dolf Sternberger/Bernhard Vogel (Hrsg.), Die Wahl der Parlamente und anderer Staatsorgane. Ein Handbuch, Bd. 1, Berlin 1969, S. 256.

¹⁴ Peter Hubert, Uniformierter Reichstag. Die Geschichte der Pseudo-Volksvertretung 1933-1945, Düsseldorf 1992, S. 336 ff. Vgl. zur Innenseite der Auseinandersetzungen auch: Die Tagebücher von Joseph Goebbels. Sämtliche Fragmente, Teil I: Aufzeichnungen von 1924-1941, 4 Bde., hrsg. v. Elke Fröhlich, München 1987, insbes. Bd. 1.

¹⁵ Wolfgang Horn, Führerideologie und Parteiorganisation in der NSDAP (1919-1933), Düsseldorf 1972, S. 417.

Die Mitgliedschaft im Reichstag, die einen Anspruch auf Immunität, Diäten und Freifahrkarte begründete, besaß einen besonders hohen Anreiz.¹⁶

Die Konkurrenz um Mandate war allerdings zunächst weitgehend ungeordnet, da die Bewährung in einer Parteikarriere, die bei den etablierten Parteien der Weimarer Republik in der Regel einer aussichtsreichen Listenplatzierung vorausging, in der jungen, erst 1925 wiederbegründeten NSDAP kein Auswahlkriterium sein konnte. Obwohl Hitler 1932 eine Partei-Mitgliedsnummer von unter 300 000 zur Voraussetzung für eine Kandidatur gemacht hatte, um die seit den ersten großen Wahlerfolgen der Partei zuströmenden „Septemberlinge“ abzuwehren,¹⁷ waren die Angehörigen der NSDAP-Fraktion deutlich, im Durchschnitt um etwa zehn Jahre jünger als die Mandatsträger von SPD, Zentrum/BVP und DNVP. (Tab. 2) Ein etwas kleinerer, aber immer noch beachtlicher Altersabstand bestand bei den Neumitgliedern. (Tab. 15) Auch die geringe Altersdifferenz zwischen NSDAP-Parteimitgliedern und den Neumitgliedern ihrer Reichstagsfraktion bestärkt die Vermutung einer schwach ausgeprägten „Karrierisierung“ des Zugangs zum Mandat. Nach den Wahlerfolgen von 1930 und im Juli 1932 hatten die Reichstagsneulinge der NSDAP nur 5,5 und 4,5 Jahre den übrigen Parteimitgliedern voraus.¹⁸ In die gleiche Richtung verweist das geringe Ausmaß vertikaler Positionsverflechtungen bei den NSDAP-Abgeordneten. Maximal 7% hatten vor Antritt des Reichstagsmandats kommunale Mandate und Ämter ausgeübt gegenüber 23% bis 50% in den anderen Fraktionen (Tab. 11); ein ebenfalls deutlich unterdurchschnittlicher Anteil hatte in einem einzelstaatlichen Parlament gesessen. (Tab. 14) Die Abgeordneten der NSDAP in den Reichstagen seit 1930 waren danach weit überwiegend und ausgeprägter noch als die der KPD „homines novi“ in den Handlungsfeldern institutionell geregelten Politikbetriebs. Ihr Anspruch auf ein Mandat ließ sich zumeist nicht mit Amtserfahrung und älteren Verdiensten im „cursus honorum“ einer geregelten Parteikarriere begründen. Die Patronage mächtiger Protektoren, die Pression von Gefolgschaften und der Eingriff der Parteiführung hatten in der NSDAP deshalb eine besondere strukturprägende Bedeutung für den Rekrutierungsprozeß.

Durch ein formalisiertes Verfahren und die Festlegung allgemeiner Richtlinien war die NSDAP seit Anfang der 1930er Jahre bemüht, die eskalierenden Cliquenkämpfe um die begehrten Mandate zu kanalisieren und die Führung der Partei aus den Querelen außerhalb und zwischen den Parteigliederungen herauszuziehen. Im Vorfeld der Wahlen vom Juli 1932 wurde deshalb die Koordination der Kandidatenaufstellung zwei „Reichswahlleitern“ (Wilhelm Kube

¹⁶ Hubert, Reichstag, S. 303 ff. Zur Bedeutung der Immunität in den rechtsförmlichen Auseinandersetzungen der NSDAP mit Repräsentanten vgl. Goebbels, Tagebücher, Bd. 1.

¹⁷ Dietrich Orlow, The History of the Nazi Party: 1919-1933, Pittsburgh 1969, S. 266.

¹⁸ Brustein, Origins, S. 174, Tab. 5.2a.

und Wilhelm Frick) übertragen¹⁹ und von Hitler ein allgemeiner Kriterienkatalog für die Auswahl der Bewerber vorgegeben, in dem neben dem Prinzip der Mandatskontinuität u. a. festgelegt wurde, daß die Hälfte der sicheren Plätze SA und SS zugute kommen sollten und einige Agrarexperten auf aussichtsreichen Listenpositionen zu nominieren seien.²⁰ Bemerkenswert ist hier die Verbindung zwischen einem Verteilungsmodus des internen Parteiproporz mit einem auf Wählerwirkung zielenden Kriterium ökonomischer Interessenrepräsentation. Tatsächlich wurde die Struktur der Reichstagsfraktion der NSDAP spätestens vor der Wahl vom Juli 1932 bewußt im Hinblick auf propagandistische Wirkung als ein symbolisches Komplement ihres wirtschafts- und sozialpolitischen Programms zugeschnitten. Die letzten Entscheidungen über die Aufstellung der Listen lagen in den Händen von Hitler und dem im Juni 1932 zum „Reichsorganisationsleiter“ der Partei ernannten Gregor Strasser, wobei letzterer bei der Plazierung der Kandidaten, mit Ausnahme jener von SS, SA und HJ, weitgehend freie Hand hatte.²¹ Im Ergebnis reflektierte die Zusammensetzung der Listen eine Strategie der Machtübernahme, die über eine Kombination ökonomischer Interessenrepräsentation, den Aufbau organisatorischer Parallelstrukturen und Gefolgschaftstreue gegenüber dem „Führer“ das Weimarer „System“ auszuhebeln trachtete:

The NSDAP candidates appeared to the voters as politicized representatives of the German estates; Strasser insisted that the final slates show a wide cross section of occupational groups, and that the candidates list their party position to demonstrate the NSDAP's microcosmic structure. At the same time, the party preserved its image of a thoroughly political band of followers of Adolf Hitler. Once selected as candidates the party members took a personal oath of obedience to Hitler, since it is necessary that they obey blindly ... The 'Strasser list' was thus a group of totalized followers, broadly representative of the occupational and social groups in German society, but also single-mindedly devoted to absolute political goals.²²

Die Struktur der NSDAP-Reichstagsfraktion weist deutliche Spuren dieser Doppelorientierung auf. Wegen des Prinzips der Mandatskontinuität überdauerte sie auch das von heftigen Konflikten begleitete Ausscheiden Gregor Strassers aus der Parteiführung im Dezember 1932.

Wesentlich stärker als die „bürgerlichen“ Parteien und auf etwa gleichem Niveau wie die Vertretung der SPD wurde die NSDAP durch Inhaber von Leitungsfunktionen in den Parteiorganisationen und -gliederungen dominiert. (Tab. 16) Zwar ging dieser Anteil seit Anfang der 1930er Jahre etwas zurück, aber über den gesamten Beobachtungszeitraum hinweg blieb die NSDAP-

¹⁹ Zu der von Hubert nicht erwähnten Einsetzung von Kube als „Reichswahlleiter“ vgl. Orlow, History, S. 267.

²⁰ Ebenda, S. 266.

²¹ Ebenda, S. 267 f.

²² Ebenda, S. 268.

Fraktion ein „Ausschuß“ des Apparats der Partei und ihrer Gliederungen. Dieses Bild wird modifiziert, wenn man auch die Anteile hauptamtlicher Partei- und Verbandsfunktionäre betrachtet. (Tab. 6) Hier schwankt der Wert für die NSDAP-Fraktion zwischen 36% (1933) und 39% (1928). Er liegt damit etwa auf dem Niveau des Zentrums, aber deutlich unter dem der beiden „Arbeiterparteien“ SPD und KPD, deren Reichstagsfraktionen etwa zur Hälfte (SPD) und bis zu drei Vierteln (KPD) durch Berufsfunktionäre besetzt wurden. Die spezifische Organisationskultur der deutschen Arbeiterbewegung mit der Zentralfigur des „Arbeiterbeamten“ hatte in ihrer parlamentarischen Vertretung deutliche Spuren hinterlassen,²³ während die NSDAP in ihrem durch gravierende finanzielle Engpässe belasteten Wachstumsprozeß zunächst stärker auf Improvisationen und die Mitwirkung nebenamtlicher Funktionäre angewiesen blieb. Um so willkommener waren die Möglichkeiten, die der Gebrauch (und Mißbrauch) der Rechte des Abgeordneten zur Alimentation der Parteiapparate und ihrer Abschirmung vor dem Durchgriff der Rechtsorgane der Weimarer Republik eröffnete. Der letztere Aspekt mag auch die relativ hohen Anteile der Angehörigen des öffentlichen Dienstes in den NSDAP-Fraktionen erklären, die seit 1930 deutlich über den entsprechenden Werten in der allgemeinen Mitgliedschaft (1928-1932: 4%) lagen (Tab. 5). Tatsächlich bestanden in Preußen (seit 1929) und auf Reichsebene (seit 1930) formelle Verbote für öffentliche Bedienstete, der NSDAP beizutreten; verschärfte Bestimmungen galten für die Mitgliedschaft in den paramilitärischen Organisationen SA und SS.²⁴ Die Übernahme eines parlamentarischen Mandats verhinderte durch seinen Immunitätsschutz auch die disziplinarrechtliche Verfolgung durch den Dienstherrn und eröffnete damit NSDAP-Mitgliedern im öffentlichen Dienst zumindest vorläufig einen geschützten politischen Handlungsraum.

Der Anteil jener Abgeordneten, die nicht unmittelbar durch Berufsausübung dem Staatsdienst oder den Parteiapparaten und der Peripherie ihrer zugeordneten Verbände zuzurechnen sind, steckte den Spielraum der Parteien für die symbolischen Stimuli und instrumentellen Strategien ökonomischer Interessenrepräsentation ab. Im Fall der NSDAP-Fraktion war dieser Spielraum seit 1930 größer als bei den übrigen Parteien, denn sie hatte weniger hauptamtliche Funktionäre als die KPD oder SPD und weniger Staatsbedienstete als DNVP oder Zentrum/BVP und Liberale in ihren Reihen. Er wurde hauptsächlich und zunehmend im Sinne symbolischer Interessenrepräsentation eingesetzt, um Landwirte, kleine Selbständige und gewerbliche Arbeiter zu attrahieren. Seit Juli 1932 hatte die NSDAP von allen großen Parteien und Richtungsgruppen

²³ Vgl. auch Wilhelm Heinz Schröder, Sozialdemokratische Parlamentarier in den deutschen Reichs- und Landtagen. Ein Handbuch, Düsseldorf 1995.

²⁴ Vgl. die Zusammenstellung bei Brustein, Origins, S. 169, Tab. 5.1. Zu den Anteilen von Angehörigen des öffentlichen Dienstes an der NSDAP-Mitgliedschaft ebenda, S. 175, Tab. 5.3.

der Weimarer Republik den höchsten Anteil von Landwirten und kleinen Selbständigen in ihrer Reichstagsfraktion. (Tab. 7 u. 8) Sie löste in dieser Hinsicht das Zentrum und die DNVP als Interessenvertretung der Landwirte, Liberale und Zentrum/BVP als Interessenvertretung der kleinen Selbständigen ab. Auch hatte sie von allen Parteien mit Ausnahme der KPD den höchsten Arbeiteranteil. (Tab. 10) Insgesamt entwickelte sich der Anteil von Angehörigen der drei genannten Zielgruppen symbolischer Interessenrepräsentation in der NSDAP-Fraktion von 23,1% (1928) über 38,2% (1930) auf den höchsten Stand von 53,9% im Juli 1932 und nach einem Rückgang auf 46,7% in der Novemberwahl 1932 wieder auf zuletzt 52,1% im März 1933. Den repräsentationsstrategischen Spielraum, den die NSDAP mit ihren Wahlerfolgen seit 1930 gewonnen hatte, nutzte sie also vor allem, um speziell jenen sozio-ökonomischen Interessengruppen Kompetenz und Verbundenheit zu signalisieren, die im Fokus ihrer wirtschaftspolitischen Agitation standen und denen sie besondere Zuwendung verhielt.²⁵ Es gab eine deutliche Entsprechung symbolischer Interessenrepräsentation und zielgruppenspezifischer Wählerwerbung. Tatsächlich wirkte die Reichstagsfraktion der NSDAP in den 1930er Jahren wie ein interessenpolitisches Widerlager ihres ökonomischen Programms.

Die Befunde stützen insofern William Brusteins nutzentheoretisches Argument. In einem Handlungsmodell, das ökonomischen Interessenkalkülen eine zentrale Bedeutung bei der Entwicklung von Parteipräferenzen zuordnet, sind „Glaubwürdigkeit“, „Eindeutigkeit“ und „Nachdrücklichkeit“ der Interessenrepräsentation ausschlaggebende Kriterien der Wahlentscheidung – dies vor allem dann, wenn die programmatischen Unterschiede zu bestimmten Themen zwischen Parteien nicht sehr ausgeprägt sind. Die wahrgenommene Wahrscheinlichkeit des Eintreffens einer bestimmten Handlungsfolge – hier: einer favorablen wirtschafts- oder sozialpolitischen Maßnahme – bestimmt danach die Richtung des Handelns – hier: die Wahl einer Partei.²⁶ Woraus folgt: „The party that appears to Citizens to expend more of its resources for the cause should be more likely recipient of their support.“²⁷ Tatsächlich „investierte“ die NSDAP seit 1930 einen größeren Anteil ihrer Kandidaten und Mandate als andere Parteien in den engeren Zielgruppenbereich ihres wirtschaftspolitischen Programms. Dies sollte die Mobilisierung von Wählern aus diesen Sektoren begünstigt haben.

Gegen eine solche Deutung der Rekrutierung der NSDAP-Fraktion läßt sich allerdings einwenden, daß im Konflikt zwischen den Strategien ökonomischer

²⁵ Ebenda S. 63 ff. u. Orlow, History, S. 262 ff.

²⁶ Vgl. Ronald Heiner, The Origin of Predictable Behaviour, in: American Economic Review, 73 (1983), S. 560-589. Dieser Logik folgend legte auch die NSDAP-Organisationsleitung im Vorfeld der Juli-Wahl im Jahr 1932 besonderen Wert auf verlässliche und zutreffende Berufsangaben der NSDAP-Kandidaten in ihren Selbstauskünften. Vgl. Orlow, Origins, S. 268, Anm. 123.

²⁷ Brustein, Origins, S. 24.

Interessenrepräsentation und den Versorgungsansprüchen der Repräsentanten des Apparates die Funktionsträger der Partei einen bevorzugten Zugriff hatten. Dies zeigte sich etwa bei der Novemberwahl 1932, als der Rückgang der Mandatszahl der NSDAP-Fraktion von einem Anstieg des Anteils der hauptamtlichen Funktionäre und der Inhaber hoher Parteiämter begleitet war. (Tab. 1, 6 u. 16) Diese Verschiebung war allerdings nicht sehr ausgeprägt, und sie setzte sich bei dem bereits repressionsgestützten Wahlerfolg im März 1933 nicht weiter fort. Arbeiter, kleine Selbständige und Landwirte – von denen ja viele zugleich in herausgehobenen ehrenamtlichen Parteifunktionen tätig waren – stellten selbst im November 1932 fast die Hälfte der NSDAP-Reichstagsabgeordneten. (Tab. 7, 8, u. 10) Schwerer wiegt der Einwand, daß auch die anderen Parteien der Weimarer Republik das Instrumentarium symbolischer Interessenrepräsentation mit ähnlicher Konsequenz und teilweise im gleichen Zielgruppenspektrum wie die NSDAP einsetzten. So stellten Landwirte und kleine Gewerbetreibende im September 1930 32,3% der Mitglieder der DNVP-Fraktion und 39,5% der Abgeordneten von Zentrum und BVP (NSDAP: 27,3%). (Tab. 7 u. 8) Arbeiter, die in den „bürgerlichen“ Parteien kaum vertreten waren, erhielten bei den Kommunisten seit 1930 mehr als ein Drittel der Mandate. (Tab. 10) Die NSDAP unterschied sich eher im Mischungsverhältnis der Interessenrepräsentation von ihren Konkurrenten: Während die kleinbürgerliche und bäuerliche Komponente bei KPD und SPD fast vollständig fehlte, trug die Vertretung der NSDAP im Vergleich zu den „bürgerlichen“ Parteien, bei denen noch Restbestände älteren Honoratiorenparlamentarismus überdauert hatten, nicht nur wegen des Arbeiteranteils einen Zug sozialer Deprivation, zumindest aber geringerer Saturierung. Darauf verweisen auch das niedrigere Bildungsniveau der NSDAP-Abgeordneten (Tab. 4), ihre mangelnde Ämtererfahrung, vor allem auf der kommunalen Ebene (Tab. 11), und ihr deutlich geringeres Alter. (Tab. 2) Besonders markant war hier der Unterschied zur DNVP, in deren Fraktion der Anteil der Unternehmer zwischen 1930 und 1933 von 6,5% auf 18,5% (Tab. 9) und der des Adels von 11,3% auf 16,7% stieg.²⁸ Sozialprotektionismus für den alten Mittelstand und Mobilitätsverheißung für die Nichtsaturierten waren die programmatisch-propagandistischen Korrelate des Repräsentationsmusters der NSDAP.

Dies bedeutet allerdings nicht, daß die Strategien einer „catch-all-party“ grundlegende ideologische Maximen der NSDAP außer Kraft gesetzt hätten. Nicht nur im Hinblick auf ihre rassistischen Doktrinen galt eine strikte Anwendung askriptiver Kriterien der Kandidatenauslese: Frauen waren im Gegensatz zu den anderen Parteien der Weimarer Republik bei der NSDAP zu Kandidaturen nicht zugelassen. (Tab. 13) Die geringen, zwischen 1930 und 1933 bei den anderen Parteien weiter sinkenden Frauenanteile lassen allerdings vermuten,

²⁸ Heinrich Best, *Elite Structure and Regime (Dis)continuity in Germany 1867-1933: The Case of Parliamentary Leadership Groups*, in: *German History* 8 (1990), S. 14, Fig. 2.

daß auch bei den Konkurrenten der NSDAP die symbolische Repräsentation durch weibliche Abgeordnete keine weiterreichende wahlstrategische Option war. Paradoxe Weise könnte die konsequente Anwendung des Ausschlusses von Frauen in ihrer politischen Vertretung im Hinblick auf ökonomische Kriterien symbolischer Interessenrepräsentation der NSDAP sogar einen Glaubwürdigkeitsvorsprung eingebracht haben.

Cum grano salis unterstützen also die Ergebnisse einer Strukturanalyse der NSDAP-Reichstagsfraktion Brusteins „ökonomische Interpretation“ der NSDAP-Mobilisierungserfolge nach 1928. Die Phase des „take-offs“ der NSDAP als Massenpartei koinzidierte mit der Drapierung ihrer Reichstagsfraktion als Vertretung der bedrohten und deprivierten Schichten des deutschen Volkes. Ohne durch eine spezifische Konfessions- oder Klassenbasis begrenzt zu sein (Tab. 12) und ungehindert durch die Rücksichtnahme auf die Zwänge praktischer Regierungstätigkeit, konnte die NSDAP sozial weiter ausgreifen und radikaler fordern als ihre Konkurrenten, deren Begrenzung auf bestimmte Milieus und Positionen sozialer Saturierung auch in der Struktur ihrer parlamentarischen Vertretung deutlich aufscheint. Der Verweis der nationalsozialistischen Rassedoktrin in die Sphäre des ökonomisch „Irrationalen“ scheint allerdings voreilig zu sein. Der Ausschluß einer bestimmten Kategorie der Bevölkerung von begehrten Positionen konnte durchaus mit einem Nutzenkalkül verbunden werden, wie dies u. a. der fulminante Antisemitismus in Verbänden der Freiberufler bereits vor 1933 zeigt. Nicht nur der Staat war eine Beute, die die Nationalsozialisten in den Jahren des Aufstiegs ihren Anhängern verheißen konnten.

Im langen Gang der deutschen Parlamentsgeschichte blieben Strategien symbolischer Interessenrepräsentation und Praktiken der Mediatisierung von Parlamentsfraktionen durch Parteiapparate, die ja nicht nur die NSDAP, sondern mit unterschiedlicher Konsequenz auch die anderen Parteien in der ausgehenden Weimarer Republik verfolgten, eine Episode. Sie waren Ausdruck einer Auffassung, die dem parlamentarischen Handlungsfeld Autonomie und Eigenrationalität absprach und Repräsentation entweder demographisch durch Zugehörigkeit zu gesellschaftlichen Großgruppen oder durch Mitgliedschaft in interessenaggregierenden Organisationen herstellen wollte. Die Entwicklung in der Bundesrepublik hat, wie die der übrigen westlichen Demokratien nach 1945, einen anderen Verlauf genommen. Strategien symbolischer Interessenrepräsentation spielen als Kriterien parlamentarischer Rekrutierung kaum mehr eine Rolle.²⁹ Abgeordnete, die den „berufsständischen“ Kategorien der Landwirte, Arbeiter, kleinen Gewerbetreibenden und Unternehmer zuzuordnen sind, haben

²⁹ Heinrich Best, Politische Modernisierung und Elitenwandel 1848-1996. Die europäischen Gesellschaften im intertemporal-interkulturellen Vergleich, Vortrag vor dem 28. Deutschen Soziologentag, Dresden 1996 (Ad-hoc-Gruppe „Historisch-komparative Analysen zu Demokratisierungsprozessen in modernen Gesellschaften“).

im gegenwärtigen Bundestag einen Anteil von 11,2% gegenüber 41,4% im März-Reichstag des Jahres 1933 (unter Einschluß der Kommunisten). Der Anteil der hauptberuflichen Partei- und Verbandsfunktionäre liegt heute bei 12,5% gegenüber mehr als 40% in den Reichstagen der ausgehenden Weimarer Republik.³⁰ „Responsivität“, d.h. die durch Wahlerwartungen verstärkte und gerichtete Antwortbereitschaft der Eliten auf wesentliche Anliegen der Bevölkerung, und nicht demographische oder ständische Repräsentativität wird heute als das entscheidend legitimierende Kriterium kompetitiver Demokratien betrachtet.³¹ Im offenen Konkurrenzkampf um die Macht werden andere strukturprägende Mechanismen wirksam, wie etwa das von R. D. Putnam formulierte Gesetz der zunehmenden Disproportionalität der Elitenrekrutierung, das besagt, daß mit zunehmender Positionshöhe der Anteil der durch Bildung, Status, ethnische Herkunft etc. begünstigten Sozialkategorien zunimmt.³²

Die Tradition einer Volksvertretung, die in einem strukturgestaltenden Akt als demographisches Abbild der „verschiedenen Klassen, Schichten und Bevölkerungsguppen“ zugeschnitten und durch Loyalität oder persönliche Abhängigkeit an ein außerparlamentarisches Machtzentrum gebunden wurde, fand dagegen in der Volkskammer der DDR ihre Fortsetzung.³³ Als Produkt ausgeklügelter arithmetischer Manipulationen sollte eine „geplante Nation en miniature“ entstehen, mangelnde demokratische Legitimation durch demographische Abbildungstreue kompensiert werden.³⁴

Auch das „Einfrieren“ dieser Struktur in einer fixierten proportionalen Gewichtung von Großorganisationen, Parteigliederungen und „ständischen“ Gruppen verweist auf den antiparlamentarischen Parlamentarismus der ausgehenden Weimarer Republik, wobei die „Strasser-Liste“ von 1932 gegenüber den Hervorbringungen der Kaderabteilungen der DDR noch ausgeprägtere Züge der Improvisation aufwies. Andererseits: was wir heute als unerfreuliche Disproportionen in fast allen parlamentarischen Demokratien des Westens beklagen, wie etwa ein weit überdimensionaler Anteil von Abgeordneten aus dem Staats-

³⁰ Heinrich Best/Christopher Hausmann, *The German Data Cube 1848-1996. Listing of the Cube Variables by Period and Party Families*, Jena, April 1996 (mimeo).

³¹ H. Uppendahl, *Repräsentation und Responsivität. Bausteine einer Theorie responsiver Demokratie*, in: *Zeitschrift für Parlamentsfragen* 12 (1981), S. 123-134; Dietrich Herzog, *Der Funktionswandel des Parlaments in der sozialstaatlichen Demokratie*, in: ders. u. a. (Hrsg.), *Parlament und Gesellschaft. Eine Funktionsanalyse der repräsentativen Demokratie*, Opladen 1993, S. 23 f. u. ö.

³² Robert D. Putnam, *The Comparative Study of Political Elites*, Englewood Cliffs 1976, S. 33 ff.

³³ *Handbuch der Volkskammer*, 3. Wahlperiode, Berlin 1959, S. 18.

³⁴ Wolf Mersch, *Volksvertreter in West und Ost. Das Sozialprofil von Bundestagsabgeordneten und Delegierten der Volkskammer*, in: Wolfgang Zapf (Hrsg.), *Beiträge zur Analyse der deutschen Oberschicht*, 2. erw. Aufl., München 1965, S. 30 f.; Peter J. Lapp, *Wahlen in der DDR. Wählt die Kandidaten der Nationalen Front!*, Berlin 1982; Hans-Jürgen Brandt, *Die Kandidatenaufstellung zu den Volkskammerwahlen der DDR*, Berlin 1983.

dienst (Bundestag 1994: 50,3%) und – trotz diverser „Quotenregelungen“ – eine unterproportionale Vertretung von Frauen (Bundestag 1994: 26,3%), ist das ungeplante Ergebnis eines „autopoetischen“ Systems der Elitenrekrutierung, das kaum durch steuernde Eingriffe zu beeinflussen ist. Betrachten wir die Alternativen aus der Distanz historischer Erfahrung, so dürfte uns dennoch und nicht nur unter dem Gesichtspunkt erfolgreicher Auswahl politischer Führer die Entscheidung nicht leichtfallen, welcher der Vorzug zu geben ist.

Anhang

Tabelle 1: Abgeordnete im Reichstag 1928-1933 (einschließlich Nachrücker)

	KPD	SPD	Z/BVP	Lib.	DNVP	NSDAP	Alle
1928	55	158	79	102	80	13	509
1930	80	147	86	79	62	110	593
1932 I	88	134	94	14	43	232	608
1932 II	102	121	87	15	56	201	586
1933	65	123	98	8	54	288	639

Tab. 2: Durchschnittsalter der Reichstagsfraktionen

	KPD	SPD	Z/BVP	Lib.	DNVP	NSDAP	Alle
1928	38,9	50,3	52,8	51,5	50,8	42,1	49,6
1930	38,2	50,5	51,9	49,8	50,4	38,4	46,7
1932 I	37,7	49,7	50,4	50,9	52,5	38,7	44,1
1932 II	37,6	49,2	50,6	50,8	51,2	39,5	44,3
1933	39,2	49,9	50,1	46,1	51,9	40,0	44,6

Tab. 3: Neumitglieder (Prozente Fraktionsmitglieder)

	KPD	SPD	Z/BVP	Lib.	DNVP	NSDAP	Alle
1928	54,5	19,6	16,5	28,4	18,9	61,5	26,3
1930	52,5	19,0	26,7	30,4	43,5	87,3	41,5
1932 I	37,5	13,4	23,4	7,1	20,9	57,8	35,9
1932 II	21,6	3,3	0,0	33,3	17,9	7,0	9,4
1933	7,7	4,1	11,2	12,5	7,4	27,1	16,3

Tab. 4: Abgeordnete mit Universitätsabschluß (Prozente Fraktionsmitglieder)

	KPD	SPD	Z/BVP	Lib.	DNVP	NSDAP	Alle
1928	16,4	17,7	46,8	57,8	61,3	61,5	38,3
1930	7,5	19,7	45,3	55,7	54,8	37,3	33,9
1932 I	6,8	17,2	50,0	71,4	58,1	32,8	30,9
1932 II	4,9	18,2	52,9	73,3	62,5	33,3	31,9
1933	6,2	17,9	50,0	100,0	61,1	32,6	33,0

Tab. 5: Beruf bei Mandatsantritt: Öffentlicher Dienst (Prozente Fraktionsmitglieder)

	KPD	SPD	Z/BVP	Lib.	DNVP	NSDAP	Alle
1928	0,0	17,1	27,8	23,5	22,5	7,7	18,5
1930	5,0	15,6	27,9	24,1	29,0	19,1	18,7
1932 I	3,4	17,2	29,8	35,7	34,9	12,5	17,1
1932 II	2,9	15,7	29,9	33,3	28,6	14,4	16,9
1933	3,1	17,1	29,5	37,7	27,8	14,9	17,8

Tab. 6: Beruf bei Mandatsantritt: Partei- oder Verbandsfunktionäre (Prozente Fraktionsmitglieder)

	KPD	SPD	Z/BVP	Lib.	DNVP	NSDAP	Alle
1928	76,4	49,4	39,2	15,7	17,5	38,5	36,7
1930	56,3	49,7	39,5	24,1	21,0	37,3	38,3
1932 I	58,0	47,8	38,3	28,6	18,6	36,2	40,6
1932 II	58,8	49,6	40,2	13,3	14,3	38,3	41,9
1933	69,2	49,6	37,8	25,0	18,5	35,8	40,4

Tab. 7 Beruf bei Mandatsantritt: Landwirte* (Prozente Fraktionsmitglieder)

	KPD	SPD	Z/BVP	Lib.	DNVP	NSDAP	Alle
1928	1,8	0,0	19,0	6,9	26,3	7,7	11,8
1930	1,3	0,7	18,6	3,8	19,4	11,8	11,5
1932 I	2,3	0,7	17,0	0,0	18,6	21,6	13,0
1932 II	2,9	0,8	17,2	13,3	16,1	18,9	12,1
1933	3,1	0,0	18,4	12,5	18,5	20,5	14,4

* einschließlich Landarbeiter

Tab. 8: Beruf bei Mandatsantritt: Kleine Selbständige (Prozente Fraktionsmitglieder)

	KPD	SPD	Z/BVP	Lib.	DNVP	NSDAP	Alle
1928	1,8	0,6	21,5	21,6	18,6	7,7	13,8
1930	1,3	1,4	20,9	22,8	12,9	15,5	13,2
1932 I	3,4	2,2	17,0	0,0	9,3	19,4	12,0
1932 II	2,9	1,7	17,2	6,7	14,3	16,9	11,3
1933	3,1	1,6	16,3	0,0	16,7	19,8	13,8

Tab. 9: Beruf bei Mandatsantritt: Unternehmer (Prozente Fraktionsmitglieder)

	KPD	SPD	Z/BVP	Lib.	DNVP	NSDAP	Alle
1928	0,0	0,0	1,3	13,7	8,8	7,7	4,5
1930	0,0	0,0	4,7	10,1	6,5	4,5	3,5
1932 I	0,0	0,7	6,4	21,4	11,6	6,0	4,8
1932 II	0,0	0,0	6,9	20,0	17,9	7,0	5,6
1933	0,0	0,0	6,1	0,0	18,5	5,9	5,2

Tab.10: Beruf bei Mandatsantritt: gewerbliche Arbeiter (Prozente Fraktionsmitglieder)

	KPD	SPD	Z/BVP	Lib.	DNVP	NSDAP	Alle
1928	9,1	7,0	0,0	2,9	0,0	7,7	4,1
1930	35,0	2,7	0,0	2,5	0,0	10,9	7,8
1932 I	34,1	3,7	0,0	0,0	0,0	12,9	10,7
1932 II	34,3	1,7	0,0	6,7	0,0	10,9	10,4
1933	21,5	1,6	1,0	0,0	0,0	11,8	8,0

Tab. 11: Funktionen in der lokalen Selbstverwaltung (Prozente Fraktionsmitglieder)

	KPD	SPD	Z/BVP	Lib.	DNVP	NSDAP	Alle
1928	36,4	48,7	32,9	33,3	30,0	0,0	36,5
1930	26,3	45,6	31,4	25,3	30,6	5,5	28,3
1932 I	22,7	41,0	28,7	28,6	27,9	6,9	22,4
1932 II	23,5	39,7	25,3	26,7	23,3	6,5	21,3
1933	26,2	35,8	23,5	50,0	24,1	6,9	18,9

Tab. 12: Katholische Konfessionszugehörigkeit (Prozente Fraktionsmitglieder)

	KPD	SPD	Z/BVP	Lib.	DNVP	NSDAP	Alle
1928	0,0	4,4	100,0	11,8	7,5	46,2	23,4
1930	0,0	4,8	98,8	13,9	9,7	24,5	24,1
1932 I	0,0	4,5	100,0	14,3	7,0	19,0	25,0
1932 II	0,0	2,5	100,0	6,7	8,9	18,9	23,4
1933	0,0	4,9	98,0	12,5	9,3	19,8	26,1

Tab. 13: Frauenanteil (Prozente Fraktionsmitglieder)

	KPD	SPD	Z/BVP	Lib.	DNVP	NSDAP	Alle
1928	5,5	13,3	5,1	4,9	2,5	0,0	6,9
1930	12,5	11,6	5,8	2,5	6,5	0,0	6,4
1932 I	10,2	10,4	6,4	7,1	7,0	0,0	5,4
1932 II	10,8	9,9	4,6	6,7	5,4	0,0	5,3
1933	10,8	9,8	5,1	0,0	3,7	0,0	4,1

Tab. 14: Mitgliedschaft in Länderparlamenten vor Antritt des Reichstagsmandats (Prozente Fraktionsmitglieder)

	KPD	SPD	Z/BVP	Lib.	DNVP	NSDAP	Alle
1928	32,7	31,6	34,2	35,3	28,8	23,1	32,0
1930	21,3	34,7	31,4	30,4	31,4	16,4	27,8
1932 I	20,5	35,8	25,5	28,6	32,6	13,8	23,4
1932 II	19,6	32,3	26,4	46,7	30,4	14,4	23,4
1933	26,2	33,3	24,5	50,0	31,5	11,5	21,3

Tab. 15: Durchschnittsalter der Neumitglieder

	KPD	SPD	Z/BVP	Lib.	DNVP	NSDAP	Alle
1928	37,2	44,9	50,2	46,9	49,1	38,3	44,4
1930	35,7	42,8	45,4	45,8	47,4	37,5	40,6
1932 I	32,0	41,1	43,2	52,0	48,0	37,5	38,0
1932 II	34,6	36,9	.	48,3	46,8	42,3	40,1
1933	36,6	44,2	46,9	38,0	49,2	39,7	40,9

Tab.16: Leistungsfunktionen in Parteiorganisationen und -gliederungen
(Prozente Fraktionsmitglieder)

	KPD	SPD	Z/BVP	Lib.	DNVP	NSDAP	Alle
1928	54,9	66,4	38,1	42,4	29,8	80,0	50,4
1930	46,6	65,8	37,5	37,8	31,4	74,1	50,9
1932 I	52,3	65,5	34,8	33,3	30,4	63,1	54,0
1932 II	45,5	62,6	34,4	60,0	25,0	64,9	52,3
1933	51,0	61,9	28,4	52,9	33,3	63,8	52,9

Der langfristige Wandel politischer Eliten in Europa 1867-2000: Auf dem Weg der Konvergenz?

Heinrich Best *

Abstract: Best stellt zwei grundlegende und miteinander verbundene Fragen in den Mittelpunkt: Lassen sich in den langfristigen Veränderungen der Strukturen parlamentarischer Rekrutierung in Europa langfristige Trends erkennen, die den Grundannahmen der Theorie politischer Entwicklung folgen? Haben sich diese Entwicklungstrends im untersuchten Zeitraum synchronisiert und konvergieren sie? Die empirische Grundlage bilden Aggregatdaten zur Rekrutierung und zu den Karrieremustern von Abgeordneten europäischer Nationalparlamente vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Betrachtet werden somit ‚Delegationseliten‘ bzw. ‚Repräsentationseliten‘, die eine Schnittmenge der sonst weiter oder enger definierten politischen Eliten bilden. Der langfristige Wandel dieser Eliten in Westeuropa wird als gleichzeitiger Prozess von sozialer Öffnung und Schließung rekonstruiert und es wird gezeigt, wie sie diesen Widerspruch verarbeitet haben und warum sie sich auf lange Sicht so erfolgreich behaupten konnten. Es wird dabei von dem Konzept der ‚politischen Entwicklung‘ ausgegangen, das in den späten 1960er Jahren von Samuel Huntington als eine fokussierte Übertragung der Modernisierungstheorie in die Sphäre der Politik formuliert wurde und die Widersprüchlichkeit der repräsentativen Demokratie andeutet.

1. Einführung

In seiner berühmten Vorhersage des Untergangs der kommunistischen Staats- und Gesellschaftsordnung im Wettbewerb der Systeme begründete Talcott Parsons die Überlegenheit der repräsentativen Demokratie mit einem im Kern elitentheoretischen Argument: „Nicht die allgemeine *Legitimierung* von Macht und Herrschaft ist die besondere Leistung demokratischer Institutionen, sondern die Vermittlung von *Konsensus über die Ausübung* von Macht und Herrschaft durch ganz bestimmte Personen und Gruppen keine Institution, die sich von den demokratischen Institutionen grundlegend unterscheidet, ist zu dieser Leistung in der Lage.“ (Parsons 1979: 70; Hervorheb. i. Orig.) Sein Argument hat einen vermutlich nicht nur zufälligen Anklang an Max Webers Gedanken, dass der entscheidende Vorteil der repräsentativen Demokratie gegenüber anderen Formen der Machtorganisation ein nach rigoroser Auslese in einem Konkurrenzkampf um die Macht mit „ausgeprägten politischen Führungsquali-

* Reprint of: Best, Heinrich (2003): Der langfristige Wandel politischer Eliten in Europa 1867-2000: Auf dem Weg der Konvergenz?, in: Stefan Hradil / Peter Imbusch (Hrsg.), *Oberschichten-Eliten-Herrschende Klassen*, Leske + Budrich: Opladen, S. 369-399.

täten“ ausgestattetes politisches Personal sei (1972: 852). Die politische Klasse ist demnach eine marktbedingte Klasse besonderer Art (Weber 1972: 180), wobei Demokratisierung eine Marktöffnung, die Zulassung neuer Anbieter und Nachfrager im Konkurrenzkampf um die Macht bedeutet.

Wenn aber Konsensualität und Qualität der Auswahl politischer Führer die Überlegenheit demokratischer Institutionen begründen, muss es paradox erscheinen, dass die kommunistische Staats- und Gesellschaftsordnung ausgerechnet zu einer Zeit aus Europa verschwand, als die Kritik an der Deformation und Dekadenz der politischen Eliten in den westlichen Demokratien massiv zunahm. Verschiebungen im Wählerverhalten, die in mehreren westeuropäischen Staaten seit den 1980er Jahren zu Veränderungen in Parteiensystemen geführt haben, lassen sich mit guten Gründen einer Störung im Verhältnis zwischen Wählern und Gewählten zuschreiben. So ist die Kritik an der etablierten politischen Klasse ein Hauptpunkt der Agenden von Parteien der Neuen Rechten und Linken in Europa geworden. Da – um wieder auf Parsons zurückzukommen – Vertrauen zwischen ihren verschiedenen Akteursgruppen ein Hauptmerkmal und Funktionserfordernis repräsentativer Demokratien ist (1964: 71), haben wir es hier wohl mit einem ernsthaften Krisensymptom zu tun – und zwar mit einem, das die westliche Demokratie aus sich selbst hervor gebracht und sich nicht in der Auseinandersetzung mit einem mächtigen Gegner zugezogen hat.

Die Krise, die hier diagnostiziert wird, lässt sich einem Prozess zurechnen, der wie ein Schatten die Demokratisierung begleitet und in einem unauflösbaren, aber zugleich widerspruchsvollen Bedingungsverhältnis mit ihr verbunden ist. Die Rede ist von der politischen Professionalisierung, die wir in Übereinstimmung mit einer wissenschaftssoziologischen Definition als einen Prozess sozialer Schließung verstehen:

Professionalization refers to a dynamic organizational process ... which organizes a group of individuals along a set of attributes – attributes which are both inclusive and exclusive. That is, professionalization defines the rules, rights and rites of access to the group, what holds the members of the group together, and what sets them apart from other individuals in the larger society. Furthermore, professionalization structures the obligations and benefits of the group's members while defining their relationship with outsiders (Beaver/Rosen 1978: 66-67).

Mit politischer Professionalisierung ist hier also jenes Ensemble von sozialen Prozessen und informellen Strukturen gemeint, das neben den in Verfassungen und Gesetzen formal festgeschriebenen Kriterien und Verfahrensweisen die Übernahme von politischen Wahlämtern steuert, ein insider-outsider Gefälle erzeugt und das Aggregat der Personen stabilisiert, die den Zugang einmal geschafft haben. Dabei wird ein weiterer sozialer Mechanismus wirksam, den Merton mit dem „Accumulation-of-Advantage“-Theorem beschrieben hat, der sich aber im Ansatz bereits in Michels' „Ehernem Gesetz der Oligarchie“ findet (Merton 1973; Michels 1983):

Advantage ... accumulates when certain individuals or groups repeatedly receive resources and rewards that enrich the recipients at an accelerating rate and convertly imperish (relatively) the non-recipients. Whatever the criteria for allocating resources and rewards, whether ascribed or meritocratic, the process contributes to elite formation and ultimately produces sharply graded systems of stratification (Zuckerman 1977: 59f.).

Demokratisierung als Prozess sozialer Öffnung des Zugangs zur Sphäre politischer Macht, politische Professionalisierung als gleichzeitiger, aber gegenläufiger Prozess sozialer Schließung sind die beiden ‚mastertrends‘, die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts den Gang politischer Entwicklung in den westlichen Demokratien bestimmt haben. Aus ihrem dynamischen Zusammenwirken resultiert die soziale Gestalt ihrer politischen Eliten, die wenig von den Verheißungen der Konsensualität und Qualität demokratischer Führerauswahl erkennen lassen, denen es aber dennoch gelungen ist, mit beachtlichem Anpassungsvermögen eine politische Ordnung zu stabilisieren und zu verbreiten, die in ihren elementaren Funktionszusammenhängen und Entwicklungslinien markante Widersprüche aufweist.

2. Modernisierungstheoretische Eckpunkte und Fragestellungen

Im folgenden Beitrag wird der langfristige Wandel der politischen Eliten in Westeuropa als gleichzeitiger Prozess sozialer Öffnung und Schließung rekonstruiert. Wir wollen zeigen, wie sie diesen Widerspruch „verarbeitet“ haben und warum sie sich auf lange Sicht so erfolgreich behaupten konnten. Dabei beziehen wir uns auf das Konzept der „politischen Entwicklung“, das in den ausgehenden 1960er Jahren von Samuel Huntington als eine fokussierte Übertragung der Modernisierungstheorie in die Sphäre der Politik formuliert wurde und bereits das Dilemma immanenter Widersprüchlichkeit der repräsentativen Demokratie – die gleichzeitige soziale Öffnung und Schließung des Machtzugangs – andeutet.

Nach Huntington (1968; 1973; Huntington/Dominguez 1975) ist die Ablösung ländlicher und agrarischer Eliten (oft mit einem aristokratischen Hintergrund) ein zentrales Charakteristikum politischer Modernisierung. An ihre Stelle treten politische Eliten, die aus den städtischen Mittelklassen rekrutiert werden. Das Zentrum der Machtstruktur verschiebt sich also von ländlichen hin zu städtischen Eliten und zu den Standards und Werten der Mittelklasse. Dieser Prozess wird begleitet durch eine Ausweitung der Partizipationsrechte, vor allen Dingen natürlich durch die Übertragung des aktiven und passiven Wahlrechts auf zuvor nicht berechnigte Kategorien der Bevölkerung. Die Abschaffung der Zensuskriterien und der Geschlechterbarriere für das Wahlrecht sind dabei entscheidende Schritte. Eine dritte Komponente politischer Modernisierung bildet die Differenzierung von Strukturen, die mit der Etablierung zentra-

lisierter und funktional differenzierter Herrschaftsstrukturen in modernen Nationalstaaten assoziiert werden kann. Die Entwicklung des modernen Staates, die Teilung der Gewalten, aber auch die Entstehung der Sozialfigur des Berufspolitikers kann unter diesem Vorzeichen subsumiert werden. Schließlich nimmt Huntington die Rationalisierung der Autorität in die Reihe der Dimensionen politischer Modernisierung auf. Unter anderem bezieht sich dies auf die Ersetzung des Gottesgnadentums durch säkulare Prinzipien der Legitimierung politischer Macht. Aber auch der Wechsel von askriptiven zu leistungsbasierten Kriterien für die Elitenrekrutierung kann hier subsumiert werden.

Solche Entwicklungen verändern die Grundlage der Machtordnungen von Politien und Gesellschaften und sollten deshalb an der Zusammensetzung der politischen Eliten ablesbar sein. Die Ausbildung spezialisierter politischer Rollen, wie etwa die des professionellen Politikers, die Abnahme der Bedeutung des Familienprestiges als ein Kriterium für die politische Rekrutierung, Verschiebungen der Vertretungsmacht ökonomischer Interessen in repräsentativen Körperschaften und die Öffnung politischer Karrieren für zuvor benachteiligte Kategorien der Bevölkerung (wie etwa Frauen) sind vermutlich unmittelbar mit diesen vier grundlegenden Linien politischer Entwicklung verbunden und können als Indikatoren für politische Modernisierung betrachtet werden (Best 1988: 11-16). Folgen diese Veränderungen den grundlegenden Annahmen der Modernisierungstheorie, ist zu erwarten, dass sie eine Konfiguration von progressiven und irreversiblen Prozessen bilden, in denen weniger entwickelte Gesellschaften und Politien die Eigenschaften stärker entwickelter annehmen. Innerhalb einer gegebenen Politie sollten weniger entwickelte Sektoren dem Veränderungsmuster weiter entwickelter folgen. Wenn wir Zeitreihen verfolgen, von denen wir annehmen, dass sie politische Entwicklung abbilden, sollten deren Verläufe monoton, progressiv und gleichgerichtet sein. Regression, Stagnation und Zyklen sollten nicht auftreten, zumindest nicht als langfristige Verlaufsmuster (Inkeles 1981; Berger 1996). Partielle Entwicklung, die ein inkohärentes Muster von Fortschritt und Stagnation erzeugt, wird dabei als eine Quelle von Konflikten und Spannungen angesehen.

Der Hauptagent und der entscheidende Kontext politischer Entwicklung ist der Nationalstaat, in dessen Rahmen sich die Schöpfung und Redistribution des Wohlstands, die Akquisition und Verteilung von Macht, die Definition und Vergewisserung kollektiver Identitäten, die Institutionalisierung von Normen in Rechtssystemen, die Ausbildung großer bürokratischer Organisationen, die Aggregation von Interessen und die Ausbildung von Plattformen für kollektives politisches Handeln, wie zum Beispiel Parteien, vollzogen hat. Wenn politische Entwicklung pfadabhängig ist, dann war es der Nationalstaat, der diese Pfade gebahnt und unterhalten hat (Rokkan 2000). Dies ist eine Aussage, die auch auf parlamentarische Rekrutierungsprozesse und ihre Ergebnisse ausgeweitet werden kann, denn die formalen Voraussetzungen für den Ämterzugang, wie etwa das passive und aktive Wahlrecht, das Angebot von und die Nachfra-

ge nach Bewerbern um Mandate, die Zusammensetzung und die Verhaltensweisen von Selektoraten (wie etwa Honoratiorenzirkeln oder Parteien) werden durch die Grenzen von Nationalstaaten definiert, obwohl sich der tatsächliche Rekrutierungsakt zumeist auf lokaler oder regionaler Ebene vollzieht. Kein Wunder also, dass politische Eliten nach der Ansicht eines Klassikers wie Mosca die Unterschiedlichkeit von Politien und Gesellschaft verkörpern (1975: 36).

Die Frage ist hier, ob diese Annahme immer noch gilt. Konnte und kann man tatsächlich die Struktur politischer Eliten wie den Fingerabdruck eines politischen Systems betrachten? Gegenwärtig verbreitet sich die Auffassung, dass die nationalen Grenzen ihre Bedeutung verlieren, dass die relative Integrität und Selbstgenügsamkeit von Nationalstaaten mit ihrer Kapazität, die Spielregeln des politischen Handelns zu bestimmen und durchzusetzen, abnimmt (Gerhards 2000). Wenn der Prozess der Modernisierung unterschiedlichen nationalen Pfaden gefolgt ist, dann sollte sich heute diese Situation verändern und Gesellschaften und Politien einem wachsenden Einfluss transnationaler Interdependenzen unterwerfen. Den Hintergrund dieser Erwartung bildet ein zumeist unausgesprochenes Theorem der „Oikumenogenese“ (B. Nelson), demzufolge Individuen und Nationen auf vergleichbare Handlungssituationen in annähernd vergleichbarer Weise reagieren (Inkeles 1981:21). Empirisch sollten wir in der Lage sein, die Effekte der Erosion nationaler Selbstgenügsamkeit an einem abnehmenden Grad nationaler Unterschiedlichkeit und an einem zunehmenden Grad transnationalen Austauschs zu erkennen. Da jedoch in der Sphäre der Politik Partizipation, und dies schließt den Wettbewerb um Wahlämter ein, an Bürgerrechte geknüpft ist, und da Bürgerrechte immer noch überwiegend die Staatsbürgerschaft voraussetzen, kann unsere Untersuchung nur die Frage nach der abnehmenden Unterschiedlichkeit beantworten.

In diesem Beitrag soll also zwei grundlegenden und ihrerseits wieder miteinander verknüpften Fragen nachgegangen werden: Lassen sich in den langfristigen Veränderungen der Strukturen parlamentarischer Rekrutierung in Europa langfristige Trends erkennen, die den Grundannahmen der Theorie politischer Entwicklung folgen; haben sich diese Entwicklungstrends im Laufe der rund 130 Jahre, die hier überblickt werden, synchronisiert und konvergieren sie?

Die empirische Grundlage für diesen Beitrag bilden Aggregatdaten zur Rekrutierung und den Karrieremustern von Abgeordneten europäischer Nationalparlamente vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Wir haben es also mit „Delegationseliten“ (Stammer 1951) oder „Repräsentationseliten“ (Norton 1993: 43) zu tun, die eine Schnittmenge der sonst zugleich weiter und enger definierten politischen Eliten bilden (Putnam 1976). Dies ist eine nicht nur forschungstechnisch, d.h. durch die vergleichsweise gute Erreichbarkeit von Daten für historische und interkulturell vergleichende Untersuchungen oder die eindeutige positionelle Definition von Repräsentationseliten begründe-

te Entscheidung (obwohl diese Gründe natürlich eine Rolle gespielt haben). Unter forschungssystematischen Gesichtspunkten richtet sich unser Interesse an Repräsentationseliten auf ihre Eigenschaft, eine Schnittstelle verschiedener Teileliten, ein *mixtum compositum* aus Vertretern konkurrierender Anspruchsgruppen und Gesinnungsgemeinschaften zu bilden, die mit weitgehenden Initiativerechten und häufig einer Vetoposition ausgestattet an Entscheidungen von nationaler Bedeutung auf sehr unterschiedlichen Politikfeldern beteiligt sind. Für den internationalen und historischen Vergleich bieten sich Repräsentationseliten deshalb in besonderer Weise an, weil sie durch einen gleichartigen (wenn auch in der formalen Ausgestaltung sehr unterschiedlichen) Akt in ihre Positionen gelangen: die Volkswahl unter Konkurrenzbedingungen (Best 1990: 28-30).

Das Forschungsprojekt, dessen Daten die Grundlage für die aggregierten Zeitreihen in diesem Beitrag bilden, wurde an anderer Stelle ausführlich vorgestellt, weshalb wir uns hier auf einige zur Interpretation der Befunde unabdingbare Mitteilungen beschränken können.¹ Der „europäische“ Mittelwert wird aus den Daten für Frankreich, Großbritannien, Italien, Deutschland, die Niederlande, Norwegen und Finnland gebildet, die gegenwärtig für den gesamten Untersuchungszeitraum vorliegen. Als Anfangspunkt der Zeitreihe wurde das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts gewählt, weil damals eine Konfiguration europäischer Politien entstand, die nach der Etablierung repräsentativer Institutionen auf nationaler Ebene und der Institutionalisierung kompetitiver Wahlen genügend Gemeinsamkeiten für einen Vergleich aufwiesen und stabil genug waren, um sie in eine Langzeituntersuchung aufnehmen zu können.² Allerdings mündete der scheinbar unumkehrbare Prozess der Erweiterung des Wahlrechts und die Entwicklung zur repräsentativen Demokratie seit den 1920er Jahren in einen Stillstand und Rücklauf. In den meisten kontinentaleuropäischen Ländern, die durch unsere Untersuchung abgedeckt werden, gab es Ende 1940 keine freigewählten Parlamente mehr, und es dauerte bis 1949, bevor Deutschland als letztes dieser Länder wieder in die Familie der europäischen Demokratien zurückkehrte. Diese Ungleichzeitigkeiten und Diskontinuitäten der politischen Entwicklung haben natürlich interpretationsbedürftige Auswirkungen auf die Zusammensetzung der europäischen Grundgesamtheit, aus der das (ungegewichtete) arithmetische Mittel und die Standardabweichungen für unsere Zeit-

¹ Das international vergleichende Forschungsprojekt „European Political Elites in Comparison: The Long Road to Convergence (EURELITE)“ wird gegenwärtig als Research Network durch die European Science Foundation gefördert. Zur theoretischen und empirischen Anlage der Untersuchung vgl. Best/Cotta (2000, 2000a).

² Im Jahr 1907 wurde diese Ländergruppe um Finnland erweitert, nachdem hier die traditionelle Ständevertretung durch ein modernes Parlament ersetzt worden war, das auf der Grundlage eines universellen Wahlrechts gebildet wurde und zum ersten Mal in Europa auch Frauen als vollberechtigte politische Subjekte einschloss (Ruostetsaari 2000).

reihen berechnet wurden.³ Deshalb und wegen der schmalen Datenbasis, die den Aggregatwerten zugrunde liegt, wird es immer wieder erforderlich sein, zur Interpretation und Illustration auf Entwicklungen in einzelnen Ländern einzugehen und im übrigen die Darstellung auf langfristige Wandlungsprozesse und generelle Trends zu beschränken.

3. Resistente Rekrutierungsmuster trotz sozialen und ökonomischen Wandels

Am ehesten vereinbar mit den Annahmen der Theorie politischer Entwicklung sind die Verläufe jener Indikatorenreihen, die auf die Veränderung der Stadt-Land Beziehungen, die Rationalisierung der Autorität und die Ausweitung der Partizipation verweisen. In allen untersuchten Ländern ist der Anteil des Adels und der Abgeordneten, die bei ihrem Eintritt in das Parlament hauptberuflich im Agrarsektor tätig waren, von hohen Ausgangsniveaus auf einen Restwert geschrumpft, während der Anteil weiblicher Parlamentarier seit Einführung des Frauenwahlrechts zugenommen hat. Prima facie ergibt sich hier ein modernisierungstheoretisch plausibles Bild des langfristigen Elitenwandels: eine Erosion der traditionellen Macht- und Autoritätsstrukturen als Grundlagen parlamentarischer Repräsentation, eine Synchronisierung von sozioökonomischem Strukturwandel und unmittelbarer Interessenrepräsentation und eine Öffnung der politischen Eliten für vormals benachteiligte Gruppen.

Doch in der Naheinstellung zeigen sich selbst bei diesen Indikatorenreihen Verläufe, die schwer mit den Annahmen der Theorie politischer Entwicklung vereinbar sind: So nahm in vielen Ländern, für die Daten verfügbar sind, in deutlicher Abweichung vom allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklungstrend der Anteil von Abgeordneten mit landwirtschaftlichem Hintergrund seit dem Ende des 19. Jahrhunderts zunächst zu oder blieb zumindest über Jahrzehnte konstant. Selbst in England, dem Pionierland der industriellen Revolution stellten Abgeordnete mit landwirtschaftlichem Interessenhintergrund noch bis in die 1880er Jahren mehr als ein Drittel der Mitglieder des Unterhauses und bildeten bei den Konservativen mit Abstand die stärkste Kategorie (Rush/Cromwell 2000: 475). Was sich hier beobachten lässt, ist ein Muster

³ Technisch bedeutete der dissimultane Start der Zeitreihen, dass die Aggregatwerte für europäische Parlamente auf der Grundlage unterschiedlicher Länder gebildet werden, während die Diskontinuität in den Daten so gehandhabt wird, dass der letzte valide Eintrag vor der Unterbrechung (im Fall von Deutschland waren das die Märzahlen im Jahr 1933) bis zur nächsten kompetitiven Wahl fortgeschrieben wird. Bei der Interpretation der aggregierten Zeitreihen müssen wir also die Effekte des Wandels in der Zusammensetzung der Grundgesamtheit und der Verknüpfung von Zeitreihen zwischen validen Datenpunkten berücksichtigen. Ähnliches gilt für territoriale Veränderungen, die ja vor allem im Fall Deutschlands dramatisch waren.

defensiver Interessenpräsentation, bei dem – um die Terminologie der Zeit zu variieren – zunächst nicht die „gefährlichen“, sondern die „gefährdeten Klassen“ den entstehenden Massenmarkt besetzten. Dies war, wie unsere Daten zeigen, keine auf England beschränkte Entwicklung. Es öffnete sich eine „Repräsentationslücke“, das heißt, es gab einen verzögerten Nachvollzug gesellschaftlichen Wandels auf der Elitenebene.

Vergleichbare Phänomene lassen sich bei den Anteilen weiblicher Abgeordneter beobachten. In den Ländern, in denen das Wahlrecht entsprechende Beobachtungen zulässt, wurden bereits in den zwanziger Jahren Repräsentationsniveaus erreicht, die noch 50 Jahre später die Plafonds der Wertereihen bildeten und im Bereich der Geschlechterrepräsentation erst während der vergangenen 15 Jahre nachhaltig durchbrochen wurden (Cotta/Best 2000: 518). Die etablierten Machtordnungen und Werthierarchien trotzten hier lange der Ausweitung der Partizipationsrechte und dem Veränderungsdruck des allgemeinen Wahlrechts. Diese Erscheinung lässt sich auch im Hinblick auf den Adel beobachten, dessen politische Position selbst nach massiven Wahlrechtserweiterungen zunächst unerschüttert blieb und an den Wahlurnen eindrucksvoll bestätigt wurde. Besonders deutlich zeigt sich dies im Fall Deutschlands, wo der Adelsanteil in den nach dem allgemeinen Männerwahlrecht gewählten Vertretungen des Norddeutschen Bundes und des Kaiserreichs bis in die 1880er Jahre hinein um die 40% fluktuierte und damit ein Repräsentationsniveau erreichte, das seinem Anteil an den Offizierskorps der deutschen Armeen in diesen Jahren entsprach (Best 1988: 34-36).

Dennoch unterstützen trotz erklärungsbedürftiger Verzögerungen und episodischer Regressionen die bislang betrachteten Indikatorenreihen das Argument, dass sich in den Politiken Europas auf lange Sicht doch ein Entwicklungszug in Richtung auf die Moderne durchgesetzt habe. Besonders markant verlief der Wandlungsprozess in Deutschland zwischen den 1890er und 1920er Jahren, wo sich bereits im Institutionengefüge des späten Kaiserreichs ein grundlegender Umbau der Repräsentationsmuster vollzog, der sich im Übergang zur Weimarer Republik noch einmal deutlich beschleunigte (Best/Schmitt/Hausmann 2000: 189f). Es lässt sich zeigen, dass sich dieser Wandel – wenn auch mit unterschiedlichen Verläufen – innerhalb der großen politischen Konfliktgruppen vollzog und nicht allein durch das Hinzutreten neuer Parteien erklärt werden kann. Aus dieser Perspektive wirkt der Prozess parlamentarischer Rekrutierung wie eine Schleuse, die mit einiger Verzögerung das Entwicklungsniveau der politischen Elite auf das anderer gesellschaftlicher Bereiche hebt. Kann also der langfristige Wandel der Muster parlamentarischer Rekrutierung in Europa im Sinne eines *lead-lag*-Modells als ein Prozess verzögerter politischer Modernisierung gedeutet werden? Das Bild verschiebt sich in grundlegender Weise, wenn man das Tableau der Modernisierungsindikatoren erweitert und nun auch die Dimension der Differenzierung von Strukturen in die Betrachtung einbezieht. Dabei erweisen sich der Zyklus und die fluktuierende

Beharrung als die gegenüber der Progression vorherrschenden Verlaufsformen der Indikatorenreihen.

Ein charakteristisches Beispiel für einen nichtlinearen Verlauf bietet die Wertereihe für die Zugehörigkeit zum Staatsdienst, die als ein Indikator für eine „Fusion von Funktionen“ (Birnbäum 1978), für eine Überschneidung von Bereichen der Machtorganisation interpretiert werden kann. Entsprechend dem Differenzierungstheorem der Theorie politischer Entwicklung wäre zu erwarten, dass sich hier eine Entflechtung im Sinne von Max Webers Wort von der „Scheidung der öffentlichen Funktionäre“ (1971: 519) vollzogen hat. Tatsächlich bestätigt mit der Ausnahme Frankreichs und Großbritanniens die Entwicklung bis zum zweiten Weltkrieg diese Erwartung: Von z.T. sehr hohen Ausgangswerten zu Beginn des Untersuchungszeitraums sanken die Anteile der Angehörigen des öffentlichen Dienstes an den parlamentarischen Führungsgruppen und konvergierten in den 1930er Jahren in einem relativ schmalen Wertebereich. Der Funktionswandel parlamentarischer Repräsentation von einer konfliktarmen und in der etablierten gesellschaftlichen Machtorganisation verankerten Honoratiorenvertretung zur Arena für den scharfen Positionskampf um materielle und ideelle Interessen verdrängte den durch vielerlei Rücksichtnahmen und Loyalitätspflichten gebundenen Staatsdiener aus den parlamentarischen Vertretungen. Formale Beschränkungen politisch-oppositioneller Artikulationsmöglichkeiten für Staatsbeamte, wie etwa der in Preußen geltende „Maulkorbberlass“ und der faktische Ausschluss von Sozialdemokraten aus Karrieren im Staatsdienst, verstärkten diese Entwicklung, ohne sie übrigens – wie unsere Daten zeigen – ausgelöst zu haben (Best 1988).

In Frankreich war allerdings – ohne dass wir hier näher auf nationale Spezifitäten eingehen können – die „Durchstaatlichung“ der Parlamente bereits nach dem Ende der Julimonarchie deutlich zurückgegangen, und es hatte sich dort, wie in Italien, wo dieser Zug noch ausgeprägter war, ein Regime der „Übersetzung“ sozialer in politische Macht etabliert, das in den Praktiken des Klientelismus und der Patronage gründete (Best/Gaxie 2000: 104, 111). In einem solchen System übernimmt der Abgeordnete die Rolle eines Intermediärs zwischen lokalen Klientelen und dem anonymen Staat, die er am besten wahrnehmen kann, wenn er in Halbdistanz zum Staatsapparat positioniert ist. Dabei werden die „Kapazitäten“ der provinziellen Gesellschaft – wie etwa die Anwälte – und die Amtsträger der kommunalen Selbstverwaltung zu Leitfiguren parlamentarischer Repräsentation. Es ist bemerkenswert, dass sich auch dieses Regime lange Zeit als ausgesprochen resistent gegenüber dem Veränderungsdruck der polarisierten Massendemokratie erwies und in einigen Reservaten bis in die Gegenwart überdauert hat.

Die Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg sind dann in allen in unsere Untersuchung einbezogenen Ländern wieder durch eine „Fusion der Funktionen“ (Birnbäum 1978: 111), eine zunehmende „Durchstaatlichung“ der Parlamente gekennzeichnet, wobei in einigen Ländern die Anteilswerte von Mitglie-

dem des öffentlichen Dienstes das Niveau des 19. Jahrhunderts überschreiten (Best 1997: 24). Dieser Rückschwung im historischen Zyklus wurde durch andere Momente als die Entwicklung im 19. Jahrhundert angetrieben, als Amtsautorität, Staatsnähe und spezifische Qualifikationen die Grundlage des Beamtenparlamentarismus bildeten. Abkömmlichkeit, Versorgungssicherheit und Parteipatronage im öffentlichen Dienst sind heute die fördernden Elemente. Mit diesem Wandel der Rekrutierungsbasis war eine Veränderung der Zusammensetzung der Vertreter aus dem öffentlichen Sektor verbunden. Während im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts Verwaltungsbeamte und Justizangehörige dominiert hatten, wurden nach dem Zweiten Weltkrieg Abgeordnete aus dem Bildungsbereich zur wichtigsten Kategorie. Die Frage stellt sich hier, wie auch in anderen Fällen, ob die beiden Enden der Indikatorenreihe im Kern den gleichen Sachverhalt abbilden. Es gibt bei einigen Bedenken doch gute Gründe, diese Frage zu bejahen, wobei die Gemeinsamkeit über den gesamten Untersuchungszeitraum hinweg durch Staatsorientierung und Wirtschaftsferne, eine geschützte Stellung auf den Arbeitsmärkten, ein besonderes Gewicht formaler Qualifikationen und die Einbindung in Patronageverhältnisse gebildet wird, bei denen heute an die Stelle landesherrlicher Ämterpatronage die Parteipatronage getreten ist (Arnim 1991; Scheuch/Scheuch 1992). In diesem Entwicklungszug der Rekrutierung parlamentarischer Führungsgruppen setzten sich die Integrationserfordernisse des politischen Systems gegenüber einer Differenzierung von Bereichen der Machtorganisation durch, wobei die hier beobachteten Politiken einen synchronen Zyklus durchlaufen.

Divergente Verläufe von Entwicklungsprozessen sind dagegen bei einer speziellen Kategorie „professioneller Politiker“ zu beobachten, d.h. bei jenen Abgeordneten, die bei Mandatsantritt hauptberuflich in Parteien und Verbänden tätig sind. Der Sozialfigur des „Funktionärs“, hier vor allem in der Variante des „Arbeiterbeamten“, war zu Beginn des 20. Jahrhunderts von zeitgenössischen Beobachtern wie Max Weber (1971a) und Robert Michels (1987) eine große Karriere in der politischen Arena prognostiziert worden. Unsere Daten bestätigen bis zum Ende der Zwischenkriegszeit vor allem für Deutschland und – bei verhalteneren Zuwächsen – die Niederlande diese Erwartung (Cotta/Best 2000: 516f). Nach dem Zweiten Weltkrieg folgten Finnland und Italien bis in die 1970er Jahre dem gleichen Entwicklungspfad. In diesen Ländern traten zeitweise Funktionäre die Nachfolge der Staatsbediensteten oder Anwälte als größte Herkunftsfunktion parlamentarischer Repräsentation an. Die Mediatisierung der Parlamente durch Parteien und Interessengruppen vollzog sich als Abordnung des Personals intermediärer Organisationen. Im Fall Deutschland blieb dies allerdings eine auf die Weimarer Republik beschränkte Episode. Die Bundestage knüpfen hier wieder – wie ja auch im Hinblick auf die Vertretung des Staatsdienstes – an das Entwicklungsniveau des Kaiserreichs an, während in den Niederlanden, Finnland und in Italien die Zeitreihen erst Ende der 1950er bis Anfang der 1970er Jahre ihre Scheitelpunkte erreichten.

Einen vom progressiven Entwicklungsmodell abweichenden Verlauf der Indikatorenreihen beobachten wir auch im Hinblick auf die Verankerung von Abgeordneten im lokalen und regionalen Politikbereich, also dem, was man in Frankreich „cumul“ zu nennen pflegt: die vertikale Ämterhäufung durch Übernahme und Beibehaltung kommunaler Wahlämter. Geht man davon aus, dass politische Modernisierung mit einer Nationalisierung der Politik, der Ablösung lokaler durch nationale Rekrutierungsagenturen, verbunden ist, wäre ein Rückgang dieses Indikators zu erwarten. Wieder zeigt sich ein deutlich abweichendes Bild: In den ersten Jahrzehnten des Untersuchungszeitraums nahmen in allen untersuchten Ländern die Anteile lokaler Amtsträger unter den Abgeordneten zu, um sich dann auf jeweils charakteristischen Niveaus relativ stabil einzupendeln. Dieses Grundmuster setzte sich nach dem Zweiten Weltkrieg bei leichten Fluktuationen fort, wobei sich auch Italien Ende der 1950er Jahre hier einordnet (Cotta/Best 2000: 498).

Resümiert man die bislang vorgestellten Ergebnisse, so weichen die Verläufe der langfristigen Veränderungen parlamentarischer Repräsentation in Europa in vieler Hinsicht von der nach der Theorie politischer Entwicklung zu erwartenden Richtung des Wandels ab. Über Jahrzehnte hinweg blieben Rekrutierungsmuster resistent gegenüber dem Veränderungsdruck sozioökonomischen Strukturwandels und widerstanden auch der formalen Öffnung des Zugangs zum Mandat durch Wahlrechtserweiterungen oder die Gewährung von Diäten. Bei jenen Indikatoren, die auf die Integration der Bereiche staatlicher Machtorganisation und Verknüpfungen zwischen Systemebenen verweisen, blieben die Zeitreihen weitgehend stabil, folgten zyklischen Bewegungen oder fluktuierten ungerichtet. Auch lässt sich kein Muster der Diffusion von Modernität beobachten: Gerade die „Vorläufergesellschaften“ der repräsentativen Demokratie – England und Frankreich – bewahrten in den Strukturen parlamentarischer Repräsentation bis in die Zwischenkriegszeit ausgeprägt traditionale Züge, während ausgerechnet der Deutsche Reichstag zwischen den 1890er und 1920er Jahren einen Strukturwandel erfuhr, der geradezu lehrbuchartig den Annahmen der Theorie politischer Entwicklung folgte. Auf lange Sicht bildete jedoch die Struktur parlamentarischer Repräsentation eher ein konservatives Element der gesellschaftlichen Machtorganisation, die deutlich verzögert auf die Veränderungen des politischen Massenmarktes im Zuge der Wahlrechtserweiterungen, die Etablierung von Massenparteien und Interessenorganisationen, neue soziale Bewegungen und massenmediale Inszenierung von Politik reagierte.

4. Konvergenz von Rekrutierungs- und Karrieremustern?

Das zweite empirische Problem, mit dem sich dieser Beitrag befasst, ist die Frage, ob und in welchem Ausmaß der Wandel von Rekrutierungs- und Karrieremustern in Europa konvergiert. Selbst wenn heute in Europa der professio-

nelle Politiker das konsistente Ergebnis politischer Entwicklung ist, kann diese Sozialfigur unterschiedliche Formen annehmen und aus unterschiedlichen Positionen rekrutiert werden. Solche Unterschiede können beständige Besonderheiten in den Bedingungen und Mechanismen anzeigen, die im Rekrutierungsprozess wirksam werden und die Karriereverläufe bestimmen. In den einführenden Bemerkungen wurde die Vermutung geäußert, dass die europäische Integration das Ausmaß nationaler Unterschiedlichkeit in dieser Hinsicht verringert haben könnte und dass diese Verringerung ein Anzeichen für die allgemeine Abnahme der Bedeutsamkeit von Nation als einer Quelle von Variation zwischen den Stilen und Mustern parlamentarischer Rekrutierung sein könnte. Im folgenden soll das Konvergenztheorem, das in der klassischen Modernisierungstheorie wie in neueren Integrationstheorien gleichermaßen einen zentralen Platz einnimmt (Inkeles 1981; Berger 1996; Immerfall 2000), anhand der bislang vorgestellten Indikatorenreihen sowie mit Blick auf den noch nicht eingeführten Bildungsbereich, die Mitgliederfluktuation und das Mandatsalter überprüft werden.⁴

Der Durchschnitt der europäischen Abgeordneten, die eine Universitätsausbildung absolviert haben, folgt einem U-förmigen Verlauf, wobei der Wiederbeginn repräsentativer Demokratie in Kontinentaleuropa in der zweiten Hälfte der 1940er Jahre mit einem Durchschnittsniveau von etwa 40% den unteren Wendepunkt bildet. Seitdem beobachten wir einen kontinuierlichen Anstieg, der sich erst in den 1980er Jahren abflacht und in eine instabile Fluktuation übergeht. In den ausgehenden 1990er Jahren besitzt ein Durchschnitt von etwa zwei Dritteln der Abgeordneten europäischer Parlamente einen akademischen Abschluss, womit das Niveau der 1860er Jahre fast wieder erreicht wird. Im Gegensatz zu dieser Bewegung des Mittelwerts weist die Standardabweichung keinen Trend auf. Sie fluktuiert zwischen 10% und 20% und bleibt weitgehend unbeeinflusst von den Veränderungen des Mittelwertes. Eine Angleichungstendenz ist nicht zu beobachten. Tatsächlich sind die Unterschiede zwischen den europäischen Nationen in den 1990er Jahren denen der früheren 1870er Jahre sehr ähnlich, wobei sogar ein geringer Anstieg in den Abweichungen seit Mitte der 1980er Jahre beobachtet werden kann. Die entsprechenden Zeitreihen für die Abgeordneten, die nur eine Elementarbildung erhalten hatten (wobei hier auch jene aufgenommen sind, die überhaupt keine formale Ausbildung erhalten hatten), zeigt jedoch ein davon deutlich abweichendes Muster. Der Anstieg des Anteils der wenig oder nur informell gebildeten Abgeordneten (wobei sich

⁴ Innereuropäische Unterschiede manifestieren sich in den Standardabweichungen zwischen den sieben Ländern, die gegenwärtig durch unsere Untersuchung abgedeckt werden. Durch einen Vergleich der Mittelwerte mit den Standardabweichungen ist es möglich zu erkennen, ob es Entwicklungstrends gab, die zu einer größeren Gemeinsamkeit zwischen den europäischen Politiken geführt haben. Ein synoptischer Blick auf Mittelwerte und Standardabweichungen ist auch deshalb erforderlich, weil sie statistisch konfundiert sind.

allerdings in der letzteren Kategorie auch die privilegiertesten Mitglieder der Gesellschaft des 19. Jahrhunderts finden) seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts bis in die 1930er Jahre ist durch einen steilen Abfall in der Standardabweichung begleitet. Die europäischen Parlamente wurden einander um so ähnlicher je ungebildeter sie waren, was vor allem durch zunehmende Rekrutierungsmöglichkeiten für proletarische und plebejische Bewerber im Gefolge des Aufstiegs sozialistischer, kommunistischer und faschistischer Parteien in Europa zu erklären ist. Seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs haben sich jedoch beide Trends gewendet und die Zeitreihen nehmen gleichgerichtet seit den 50er Jahren ab. Zu Beginn der 1990er Jahre ist im europäischen Durchschnitt der Anteil der Abgeordneten mit Elementarbildung auf etwa 5% gefallen. Hier beobachten wir also zunehmende Homogenität als eine Konsequenz des Aussterbens einer bestimmten Sozialkategorie in den europäischen Parlamenten.

Ein ähnliches Muster (d.h. Homogenisierung durch Aussterben) kann auch mit Blick auf den Adel, den Landwirtschaftssektor und die Anwälte beobachtet werden, wobei wir bei allen diesen Zeitreihen Phasen beobachten können, in denen die Abnahme der Durchschnittswerte von einer konstanten oder sogar zunehmenden Variation zwischen den europäischen Nationen begleitet war. Ein Beispiel ist hier der Anteil der Abgeordneten aus dem Agrarsektor, der insgesamt seit den 1870er Jahren abnahm, während die Standardabweichung bis in die 1930er Jahre zunahm. Dies war überwiegend die Folge einer gespaltenen Entwicklung zwischen den nordischen Ländern und dem Rest Europas. Während in Nordeuropa Bauernparteien einen bedeutenden und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts sogar deutlich expandierenden Rekrutierungskanal für Abgeordnete mit einem landwirtschaftlichen Hintergrund bereitstellten (Pedersen 2000; Ruostetsaari 2000; Eliassen/Sjøvaag Marino 2000), hatten die *landed interests* in den meisten kontinentaleuropäischen Parlamenten und in Großbritannien bereits vor der Wende zum 20. Jahrhundert deutlich an Boden verloren. Obwohl am Ende der Entwicklung landwirtschaftlicher Interessenrepräsentation in den europäischen Parlamenten das Verschwinden dieser Sozialkategorie steht, hat sie in einem Zeitraum von etwa 70 Jahren markante Unterschiede zwischen den europäischen Ländern erzeugt.

Gleichgerichteter Wandel in unterschiedlichen Ländern bedeutet also nicht notwendig Konvergenz. Wenn Veränderungsraten und das *timing* der Wendepunkte variieren, kann gleichgerichteter Wandel tatsächlich mit zunehmender Divergenz einhergehen. Wir finden dieses Muster in vielen der von uns untersuchten Zeitreihen, nicht nur bei den Landwirten, sondern auch bei Anwälten, dem Adel, den Partei- und Verbandsfunktionären, den Arbeitern und am markantesten bei den Frauenanteilen. In allen Parlamenten, die wir in unserer Untersuchung aufgenommen haben, beobachten wir einen Anstieg des Frauenanteils seit der Einführung des passiven Frauenwahlrechts. Jedoch haben die unterschiedlichen Wachstumsraten des Frauenanteils und das unterschiedliche *timing* der Abhebepunkte sehr unterschiedliche Geschlechterverteilungen in

den europäischen Parlamenten erzeugt. Diese Abweichungen reflektieren ältere Unterschiede zwischen den europäischen Gesellschaften, die einen indirekten Einfluss auf die Geschlechterzusammensetzung der Parlamente haben, wobei das Vorwiegen des Katholizismus, ein Mehrheitswahlrecht in Einerwahlkreisen und die späte Einführung des Frauenwahlrechts Faktoren sind, die einen frühen und starken Anstieg weiblicher Repräsentation behindert haben (Norris 1995). Die Unterschiede in der Frauenrepräsentation zwischen den europäischen Parlamenten beginnen sich erst seit den frühen 1990er Jahren zu verringern, wobei die Pionierländer Finnland, Norwegen und die Niederlande ein gewisses Sättigungsniveau erreicht haben, während Nachzügler, wie Großbritannien, aufzuholen beginnen (Cotta/Best 2000: 518f).

Während wir hier ein paradoxes Muster gleichgerichteten Wandels beobachten, der in zunehmender Divergenz parlamentarischer Repräsentation mündet, folgen andere Zeitreihen konvergierenden Pfaden. Dies betrifft etwa die Vertretung des Öffentlichen Dienstes, die in den meisten europäischen Ländern bis in die ausgehenden 1930er Jahre abgenommen hat und dann dramatisch mit ähnlichen Wachstumsraten und weitgehend synchron zugenommen hat. Letzteres gilt vor allem für die Lehrer, die den Hauptanteil an dem rapiden Wachstum der Repräsentation des Öffentlichen Dienstes zwischen den 1960er und 1980er Jahren hatten und die die Hauptgewinner des Rückzugs anderer Berufskategorien in dieser Periode, wie etwa der Landwirte oder Anwälte, waren. Diese komplementären und konvergenten Entwicklungen zeigen an, dass wichtige Elemente der Rekrutierungsfunktion, wie etwa Abkömmlichkeit und die relativen Belohnungen für Wahlämter sowie die Kompatibilität mit den „privaten“ Berufen der Abgeordneten inzwischen ähnlich vorteilhafte oder unvorteilhafte Effekte in verschiedenen europäischen Ländern haben. Die Befunde erweisen zugleich, dass die direkte oder symbolische Repräsentation ökonomischer Interessen durch Abgeordnete, die vor dem Eintritt in das Parlament unmittelbar wertschöpfend am Wirtschaftsprozess teilgenommen haben (wie etwa Arbeiter, Landwirte, Unternehmer, Manager oder Kleingewerbebetreibende), stark zurückgegangen ist. In Deutschland sind diese Sozialkategorien während der vergangenen Jahrzehnte fast völlig aus dem Bundestag verschwunden. Dieser Rückzug wurde nicht durch hauptberufliche Partei- und Verbandsfunktionäre kompensiert, die sehr ungleich in verschiedenen europäischen Ländern repräsentiert sind, und ihrerseits seit den 1970er Jahren Vertretungsanteile verloren haben.

Parlamente als Orte der ökonomischen Interessenvermittlung und -repräsentation stehen also heute diesen Interessen im Hinblick auf persönliche und professionelle Bindungen der Abgeordneten ziemlich fern. Es ist deshalb plausibel, dass der Fokus der Kritik am moralischen Fehlverhalten von Abgeordneten in den meisten europäischen Ländern von ihrer Beeinflussung durch *outside interests* zu den Verstrickungen gewechselt hat, die unmittelbar mit dem politischen Spiel verknüpft sind, wie zum Beispiel Parteipatronage und

Parteifinanzen oder zu dem eher banalen Konfliktpunkt der Diäten (Landfried 1989; Arentin 1991; Scheuch/Scheuch 1992). Dieser Wechsel hat selbst Großbritannien erfasst, wo der Anteil der Abgeordneten mit einer direkten beruflichen Bindung an das Geschäftsleben immer noch im europäischen Vergleich am höchsten ist. Während hier der Skandalstoff *sleaze*, d.h. eine unangemessene Einführung von individuellen Geschäftsinteressen in den politischen Prozess, an Bedeutung verloren hat, sind es nun wie bei uns Parteipatronage, *spin-doctoring* und Parteifinanzen, die die Schlagzeilen liefern.

Konvergente Entwicklungen bei den Mustern der Interessenrepräsentation werden seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges von einer zunehmenden Ähnlichkeit politischer Karrieremuster begleitet. Während im Durchschnitt die Involvierung von Abgeordneten in Wahlämter auf lokaler und regionaler Ebene seit dem Zweiten Weltkrieg zugenommen hat, haben Unterschiede zwischen den europäischen Ländern in dieser Hinsicht abgenommen. Das gleiche gilt für die durchschnittliche Zahl der Wahlen, in denen Abgeordnete erfolgreich kandidiert haben (die zugenommen hat) und den Durchschnittsanteil der *Newcomer* (der abgenommen hat). Alle diese Indikatoren deuten auf eine zunehmende Einbettung der Abgeordneten in die Positionen des politischen Systems hin, eine Zunahme der Stabilität ihrer Karrieren und eine Abnahme der Unterschiede zwischen den europäischen Ländern in diesen Hinsichten. Wenn Marx' Konzept von der „Klasse an sich“ und der „Klasse für sich“ auch auf politische Eliten angewendet werden kann, dann können wir hier einen gesamteuropäischen Prozess der Formierung einer „politischen Klasse an und für sich“ beobachten, die durch Eigeninteresse und strukturelle Integration zusammengehalten wird (Borchert 1999: 9-13).

5. Professionalisierung bei geringer Linearität

Die Ergebnisse unserer Langzeituntersuchung über parlamentarische Rekrutierung in Europa haben gezeigt, dass die Trends in unseren Daten nicht einfach mit einem linearen Konzept politischer Entwicklung übereinstimmen. Selbst wenn wir im Anschluss an Jean Blondel (1997: 96f.) politische Entwicklung ganz allgemein als eine „Öffnung politischer Gemeinschaften“ und eine „Erweiterung von Wahlmöglichkeiten“ definieren, sehen wir das widersprüchliche Bild einer sich parallel vollziehenden sozialen Öffnung und Schließung. Während europäische Parlamente seit langem aufgehört haben, exklusive Klubs für die Reichen und Wohlgeborenen zu sein, und während Frauen zunehmend ihren Weg in die Plenarsäle finden, wurden andere Zugangsbarrieren errichtet, die an die Stelle von sozialer Herkunft, Klasse und Geschlecht treten. Diese neuen Barrieren und Filter übersetzen nicht mehr die Statushierarchien und Wertesysteme, die in Gesellschaften allgemein existieren, in Rekrutierungschancen, sondern sie sind nun im engeren Bereich der politischen Systeme lokalisiert. Der allmähliche Ausschluss von Abgeordneten, die eigene Erfah-

rungen mit produktiven oder distributiven ökonomischen Aktivitäten haben (seien es nun Unternehmer, Manager, Arbeiter oder Landwirte), der zeitgleiche Anstieg von Abgeordneten aus dem Öffentlichen Dienst und (für einige Zeit) von Funktionären von Parteien und Interessenorganisationen, die zunehmende Kumulation (sequentiell und simultan) lokaler und regionaler Ämter und die immer häufigere Rekrutierung von Bewerbern auf Wahlämter aus den oberen Ebenen von Parteihierarchien, all das deutet in diese Richtung. Die Beseitigung formaler Barrieren des Zugangs zu europäischen Parlamenten wurde so zunächst ergänzt und später ersetzt durch eine informelle *Insider-Outsider*-Differenz, die durch Selektorate und Parteiorganisationen etabliert und perpetuiert wird. Heute haben diejenigen Bewerber, die im Hinblick auf ihr Zeitbudget und ihre Arbeitsplatzsicherheit für Wahlämter abkömmlich sind, deren Qualifikationen und Fertigkeiten für eine politische Karriere nützlich sind und die bereit und in der Lage sind, sich in lokalen Wahlämtern oder in Parteifunktionen zu etablieren, eine bessere Chance als andere, die Filter und Barrieren auf dem Weg zu einem parlamentarischen Mandat zu überwinden. Die Etablierung einer *Insider-Outsider* Differenz in Kombination mit einer informellen Karrierisierung des Zugangs zu einem parlamentarischen Mandat bilden die Grundlage und Essenz politischer Professionalisierung.

Jedoch weist die politische Profession, die aus diesem Prozess hervorgeht noch immer einige ungewöhnliche Züge auf. Der Eintritt in ein politisches Wahlamt mit voller Bezahlung und die Verwandlung in einen Vollzeitpolitiker vollzieht sich in einem Durchschnittsalter zwischen 40 und 45 Jahren, wobei normalerweise eine Karriere in nichtpolitischen Berufen vorausgeht. In dieser Hinsicht hat sich seit Beginn des 20. Jahrhunderts nicht viel verändert und die Rekrutierung aus „politischen“ Berufspositionen, die in Parteien und Interessenorganisationen lokalisiert sind, hat sogar zwischen der Mitte der 1970er und 1990er Jahre abgenommen (danach aber wieder leicht zugenommen). In der Regel haben jedoch professionelle Politiker ihre Karriere als politische Amateure begonnen und für eine lange Zeit fortgesetzt. Ein voll besoldetes Wahlamt ist eine späte Belohnung, dann allerdings eine recht sichere Bank, denn der Personenaustausch nach Wahlen ist seit den 1960er Jahren in aller Regel eher gering. Dieses Karrieremuster begünstigt in Verbindung mit den zuvor genannten Eintrittskriterien eindeutig Bewerber aus dem Öffentlichen Dienst, der seit dem Zweiten Weltkrieg das wichtigste Rekrutierungsfeld europäischer Parlamente bildet und dabei die Freiberufler, Bewerber in distributiven oder produktiven wirtschaftlichen Funktionen und selbst die Partei- und Verbandsfunktionäre verdrängt hat.

Der Wiederaufstieg des Öffentlichen Dienstes nach seinem ersten Höhepunkt im 19. Jahrhundert und dem Niedergang zwischen den beiden Weltkriegen als der bevorzugte Lieferant europäischer Abgeordneter kann mit der Entstehung der „Kartellpartei“ in Verbindung gebracht werden, die nach Katz/Mair (1995) zunehmend ihre Ressourcen aus Subventionen, Privilegien

und anderen Vorteilen bezieht, die vom Staat bereit gestellt werden. Abgeordnete mit einem Hintergrund im Öffentlichen Dienst inkarnieren die Fusion zwischen Partei und Staat, während die Ziele der Politik zunehmend selbstreferenziell werden und sie zu einem Beruf besonderer Art geworden ist. Als Arbeitgeber fördert der Staat die Bewerbung um Wahlämter durch generöse Freistellungsregelungen und er offeriert sichere Rückkehrpositionen, wenn eine politische Karriere in schwierige Gewässer gerät. Auf der anderen Seite werden diese Abgeordneten, um wieder Katz und Mair zu zitieren, eher geneigt sein, als „Agenten des Staates“ in ihrer Repräsentationsrolle zu handeln. Bewerber mit einem anderen Berufshintergrund erfreuen sich dagegen nicht der gleichen Privilegien und sind deutlich größeren Risiken ausgesetzt, wenn sie ihre politische Karriere verfolgen. Hauptberufliche Partei- und Verbandsfunktionäre, die im Hinblick auf die Vereinbarkeit zwischen öffentlichen Ämtern und „privatem“ Beruf eine Alternative zu den Staatsdienern bilden könnten, sind, wenn sie in den Apparaten ersetzt oder vertreten werden müssen, eine kostenintensive Option für ihre Arbeitgeber und wahrscheinlich schwieriger den Wählern zu vermitteln als Staatsdiener, die immer noch eine Aura von Überparteilichkeit und Kompetenz haben, auch wenn diese etwas verblasst sein mag. Doch gibt es neben den Nutzenkalkülen von Selektoren und Bewerbern noch andere Gründe, die den Aufstieg des Öffentlichen Dienstes zur Hauptbasis parlamentarischer Rekrutierung in Westeuropa erklären können.

Wir schlagen vor, den Wandel der politischen Eliten Europas als eine mehr oder weniger deutliche Antwort auf wechselnde und in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Westeuropa zunehmend gleichgerichtete Herausforderungen an die politischen Systeme zu interpretieren, wobei wir uns auf die vor allem mit dem Werk Toynbees verbundene und von Autoren wie Verba (1973) oder Rokkan (2000: 299-316) wieder aufgegriffene Tradition historischer Analysen in den Kategorien *Challenge* und *Response* beziehen. Folgt man diesem Deutungsmuster, dann kann der Wiederaufstieg des Öffentlichen Dienstes zum Hauptreservoir parlamentarischer Rekrutierung nach dem Zweiten Weltkrieg mit einer „Konsensherausforderung“ in Verbindung gebracht werden, die aus der Notwendigkeit der Vermittlung von Konflikten und der Integration von Gesellschaften in der bipolaren Welt nach dem Zweiten Weltkrieg resultierte. Die Etablierung einer konsensbestimmten Gesellschaft und politischen Ordnung wurde als wesentliche Voraussetzung für die Eindämmung des Kommunismus angesehen. Korporatistische Interessenvermittlung und die Ausweitung wohlfahrtsstaatlicher Leistungen galten als wichtigste Instrumente der Konsensbildung. „Umverteilungsspezialisten“, die sich vorzugsweise im Öffentlichen Dienst befinden, waren in dieser Phase die dominante Kategorie.

Wenn wir dieses *Challenge/Response*-Modell in die Vergangenheit zurück verlängern, erkennen wir ein Muster der Veränderung parlamentarischer Führungsgruppen, das sich deutlich von den Linearitätsannahmen der Theorien politischer Entwicklung unterscheidet. So koinzierte die erste Phase der Do-

minanz des Öffentlichen Dienstes im 19. Jahrhundert mit der Ära der Staats- und Nationenbildung in vielen europäischen Ländern. In dieser Phase überwogen in den Parlamenten „Symbolspezialisten“ (Lasswell 1952) und „Spezialisten für Machtorganisation“, die überwiegend im Öffentlichen Dienst beschäftigt waren. Die zweite Phase war eine Etappe der beschleunigten Industrialisierung und des damit verbundenen Gesellschaftsumbaus. Während dieser Periode überwogen „Spezialisten der Wertschöpfung, Appropriation und Akkumulation“, wie Unternehmer und Gutsbesitzer. Die dritte Herausforderung war die Entwicklung der Massendemokratie und die Konzentration organisatorischer Macht außerhalb des Staates in Parteien und Verbänden. In dieser Phase sehen wir den Aufstieg von „Spezialisten der Massenmobilisierung und der Organisationsbildung“.

Mit dieser Periodisierung können wir wieder eine Verbindung zu Katz/Mairs (1995) Parteientypologie herstellen, wobei die „Elitepartei“ eine politische Arena für hohe Staatsfunktionäre und die ökonomischen Eliten (wie Unternehmer und Großgrundbesitzer) eröffnet, die „Massenpartei“ Karrierechancen für Partei- und Verbandsfunktionäre des Michelschen Typs bietet, und die „Volkspartei“ das Saatbett für die Umverteilungsspezialisten aus dem Öffentlichen Dienst bildet, die schließlich in der Kartellpartei zur eindeutig dominierenden Kategorie aufsteigen. Die Konvergenz parlamentarischer Rekrutierung und Karrieremuster in Westeuropa nach dem Zweiten Weltkrieg kann aus dieser Sicht einer zunehmenden Synchronisierung der Entwicklung der Parteiensysteme und der wichtigsten Politikalternativen zugerechnet werden, während der Einfluss allgemeinen sozialen Wandels oder auch des Wandels formaler Gelegenheitsstrukturen, wie der Wahlgesetze und der Regelungen für das passive Wahlrecht, an Bedeutung verloren hat. Der „Erfolg“ der westeuropäischen Repräsentationseliten im Hinblick auf die Stabilisierung und Verbreitung der repräsentativen Demokratie lässt sich danach ihrer Anpassungselastizität zuschreiben, die ihnen – wenn auch gelegentlich unter Schmerzen – eine kollektive Antwort auf wechselnde Herausforderungen des politischen Systems ermöglichte.

Doch sollten diese Beobachtungen und Bemerkungen zur Elitenkonvergenz nicht ohne ein *caveat* abgeschlossen werden, denn die Indikatoren für die Vertretung des Öffentlichen Dienstes und der Lehrer, die Einbettung in lokale und regionale Politikbezüge, die Durchschnittszahl der erfolgreich absolvierten Wahlen und die Prozentsätze der Parlamentsneulinge haben alle in den 1990er Jahren ihre Wendepunkte erreicht. Wenn diese Indikatoren auf Prozesse der Formierung einer politischen „Klasse an und für sich“ hindeuten, dann zeigen sie auch, dass diese politische Klasse zunehmende Schwierigkeiten hat, sich zu reproduzieren. Die wachsende Volatilität des Wahlverhaltens in den 1990er Jahren und die zunehmende Kritik an der Überflutung von Parlamenten durch Staatsdiener scheinen die Stabilität politischer Karrieren zu gefährden und eine größere Vielfalt bei der parlamentarischen Rekrutierung zu begünstigen. Weil

die europäischen Politiken noch immer in spezifischer Weise auf diese Herausforderungen reagieren, begünstigt dies, zumindest kurzfristig, die Erhaltung oder sogar Vergrößerung von Asynchronität und Divergenz, was zum Beispiel durch die Zunahme der Standardabweichung bei dem Anteil der *Newcomer* erkennbar wird. Dies impliziert, dass die europäische Vielfalt selbst dort noch nicht beseitigt ist, wo europäische Homogenität und Konvergenz am stärksten zu sein scheinen.

References

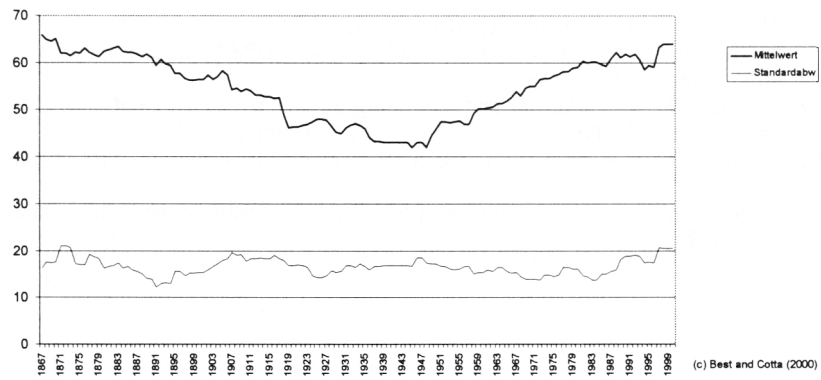
- Arnim, Hans Herbert von (1991): Die Partei, der Abgeordnete und das Geld, Mainz.
- Beaver, D. / R. Rosen (1978): Studies in Scientific Collaboration. Part I: The Professional Origins of Scientific Co-Authorship, in: *Scientometrics*, Vol. 1, Num. 1, S. 65-84.
- Berger, Johannes (1996): Was behauptet die Modernisierungstheorie wirklich – und was wird ihr bloß unterstellt? in: *Leviathan*, Num. 1, S. 4-31.
- Best, Heinrich (1988): Politische Modernisierung und parlamentarische Führungsgruppen in Deutschland 1867-1918, in: *Historical Social Research/ Historische Sozialforschung*, Vol. 13, 1, S. 5-74.
- Best, Heinrich (1990): Die Männer von Bildung und Besitz. Struktur und Handeln parlamentarischer Führungsgruppen in Deutschland und Frankreich 1848/49, Düsseldorf.
- Best, Heinrich (1997): Politische Modernisierung und Elitenwandel 1848-1997, in: *Historical Social Research/Historische Sozialforschung*, Vol. 22, 3/4, S. 4-31.
- Best, Heinrich / Maurizio Cotta (2000): Elite Transformation and Modes of Representation since the Mid-Nineteenth Century. Some Theoretical Considerations, in: dies. (Eds.): *Parliamentary Representatives in Europe 1848-2000. Legislative Recruitment and Careers in Eleven European Countries*, Oxford, S. 1-28.
- Best, Heinrich / Maurizio Cotta (2000a): ESF Network Proposal "European Political Elites in Comparison: the Long Road to Convergence (EURELITE)", Jena and Siena.
- Best, Heinrich / Daniel Gaxie (2000): Detours to Modernity. Long-Term Trends of Parliamentary Recruitment in Republican France 1848-1999, in: Heinrich Best / Maurizio Cotta (Eds.), *Parliamentary Representatives in Europe 1848-2000*, Oxford, S. 88-137.
- Best, Heinrich / Karl Schmitt / Christopher Hausmann (2000): Challenges, Failures and Final Success. The Winding Path of German Parliamentary Leadership Groups Towards a Structurally Integrated Elite 1848-1999, in: Heinrich Best / Maurizio Cotta (Eds.): *Parliamentary Representatives in Europe 1848-2000*, Oxford, S. 138-195.
- Cotta, Maurizio / Heinrich Best (2000): Between Professionalisation and Démocratisation. A Synoptic View on the Making of the European Representative, in: Heinrich Best / Maurizio Cotta (Eds.): *Parliamentary Representatives in Europe 1848-2000*, Oxford, S. 493-526.
- Birnbaum, Pierre (1978): Institutionalisation of Power and Integration of Political Elites, in: *European Journal of Political Research*, Num. 6, S. 105-115.

- Blondel, Jean (1997): Political Progress. Reality or Illusion? in: Arnold Burgen / Peter McLaughlin / Jürgen Mittelstraß (Eds.): *The Idea of Progress*, Berlin, New York, S. 77-101.
- Borchert, Jens (1999): Politik als Beruf. Die politische Klasse in westlichen Demokratien, in: ders. (Hrsg.), *Politik als Beruf. Die politische Klasse in westlichen Demokratien*, Opladen, S. 7-39.
- Eliassen, Kjell / Mark Sjøvaag Marino (2000): *Démocratisation and Parliamentary Elite Recruitment in Norway 1848-1996*, in: Heinrich Best / Maurizio Cotta (Eds.), *Parliamentary Representatives in Europe 1848-2000*, Oxford, S. 310-340.
- Gerhards, Jürgen (2000): Europäisierung von Ökonomie und Politik und die Trägheit der Entstehung einer politischen Öffentlichkeit, in: Maurizio Bach (Hrsg.), *Die Europäisierung nationaler Gesellschaften*, Wiesbaden, S. 277-305.
- Huntington, Samuel P. (1968): *Political Order in Changing Societies*, New Haven, London.
- Huntington, Samuel P. (1973): Politische Entwicklung und politischer Verfall, in: Martin Jänike (Hrsg.): *Politische Systemkrisen*, Köln, S. 260-294.
- Huntington, Samuel P. / Jorge Domínguez (1975): Political Development, in: Fred Greenstein / Nelson Polsby (Eds.): *Handbook of Political Science*, Bd. 3., Reading/Mass., S. 1-144.
- Immerfall, Stefan (2000): Fragestellungen einer Soziologie der europäischen Integration, in: Maurizio Bach (Hrsg.): *Die Europäisierung nationaler Gesellschaften*, Wiesbaden, S. 481-503.
- Inkeles, Alex (1981): Convergence and Divergence in Industrial Societies, in: Mustafa O. Attir / Burkhart Holzner / Zdenek Suda, *Modernization Theory. Research and Realities*, Boulder (Col), S. 3-38.
- Kaelble, Hartmut (1987): *Auf dem Weg zu einer europäischen Gesellschaft. Eine Sozialgeschichte Westeuropas 1880-1980*, München.
- Katz, Richard S. / Peter Mair (1995): Changing Models of Party Organisation und Party Democracy. The Emergence of the Cartel Party, in: *Party Politics*, Num. 1, S. 5-28.
- Landfried, Christine (1989): Korruption und politischer Skandal in der Geschichte des Parlamentarismus, in: Rolf Ebbinghausen / Sighard Neckel (Hrsg.): *Anatomie des politischen Skandals*, Frankfurt/M., S. 30-48.
- Lasswell, Harold D. (1952): The Elite Concept, in: Harold D. Laswell / Daniel Lerner / Charles Rothwell (Eds.): *The Comparative Study of Elites. An Introduction and Bibliography*, Stanford, S. 6-21.
- Merten, Robert K. (1973): *The Sociology of Science. Theoretical and Empirical Investigation*, Chicago, London.
- Michels, Robert (1987): Die oligarchischen Tendenzen in der Gesellschaft. Ein Beitrag zum Problem der Demokratie, in: ders., *Masse, Führer, Intellektuelle. Politisch-soziologische Aufsätze 1906-1933*, Frankfurt/M., New York, S. 133-181.
- Mosca, Gaetano (1975): Das aristokratische und das demokratische Prinzip, in: Wilfried Röhrich (Hrsg.): *Demokratische Elitenherrschaft. Traditionsbestände eines sozialwissenschaftlichen Problems*, Darmstadt, S. 28-46.
- Norris, Pippa (1995): Womens Legislative Participation in Western Europe, in: *Western European Politics*, Vol. 8, S. 90-101.
- Norton, Philip (1993): *Does Parliament Matter?* New York.
- Offèrlé, Michel (1999): *La profession politique XIX-XX^e siècles*, Paris.

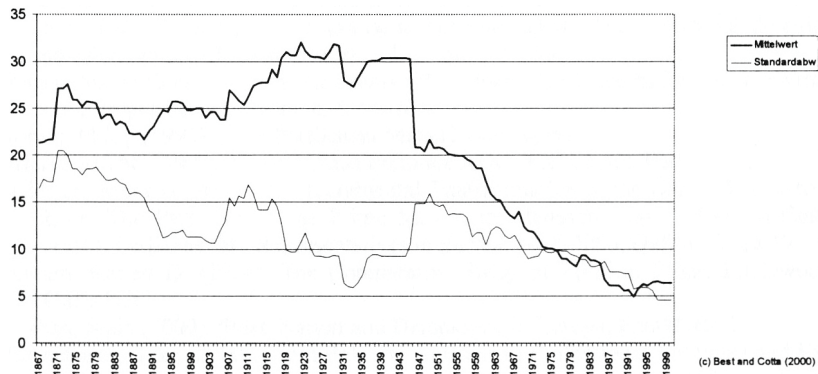
- Pedersen, Mogens (2000): The Incremental Transformation of the Danish Legislative Elite. The Party System as Prime Mover, in: Heinrich Best / Maurizio Cotta (Eds.): *Parliamentary Representatives in Europe 1848-2000*, Oxford, S. 29-49.
- Putnam, Robert D. (1976): *The Comparative Study of Political Elites*, Englewood Cliffs N.Y.
- Rokkan, Stein (2000): *Staat, Nation und Demokratie in Europa*, Frankfurt/M.
- Ruostetsaari, Ilkka (2000): From Political Amateur to Professional Politician and Expert Representative. Parliamentary Recruitment in Finland since 1863, in: Heinrich Best / Maurizio Cotta (Eds.): *Parliamentary Representatives in Europe 1848-2000*, Oxford, S. 50-87.
- Rush, Michael / Valerie Cromwell (2000): Continuity and Change. Legislative Recruitment in the United Kingdom, in: Heinrich Best / Maurizio Cotta (Eds.): *Parliamentary Representatives in Europe 1848-2000*, Oxford, S. 463-492.
- Parsons, Talcott (1979): Evolutionäre Universalien der Gesellschaft, in: Wolfgang Zapf (Hrsg.): *Theorien des sozialen Wandels*, 4. Aufl., Königstein/Ts., S. 55-74.
- Scheuch, Erwin K. / Ute Scheuch (1992): *Cliquen, Klüngel und Karrieren*, Reinbek.
- Stammer, Otto (1951): Das Elitenproblem in der Demokratie, in: ders., *Politische Soziologie und Demokratieforschung. Ausgewählte Reden und Aufsätze zur Soziologie und Politik*, Berlin, S. 63-90.
- Verba, Sidney (1973): Entwicklungskrisen und ihre Abfolge, in: Martin Jänicke (Hrsg.): *Politische Systemkrisen*, Köln, S. 295-315.
- Weber, Max (1971): Politik als Beruf, in: ders., *Gesammelte Politische Schriften*, 3. Aufl., Tübingen, S. 505-560.
- Weber, Max (1971a): Parlament und Regierung im neugeordneten Deutschland, in: ders., *Gesammelte Politische Schriften*, 3. Aufl., Tübingen, S. 306-443.
- Weber, Max (1972): *Wirtschaft und Gesellschaft* (Studienausgabe), 5. Aufl., Tübingen.
- Zuckerman, Harriet A. (1977): *Scientific Elite. Nobel Laureates in the United States*, New York.

Anhang

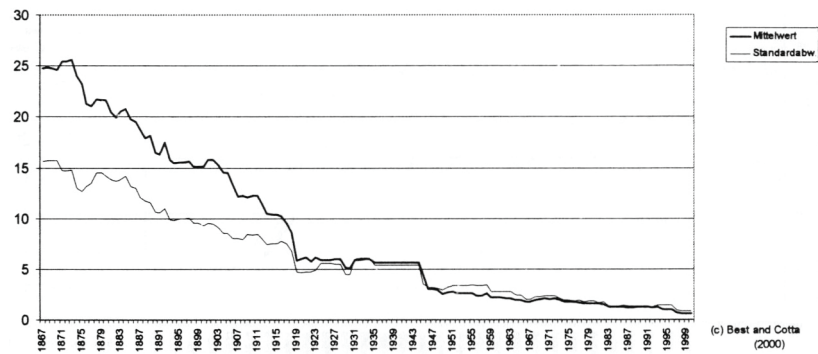
Europäische Parlamente 1867-2000: Hochschulabschluss



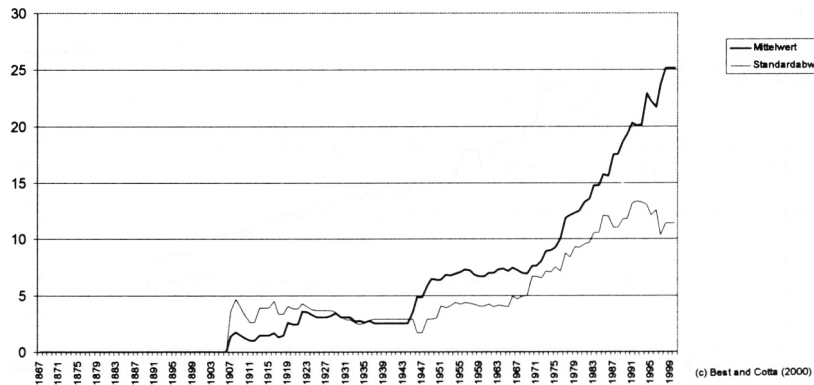
Europäische Parlamente 1867-2000: Elementarbildung



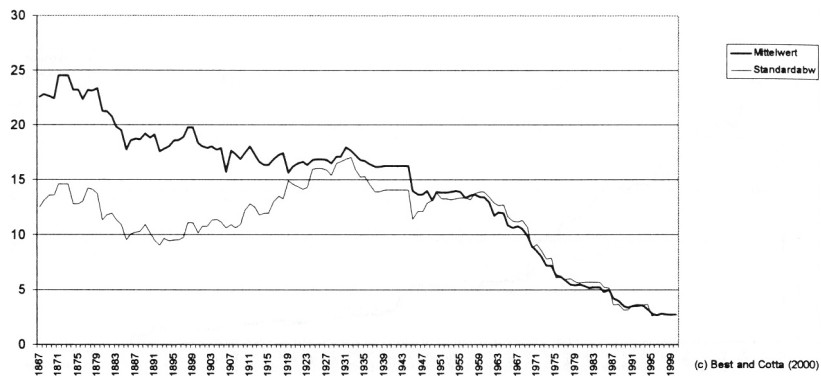
Europäische Parlamente 1867-2000: Adel



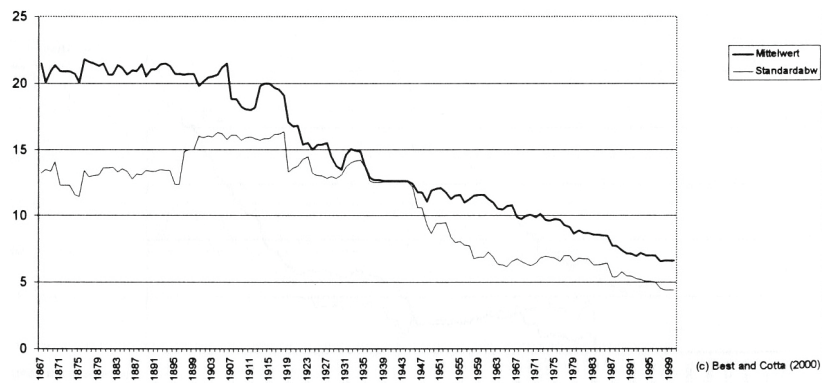
Europäische Parlamente 1867-2000: Weibliche Abgeordnete



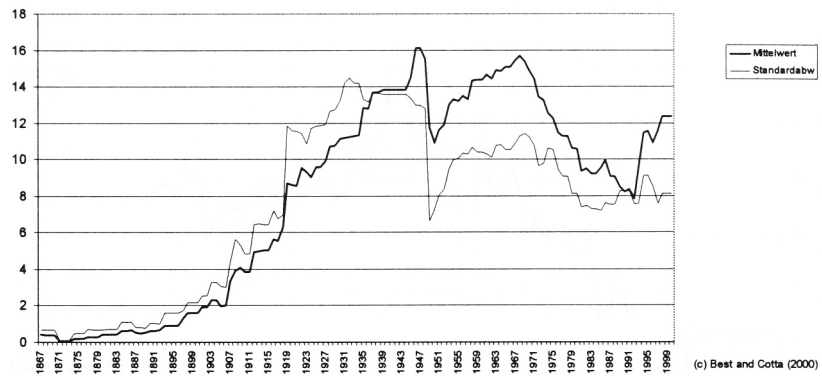
Europäische Parlamente 1867-2000: Landwirte



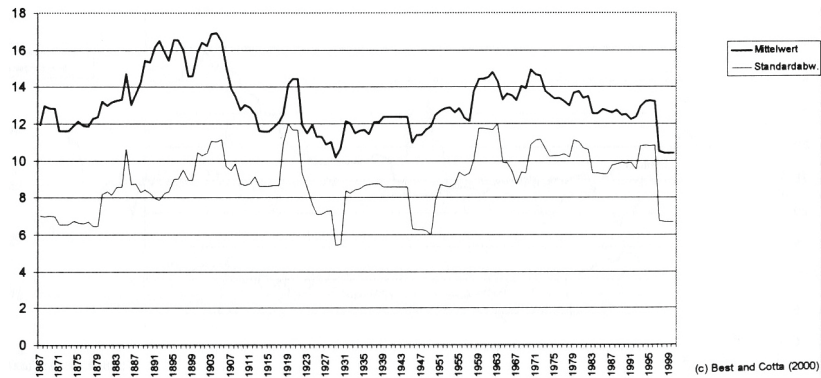
Europäische Parlamente 1867-2000: Anwälte



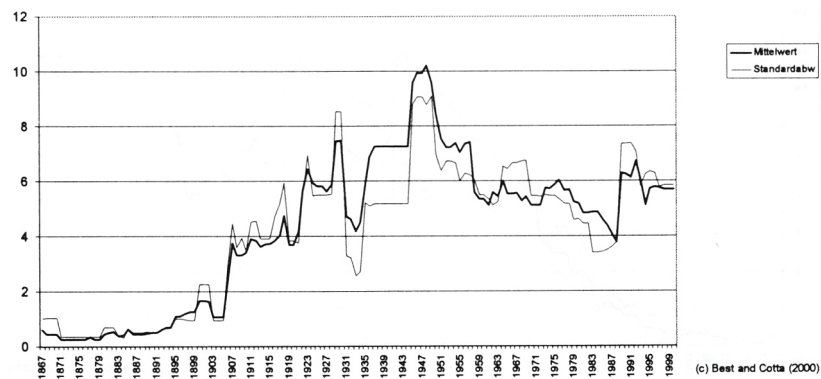
Europäische Parlamente 1867-2000: Hauptberufliche Partei- und Verbandsfunktionäre



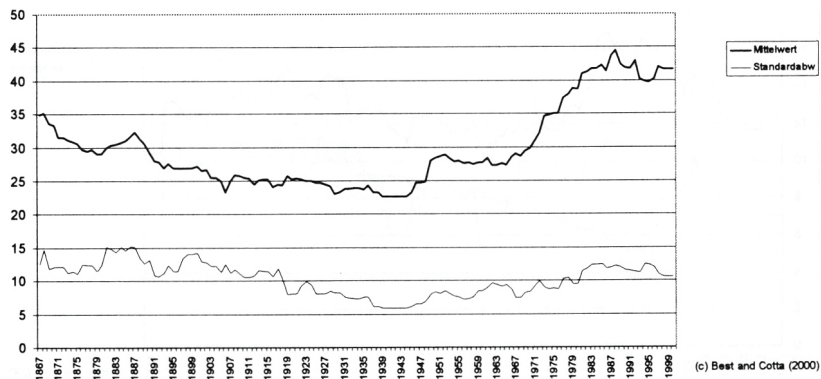
Europäische Parlamente 1867-2000: Unternehmer und Manager



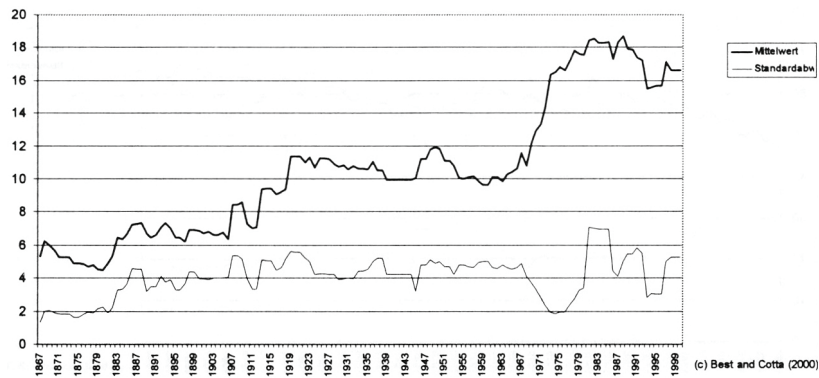
Europäische Parlamente 1867-2000: Arbeiter



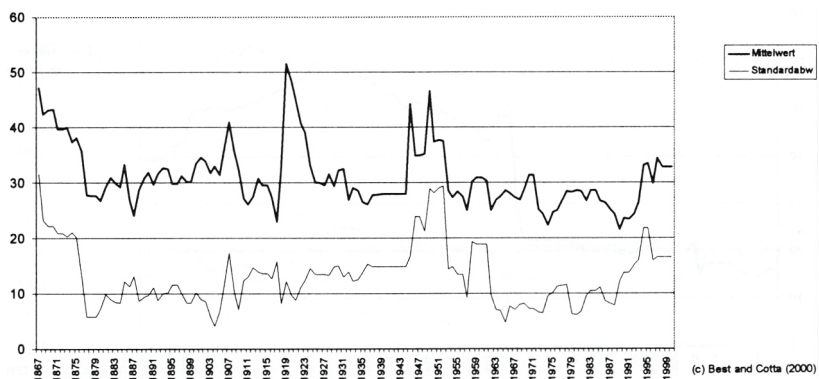
Europäische Parlamente 1867-2000: Angehörige des öffentlichen Dienstes



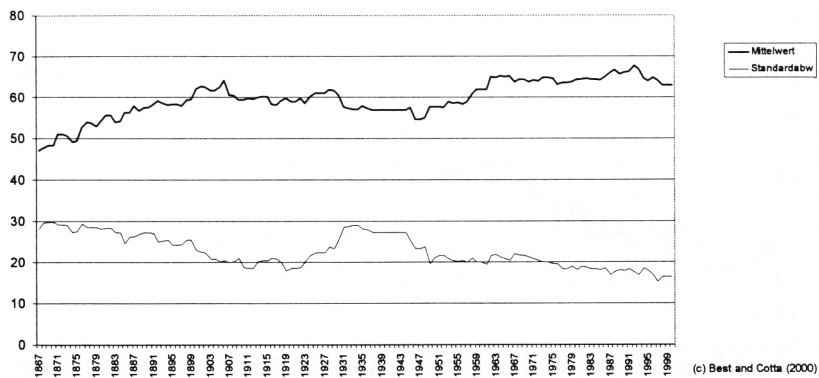
Europäische Parlamente 1867-2000: Lehrer und Professoren



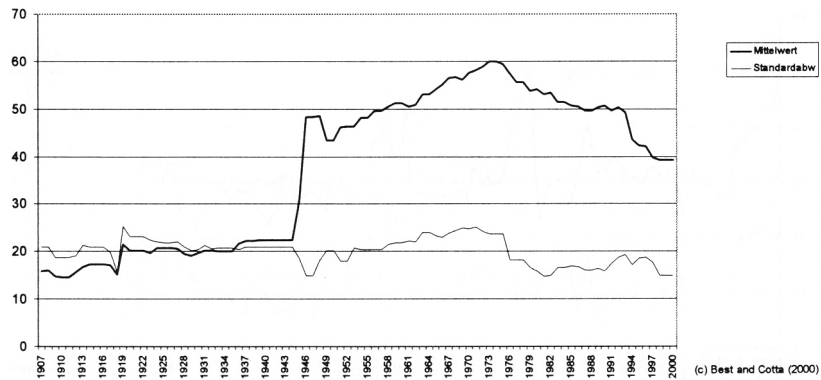
Europäische Parlamente 1867-2000: Neumitglieder



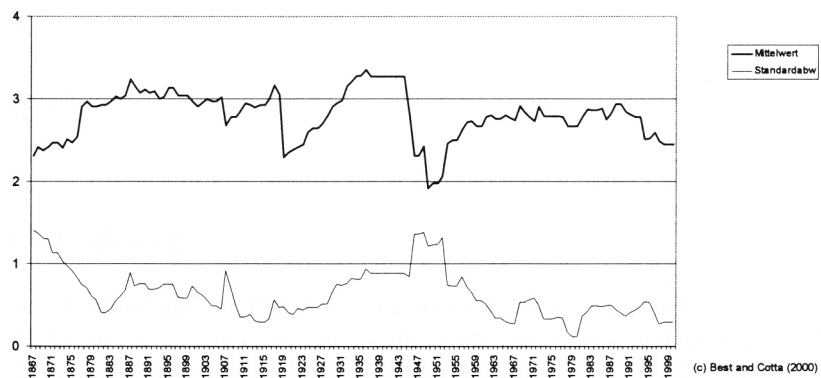
Europäische Parlamente 1867-2000: Lokale und regionale Wahlämter



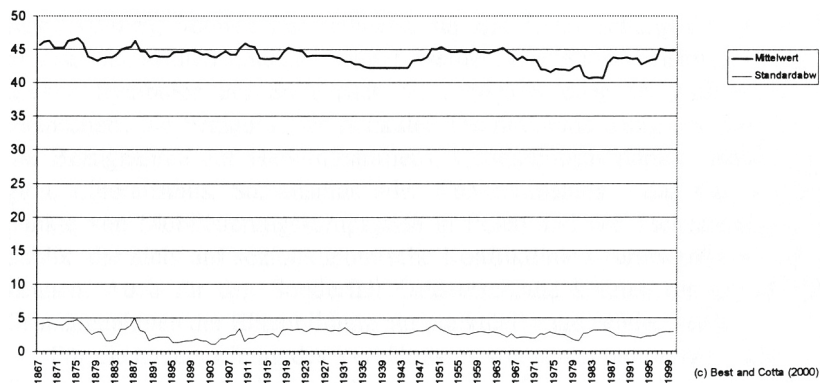
Europäische Parlamente 1867-2000: Leitende Parteifunktionen



Europäische Parlamente 1867-2000: Durchschnittliches Mandatsalter



Europ. Parl. 1867-2000: Durchschnittsalter bei Ersteintritt in das Parlament



Unterschiedliche Wege – Gleiches Ziel? Der langfristige Wandel parlamentarischer Repräsentation in Deutschland und Frankreich 1848-2003

Heinrich Best *

Abstract: Best analysiert in einem Langzeitvergleich der Parlamentarier in Frankreich und Deutschland den Wandel der parlamentarischen Repräsentation und seine Auswirkungen auf die politischen Systeme beider Länder. Dabei zeigen sich bis zum Zweiten Weltkrieg deutliche Unterschiede in den Modi parlamentarischer Repräsentation mit einer kontinuierlichen Dominanz des Intermediärs in Frankreich und einem massiven Bedeutungsgewinn des Funktioniärs in Deutschland. Nach dem Zweiten Weltkrieg wird der öffentliche Dienst in beiden Ländern zur Hauptquelle parlamentarischer Rekrutierung. Trotz fortschreitender Uniformität in der Rekrutierung von Abgeordneten für die Nationalparlamente bestehen gerade in Frankreich auch nach 1945 noch wesentliche Besonderheiten fort, so der niedrige Frauenanteil und das „cumul des mandats“.

Gaetano Moscas Feststellung, dass sich die „Hauptunterschiede der politischen Organismen in der unterschiedlichen Art und Weise zeigen, wie sich die herrschenden Klassen rekrutieren und wie sie sich verhalten“, hat schon vor nahezu 90 Jahren auf die Elitenforschung als den Königsweg für einen Vergleich zwischen Politiken, als Schlüssel zum Verständnis ihres jeweils besonderen *modus operandi* verwiesen.¹ Es hat dann jedoch noch einmal 70 Jahre bis zu den bahnbrechenden Veröffentlichungen von Robert D. Putnam, John Higley und Lowell Field gedauert, um die vergleichende Erforschung politischer Eliten in den Rang eines theoretisch belangvollen und empirisch fruchtbaren Projekts zu erheben – obwohl auch diese Karriere natürlich nicht unumstritten ist.² John Higleys und Jan Pakulskis Feststellung: „The internal workings, commitments,

* Reprint of: Heinrich Best (2007): Unterschiedliche Wege – Gleiches Ziel? Der langfristige Wandel parlamentarischer Repräsentation in Deutschland und Frankreich 1848-2003, in: Stefan Fisch, Florence Gauzy u. Chantal Metzger (Hg.), *Machtstrukturen im Staat in Deutschland und Frankreich/Les structures de pouvoir dans l'État en France et en Allemagne*, Franz Stein Verlag: Stuttgart, S. 13-28.

¹ Mosca, Gaetano, Das aristokratische und das demokratische Prinzip, in: Röhrich, Wilfried (Hg.), *Demokratische Elitenherrschaft. Traditionsbestände eines sozialwissenschaftlichen Problems*, Darmstadt 1975 (ital. 1903), S. 28-16, hier S. 36.

² Putnam, Robert D., *The Comparative Study of Political Elites*, London 1976; Field, G. Lowell; Higley, John, *Elitism*, London 1980.

and patterned actions of elites constitute the basic distinctions to be made among the political systems of all independent countries“ liest sich wie eine Paraphrase von Mosca in der Sprache der modernen Sozialwissenschaft und bildet den Obersatz des Credo der „Machiavellians“ – wie die „neuen“ Elitentheoretiker gerne bezeichnet werden.³ Elitenstrukturen werden in diesen Ansätzen aus einer doppelten Perspektive betrachtet: zum einen als Ausdruck von gesellschaftlichen und politischen Konstellationen und Mechanismen, die den Zugang zu und den Erhalt von gesellschaftlichen Machtpositionen regeln – hier sind vor allem Aspekte der Rekrutierung und Zirkulation von Eliten zu subsumieren; zum anderen als Voraussetzungen für die Stabilität und Performanz politischer Ordnungen – hier geht es dann vornehmlich um Elitenintegration und Konstellationen von Elitenkonflikten.⁴ Beide Perspektiven überschneiden sich und werden beide auch in dem intertemporal und international vergleichenden Forschungsprojekt, aus dem hier berichtet wird, gemeinsam verfolgt.⁵ Ihr Zusammenhang lässt sich am besten an den durch Regimewechsel und Regimediskontinuitäten gebildeten Zäsuren verdeutlichen: Gibt es Elitenstrukturen, die Regimediskontinuitäten begünstigen, zumindest aber ankündigen? Welche Folgen haben Regimediskontinuitäten für die individuelle und strukturelle Elitenzirkulation?

Diesen (und anderen) Fragen soll in einem Langzeitvergleich der parlamentarischen Führungsgruppen Deutschlands und Frankreichs nachgegangen werden, der bei den Konstituierenden Nationalversammlungen des Jahres 1848 ansetzt und mit der unmittelbaren Gegenwart abschließt. Ausgeklammert wurden dabei Perioden autoritärer und totalitärer Herrschaft, in denen kein kompetitives Regime der Rekrutierung parlamentarischer Führungsgruppen oder kein nationales Parlament existierte, das heißt also die Zeit nationalsozialistischer Herrschaft (nach Auflösung des März-Reichstags des Jahres 1933), Vichy-Frankreichs, des Second Empire sowie die Periode zwischen der Auflösung der Frankfurter Nationalversammlung und dem Zusammentritt des Konstituieren-

³ Higley, John; Pakulski, Jan, *Elite Theory versus Marxism. The Twentieth Century's Verdict*, in: Higley, John; Lengyel, György (Hg.), *Elites after State Socialism. Theories and Analysis*, Boston 2000, S. 229-241, hier S. 239.

⁴ Best, Heinrich, *Politische Eliten, Wahlverhalten und Sozialstruktur. Theoretische Aspekte historisch und interkulturell vergleichender Analysen*, in: Ders. (Hg.), *Politik und Milieu. Wahl- und Elitenforschung im historischen und interkulturellen Vergleich*, St. Katharinen 1989, S. 3-18; Field, G. Lowell; Higley, John; Burton, Michael G., *A New Elite Framework for Political Sociology*, in: *Revue européenne des sciences sociales* 28 (1990), S. 149-182.

⁵ Zur theoretischen und methodischen Anlage des Projektes vgl. Best, Heinrich; Cotta, Maurizio, *Elite Transformation and Modes of Representation since the Mid-Nineteenth Century. Some theoretical Considerations*, in: Dies. (Hg.), *Parliamentary Representatives in Europe 1848-2000. Legislative Recruitment and Careers in Eleven European Centuries*, Oxford 2000, S. 1-28.

den Norddeutschen Reichstags.⁶ Der Vergleich zwischen beiden Ländern ist unter vergleichssystematischen Gesichtspunkten besonders vielversprechend – wobei hier nur jene erwähnt werden sollen, die für unseren Untersuchungsgegenstand von Belang sind.⁷ Die Geschichte Deutschlands und Frankreichs weist im betrachteten Zeitraum einen Wechsel zwischen Turbulenzphasen der Regimeinstabilität und längeren Kontinuitätsphasen auf, wobei einige Zäsuren nahezu zeitgleich liegen (1848/51, 1867/71, 1944/49); eine Gemeinsamkeit begründet auch die annähernd gleichzeitige und im Vergleich zum übrigen Europa frühe Einführung des allgemeinen bzw. eines dem allgemeinen angenäherten Männerwahlrechts, das zudem zwischen 1876 und 1914 in einer sehr ähnlichen Form praktiziert wurde; schließlich handelt es sich in beiden Fällen um – nach europäischen Maßstäben – große Flächenstaaten mit komplex strukturierten Bevölkerungen, die seit jeher, besonders aber nach 1945 in einem engmaschigen Interdependenzverhältnis stehen. Auch die Unterschiede sollen hier nur angedeutet werden: Die in Deutschland im Vergleich zu Frankreich späte, unterbrochene und von dramatischen Grenzverschiebungen begleitete Konsolidierung des Nationalstaats; die in Frankreich – im Vergleich zu Deutschland – verzögerte und unvollständige Etablierung eines Systems organisierter Mitgliederparteien und die hier ebenfalls nachvollziehende Durchsetzung des Frauenwahlrechts; weiterhin wechselnde und im Rahmen dieses Beitrags in den Einzelheiten nicht beschreibbare Abweichungen in den Verfassungsordnungen und Wahlrechtsbestimmungen, bei denen sich als wichtigste Konstante die, wenn auch durch die französische Regionalisierungspolitik zuletzt ebenfalls abgemilderte, Differenz zwischen einem zentralistischen und föderalen Staatsaufbau durchzieht. Die Entwicklungspfade beider Politien

⁶ Zur Periodisierung der Untersuchung vgl. Best, Heinrich; Gaxie, Daniel, *Detours to Modernity. Long-Term Trends of Parliamentary Recruitment in Republican France 1848-1999*, S. 88-137, hier S. 89; Best, Heinrich; Hausmann, Christopher; Schmitt, Karl, *Challenges, Failures and final Success. The Winding Path of German Parliamentary Leadership Groups towards a Structurally Integrated Elite 1848-1999*, in: Best, Cotta, *Parliamentary Representatives* (Anm. 5), S. 138-196, hier S. 140-143. Der Ausschluss des Second Empire, in dem es eine – wenn auch eng begrenzte und gouvernemental strikt gelenkte – Konkurrenz um Wahlämter gab, mag bestreitbar sein. Wir haben hier jedoch, im Unterschied zum Deutschen Kaiserreich, ein eindeutiges Übergewicht der restriktiven gegenüber den kompetitiven Elementen in der Rekrutierung und Zirkulation parlamentarischer Führungsgruppen gesehen. Zur Zusammensetzung des *Corps législatif* des *Second Empire* vgl. Anceau, Eric, *Les Députés du Second Empire. Prosopographie d'une élite du XIX^e siècle*, thèse de doctorat, dir. Jean Tulard, Université de Paris IV-Sorbonne 1997.

⁷ Zu den intertemporal-interkulturellen Szenarien des deutsch-französischen Vergleichs siehe Best, Heinrich, *Politischer Regionalismus in Deutschland und Frankreich im intertemporal-interkulturellen Vergleich*, in: Reuband, Karl-Heinz; Pappi, Franz-Urban; Best, Heinrich (Hg.), *Die deutsche Gesellschaft in vergleichender Perspektive. Festschrift für Erwin K. Scheuch zum 65. Geburtstag*, Opladen 1995, S. 137-166, hier S. 135-139; Ders., *Die Männer von Bildung und Besitz. Struktur und Wandel parlamentarischer Führungsgruppen in Deutschland und Frankreich 1848/49*, Düsseldorf 1990, S. 34-38.

lassen sich, wie die aller anderen, als „Sonderwege“ charakterisieren, wobei für Deutschland Rainer Lepsius' kanonisierte Formel von der hier ungewöhnlich langen „Verzögerung der Demokratisierung gegenüber der Industrialisierung“ aufgerufen werden kann, während Frankreich als einziger großer europäischer Flächenstaat von 1871 bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts eine parlamentarische Republik war – dies auf der Grundlage einer Gesellschaft, die sich nur zögernd industrialisierte –, womit sich dort also die Konstellation einer verzögerten Industrialisierung bei einer frühen Demokratisierung herausbildete.⁸

In einer synoptischen Skizze soll nun der lange Gang des Wandels der Rekrutierungs- und Zirkulationsmuster parlamentarischer Führungsgruppen in Deutschland und Frankreich auf dem Hintergrund dieser Konstellationen von Gemeinsamkeiten und Unterschieden beschrieben und auf signifikante Strukturen hin durchgemustert werden. Dabei ist zu beachten, dass nach der gängigen sozialwissenschaftlichen Definition die Mitglieder der Nationalversammlungen, Reichs- und Bundestage nicht mit „der“ politischen Elite gleichzusetzen sind.⁹ Unser Untersuchungsfeld ist zugleich weiter und enger, da viele Angehörige der politischen Elite nicht im Parlament saßen und viele Parlamentarier – wie etwa Hinterbänkler mit episodischer Mitgliedschaft – auch nach großzügigen Maßstäben nicht als Angehörige der politischen Elite gelten können. Zudem variierte der Status der Parlamentarier in der Machtordnung über die Zeit und zwischen den Regimen – man denke etwa an das Gefälle, das zwischen den Repräsentanten der III. Republik und den Mitgliedern des Reichstags im Kaiserreich in dieser Hinsicht bestand. Eines designiert jedoch Parlamentarier generell und selbst bei moderaten Wahlrechtsbeschränkungen zum Untersuchungsfeld für vergleichende Untersuchungen: Sie sind, mit den Worten von Robert Putnam, ein „Seismometer“, das besonders sensibel den Wandel gesellschaftlicher und politischer Machtorganisation, von Wertpräferenzen, der Vertretungsmacht von Interessen und natürlich auch der institutionellen Regeln für den Mandatserwerb anzeigt. Die Aufmerksamkeit, welche die Vorläufer und Klassiker der politischen Soziologie wie Marx, Tocqueville, Weber, Michels, Mosca und Pareto den parlamentarischen Führungsgruppen ihrer Zeit gewidmet haben, soll für diesen Erkenntnis wert vorläufig als Beleg genügen.¹⁰

⁸ Lepsius, Rainer M., Parteiensystem und Sozialstruktur. Zum Problem der Demokratisierung in Deutschland, in: Ritter, Gerhard A. (Hg.), Deutsche Parteien vor 1918, Köln 1973 (zuerst 1966), S. 56-80, hier S. 56; zu den Bedingungen und Ausprägungen der „exception française“ vgl. u.a. Mayeur, Jean-Marie, La vie politique sous la Troisième République 1870-1940, Paris 1984.

⁹ Best, Cotta, Elite Transformation (Anm. 5), S. 7-9.

¹⁰ Putnam (Anm. 2), S. 166; Marx, Karl, Der Achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte, Berlin 1965 (zuerst 1852); Tocqueville, Alexis de, Erinnerungen, Stuttgart 1954 (franz. zuerst 1893); Weber, Max, Politik als Beruf, in: Gesammelte politische Schriften, 3. Aufl., Tübingen 1971 (zuerst 1919), S. 505-560; Michels, Robert, Zur Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie, 3. Aufl., Stuttgart 1957; Mosca, Gaetano, Die herrschen-

Zum Abschluss des Auftakts dieses Beitrags noch einige Worte zu den Datenreihen, die hier vorgestellt werden. Sie entstanden im Zuge eines international vergleichenden Projekts, in dem für bislang elf europäische Länder die Entwicklung der Rekrutierung und Zirkulation der Mitglieder nationaler Parlamente von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis in die Gegenwart erforscht wird. Es entsteht gegenwärtig eine integrierte Datenbasis, der DATACUBE, dessen Kern 48 Indikatorenreihen bilden – vom Anteil weiblicher Mitglieder bis zum durchschnittlichen Mandatsalter – die jeweils herunter gebrochen sind auf Parteifamilien in einzelnen Legislaturen.¹¹ Hier kann natürlich nur ein kleiner Ausschnitt aus diesem Datenmassiv vorgestellt werden, wobei wir uns besonders auf solche Indikatoren konzentrieren werden, bei denen sich im Sinne des Eingangszitats von Mosca „Hauptunterschiede“ zwischen politischen Organismen ausprägen. In der graphischen Darstellung beschränken wir uns auf die aggregierten Werte für die Gesamtparlamente, werden aber bei der Interpretation, wenn erforderlich, auch auf die Wertereihen für einzelne Parteifamilien eingehen.¹²

Die Datenrevue soll mit zwei Indikatoren eröffnet werden, die eine besondere Bedeutung für die deutsche Sonderwegsdebatte hatten: den Anteilen des Adels und der Abgeordneten aus landwirtschaftlichen Berufen (vergleiche Abbildung 1 und 2).

Hier sei etwa an Barrington Moores Argument erinnert, dass die politische Schwäche der städtischen Bourgeoisie autoritäre Regierungsweisen und spätere Erfolge des Faschismus begünstigt habe.¹³ Und tatsächlich zeigen unsere Zeitreihen bis zum Ende des Kaiserreichs eine Differenz in der erwarteten Richtung: Nach einem Start auf ähnlichem Niveau in den Nationalversammlungen von 1848 stieg der Anteil der Abgeordneten mit agrarischem Hintergrund und/oder von adeliger Herkunft im Reichstag auf Werte von über 30 bzw. 40 Prozent, während sie in Frankreich ab 1876 auf einen Wertebereich um circa 10 Prozent sanken. Dies war eine Konstellation mit paradoxen Zügen: Während sich im schnell und durchgreifend industrialisierenden Deutschland die „gefährdeten“ Klassen und Stände auch unter der Voraussetzung des allgemeinen Wahlrechts zunächst behaupteten bzw. ihre Position in der Arena des

de Klasse, Bern 1950; Pareto, Vilfredo, Die allgemeine Form der Gesellschaft, in: Röhrich (Anm. 1), S. 117-135.

¹¹ Best; Cotta, Elite Transformation (Anm. 5), S. 18-20, 23-26.

¹² Best; Gaxie (Anm. 6), S. 88; Best; Hausmann; Schmitt (Anm. 6), S. 140. Vgl. auch Gaxie, Daniel, Les logiques du recrutement politique, in: *Revue française de science politique* 30 (1980), S. 5-15; Best, Heinrich, Mandat ohne Macht, Strukturprobleme des deutschen Parlamentarismus 1867-1933, in: Ders. (Hg.), *Politik und Milieu* (Anm. 4), S. 175-222; Ders., *Männer von Bildung und Besitz* (Anm. 7), S. 551-556; Best, Heinrich; Edinger, Michael, Converging Representative Elites in Europe? An Introduction to the EurElite Project, in: *Czech Sociological Review*, 41 (2005) 3, S. 499-509.

¹³ Moore, Barrington, *Social Origins of Dictatorship and Democracy*, Boston 1967.

Reichstags sogar noch auszubauen vermochten, sanken sie im immer noch stark landwirtschaftlich geprägten Frankreich im Zuge der Etablierung der III. Republik auf den Status randständiger Kategorien ab.

Abbildung 1: Deutsche und französische Parlamentarier 1848-2003:
Hauptberuf im Agrarsektor – % aller Abgeordneten

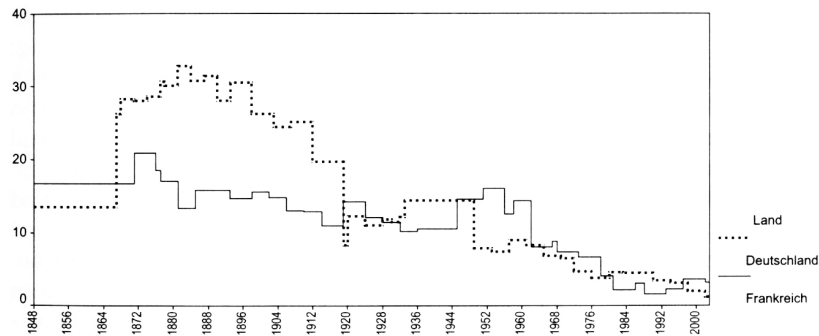
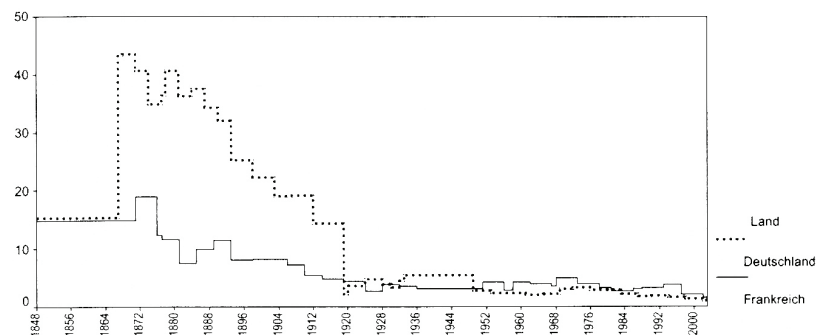


Abbildung 2: Deutsche und französische Parlamentarier 1848-2003:
Adelstitel – % aller Abgeordneten

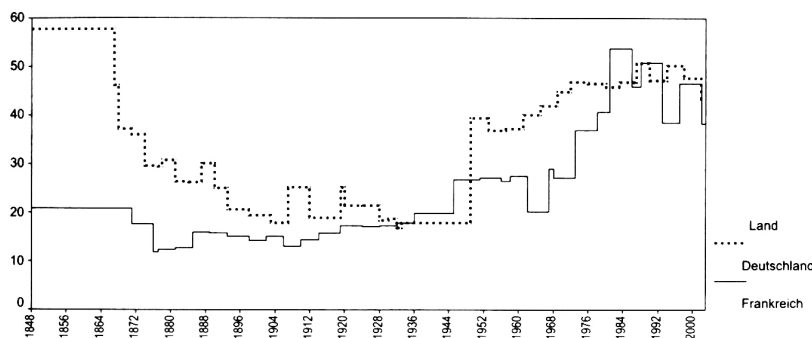


Haben wir es hier also mit einer statistisch fassbaren Emanation des deutschen Sonderwegs zu tun? Bei einer Ausweitung der Betrachtung auf andere europäische Politien ergibt sich ein ganz anderes Bild, und es wird eher Frankreich der Status des Sonderfalls zugewiesen. Bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts bildeten sich fast überall in Europa die Anteile des Adels in den Parlamenten nur zögernd zurück, wobei in Deutschland dieser Rückgang markanter war als anderenorts. Ähnliches gilt für den primären Sektor, der in den Parlamenten einiger nordischer Länder bis in die 1930er Jahre hinein sogar zu-

nahm.¹⁴ Dabei kamen mehr und mehr Vertreter aus klein- und unterbäuerlichen Schichten zum Zuge. Die größte Übereinstimmung mit Deutschland, bis hin zur Deckungsgleichheit der Zeitreihen in der kritischen Abschmelzungsphase an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, weist das Vereinigte Königreich auf – das Mutterland der Industrialisierung und der parlamentarischen Regierung.¹⁵ Ab 1918/19 bis in die Gegenwart verlaufen dann auch im Vergleichskontext Deutschland versus Frankreich die Zeitreihen auf niedrigem und abnehmendem Niveau in einem engen Wertekorridor. Heute sind in Paris wie in Berlin und überall sonst in Europa Abgeordnete von Adel oder aus landwirtschaftlichen Berufen eine rare Spezies; es hat sich also Konvergenz durch Aussterben vollzogen. Betrachtet man den Entwicklungspfad, der zu diesem Ergebnis führte, bildet eher Frankreich als Deutschland einen Sonderfall.

Konvergenz durch Wachstum kennzeichnet dagegen die Entwicklung der Anteilswerte des öffentlichen Dienstes (vergleiche Abbildung 3 und 4).

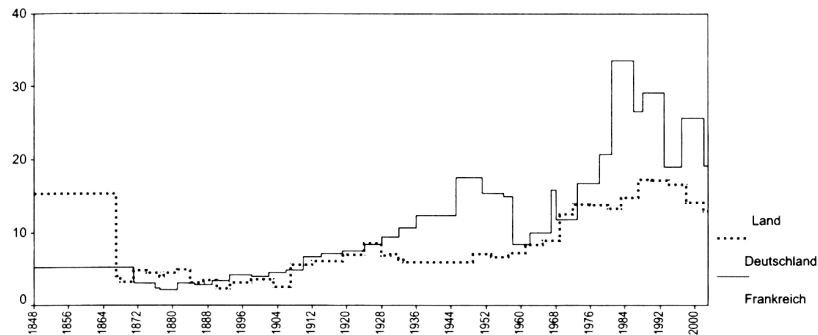
Abbildung 3: Deutsche und französische Parlamentarier 1848-2003:
Hauptberuf im öffentlichen Dienst – % aller Abgeordneten



¹⁴ Zur Entwicklung der Anteile des landwirtschaftlichen Sektors und des Adels in den europäischen Parlamenten vgl. Cotta, Maurizio; Best, Heinrich, *Between Professionalization and Democratization. A Synoptic View on the Making of the European Representative*, in: Dies. (Hg.), *Parliamentary Representatives* (Anm. 5), S. 493-526, hier S. 512-514, Fig. 13.5., Fig. 13.7. Zur Veränderung des Anteils des Agrarsektors an der Gesamtzahl der Beschäftigten vgl. Kaelble, Hartmut, *Der Wandel der Erwerbsstruktur in Europa im 19. und 20. Jahrhundert*, in: *Historical Social Research* 22 (1997) 2, S. 5-28, hier S. 10.

¹⁵ Rush, Michael; Cromwell, Valerie, *Continuity and Change. Legislative Recruitment in the United Kingdom 1868-1999*, in: Best; Cotta, *Parliamentary Representatives* (Anm. 5), S. 463-492, hier S. 477-482.

Abbildung 4: Deutsche und französische Parlamentarier 1848-2003:
Hauptberuf als Lehrer oder Professor – % aller Abgeordneten



In beiden Ländern bilden Abgeordnete mit einer beruflichen Herkunft aus dem staatlichen Sektor am Ende des 20. Jahrhunderts die modale Kategorie. Auch dies ist europäische Normalität, die sich selbst in Großbritannien durchzusetzen beginnt, obwohl dort nach wie vor die Angehörigen des *civil service* durch die traditionelle Inkompatibilitätsregel von Kandidaturen für das Unterhaus ausgeschlossen sind.¹⁶ Die Hauptträger des Aufstiegs der Staatsdiener zu Parlamentariern *par excellence* waren nach 1945 die Lehrer – in Frankreich deutlicher noch als in Deutschland. Es sind vor allem die Parteien der Linken, die sich aus diesem Rekrutierungsreservoir bedienen – im Fall der französischen Sozialisten zeitweilig mit Anteils werten von über 50 Prozent.¹⁷ Daneben haben seit Ende der 1960er Jahre – wieder vor allem in Frankreich – höhere Verwaltungschargen signifikante Anteilswerte erreicht. Sie finden sich vor allem in den Fraktionen der rechten Mitte. Die Professionalisierung der Politik, die Ausbildung spezifischer Karrierebedingungen und -risiken für Berufspolitiker scheint in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts besonders gut mit einer Verankerung im Staatsdienst zu harmonisieren. Abkömmlichkeit, Minderung des Risikos bei Amtsverlust durch eine Rückkehrgarantie (*position de détachement*), Publikumskontakt, Fachgeschultheit und berufliche Vertrautheit mit verschiedenen Zweigen der Staatstätigkeit begünstigen im Wettbewerb um Mandate die Angehörigen des öffentlichen Dienstes. Doch ist dies, wie ein Blick in die tiefere Vergangenheit zeigt, nur eine Teilerklärung für seinen Aufstieg zum wichtigsten Rekrutierungsfeld der Parlamente. Dabei öffnet sich mit wachsendem Zeitabstand eine zunehmende Spanne zwischen den Wertereihen, die in den Revolutionsparlamenten des Jahres 1848 ihre maximale Differenz erreicht. Der deutsche Beamtenparlamentarismus des 19. Jahrhunderts, der sich

¹⁶ Rush; Cromwell (Anm. 15), S. 468f.

¹⁷ Best; Gaxie (Anm. 6), S. 121f, 130-135, Fig. 4.15.

in der Paulskirche in besonders markanter Weise manifestierte, kann nun gewiss nicht durch die Mechanismen politischer Professionalisierung erklärt werden, sondern hatte eine seiner Wurzeln in der doppelten Herausforderung durch Staats- und Nationsbildung, die „Symbolspezialisten“ (das heißt insbesondere die „fachgeschulte Intelligenz“ im Staatsdienst) und Spezialisten der Machtorganisation zu parlamentarischen Vertretern designierte.¹⁸ Auch wies die Durchstaatlichung der Gesellschaft in weiten Teilen Deutschlands den lokalen Repräsentanten „staatsständischer Herrschaft“ (Reinhard Koselleck), wie Landräten, Amtmännern oder Pflegern, eine strategische Position als Intermediäre zu, die mit der Rolle des Parlamentariers kompatibel war. In Frankreich bildete sich dagegen eine Konstellation der „Vergesellschaftung des Staates“ aus, bei der sich private Notablen und die „Kapazitäten“ aus den freien Berufen in dieser intermediären Position befanden.¹⁹ Die Leitfigur war hier der Anwalt, der in Frankreich bis Anfang der 1930er Jahre die parlamentarische Arena dominierte. Der schon vor dem Ende der III. Republik, mit den Wahlen von 1936 einsetzende Abschmelzungsprozess dieser Gruppe ist Ende der 1960er Jahre auf einem niedrigen Niveau zum Abschluss gekommen, niedriger als in Deutschland, in dessen Parlamenten Anwälte zuvor einen eher geringen Anteil hatten (vergleiche Abbildung 5).²⁰

Das Ende der *république des avocats* und ihr Wandel zur *république des professeurs*²¹ markiert in Frankreich den Übergang vom freien politischen Unternehmer und Intermediär zum durch Patronage und organisatorische Unterstützung parteigebundenen Berufspolitiker. Dieser Übergang hatte sich in Deutschland schon mehrere Jahrzehnte zuvor vollzogen und wurde hier getragen durch eine Sozialfigur, die im parlamentarischen Betrieb Frankreichs kaum präsent war und bis heute nur wenig vertreten ist: den hauptamtlichen Partei- und Verbandsfunktionär (vergleiche Abbildung 6).

¹⁸ Best, Heinrich, Politische Modernisierung und Elitenwandel 1848-1997. Die europäischen Gesellschaften im intertemporal-interkulturellen Vergleich, in: Historical Social Research 22 (1997) 3/4, S. 4-32.

¹⁹ Best, Heinrich, Strukturen parlamentarischer Repräsentation in den Revolutionen von 1848, in: Dowe, Dieter; Haupt, Heinz-Gerhard; Langewiesche, Dieter (Hg.), Europa 1848. Revolution und Reform, Bonn 1998, S. 629-670, hier S. 62.

²⁰ Dogan, Mattei, La stabilité du personnel parlementaire sous la III^e République, in: Revue française de science politique, April-Juni 1953, S. 319-348; Ders., Les filières de la carrière politique en France, in: Revue française de sociologie, Oktober 1967, S. 468-493; Hamon, Léo, Les parlementaires en France, in: Revue internationale des sciences sociales 13 (1961), S. 609-630; Charte, Christophe, Les élites de la République (1880-1900), Paris 1987, S. 3336; Marnot, Bruno, Les ingénieurs au Parlement sous la III^e République, Paris 2000; Best; Hausmann; Schmitt (Anm. 6), S. 166; Fußmann, Klaus, Freiberufler in der Politik, St. Augustin 1989.

²¹ Thiebaudet, André, La république des professeurs, Paris 1927; Le Béguec, Gilles, De la république des avocats à la république des énarques, in: Dupeux, Louis; Hudemann, Rainer; Knipping, Franz (Hg.), Élités en France et en Allemagne au XIX^e et XX^e siècles. Structures et relations, Bd. 2, München 1996, S. 79-92.

Abbildung 5: Deutsche und französische Parlamentarier 1848-2003:
Hauptberuf als Anwalt – % aller Abgeordneten

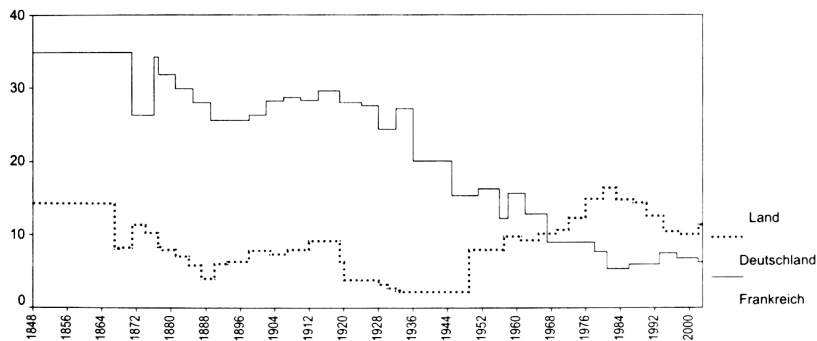
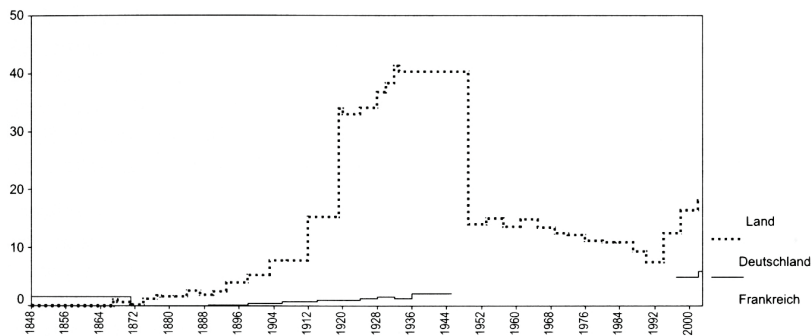


Abbildung 6: Deutsche und französische Parlamentarier 1848-2003:
Hauptamtliche Funktionäre von Parteien und Interessenorganisationen –
% aller Abgeordneten

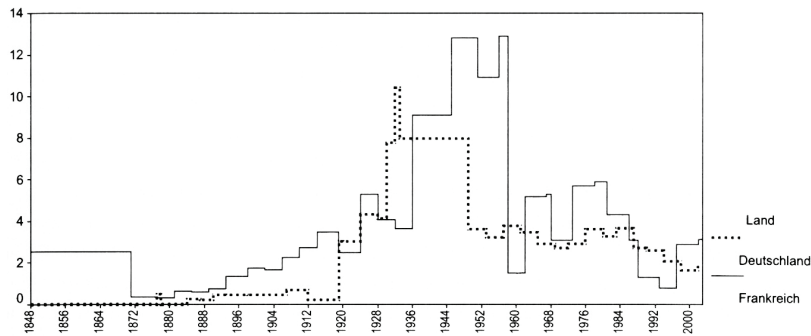


Sie hatte ihren Ursprung im dichten Organisationsgefüge der deutschen Sozialdemokratie und dominierte die Reihen ihrer Reichstagsfraktion seit den 1890er Jahren. Doch schon vor dem Ende des Kaiserreichs begann sie im Sinne von Maurice Duvergers Konzept einer „Ansteckung von Links“ auch in den bürgerlichen Parteien, vor allem im Zentrum, Fuß zu fassen.²² Bereits im Reichstag von 1912 hatte ihr Anteil, zusammen mit dem der Parteijournalisten, den der Staatsbediensteten deutlich hinter sich gelassen. Mit Beginn der Weimarer Republik stieg er sprunghaft und erreichte einen Anteilswert von rund 50 Prozent – den höchsten in der bisherigen Geschichte demokratischer Parlamen-

²² Michels (Anm. 10); Duverger, Maurice, *Les partis politiques*, Paris 1976 (zuerst 1951), S. 101.

te überhaupt.²³ Demgegenüber blieben in Frankreich die *permanents* selbst bei voller Einrechnung all jener authentischen oder nominellen „Arbeiter“, die sich vor allem in den Reihen der kommunistischen Abgeordneten fanden, noch in den Wahlen von 1936 bei circa 10 Prozent (vergleiche Abbildung 7).

Abbildung 7: Deutsche und französische Parlamentarier 1848-2003:
Hauptberuf als manueller Arbeiter – % aller Abgeordneten



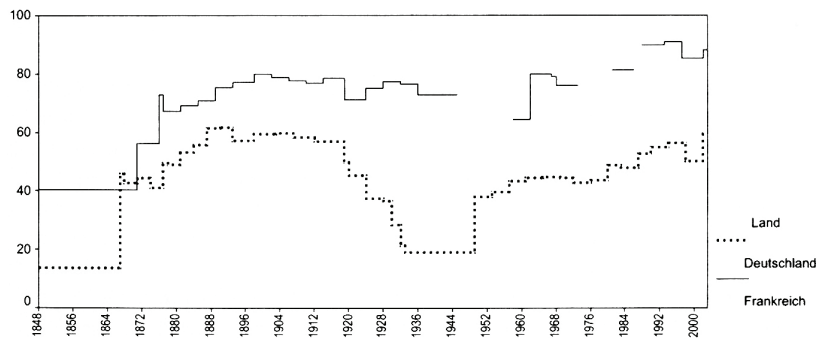
Hier bestand ein struktureller Unterschied zwischen den parlamentarischen Führungsgruppen beider Länder mit bedeutenden Auswirkungen auf ihre Integration: Während in der Weimarer Republik die meisten Abgeordneten durch direkte materielle Abhängigkeit und durch die der Mitgliedschaft geschuldete Loyalität an außerparlamentarische Großorganisationen gebunden waren, hatte Frankreich bis in die hochpolarisierte Phase der ausgehenden 30er Jahre die von Robert de Jouvenel vor dem Ersten Weltkrieg in durchaus kritischem Tenor beschriebenen Züge der *république des camarades* in weiten Bereichen seines parlamentarischen Betriebs bewahrt: eine eher auf den Binnenraum des Parlaments orientierte, amorphe, durch informelle Kontakte und viele Wechsel zwischen den parlamentarischen Gruppierungen diffus integrierte Konfliktstruktur.²⁴

²³ Best (Anm. 18), S. 24-27.

²⁴ Jouvenel, Robert de, *La république des camarades*, Paris 1914; Tardieu, André, *La profession parlementaire*, Paris 1937; Bomier-Landowski, Alain, *Les groupes parlementaires de l'Assemblée nationale et de la Chambre des députés de 1871 à 1940*, in: Goguel, F.; Dupoux, G. (Hg.), *Éléments de sociologie électorale*, Paris 1961, S. 75-89; Hudemann, Rainer, *Fraktionsbildung im französischen Parlament. Zur Entwicklung des Parteiensystems in der frühen Dritten Republik*, München 1971; Pontier, Jean-Marie, *Le rôle des intergroupes au Parlement français*, in: *Revue française de science politique* 32 (1982), S. 810-836; Fressoz, Marc, *Les Groupes parlementaires de la chambre des députés de 1881 à 1902, mémoire de maîtrise*, dir. Jean-Marie Mayeur, université de Paris IV-Sorbonne 1992; Markmann, Heinz, *Das Abstimmungsverhalten der Parteifraktionen in den deutschen Parlamenten*, Meisenheim am Glan 1955; Best, Heinrich, «Disorder Yields to Order Fair the Place». The emer-

Der Weg zur politischen Professionalisierung, und das hieß unter anderem Sicherung von Karrierekontinuität und Ermöglichung eines Lebens von der Politik, vollzog sich in Frankreich vor allem auf dem Weg der Ämterkumulation. *Le cumul* etablierte sich in den Anfangsjahren der III. Republik als ein strukturdominantes Merkmal der politischen Klasse Frankreichs und blieb es über alle Regimewechsel hinweg, bis in die Gegenwart kaum beeinträchtigt durch Reformversuche. Noch immer folgt bei mindestens vier von fünf französischen Politikern die politische Karriere der Logik vertikaler Ämterkumulation und ist seltener als in Deutschland mit Parteiapparaten verknüpft.²⁵ Dies bedeutet nun nicht, dass in der deutschen Parlamentsgeschichte die Rückbindung an die regionale und lokale Politikebene bedeutungslos gewesen wäre: Sowohl im Kaiserreich als auch, auf etwas niedrigerem Niveau, in der Bundesrepublik, war sie durchaus Bestandteil des *cursus honorum* von Abgeordneten. Doch war sie hier nicht strukturdominant und prägte sich auch eher als Ämtersequenz denn als Ämterkumulation aus. Bemerkenswert ist der tiefe Einbruch der Zeitreihe während der Weimarer Republik, der als regelrechte „Entwurzelung“ der parlamentarischen Führungsgruppen Deutschlands zu deuten ist und sich parallel zu ihrer engen Anbindung an Großorganisationen vollzog (vergleiche Abbildung 8).²⁶

Abbildung 8: Deutsche und französische Parlamentarier 1848-2003: Ämter in der lokalen oder regionalen Selbstverwaltung – % aller Abgeordneten



Betrachtet man die bislang vorgestellten Zeitreihen im Überblick, so fällt zunächst auf, dass bis zum Ende der 1930er Jahre der Wandel in Frankreich deutlich verhaltener war als in Deutschland. Beide Länder bilden im Hinblick

gence of political parties in Western and Central Europe, in: *Parliaments, Estates & Représentation/Parlements, États & Représentation* 15 (1995), S. 133-142.

²⁵ Best; Gaxie (Anm. 6), S. 110, 116-120; vgl. auch den Beitrag von Jean Philippon in diesem Band.

²⁶ Best; Hausmann; Schmitt (Anm. 6), S. 181f.

auf die Volatilität der Zeitreihen die unteren und oberen Grenzfälle in unserem europäischen Vergleich; eine Aussage, die sich im Übrigen auf die meisten der übrigen Indikatoren des DATACUBE erweitern lässt.²⁷ Erst seit Ende der 1930er Jahre, einsetzend mit der Wahl von 1936, in der sich viele für die IV. Republik charakteristische Strukturen ankündigen, setzt auch hier ein beschleunigter Wandel ein. Andererseits waren die parlamentarischen Führungsgruppen der III. Republik schon 1876 nach kurzer Formationsphase in wesentlichen Strukturelementen in ihrer beständigen Gestalt ausgebildet. Das geringe Ausmaß struktureller Zirkulation koinzierte mit einem vergleichsweise hohen Ausmaß individueller Zirkulation, das für lange Zeiträume über dem Niveau des Reichstags lag. Dies bedeutet, dass der *modus operandi*, der die Struktur der Machtorganisation in Frankreich reproduzierte, in wesentlichen Elementen über die Existenzdauer der „langen“ III. Republik hinweg konstant blieb. Wir vermuten, dass für diesen Sachverhalt drei Gründe ausschlaggebend waren:

- 1) der in Frankreich eher verhaltene Wandel der Sozialstruktur (so blieb hier der Agrarsektor bis in die 1950er Jahre der größte Erwerbssektor, während er in Deutschland diese Position bereits Ende der 1880er Jahre verloren hatte)²⁸;
- 2) die im Frankreich der III. Republik verzögerte und nicht die gesamte Breite des Parteiensystems erfassende Bildung organisierter Mitgliederparteien (dagegen waren in Deutschland wie in anderen europäischen Politien Parteien *prime mover* des Elitenwandels);
- 3) die Verfassungskontinuität der III. Republik und – bei nur episodischer Variation – die Konstanz der grundlegenden Bestimmungen des Wahlrechts (während in Deutschland das Jahr 1918 in beiderlei Hinsicht eine markante Zäsur bildete und sich in anderen europäischen Ländern zumindest eine Ausweitung der Partizipationsrechte vollzog).²⁹

Frankreich, das in den 1870er Jahren die nach Standards der Theorien politischer Entwicklung „modernste“ Legislative Europas hatte, wies am Ende der Zwischenkriegszeit in dieser Hinsicht eher anachronistische Züge auf. Doch darf „Modernität“ nicht mit Systemstabilität gleichgesetzt werden, wie das Beispiel der parlamentarischen Führungsgruppen der Weimarer Republik in besonders nachdrücklicher Weise zeigt. Nach 1945 vollzog sich der Wandel der parlamentarischen Führungsgruppen in Deutschland und Frankreich nach wie vor auf unterschiedlichen Entwicklungspfaden, nun jedoch konvergent. Der Neubeginn der Bundesrepublik setzte mit einem Strukturmuster an, das eher dem des ausgehenden Kaiserreichs als dem der ausgehenden Weimarer

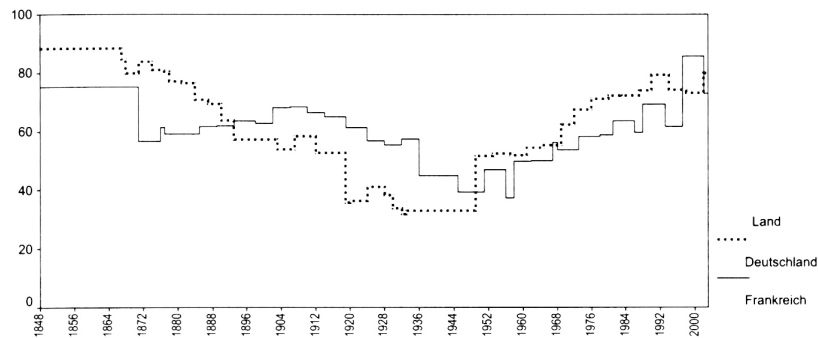
²⁷ Cotta; Best; Professionalization (Anm. 14), Fig. 13.1-13.16.

²⁸ Kaelble (Anm. 14), S. 10.

²⁹ Huard, Raymond, *Le suffrage universel en France 1848-1946*, Paris 1991, S. 101-253; Rosanvallon, Pierre, *Le sacre du citoyen. Histoire du suffrage universel en France*, Paris 1992.

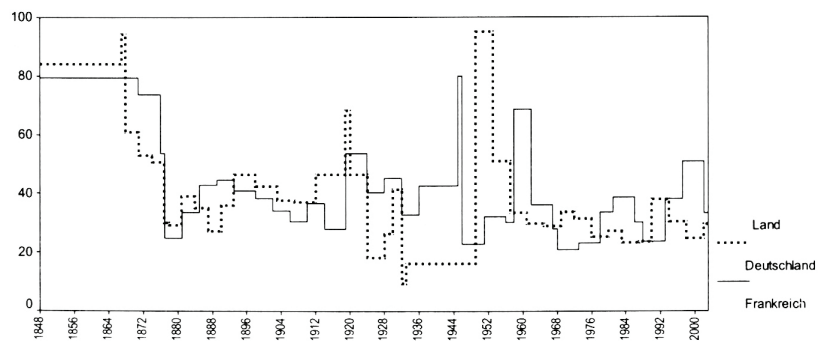
Republik ähnelte. Hier seien nur drei Kernindikatoren unserer Untersuchung erwähnt: der Anteil der Abgeordneten mit einem Universitätsabschluss (vergleiche Abbildung 9), die Rückbindung an die lokale und regionale Politikebene und der Anteil der Abgeordneten, die als hauptamtliche Partei- und Verbandsfunktionäre ihr Mandat übernahmen.

Abbildung 9: Deutsche und französische Parlamentarier 1848-2003:
Abgeordnete mit Universitätsabschluss – % aller Abgeordneten



Der weitere Wandel vollzog sich inkremental, weitgehend ohne die erratischen Ausschläge und Anpassungsprozesse der vorangegangenen hundert Jahre. Die individuelle Zirkulation sank nach den üblichen Turbulenzen der Gründungsphase der Bundesrepublik auf das Niveau des Reichstags im Kaiserreich. Die deutsche Wiedervereinigung ist allenfalls als kleine und sich schnell wieder beruhigende Turbulenz erkennbar (vergleiche Abbildung 10).

Abbildung 10: Deutsche und französische Parlamentarier 1848-2003: Anteil der Parlamentsneulinge – % aller Abgeordneten

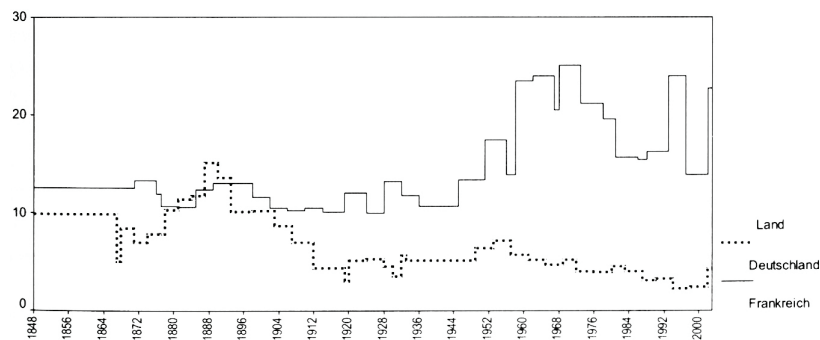


Die Entwicklung in Frankreich war dagegen durch markante Veränderungen und einen in vieler Hinsicht gegenüber anderen europäischen Politien nach-

vollziehenden Wandel gekennzeichnet. Auslösende Bedingungen und treibende Kräfte für diesen Transformationsprozess waren der grundlegende Wandel der französischen Gesellschaft während der *trente glorieuses*, der sich etwa im Hinblick auf die Tertiarisierung bis in die Gegenwart fortsetzt³⁰; ein Wandel des Parteiensystems und des politischen Massenmarktes, der den Parteien eine entscheidende Rolle als Selektorate bei der Rekrutierung des politischen Personals zuweist³¹; und eine Instabilität der institutionellen Ordnung, die mehrfach das formale Regime der Elitenreproduktion veränderte. Im Ergebnis haben sich die parlamentarischen Führungsgruppen Deutschlands und Frankreichs in wesentlichen Strukturmerkmalen angeglichen, wofür der heute fast punktgleiche Anteil der Abgeordneten aus dem öffentlichen Dienst nur ein – wenn auch besonders signifikantes – Beispiel ist.

Dennoch bleiben Abweichungen, in denen sich immer noch „Unterschiede zwischen politischen Organismen“ ausprägen. Dies gilt für die nach wie vor in Frankreich herausragende Bedeutung des *cumul*, das – angesichts der bisherigen Erfahrungen mit Reformversuchen – als Kernelement politischer Professionalisierung kaum zu beseitigen sein dürfte.³² Zwar wurde die in Frankreich im Vergleich zu allen anderen kontinentaleuropäischen Ländern außerordentlich starke Repräsentation von Unternehmern und Managern im Parlament seit den 1970er Jahren tendenziell abgebaut, sie vermag sich aber, wie der Wert für 1993 zeigt, in Abhängigkeit vom Wahlergebnis des bürgerlichen Lagers wieder zu erholen (vergleiche Abbildung 11).

Abbildung 11: Deutsche und französische Parlamentarier 1848-2003:
Hauptberufliche Unternehmer oder Manager – % aller Abgeordneten



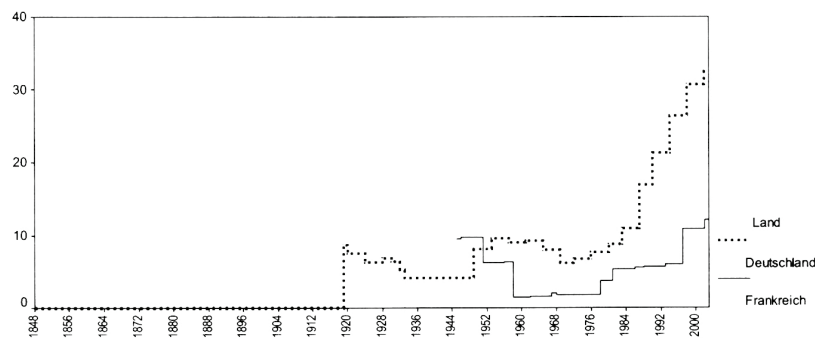
³⁰ Fourastrié, Jacqueline; Fourastrié, Jean, D'une France à une autre. Avant et après les Trente Glorieuses, Paris 1987; L'état de la France, éd. 1998-99, Paris 1998, S. 114.

³¹ Best; Gaxie (Anm. 6), S. 116-120.

³² Le cumul des mandats et des fonctions. Une réforme de la modernisation de la vie politique, CREAM, La documentation française, Paris 1998.

Schließlich bleibt der weithin als Skandal der neueren französischen Parlamentsgeschichte empfundene niedere Frauenanteil zu erwähnen, der sich gegenüber der deutschen Wertereihe, die sich zu den stolzen Höhen der *gender equality* aufschwingt, besonders betrüblich ausmacht. Hier sind Restbestände eines untergründig fortbestehenden Traditionalismus der französischen Rekrutierungsmuster auszumachen, deren Beseitigung wohl des problematischen Eingriffs in die formalen Bedingungen des Mandatzugangs bedarf (vergleiche Abbildung 12).³³

Abbildung 12: Deutsche und französische Parlamentarier 1848-2003:
Weibliche Abgeordnete – % aller Abgeordneten



Bilanziert man jedoch mit Blick auf den Titel dieses Beitrags die Ergebnisse der Untersuchung abschließend, scheint trotz alledem und *cum grano salis* eine kleine Modifikation angebracht: der Wegfall des Fragezeichens.

³³ Le piège de la parité. Arguments pour un débat, Paris 1999.

Supplement No. 20

C. GESELLSCHAFTSVERGLEICH,
STRUKTURANALYSE SOZIALISTISCHER
GESELLSCHAFTEN UND
TRANSITIONSFORSCHUNG

HSR Supplement 20 (2008)

Sozialismus in der DDR: ein Feldexperiment mit paradoxalem Ergebnis

Heinrich Best^{*}

Abstract: Best stellt folgende Fragen: Gab es im Hinblick auf Rekrutierungsweisen der Spitzenkader eine Differenzierung funktionaler Bereiche der DDR-Gesellschaft? Welchen Platzierungsregeln folgte diese Differenzierung? Wie veränderte sie sich in der Kohortenfolge? Um diese Fragen zu beantworten, werden die Daten des Kaderdatenspeichers des Ministerrats der DDR mit Hilfe der Korrespondenzanalyse ausgewertet. Die Interpretation der Daten zeigt Folgendes: Es waren weniger Defekte der funktionalen Differenzierung, sondern eher Widersprüche und Widersinnigkeiten im Aufbau einer stratifikatorischen Ordnung sozialistischer Gesellschaften, die deren entscheidenden Konstruktionsfehler bildeten. Auch wenn die Funktionseliten der DDR deutlich zunehmende Erfolge bei der Statusreproduktion hatten, auch wenn es Bereiche im Machtapparat gab, in denen materiell attraktive Privilegien bereitgestellt wurden, war die DDR kein Paradies der Kader: Ihre Karrieremöglichkeiten waren eng begrenzt und fremdbestimmt, die Gratifikationen eher mager und die familiäre Sukzession durch die verbliebene soziale Wirkungsmacht egalitärer Ideologie mit einigen Verschleierungs- und Umgehungskosten belastet. Das Ende des Sozialismus bedeutete für die Funktionseliten der DDR die Befreiung von einem obsoleten, aber immer noch störenden Reproduktionsregime und die neugewonnene Möglichkeit, soziales Kapital (etwa in der Gestalt der „Seilschaften“) und kulturelles Kapital (etwa in der Form wertvoller Bildungszertifikate) frei in ökonomisches Kapital zu konvertieren.

1. Entdifferenzierung als sozialutopisches Programm und analytische Kategorie

Wenn man Rainer Lepsius' vielzitiertes Wort vom „Experiment der sozialistischen Gesellschaft“ aufgreifend danach fragt, was nun den Kern dieser Versuchsanordnung bildete, wird uns vom gleichen Autor eine Antwort gegeben, die *in nuce* auf die verallgemeinerbaren Einsichten in die Formation sozialer Ordnungen verweist, die wir aus diesem Großexperiment gewinnen können. Der Kommunismus sei ein „Programm zur Aufhebung sozialer Differenzierung der Gesellschaft“ gewesen, das durch die Eliminierung des ökonomischen Kapitals als dem Hauptdifferentiator nichtsozialistischer entwickelter Gesell-

^{*} Reprint of: Heinrich Best (2003): Sozialismus in der DDR: ein Feldexperiment mit paradoxalem Ergebnis, *Historical Social Research / Historische Sozialforschung* (HSR) Vol. 28 (2003) No. 1/2, p. 128-160.

schaften verwirklicht werden sollte (Lepsius 1993; 1995). Die Radikalität der Versuchsanordnung zeigt sich daran, dass es in ihr dem Anspruch nach und in letzter Konsequenz um die Beseitigung sowohl der stratifikatorischen wie auch der funktionalen Differenzierung, sowohl um die Aufhebung der Arbeitsteilung, wie um die Schleifung sozialer Hierarchien ging. Als Ergebnis dieses Experiments verhießen seine Promotoren die Befreiung und Beglückung der Versuchsteilnehmer: Befreiung von Zwang und Entfremdung durch soziale Hierarchie und Arbeitsteilung, Beglückung durch die Früchte einer Entfesselung der Produktivkräfte, die aus der Befreiung der Produzenten folgen werde.

Eine entsprechende Handlungsanweisung erhielten die Praktiker des „realen Sozialismus“ von einem frühen Text der Theoretiker des „wissenschaftlichen Sozialismus“, der wie wenige andere Gesellschaftsanalyse und Gesellschafts-utopie miteinander verband (Marx/Engels 1970, S. 222-227; zuerst 1845-46). Danach war die *Teilung der Arbeit* der eigentliche Sündenfall der Menschheitsentwicklung, aus dem folgte, „dass geistige und materielle Arbeit, dass der Genuss und die Arbeit, Produktion und Konsumtion verschiedenen Individuen zufallen und die Möglichkeit, dass sie nicht in Widerspruch geraten, nur darin liegt, dass die Teilung der Arbeit wieder aufgehoben wird“. Mit der Teilung der Arbeit kam auch die soziale Ungleichheit in die Welt, denn mit ihr „ist zur gleichen Zeit auch die *Verteilung* und zwar die *ungleiche*, sowohl quantitative wie qualitative Verteilung ihrer Produkte gegeben, also das Eigentum, ...“ (Hervorh. i. Orig.). Erst wenn der Markt als Regulationsmechanismus beseitigt werde und „die Gesellschaft die allgemeine Produktion regelt“, werde es dem Menschen möglich, aus dem „bestimmten ausschließlichen Kreis der Tätigkeit, der ihm aufgedrängt wird“, hervorzutreten und dem „Sichfestsetzen der sozialen Tätigkeit“ zu entgehen. Die Passage kulminiert in der berühmten und etwas bohemienshaften Vision einer differenzierungs- und deshalb entfremdungsfreien „kommunistischen Gesellschaft, wo jeder nicht einen ausschließlichen Kreis der Tätigkeit hat, sondern sich in jedem beliebigen Zweige ausbilden kann, die Gesellschaft die allgemeine Produktion regelt und es eben dadurch möglich macht, heute dies, morgen jenes zu tun, morgens zu jagen, nachmittags zu fischen, abends Viehzucht zu treiben und nach dem Essen zu kritisieren, ohne je Jäger, Fischer, Hirt oder Kritiker zu werden“ (Marx/Engels 1970, S. 225). Offen blieb jedoch in der Theorie, wie die Produktivkräfte, deren Entwicklung auch nach Ansicht der Klassiker des wissenschaftlichen Sozialismus die Frucht einer marktförmigen Wirtschafts- und einer differenzierten Sozialordnung war, die Beseitigung ihrer Entwicklungsvoraussetzungen überstehen würden (vgl. Vobruba 1997, S. 149-152). Die Antwort, die der reale Sozialismus in der Praxis auf diese Frage gab, soll uns im Folgenden näher beschäftigen.

Während heute wohl weitgehend Einigkeit darüber besteht, dass die Verheißungen des Großexperiments des Sozialismus nicht lediglich wegen seines vorzeitigen Abbruchs, sondern wegen fehlerhafter Prämissen in der Versuchsanordnung verfehlt wurden, gibt es eine Diskussion darüber, was diesen Ab-

bruch bewirkte und welche Art von sozialer Ordnung sich im Experimentier-
 tiegel bildet, wenn man die beiden Hauptkomponenten des Staatssozialismus –
 Abschaffung des Privateigentums an Produktionsmitteln und Errichtung einer
 hegemonialen Parteiherrschaft – amalgamiert. Eine Richtung der Diagnose
 verweist regelmäßig auf eine defektive und für diesen Systemtyp in letzter
 Konsequenz letale Weise der Differenzierung sozialistischer Gesellschaften.
 Stichworte sind hier „Entdifferenzierung“, „Homogenisierung“ und „Durch-
 herrschung“ (Meuschel 1993; Kocka 1995). Den klassischen Anwendungsfall
 für diese analytischen Kategorien bildet die DDR, in der das besagte Experi-
 ment in besonders konsequenter Weise durchgeführt wurde, nach rigoroser
 Aussonderung solcher Reagenzien, die die realsozialistische Versuchsanord-
 nung hätten kontaminieren können. Eine Kurzbeschreibung des Experiments
 findet sich formelhaft bei Sigrid Meuschel: Es handele sich um einen „macht-
 politisch durchgesetzte(n) Entdifferenzierungsprozess, der die ökonomischen,
 wissenschaftlichen oder kulturellen Subsysteme ihrer Eigenständigkeit beraub-
 te, ihre spezifischen Rationalisierungskriterien außer Kraft setzte oder politisch
 überlagerte“ (Meuschel 1992, S. 10). Dass dies nicht gut gehen kann, wissen
 wir seit Spencer und Durkheim: Teilsystemische Differenzierung, die dem
 Modus funktionaler Ausdifferenzierung folgt, bewirke eine enorme Leistungs-
 steigerung im doppelten Sinne von Effizienz- und Effektivitätsgewinnen – wer
 diese nicht vereinnahmen kann, fällt den ehernen Gesetzen struktureller Sele-
 ktion zum Opfer, von der SED bis zu den Taliban (vgl. Crozier 1970; Schimank
 2000).

Der Erfolg dieses Deutungsmusters und Arguments mag darin begründet
 sein, dass es plausibel und auf der Linie einer erhabenen Theorietradition der
 Soziologie nicht nur das Ende der DDR, sondern auch einige Probleme der
 anschließenden Systemtransformation erklärt, und darüber hinaus einen Inter-
 pretationshintergrund für die Beschreibung der Entwicklung der DDR-
 Gesellschaft mitliefert. Die Frage ist nur, ob es richtig ist. Eine Gegenposition
 zu den „scharfen Homogenisierungs- und Entdifferenzierungsthese(n)“ von
 Sigrid Meuschel findet sich bei Detlef Pollack (vgl. Pollack 2000, S. 188):
 Zwar sei die Autonomie solcher gesellschaftlichen Systeme wie Ökonomie,
 Wissenschaft, Recht oder Kultur politisch stark eingeschränkt gewesen, doch
 sei es nicht richtig zu behaupten, dass in der DDR die Eigenständigkeit der
 Subsysteme verloren gegangen sei. Der Kampf zwischen den Bevormundungs-
 anstrengungen der SED und den Autonomiebemühungen der Subsysteme sei
 nicht zum Abschluss gekommen, immer wieder habe sich die funktionale Rati-
 onalität der Teilbereiche gegen den politischen Hegemonieanspruch durchge-
 setzt.

Wer hat nun recht in dieser Kontroverse, die ja zugleich in zweiter Instanz
 eine Auseinandersetzung über den Charakter der Sozialsysteme realsozialisti-
 scher Gesellschaften, ihre Entwicklungsfähigkeit und die Gründe für ihr Schei-
 tern ist? Da es sich hier um Fragen des „Wie?“ und des „Mehr oder weniger“

handelt, dürfen wir erwarten, durch die Empirie – genauer: mit Hilfe der Instrumente der Sozialstrukturanalyse – darauf eine Antwort zu finden. Voraussetzung ist nur, dass im Experimentiertiegel des realsozialistischen Großversuchs noch einiges Material zu finden ist, das uns über seinen Verlauf und seine Ergebnisse Aufschluss gibt. Dass es sich bei den Kaderdatenspeichern des Ministerrats um solche empirische Residuen handelt, haben wir mehrfach erläutert (vgl. Best/Hornbostel 1998 und die Beiträge in diesem Heft). Hier soll deshalb nur angedeutet werden, warum wir in einer Quelle, die das Stratum der Funktionseleiten der DDR erfasst, empirische Hinweise auf den Charakter des Sozialsystems des DDR-Sozialismus erwarten.

Wer von Differenzierung spricht, darf von Eliten nicht schweigen. Das ist so, weil zum einen die Ausdifferenzierung von herrschaftlich-politischen Rollenkomplexen seit Spencer als der Beginn und die archaische Form der funktionalen Differenzierung gilt (vgl. Tyrell 1978; Spencer 1973, zuerst 1857). Diese Differenzierungsweise hat auch dem Sozialismus niemand abgesprochen und er rechnete sie sich bei aller antielitistischen Rhetorik selber zu, wobei die leninistische Parteitheorie und das elaborierte Instrumentarium der Parteiherrschaft das ideologische und institutionelle Rüstzeug bildeten. Eine Gesellschaftsanalyse des Staatssozialismus „von oben her“, mit einem Fokus auf die Eliten, ist also ebenso legitim wie angemessen (vgl. Best/Becker 1997). Zum anderen hat die Elitenforschung, in Deutschland z.B. früh durch Zapf und Dahrendorf, gezeigt, dass sich funktionale Differenzierung besonders prägnant auf der Ebene der Eliten abbildet, während die sonstige Bevölkerung in den meisten funktionalen Bereichen keine sehr differenzierten Positionen einnimmt (vgl. Mayer 1980). Dabei vollzieht sich dieser Vorgang bei den Eliten nicht nur als Separierung von „Zuständigkeiten“, sondern auch von Machtressourcen und – damit zusammenhängend – als Autonomisierung von Rekrutierungsweisen. Dies scheinen auch die Kontrahenten im Pollack/Meuschel-Streit erkannt zu haben. So verweist etwa Pollack als Beleg für eine fortbestehende „Eigensinnigkeit“ des Wissenschaftssystems auf den geringen Anteil von SED-Mitgliedern im Kreis der Medizinordinarien (vgl. Pollack 2000, S. 187). Damit sind wir bei genau jener Art von Empirie angelangt, die der Kaderdatenspeicher anzubieten hat, nur dass er ein umfassendes Panorama der Funktionseleiten der DDR entfaltet und weitaus elaboriertere Operationalisierungen ermöglicht.

2. Daten und Methoden für eine Sozialstrukturanalyse der DDR „von oben“

Hier soll nun nicht noch einmal auf die Potentiale und Tücken dieser Hauptquelle für eine Soziologie des realen Sozialismus eingegangen werden. Wir verweisen dazu auf frühere Publikationen und die einschlägigen Beiträge in diesem Heft (vgl. Best/Hornbostel 1998) und beschränken uns auf einige Bemerkungen zu dem Zuschnitt des Samples und dem Variablenprogramm unse-

rer Untersuchung. Das Auswahlkriterium für unsere Teilpopulation bildete eine Hierarchieposition von der „Abteilungsleiterebene“ an aufwärts, wobei es sich bei den „Abteilungsleitern“ um eine heterogene Äquivalenzklasse handelt, die sich u.a. aus Chefarzten, Bezirksarchitekten, Orchesterdirektoren und Professoren zusammensetzt. Darauf setzen dann die übergeordneten Hierarchieebenen auf, bis hin zu den Spitzenpositionen wie Minister, Präsident von HO und Reichsbahn oder Generaldirektor eines Kombinats. Wir haben es also mit den oberen 170-Tausend der DDR zu tun, den Dignitären des Regimes – allerdings ohne den „X-Bereich“ der Streit- und Sicherheitskräfte und die Partielite (die sich allerdings in unseren Daten „spiegeln“, soweit sie den *cross-over* in den Erfassungsbereich des Ministerrats vollzogen hatten). Wir haben ferner unsere Grundgesamtheit in zwei Großkohorten gespalten: in die vor 1940 und in die seit 1940 Geborenen. Diese Wahl der Schnittstelle wurde u.a. durch die Vermutung bestimmt, dass der Mauerbau die Gelegenheitsstruktur für Karrieren in der DDR einschneidend verändert hat: Ab 1961 wurde die DDR zum buchstäblich „geschlossenen System“, das die Karrierewege in den Westen für jene Aspiranten, die seit Ende der 1950er Jahre in tertiäre Bildungseinrichtungen eingetreten waren, blockierte (vgl. Ihme-Tuchel 2002, S. 54). Das heißt: erst für die seit 1940 Geborenen wurden die Platzierungslogiken des sozialistischen Kadersystems voll wirksam.

Bei der Vorstellung des Variablenprogramms ist zwischen den Funktionsbereichen des Kadersystems, wie etwa Zentrale Staatsorgane, Industrie, Wissenschaft und Forschung, Kultur und Medien einerseits und den kaderpolitisch relevanten „Platzierungs determinanten“, wie Bildungsabschlüssen, sozialer und politischer Herkunft, Geschlecht oder Familienstand zu unterscheiden (vgl. Tab. 1). Die Forschungsfrage, die wir beantworten möchten, lässt sich formelhaft so zuspitzen: Gab es im Hinblick auf Rekrutierungsweisen der Spitzenkader eine Differenzierung funktionaler Bereiche der DDR-Gesellschaft? Welchen Platzierungsregeln folgte diese Differenzierung? Wie veränderte sie sich in der Kohortenfolge?

Um diese Fragen zu beantworten, haben wir unsere Daten mit Hilfe der Korrespondenzanalyse (KA) ausgewertet. Die KA gehört zur Großfamilie der datenreduzierenden und explorativen Verfahren. Andere Familienangehörige sind die Multidimensionale Skalierung, die Clusteranalyse oder die Faktorenanalyse. Die Wahl des Verfahrens begründet sich mit unserer Forschungsfrage, die ja zunächst auf eine Strukturerkennung zielt (vgl. Blasius 1991; Müller-Schneider 1999). Das schließt natürlich nicht aus, dass der gleiche Datenkorpus mit den konfirmatorischen Verfahren der Kausalanalyse angegangen werden kann, wie dies in dem Beitrag von Gebauer zu diesem Heft auch geschieht. Der *locus classicus* der KA ist Pierre Bourdieus Werk über die „Feinen Unterschiede“, in dem es einen Zusammenhang von seltener Eindeutigkeit zwischen Theorie und Methode gibt, was man gut an der Theorie des „sozialen Feldes“

erkennen kann, die im unmittelbaren Zusammenhang mit methodologischen Erwägungen entwickelt wird (vgl. Bourdieu 1982, S. 176 ff.).

Tab. 1: Spalten- und Zeilenvariablen der Korrespondenzanalyse

SPALTENVARIABLEN

AUSSENHANDEL (A)	Außenhandelsbetriebe der DDR
BINNENHANDEL (A)	Konsum, HO etc.
ÖRTLICHE RÄTE BL, KL, SL (G)	Bezirks-, Kreis-, Stadt-, und Stadtbezirksorgane und Stellen, Gemeindeverwaltungen
BANKEN U. VERSICHERUNGEN (A)	inkl. Sozialversicherungswesen und Staatliche Lotterie
GASTRO/FREIZEIT/ ERHOLUNG (A)	inkl. Interhotels und Reisebüros
GESUNDHEIT/SOZIALES (IL)	Medizinischer Dienst und Pflegeeinrichtungen (Bsp.: Heimwesen)
INDUSTRIE (A)	VEB und Kombinate
JUSTIZ (G)	Gerichte und Notariate
KULTUR (IL)	inkl. Fernsehen, Rundfunk, Bühnen, Orchester, Chöre etc.
LAND U. FORSTWIRTSCHAFT (A)	LPG und Volkseigene Güter
POST/VERKEHR (A)	inkl. Fernmeldewesen, Reichsbahn, Luft- und Schifffahrt
VOLKSBIIDUNG/ BERUFSBILDUNG (IL)	POS, EOS, Förderschulen, Einrichtungen der Erwachsenenbildung etc., außer Hochschulen
REGIERUNG/ ZENTRALE STAATSORGANE (G)	Volkskammer, Ministerrat, Ministerien und nachgeordnete Dienststellen, Ämter und Behörden
WISSENSCHAFT/ FORSCHUNG (IL)	inkl. Hochschulen, Medizinische Forschungseinrichtungen und Forschungszentren der Industrie

A=ÖKONOMIE

G=POLITIK, ADMINISTRATION, JUSTIZ

IL=SOZIALE DIENSTLEISTUNGEN, KULTUR

Tab. 1: Fortsetzung

ZEILENVARIABLEN

ABSCHL. 8.KL.	Volksschul-/Hauptschulabschluss
AKAD. GR.	Akademischer Grad (Promotion A/B, Dr. sc., Habilitation)
ALLFASCH	ehem. Mitgliedschaft in faschistischen Organisationen: NSDAP, SA, SS, RAD usw. und/ oder Mitgliedschaft der Eltern/ Ehepartner
SOZIALE HERK. ANGESTELLTE	Positionierung des Elternhauses bis 16. Lebensjahr des Kaders
ABSCHL. 12. KL.	Abschluss an erweiterter Oberschule (Abitur) bzw. Berufsausbildung mit Abitur
POLITISCHE HERKUNFT AB 1945 ARB. PARTEI	Positionierung des Elternhauses bis 16. Lebensjahr des Kaders
ABSCHL. 10. KL.	Realschulabschluss (Polytechnische Oberschule)
PARTEI CDU	
PARTEI DBD	
EHEPARTNER: BLOCKPARTEI	
EHEPARTNER: PARTEIFUNKTIONÄR	inkl. Massenorganisationen
EHEPARTNER: INTELLIGENZ	
EHEPARTNER: PARTEILOS	
EHEM. PARTEI/ MASS. ORG. AMT	Kader war hauptamtlicher Funktionär in Partei, FDJ, FDGB oder anderer Massenorganisation
HOECHSTE QUALIF. FA	Facharbeiter-Qualifikation
HOECHSTE QUALIF. FS	Fachschulstudium (Bsp.: Produktionsingenieur, Krankenschwester)
FAM. STAND LEDIG	
POLITISCHE HERKUNFT PARTEILOS	Positionierung des Elternhauses bis 16. Lebensjahr des Kaders
HOECHSTE QUALIF. HS	Hochschulstudium (Diplom)

Tab. 1: Fortsetzung

SOZIALE HERKUNFT INTELLIGENZ	Positionierung des Elternhauses bis 16. Lebensjahr des Kaders
MUTTER: SED	
PARTEILOS	
EHEPARTNER: SED	
PARTEI SED	
EHEM. BERUFSOLDAT	Geleisteter Dienst in der NVA bzw. Polizei/MDI/MFS über 3 Jahre
VATER: PARTEILOS	
VATER: SED	
WEHRMACHT/RW	Wehrdienst/Kriegsdienst in der Wehrmacht oder Reichswehr
WEIBLICH	
MAENNLICH	

Die Logik der Korrespondenzanalyse beruht darauf, dass die Struktur multipler Variablenbeziehungen in das räumliche Bild einer Ergebniskonfiguration überführt wird, wobei sich die Dichte von Variablenbeziehungen als Muster von Distanzen abbildet (vgl. Benzécri 1980; Cibois 1983). Dabei handelt es sich, was bei der Interpretation wichtig wird, um Chi-Quadrat-Distanzen und nicht (wie etwa bei der MDS) um Euklidische Distanzen; es werden Vektorräume und keine Punkträume aufgespannt. Die Variablen werden in der hier eingesetzten Variante simultan und gleichberechtigt in die Analyse eingebracht (eine wechselseitige „Variablenkontrolle“ findet nicht statt). Das Ergebnis wird also entscheidend durch die Klassifikationen und die Variablenauswahl bestimmt. Anforderungen an das Messniveau gibt es keine, es handelt sich um eine quantitative Analyse qualitativer Daten. Es gibt eine Unterscheidung zwischen Spaltenvariablen (das sind im gegebenen Fall die von uns abgegrenzten Funktionsbereiche) und Zeilenvariablen (das sind im gegebenen Fall die Platzierungsdeterminanten). Wichtig für die Interpretation der Ergebniskonfiguration ist, dass in der von uns gewählten Darstellungsform den Spalten- und Zeilenvariablen eine unterschiedliche Metrik unterliegt, dass also die Distanzen zwischen Zeilenpunkten und Spaltenpunkten nicht direkt interpretiert werden können. Außer einer räumlichen Repräsentation der Datenstruktur in einer Ergebniskonfiguration stellt die Korrespondenzanalyse numerische Ergebnisse bereit, von denen hier nur zwei von Bedeutung sind: zum einen die Erklärungsbeiträge der Dimensionen der Datenstruktur, zum anderen die Erklärungsbeiträge der einzelnen Datenpunkte im Hinblick auf die Gesamtkonfiguration und die einzelnen Dimensionen der Datenstruktur (vgl. Tab. 2).

Tab. 2: Korrespondenzanalyse: Erklärungsbeiträge der Variablenkomplexe „Machtordnung“, „Bildungsstatus“ und „Soziale Herkunft“ (in Prozent)

Leitungskader geb. vor 1940

Zeilenvariablen (klassiert)	Gesamt- konfiguration	Dimension Bildungsstatus	Dimension Machtordnung	Dimension Gender
Machtordnung	27,2	3,5	78,0	26,6
Bildungsstatus	61,8	91,4	9,6	17,4
Soziale Herkunft	11,0	5,1	12,4	47,8
Erklärungsbeitrag der Dimension		57,4	24,2	9,7

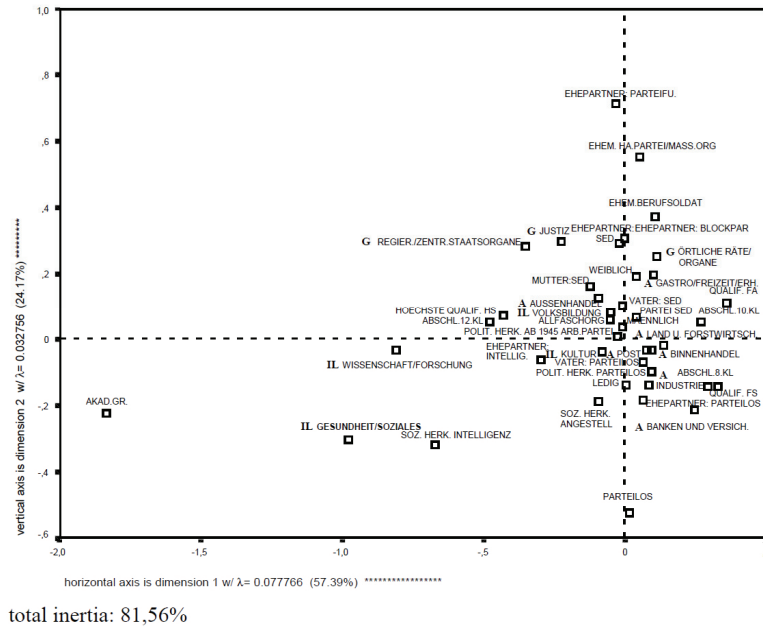
Leitungskader geb. seit 1940

Zeilenvariablen (klassiert)	Gesamtkonfi- guration	Dimension Bildungsstatus	Dimension Machtordnung	Dimension Gender
Machtordnung	31,5	12,7	70,5	13,3
Bildungsstatus	44,9	74,6	10,6	23,3
Soziale Herkunft	23,3	12,7	18,9	63,0
Erklärungsbeitrag der Dimension		41,3	30,6	16,9

3. Vertikale und horizontale Differenzierungen der DDR-Funktionselementen

Was teilen uns nun die Daten mit, wenn wir sie mit Hilfe der KA explorieren? Die erste Ergebniskonfiguration, die hier präsentiert wird, stellt die beiden Hauptdimensionen für die Subpopulation der vor 1940 Geborenen dar (Abb. 1). Die beiden Achsen lassen sich mit Hilfe der in der Nähe der Pole lokalisierten Zeilenvariablen eindeutig und plausibel interpretieren: Die horizontale Hauptachse spannt sich zwischen dem höchsten Bildungszertifikat – dem akademischen Titel – und den niedrigsten Bildungsabschlüssen auf den Niveaus der 8. und 10. Klasse auf. Bestimmend ist hier also – wenn wir uns, was nahe liegt, Bourdieus Terminologie bedienen – das Bildungskapital, oder – wenn wir auf Platzierungslogiken abstellen – das Auswahlkriterium der Qualifikation. Die zweite Achse wird zwischen den polaren Datenpunkten „Ehepartner Parteifunktionär“ und „Ehemaliger hauptamtlicher Funktionär“ einerseits und „Parteilos“ andererseits aufgespannt. Hier wird die durch sequenzielle Positionsverknüpfung und familiäre Bindung bewirkte Nähe und Distanz zur Staatspartei und damit zum Herrschaftspol der Machtordnung abgebildet. In der Platzierungslogik des Kadersystems lässt sich diese Unterscheidung als Auswahlkriterium der Loyalität deuten. Aus der orthogonalen Kreuzung der beiden Hauptachsen resultieren vier Quadranten, in denen jeweils zwei eine diskordante und eine konkordante „Ladung“ im Hinblick auf die bestimmenden Merkmalsdimensionen aufweisen. Diesen „Feldern“ lassen sich die Datenpunkte der Zeilen- und Spaltenvariablen zuordnen; die Merkmalskonfigurationen in den Feldern bilden das Holz, aus dem sich Interpretationen schnitzen lassen. So ist etwa bei den vor 1940 Geborenen die „Soziale Herkunft aus der Intelligenz“ fern vom Herrschaftspool der Machtordnung lokalisiert, aber nah am Bildungszertifikat höchster Wertigkeit, dem Akademischen Titel. Was hier aufscheint ist ein Residuum des alten Bildungsbürgertums, dem es insbesondere – aber nicht nur – im Fall der Mediziner gelang, die „Anciennität und Kontinuität des Familiengeschlechts“, die „von zeitlicher Fortdauer nicht zu trennende Anerkennung ihrer gesellschaftlichen Identität“ in beachtlichen Restbeständen in die neue Ära zu retten (Bourdieu 1982, S. 136). Die Lage dieses sozialen Reservats war aber insofern diskordant, als es nur einen relativ schwachen Anschluss an die neue Machtordnung der Parteidiktatur hatte.

Abb. 1: DDR-Leitungskader ab Abteilungsleiter aufwärts, geboren vor 1940
(n = 95.985)



Unspezifisch im Hinblick auf beide Merkmalsdimensionen, weil genau auf dem Zentroiden der Ergebniskonfiguration platziert, war dagegen die „politische Herkunft aus einer Arbeiterpartei“, die damit als differenzierendes Platzierungskriterium keine Bedeutung hatte. Anders gewendet: aus dem politischen Milieu der Arbeiterparteien fand in der Kohorte der vor 1940 Geborenen ein ziemlich gleichmäßiger Abstrom in die verschiedenen Sektoren der DDR-Funktionsebene statt. Dies ist ein Befund, der sich noch am ehesten im Sinne von Meuschels Homogenisierungsthese deuten lässt (vgl. Meuschel 1992; 1993; 2000). Wir werden aber gleich sehen, dass sich in der Lage beider Milieus – Bildungsbürgertum und alte Arbeiterbewegung – in der Generationenfolge ein dramatischer Wandel vollzog.

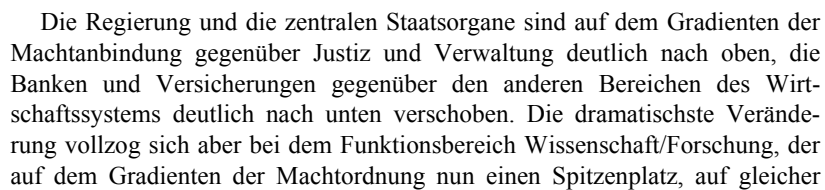
Vor diesem historisch-biographischen Perspektivwechsel aber zunächst ein Blick auf die uns ja zunächst interessierenden funktionalen Bereiche. Sie sind in der graphischen Darstellung mit Buchstaben ausgeflaggt, wobei die Zeichen die Zugehörigkeit zu übergreifenden Teilsystemen anzeigen sollen: A das Subsystem der „Wirtschaft“, G der politische Herrschafts- und justizielle Kontrollapparat, IL das Kultur- und Wissenschaftssystem (mit den sozialen Diensten – der Anklang an T. Parsons ist eher spielerischer Art). Eine subsystemisch ausgeprägte Differenzierung lässt sich diagnostizieren, wenn die den verschie-

denen Teilsystemen zugeordneten Funktionsbereiche sauber getrennt und eng zusammenliegend in der Ergebniskonfiguration aufscheinen, wenn in ihr also je spezifische Rekrutierungsweisen und Platzierungslogiken wirksam wurden. Dies ist nach entsprechender Ausflagung der Spaltenvariablen – cum grano salis – tatsächlich der Befund.

Wir sehen die Funktionsbereiche der politisch-justiziellen Machtexekution im Herrschaftsbezirk der Ergebniskonfiguration platziert, umgeben von jenen Indikatoren, die auf die biographisch direkt und familial indirekt vermittelte Bindung der Kader an den Parteiapparat verweisen. Die Funktionsbereiche der Wirtschaft gruppieren sich – mit Ausnahme des Außenhandels – im Feld der niedrigeren und berufsbezogenen Abschlüsse. Sie sind zudem – und dies war nicht zu erwarten – überwiegend in Distanz zum „Machtpol“ der Herrschaftsdimension lokalisiert. Kultur, Wissenschaft und Soziale Dienste wiederum sind im Feld der höherrangigen Bildungszertifikate und – mit Ausnahme der Volksbildung – eher machtfern platziert. Die Gesamtkonfiguration ist also subsystemisch differenziert, wobei die Platzierungslogiken „Qualifikation“ und „Loyalität“ die Differentiatoren bilden. Von diesem klaren Strukturbild gibt es allerdings einige erklärungsbedürftige Abweichungen. So sind etwa die der „Wirtschaft“ zuzuordnenden Funktionsbereiche „Außenhandel“ und „Tourismus/Freizeit“ deutlich an die Funktionsbereiche der politisch-justiziellen Machtexekution herangerückt. Dies ist plausibel, denn der Außenhandel und der Tourismus stellten die attraktivsten Pfründe der Nomenklatura bereit. Wir finden hier weltläufige Reisekader und die Verwalter von Devisenschätzen, aus denen sich wiederum der zentrale Machtapparat für seine Selbstversorgung und hochprioritäre Vorhaben bediente. Dies war eine Interpenetrationszone, deren schillernd-ambivalente Karrierelogik ihr Schutzheiliger – Schalck-Golodkowski – inkarniert. Ihr gegenüber fällt der Bereich Banken und Versicherungen in jeder Hinsicht deutlich ab. Das sollte nicht irritieren, denn in der sozialistischen Finanzwirtschaft geht es ja nicht um die mit hohem Machtkoeffizienten versehene Kapitalakkumulation und Gewinnmaximierung, sondern um die bloß rechnerische Abwicklung und buchhalterische Registrierung durchlaufender Posten, also um eine machtferne und formale Dienstleistung, für die auch keine Qualifikationen mit hohen Zertifizierungsniveaus erforderlich waren. Der Funktionsbereich Kultur und Medien ist nahe am Zentroiden platziert, was im Licht der Ergebnisse einer Spezialuntersuchung (vgl. Ermisch 2001) ebenfalls plausibel ist, handelte es sich doch um eine recht bunte Mischkategorie, in der die Produzenten und Präsentatoren von Kultur- und Medieninhalten mit ihren Aufpassern und Administratoren zusammengefasst sind.

Betrachten wir den Wandel der Ergebniskonfiguration in der Kohortenfolge, wird zunächst ein bedeutsames Element der Kontinuität erkennbar: die Hauptdifferenzierungslinien der DDR-Funktionseleiten bleiben die gleichen (vgl. Abb. 2). Auch die Karrieren der jüngeren, ab 1940 geborenen Leitungskader wurden primär durch die Platzierungslogik der „Qualifikation“ – indiziert durch ihr

Abb. 2: DDR-Leitungskader ab Abteilungsleiter aufwärts, geboren *ab 1940*
(n=76.244)



Position wie die Justiz, einnimmt. Dies lässt sich als Ausdruck einer in der jüngeren Wissenschaftlergeneration stärker politisch bestimmten Platzierungslogik interpretieren. Eine ähnliche Bewegung ist auch bei den akademischen Graden zu beobachten, die offenbar eine Verschiebung von einer statusakquisitiven hin zu einer statusaffirmativen Funktion vollziehen. Hier haben wir es mit einem klassischen Fall der Konvertierung von Kapitalsorten im Bourdieuschen Sinne zu tun, wobei die obskuren Promotionsinstanzen für verdiente Nomenklaturisten im Machtapparat der DDR den kommerziellen Promotionsberatern für „geistig arme“ aber materiell reiche Aspiranten im kapitalistischen Westen funktional äquivalent sind. Diese Randnotiz hat eine weitreichende Implikation: das soziale Kapital der familialen und biographischen Bindung an den Machtapparat kann prinzipiell, vor allem aber im Hinblick auf die Übertragungs- und Konvertierungsmöglichkeiten, dem ökonomischen Kapital – also einer Kapitalsorte, die im Sozialismus fehlt – als äquivalent gelten.

Die Differenzierung der Sektoren des Kadersystems im Hinblick auf ihre Ausstattung mit Ressourcen und Kapitalsorten lässt sich beispielhaft an einer Variante des „inkorporierten kulturellen Kapitals“ (vgl. Bourdieu 1983, S. 186-188) nachzeichnen, in der sich in einer für die späte DDR charakteristischen Weise loyalitätsbezogene, qualifikatorische und habitusspezifische Komponenten verbanden. Gemeint ist die Xenophonie, die hochdetailliert (von Afrikaans und Albanisch bis Urdu und Vietnamesisch) in mehreren Merkmalsblöcken des Kaderdatenspeichers erfasst wurde. Dabei gab es Spielräume bei der Bewertung dessen, was als „Kenntnis“ zu gelten hatte. Elementare Sprachkompetenzen reichten zu einer Verbuchung offenkundig nicht immer aus, sonst wäre in der Kohorte der unter 35-Jährigen ein Anteil von annähernd 100 % Kadern mit Russischkenntnissen zu erwarten gewesen, war doch bereits in den 1950er Jahren der obligatorische Russischunterricht ab der Fünften Klasse eingeführt worden. Tatsächlich finden wir aber nur bei ca. jedem zweiten Leitungskader in diesen Altersgängen einen entsprechenden Eintrag. Distinktionsgewinne waren mit dieser Kompetenz offenbar nicht zu erzielen, und so beobachten wir denn im Kaderdatenspeicher ein unvermutet ausgewogenes Verhältnis zwischen den Sprachen der beiden Vormächte des Kalten Krieges (vgl. Tab. 3). Bei zunehmendem Alter der Kader schmilzt der Vorsprung des Russischen vor dem Englischen zudem schnell ab, und bereits in der Kohorte der 56 bis 65-Jährigen waren Einträge, die Englischkompetenz registrierten, deutlich in der Überzahl. Bei den über 65-Jährigen galt dies sogar für das Französische. Das bemerkenswert „westlastige“ Muster der in den Kaderdatenspeichern verbuchten Sprachkompetenzen war vermutlich zumindest teilweise auf verborgene kulturelle Präferenzen und eine Geringschätzung der mit (elementaren) Russischkenntnissen verbundenen Distinktionsgewinne zurückzuführen. Dafür spricht, dass die niedrigen Beherrschungsgrade in der Kategorie Russisch (auch dieser Sachverhalt wurde erfasst!) deutlich schwächer besetzt waren als im Fall von Englisch und Französisch. Erstaunlich bleibt jedenfalls die Dokumentation

einer politisch unerwünschten west-ost Symmetrie und Äquidistanz der Sprachkompetenzen von DDR-Leitungskadern.

Tab. 3: Fremdsprachenkenntnisse der Leitungskader (ab „Abteilungsleitererebene“ aufwärts, n=172.229, Vergleich zwischen Altersgruppen, Angaben in %)

Fremdsprache	bis 35 J.	36-45 J.	46-55 J.	56-65 J.	über 65 J.	Gesamt
Russisch	47,3	39,9	27,2	10,8	6,8	29,5
Englisch	34,1	24,4	18,1	17,4	21,6	22,0
Französisch	3,9	3,1	2,8	5,0	13,8	3,7
Lateinisch	0,3	1,1	0,7	0,4	0,7	0,7
andere	2,5	2,7	2,7	2,7	4,7	2,7
kein Eintrag	51,4	57,7	67,8	76,4	72,5	64,7

Weniger erstaunlich, dafür aber für unsere Fragestellung von größerem theoretischen Belang ist die Differenzierung des in den verschiedenen Sektoren des Elitensystems akkumulierten kulturellen Kapitals nach seinem Ausmaß und seiner Zusammensetzung (Tab. 4). Den höchsten Anteil xenophoner Leitungskader (81 %) hatte der Bereich „Medizinischer Dienst und Pflegeeinrichtungen“, in dem zudem Englischkenntnisse deutlich vor dem Russischen rangierten. Das Schlusslicht bildeten (wenn wir den Bereich Gastronomie/Freizeit ausblenden, wo wir technische Erfassungslücken vermuten) die Land- und Forstwirtschaft (13 %). Das empirische Residuum eines an die Sozialfigur des „Mediziners“ gebundenen bildungsbürgerlichen Habitus' vermuten wir in dem Befund, dass im Bereich des Gesundheitswesens auch der höchste Anteil französischsprachiger Kader (16 %) verbucht worden war. Unvermutet finden wir ein ähnliches Muster auch im Justizbereich, in dem die Exekutoren proletarischer Klassenjustiz anscheinend die Sozialfigur des „Juristen“ von bildungsbürgerlichem Habitus nachzubilden bemüht waren – mit hohen Anteilen für das Englische und Französische. Ausschlaggebend für die Ausprägung sektionaler Differenzierungen waren aber offenkundig instrumentelle Positionsanforderungen, wie dies die hohen Niveaus der Fremdsprachenkompetenz im Bereich von „Wissenschaft und Forschung“, „Außenhandel“ (mit einem Vorsprung des Englischen vor dem Russischen!) und „Regierung und Staatsorgane“ (mit dem höchsten Anteil der Sprachexoten) nahe legen. Der Kulturbereich nahm dagegen nur einen Mittelplatz ein, die Leitungskader der Volks- und Berufsbildung (!) finden sich mit jenen der Industrie, der Banken und Versicherungen und der Örtlichen Räte und Staatsorgane im Schlussfeld des Sektorenvergleichs. Auch wenn wir das Mischungsverhältnis und den *modus operandi* der Faktoren Loyalität, Habitus und Instrumentalität, die dieses markante Differenzierungsmuster erzeugt haben, nicht mehr vollständig rekonstruieren können, bleibt nach unserem kurzen Ausflug in die Kulturanthropologie des Leitungskaders eines festzuhalten: es gab zwischen den Sektoren extreme Unterschiede in der

Ausstattung mit inkorporiertem kulturellen Kapital, die mit Homogenisierungs-thesen inkompatibel sind.

Tab. 4: Leitungskader: Fremdsprachenkenntnisse im Sektoren-Vergleich
(ab Abteilungsleitersebene aufwärts, n=172.229, Angaben in %)

Fremd- sprache	Regier./ Staats- organe	Justiz	Örtl. Räte/ Organe	Banken, Versi- che- rungen	Industrie	Land-/ Forst- wirtsch.	Post/ Verkehr
Russisch	53,4	60,7	26,4	28,0	22,9	11,7	31,3
Englisch	48,5	54,0	16,0	18,3	15,9	7,4	19,8
Französisch	12,9	12,0	1,9	3,0	1,6	0,7	10,3
Lateinisch	0,3	0,4	0,4	1,2	0,5	0,5	0,2
andere	13,5	3,0	1,4	1,0	1,5	0,7	1,4
kein Eintrag	30,6	31,8	70,8	68,3	72,9	87,1	57,5

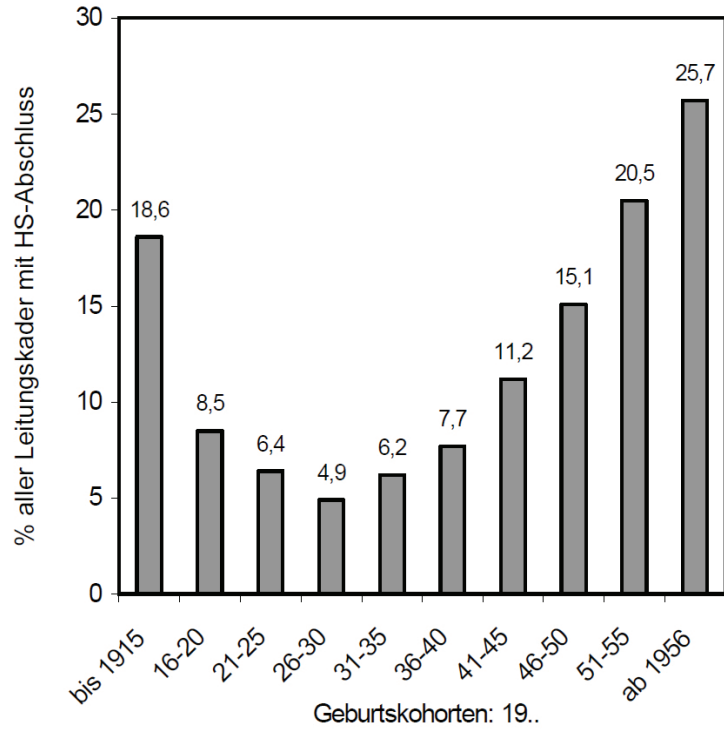
Tab. 4: Fortsetzung

Fremd- sprache	Binnen- handel	Außen- handel	Gesund- heits- wesen	Gastro- nomie, Freizeit	Kultur	Volks-, Berufs- bildung,	Wis- senssch., Forsch.
Russisch	30,1	48,5	57,2	3,7	35,8	20,7	65,6
Englisch	22,4	54,2	64,5	1,9	32,4	14,9	61,1
Französisch	3,4	11,7	15,8	0,6	7,4	2,8	11,8
Lateinisch	0,5	0,4	3,3	-	3,6	0,7	1,9
andere	2,0	9,4	12,7	-	5,6	1,9	8,3
kein Eintrag	65,0	27,0	19,4	96,3	54,2	72,7	21,6

Dies hatte Implikationen für die stratifikatorische Differenzierung, was ein näherer Blick auf die Lage der Zeilenvariablen im Merkmalsraum der KA bestätigt. Der mehrfach beschriebene Befund einer Schließung der DDR-Gesellschaft (vgl. u.a. Solga 1995) lässt sich in unserer Untersuchungspopulation reproduzieren, besonders prägnant im Fall der Intelligenz, die sich in der jüngeren Kohorte als kompakte Punktwolke in der Ergebniskonfiguration abbildet. Herkunft aus der Intelligenz, Wahl des Ehepartners aus der Intelligenz und die für die Zugehörigkeit qualifizierenden Bildungszertifikate sind nun in selten zu findender Dichte neben- und aufeinander platziert (vgl. auch Abb. 3 u. 4). Dies ist ein Hinweis auf erfolgreiche Reproduktionsstrategien, mit deren Hilfe Individuen und Familien unbewusst wie bewusst ihren Besitzstand zu erhalten und zu mehren versuchen (vgl. Bourdieu 1982, S. 136; 1989, S. 386 ff). Ähnliches gilt für die politisch bestimmte Formation der „Parteiariokratie“, deren Lage durch eine Ahnenreihe und einen Ehepartner mit Parteibindung sowie vorgängige Karrierepositionen im hauptamtlichen Parteiapparat und im Offizierskorps bestimmt wird. Komplementär dazu vererbte und verhelichte sich Macht- (hier konkret: Partei-)ferne.

Auch wenn wir uns bewusst sein müssen, dass unsere Befunde keine deterministischen Zusammenhänge, sondern Lebenschancen und Verknüpfungswahrscheinlichkeiten abbilden, lässt sich doch festhalten, dass sich hier ein Kristallisationsprozess der DDR-Gesellschaft, die Emergenz einer Ungleichheitsordnung abzeichnet, deren primärer *modus operandi* die Art und Dichte der Bindung an die Macht bildete. Dass wir diese Ungleichheitsordnung auf der Ebene von Funktionseliten beobachten können, zeigt uns aber zugleich, dass wir vorsichtig mit der Diagnose einer „Durchherrschaft“ der DDR-Gesellschaft sein müssen: selbst auf der Ebene der Eliten gab es ein Gefälle in der Machtnähe, das durchaus ein Potential in sich barg, zur Spannungslinie zu werden. Dies behaupten wir, weil die von uns identifizierten sozialen Formationen auf dieser Achse nicht graduell, sondern in deutlich abgestufter Schichtungsfolge lokalisiert sind, und weil die Positionsinhaber durch familiäre Herkunft und Endogamie in diesen Schichten gewissermaßen „festgehalten“ wurden. Hinter dieser Ungleichheitsordnung lag eine weitere, die sich offenbart, wenn wir die dritte Dimension betrachten, die uns die KA liefert (vgl. Abb. 5). Von ihr war bislang noch keine Rede, weil sie bei den vor 1940 Geborenen die Kriteriumsgrenze der Interpretationswürdigkeit von einem 10 %igen Erklärungsbeitrag der Dimension knapp verfehlt. Dieser wird aber bei der jüngeren Kohorte mit rund 17 % deutlich überschritten und die entsprechende Dimension damit als relevanter Differenziator der DDR-Funktionseleite ausgewiesen. Wir haben diese Dimension vorläufig „soziale Herkunft“ genannt, auch um die Pointe nicht vorwegzunehmen. Tatsächlich wird sie aber, was auch die Erklärungsbeiträge der entsprechenden Zeilenvariablen unterstützen, entscheidend durch die Geschlechterzugehörigkeit bestimmt und bildet den untergründigen Patriarchalismus der DDR-Gesellschaft ab.

Abb. 3: Selbstrekrutierung der „Intelligenz“
 Leitungskader mit Hochschulabschluss, deren soziale Herkunft¹ mit
 „Intelligenz“ angegeben wurde (n=8.232, Vergleich zwischen Geburtskohorten)

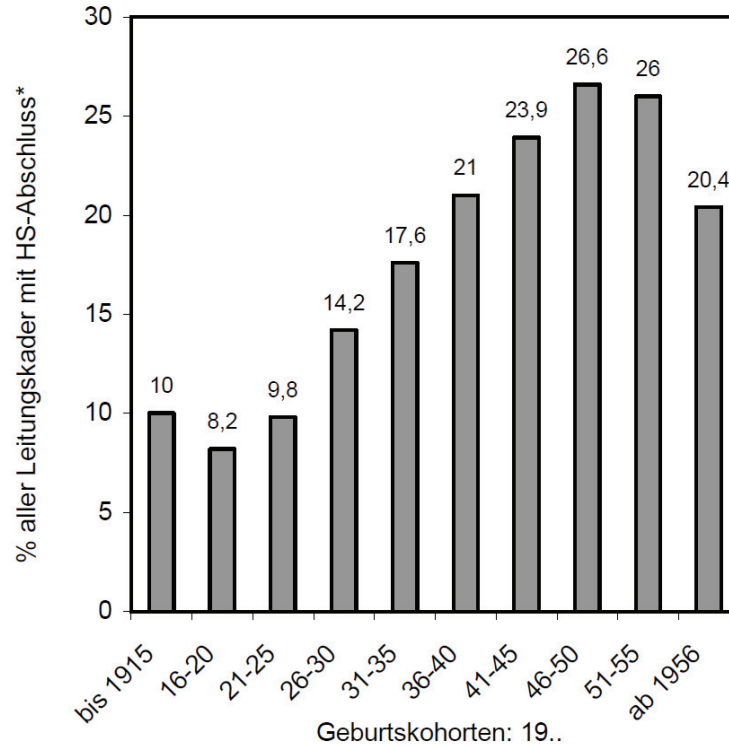


Prozentuierungsbasis: Alle Leitungskader (ab der Äquivalenzklasse „Abteilungsleiter“ aufwärts) mit Hochschulabschluss (*summative Variable:* höchster Bildungsabschluss „HS“ und/oder einzelne Bildungseinträge zu absolvierten Hochschulstudien mit den Abschlüssen Diplom, Promotion A oder B), nur Fälle mit Angabe der sozialen Herkunft, nur angegebene Geburtskohorten ab Geburtsjahr 1900 (Gesamtzahl: n=73.820).

Datenquelle: Zentraler Kaderdatenspeicher (ZKDS), verschiedene Teildatensätze („Jahresscheiben“).

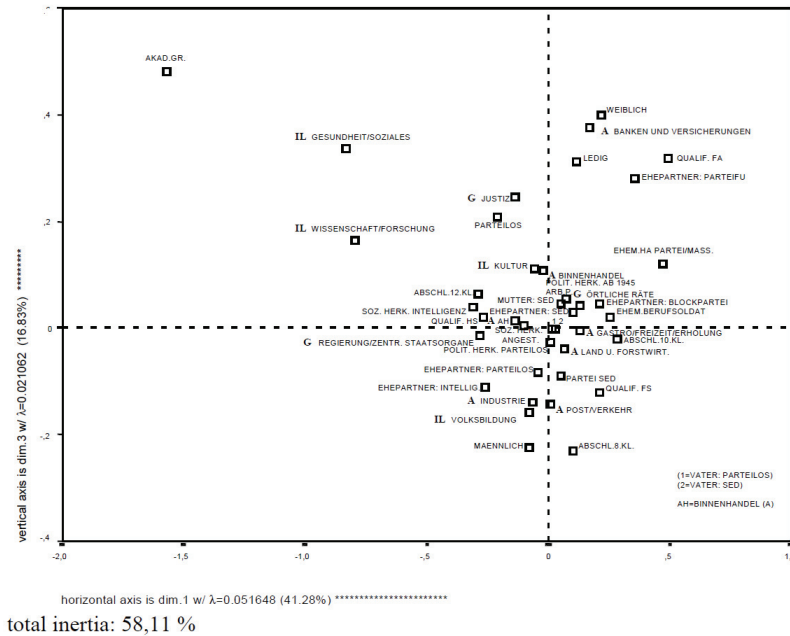
¹ soziale Stellung der Väter im 16. Lebensjahr der Hochschulabsolventen (DDR-Definition).

Abb. 4: Isogamie der „Intelligenz“
 Leitungskader mit Hochschulabschluss, deren Ehepartner der „Intelligenz“
 angehörten (n=14.818, Vergleich zwischen Geburtskohorten)



*Prozentuierungsbasis: Alle Leitungskader (ab der Äquivalenzklasse „Abteilungsleiter“ aufwärts) mit Hochschulabschluss (*summative Variable*: höchster Bildungsabschluss „HS“ und/oder einzelne Bildungseinträge zu absolvierten Hochschulstudien mit den Abschlüssen Diplom, Promotion A oder B), nur Fälle mit Angabe zur sozialen Stellung des Ehepartners, nur angegebene Geburtskohorten ab Geburtsjahr 1900 (Gesamtzahl: n=71.783).
 Datenquelle: wie Abb. 3.

Abb. 5: DDR-Leitungskader ab Abteilungsleiter aufwärts, geboren ab 1940
(n=76.244)
(horizontale Dimension: „Bildungsstatus“, vertikale Dimension: „Gender“)



Die Kategorien „Männlich“ und „Weiblich“ sind auf ihr einander polar zugeordnet, wobei die Funktionsbereiche auf dieser Differenzierungsachse annähernd entsprechend ihrem Frauenanteil in höheren Leitungspositionen angeordnet sind. Signifikant ist, dass der Bereich Banken und Versicherungen, der im Hinblick auf die Machtanbindung und das Zertifizierungsniveau seiner Leitungskader weit unten rangierte, dem weiblichen Pol am nächsten liegt. Im weiblichen Sektor liegen aber auch Gesundheit/Soziales, Justiz und der Wissenschaftsbereich, bei denen günstigere Mischungsverhältnisse von Bildungskapital und Machtnähe zu beobachten waren. Hier scheint eine Ambivalenz der sozialen Geschlechterordnung auf, die sich gleichfalls in der Position der Platzierungs determinanten zeigt, die sich in widersprüchlichen Konstellationen um die Geschlechterpole gruppieren. So korrespondiert etwa die Kategorie „Weiblich“ mit dem Familienstand „Ledig“ und „Ehepartner Parteifunktionär“, was darauf hindeutet, dass beide Lagen für Frauen karrierefördernd waren, für Männer aber nicht. Oder: sowohl die Promotion wie das Facharbeiterzertifikat sind dem weiblichen Pol zugeordnet, was einerseits auf die kompensatorische Wirkung eines hohen Bildungsniveaus und andererseits auf eine Deprivation im Hinblick auf erreichbare Karrierepositionen verweist. Eine ähnliche Kons-

tellation bildet die Korrespondenz zwischen Parteilosigkeit und vorgängiger hauptamtlicher Tätigkeit in Parteien und Massenorganisationen. Auch wenn gerade hier eine Bestätigung durch konfirmatorische Verfahren wünschenswert ist (vgl. jetzt den Beitrag von Gebauer in diesem Heft), sei die vorläufige Diagnose erlaubt, dass für Frauenkarrieren auf der Leitungsebene auch in der DDR starke kompensatorische Leistungen erforderlich waren, dass aber die relative Wertigkeit der erreichbaren Positionen im Hinblick auf ihren Privilegienzugang und ihre strategische Bedeutung für die Machtorganisation der DDR eher gering war. Eine Ausnahme bildet hier vielleicht der Bereich Wissenschaft und Forschung (vgl. Nickel 1993; Best/Hornbostel 1998, S. 217).

Was lehrt uns nun die Exploration der Kaderdatenspeicher für ein Verständnis der DDR-Gesellschaft? Zunächst zeigt der Blick auf die Differenzierung funktionaler Bereiche, dass die Funktionseliten der DDR keineswegs „homogenisiert“, sondern hochdifferenziert waren – ein Sachverhalt, der sich noch schärfer ausprägen dürfte, wenn wir auch den Parteiapparat und das Offizierskorps in die Untersuchungen einbeziehen, in denen ja sehr spezifische Rekrutierungsmodi zur Anwendung kamen.²

Auch die These der „Durchherrschaft“ wird dem Strukturmuster, das sich in unseren Analysen offenbart, nicht voll gerecht. Zwar war die „Machtnähe“ eine Hauptdifferenzierungslinie innerhalb der DDR-Funktionseliten, doch ist sie gerade deshalb als Gradient zu behandeln, der die Funktionsbereiche nach dem Grad und der Art ihrer Machtanbindung schied. In groben Zügen gruppieren sich die Funktionsbereiche gemäß ihrer Zugehörigkeit zu den subsystemischen Zusammenhängen von Wirtschaft, Staatsapparat und Wissenschaft/Kultur, wobei einzelne „outlier“ und „Brückenköpfe“ in Nachbarsystemen durchaus im Sinne des Differenzierungstheorems als Interpenetrationszonen interpretiert werden können. Wenn wir „Entdifferenzierung“, „Homogenisierung“ und „Durchherrschaft“ als Prozesskategorien behandeln, lässt sich im Kohortenvergleich kein Trend in diese Richtung feststellen. Allerdings änderte sich das Muster der Differenzierung, wobei die Funktionsbereiche diffundierten und sich die Platzierungsdeterminanten in drei deutlich abgrenzbare, durch Endogamie und Anciennität verstetigte soziale Formationen: die Intelligenz, die „Parteiaristokratie“ und die Formation der Parteifernen, schieden. Die Deutung der Veränderung dieser Differenzierungsmuster wird untermauert und präzisiert, wenn wir auch die numerischen Ergebnisse der KA mit den Erklärungsbeiträgen der Zeilenvariablen (die zuvor nach Variablengruppen klassiert wurden) und der drei Hauptdimensionen betrachten (vgl. Tab. 2): Dabei sehen wir, dass das Gewicht der Dimension „Bildungsstatus“ in der Kohortenabfolge abnimmt, bei einem gleichzeitigen Bedeutungsgewinn der Dimensionen „Machtordnung“ und „Gender“. Innerhalb aller drei

² Eine Stichprobe aus den Personalakten von NVA-Offizieren wird im Rahmen unseres SFB-Projekts gegenwärtig nach dem Variablenprogramm des ZKDS vercodet.

Dimensionen nimmt der Erklärungsbeitrag der sozialen Herkunft zu, worin die Bedeutungszunahme hereditärer und askriptiver (= Geschlecht) Komponenten zum Ausdruck kommt.

Voreilig wäre es jedoch, diese Strukturmuster und ihre Veränderungen in der Kohortenfolge nun als Ausdruck teilsystemischer Autonomie und Eigenrationalität zu deuten. Denkbar wäre es ja, dass die Differenzierungsmuster und ihr Wandel das Ergebnis bewusster Kaderplanung waren, die den Funktionseliten durch den starken Arm der Partei gewissermaßen oktroyiert wurden. Einzelbefunde – wie etwa die Verschiebung der jüngeren Leitungskader der Industrie hin zum Pol der hohen Bildungsabschlüsse und die des Wissenschaftsbereichs zum Pol der Machtnähe – weisen in diese Richtung. Per saldo spricht jedoch mehr dafür, dass wir es hier mit paradoxalen, und das heißt: ungeplanten Effekten der Alterung eines staatssozialistischen Systems zu tun haben. Zuschreibung und Erblichkeit sind jedenfalls keine Platzierungskriterien, die mit sozialistischem Selbstverständnis und der kühnen Vision einer Annäherung von Klassen und Schichten konform gehen (vgl. Lötsch 1982). Sie sind auch mit meritokratischen Prinzipien unvereinbar, die am Ende der DDR immer stärker zur Legitimation unübersehbarer Ungleichheiten dienten.

Deshalb fallen unsere Antworten auf die theoretischen Fragen des Pollack/Meuschel-Streits nicht so eindeutig aus, wie dies die Ergebniskonfigurationen der KA nahe legen: Differenzierung zwischen funktionalen Bereichen ist nicht immer mit „funktionaler Differenzierung“ im Sinne klassischer Differenzierungstheorien gleichzusetzen, und nicht jede Weise der Differenzierung, auch nicht der funktionalen Differenzierung, ist der Performanz und Stabilität sozialer Systeme förderlich. Stichworte sind hier „unbalanced change“, das Scheitern einseitiger Kapazitätsausweitungen bestimmter gesellschaftlicher Teilbereiche, und das Problem der Systemintegration, wenn Differenzierung nicht durch integrative Prozesse und Strukturen konterbalanciert wird (vgl. Eisenstadt 1964; Tyrell 1978). In beiden Hinsichten lassen sich Gefährdungspotentiale für die Stabilität und Performanz der DDR-Gesellschaft erkennen. Dissonanzen und Chiasmen im Zusammenspiel der Platzierungslogiken (etwa im Bereich der Wirtschaft) und die Abschließung der Rekrutierungsmilieus weisen in diese Richtung.

Der Ausgang des „Experiments des Sozialismus“, das eine „Gesellschaft der Gleichen“ erzeugen wollte, indem es das ökonomische Kapital als Differentiator der Sozialstruktur eliminierte, musste seine Urheber enttäuschen. Unter der Hand entstand und konsolidierte sich wieder eine Ungleichheitsordnung, die aber nur eine schwache genealogische Verbindung zu ihren kapitalistischen Vorläufern und Nachbarn aufwies. Es waren in der DDR weniger die Überbleibsel des Alten Regimes, die das „Experiment des Sozialismus“ kontaminierten. Der Abzug der alten Eliten in den Westen des Landes, die Abschneidung der Lebenslinien der ostdeutschen Bourgeoisie durch radikale Expropriation, politische Entmachtung und ein rigoroses Grenzregime hatten

für eine *tabula rasa* gesorgt, auf der eine neue Ordnung errichtet werden konnte (vgl. Kaelble et al. 1994). Doch gelang es nicht, elementare und – wie heute zu vermuten ist – universelle Ungleichheitsmechanismen aus dem Aufbau der sozialistischen Gesellschaft zu eliminieren. Es war dies zum einen das „Gesetz des intergenerationalen Statuserhalts“, das privilegierte Sozialkategorien dazu antreibt, durch familiäre Reproduktionsstrategien ihre gesellschaftlichen Hierarchiepositionen in der Generationenfolge weiterzugeben. Die sozialistischen Kader entwickelten in dieser Hinsicht nach den turbulenten Anfängen der „ursprünglichen Akkumulation“ eines familialen Bildungs- und Machtkapitals eine Effizienz selektiver Inklusion, die wie eine Erfüllung von Gaetano Moscas Prognose vom Beginn der 1920er Jahre wirkt, dass sich „Geburtsvorrechte“ auch ohne Privateigentum in einem „kollektivistischen Staat“ durchsetzen würden (Mosca 1950, S. 339; zuerst 1922): Zum einen lassen sich „verwandtschaftliche und freundschaftliche Beziehungen der Väter auch dann zum Teil auf die Söhne vererben, wenn es keinen eigentlichen Familienbesitz gibt“. Zum anderen würden in einem „kollektivistischen Staat ... die Herrscher den Besitz der politischen Macht mit dem der wirtschaftlichen verbinden und dadurch liege das Schicksal jedes einzelnen und jeder Familie in ihrer Hand. Sie hätten tausend Mittel der Bezeugung von Gunst und Ungunst in der Hand, und es ginge sonderbar zu, wenn sie sie nicht benutzten, um ihren Söhnen die besten Posten zuzuschänzen“. Die Einführung von Promiskuität und die Auflösung des Familienzusammenhangs waren für Mosca in Anlehnung an Platons *Politeia* die einzige Remedur gegen die Neigung der herrschenden Klasse zur Selbstreproduktion – ein Rezept, das die sozialistischen Kader nach Beendigung der Experimente mit „freier Liebe“ in der bolschewistischen Frühzeit offensichtlich nicht anwenden wollten: nur 5 % unserer Kaderpopulation waren nie verheiratet gewesen, ca. 78 % hatten Kinder (vgl. Best 2003). Dass Mosca nur von Söhnen sprach, bedarf beim Anwendungsfall der DDR nur verhaltener Korrekturen, denn wir sehen hier die Wirksamkeit eines „Gesetzes zunehmender Disproportionalität“ (Putnam 1976), gemäß dem bei wachsender Wertigkeit von Positionen die Rekrutierungschance für Mitglieder benachteiligter Gruppen abnimmt. Betroffen waren hier – wie überall – die Frauen und zwar in zweierlei Hinsicht: zum einen wuchsen für sie beim Aufstieg innerhalb der funktionalen Bereiche mit zunehmender Positionshöhe die Hürden, zum anderen war ihr Zugang zu Leitungspositionen in jenen funktionalen Bereichen erschwert, die im Hinblick auf ihre Privilegienausstattung oder ihre machtsstrategische Bedeutung eine besonders hohe Wertigkeit aufwiesen.

Die Frage ist schließlich, ob es auch ein ehernes „Gesetz der funktionalen Differenzierung“ gibt, nach dem sich komplexe Gesellschaften unausweichlich als ein Ensemble arbeitsteilig zusammenwirkender und eigenlogisch prozessierender Subsysteme organisieren. *Prima facie* scheinen unsere Befunde die Gültigkeit eines solchen Gesetzes auch in der DDR zu bestätigen. Vor allem in der älteren Kohorte sehen wir eine deutliche Scheidung und Gruppierung der

funktionalen Bereiche gemäß den subsystemischen Zusammenhängen Wissenschaft und Kultur, Wirtschaft und staatlich-justiziellem Herrschaftsapparat. Nur am Rande sei erwähnt, dass sich hier alte Bekannte der strukturfunktionalistischen Systemtheorie Talcott Parsons' statistisch reproduzieren. Die Frage stellt sich jedoch, ob auch in der Sache zutrifft, was der Anschein nahe legt. Skepsis wird durch den Umstand geweckt, dass sich die funktionalen Bereiche in einem sozialen Feld gruppierten, das durch die Kreuzung dreier *stratifikatorischer* Ordnungen – der Machtnähe, dem Qualifikationsniveau und der binären Hierarchie der Geschlechter – aufgespannt wurde. Subsystemische Zusammenhänge wurden also nicht durch horizontale Transaktionen in einer prinzipiell gleichberechtigten Arbeitsteilung, sondern durch ähnliche Platzierungen in Hierarchien erzeugt. Es handelt sich demgemäß nicht um eine funktionale, sondern um eine stratifikatorische Differenzierung zweiter Ordnung. Wir sehen eine Gesellschaft in der Vertikalen, deren Ordnung eher den Prognosen und Diagnosen von Pareto, Mosca und Michels als jenen von Marx entsprach. Auch die Auskristallisierung sozialer Formationen, die sich durch Statusvererbung und Endogamie voneinander schieden und intern konsolidierten, folgen eher dem Modus der segmentären als jenen der funktionalen Differenzierung.

4. Elitenstruktur und Systemtransition in der DDR

Was waren die Konsequenzen? Manchmal wird die DDR mit dem gemütlichen Etikett einer „Nischengesellschaft“ versehen (Gaus 1986); nach unseren Befunden lässt sie sich auf ihrer Führungsebene eher als eine „Schubladengesellschaft“ charakterisieren, deren Milieus in ihrer Endphase einem Prozess rigoroser sozialer Schließung unterlagen. Die diesem Strukturtyp adäquate Weise der Integration ist die „mechanische Solidarität“, bei der die Binnenorientierung auf das eigene Milieu und die Anlehnung an Jene in gleicher sozialer Lage vorwalten. Für komplexe Großgesellschaften ist das, worauf schon Durkheim hinwies, eine prekäre Weise der Integration. Man kann diesen Sachverhalt und seine Implikationen auch mit D. Lockwoods Kategorien der sozialen Integration und der Systemintegration erfassen, wobei sich soziale Integration auf die Beziehungen der einzelnen Gesellschaftsmitglieder und Systemintegration auf die Beziehungen zwischen gesellschaftlichen Teilsystemen bezieht (vgl. Lockwood 1964). Sozialintegration und Systemintegration stehen zueinander in einem Spannungsverhältnis, wobei hier vor allem die Implikationen jener Variante interessieren, die mit segmentär differenzierten Strukturen verbunden sind: Ein hohes Maß der Sozialintegration der Gesellschaftsmitglieder in die Milieus und sozialen Formationen, denen sie angehören, mindert hier die Systemintegration, weil sich der Fokus der Handlungsorientierung auf die Binnengruppe einstellt, während die Orientierung auf die Gesamtgesellschaft nachlässt.

Es mag befremdlich erscheinen, der von außen so kompakt erscheinenden DDR-Gesellschaft eine Desintegrationskrise zu attestieren, doch sprechen –

zumindest in ihrer Schlussphase – unsere Befunde für diese Diagnose: Die Unfähigkeit der politischen Führung, für das sozialistische Gesellschaftsmodell Unterstützung und Loyalität zu mobilisieren, das Zerbröseln ihrer Autorität, die Auflösung der Kontrollhierarchien und gesellschaftspolitischen Steuerungssysteme, schließlich die schnelle Umpolung der Handlungsorientierungen und Zukunftserwartungen der DDR-Bürger auf den großen Nachbarn im Westen lassen sich danach als Folge einer vorausgegangenen Fragmentierung der DDR-Gesellschaft deuten, die sich besonders markant auf der Ebene ihrer Führungsgruppen ausprägte. Verbunden war dieser Prozess mit einer Delegitimierung des „Realsozialismus“, der im Kern eine neue Ungleichheitsordnung war. Eine Machtorganisation, die sich selbst den historischen Auftrag zuschrieb, eine „Gesellschaft der Gleichen“ zu begründen, geriet damit in Widerspruch zu einem fundamentalen Rechtfertigungsgrund ihrer Existenz (vgl. Maier 1999). Die wilde Empörung, mit der die DDR-Bevölkerung in den Monaten des Übergangs auf die vergleichsweise mageren Privilegien der „Bonzen“ reagierte, war Ausdruck dieser Kluft zwischen Schein und Sein. Zusätzliche Nahrung fand sie während dieser kritischen Phase in der geschmeidigen Anpassungsbereitschaft der DDR-Eliten, für die der Statuserhalt zum Imperativ der Stunde wurde. Ihr neuer Wappenvogel wurde der Wendehals.

Wir vermuten, dass der Ausstieg der Funktionseliten der DDR aus dem Experiment des Sozialismus und ihre Bereitschaft, sich auf das marktwirtschaftlich repräsentativ-demokratische Staats- und Gesellschaftsmodell einzulassen, keine Revolte einer gesinnungsethisch grundierten Gegenelite war. Motiviert wurde er durch Eigeninteressen und die Hoffnung auf künftige Vorteile. Dabei ging es nicht nur um die Konvertierbarkeit der Währung, in der nun die Gehälter ausbezahlt werden sollten, sondern auch um die Konvertierbarkeit und Reproduzierbarkeit der Kapitalsorten in der DDR, die gesellschaftlichen Ungleichheitsordnungen zugrunde liegen und auch die Soziallagen der Funktionseliten bestimmten. Charakteristisch für sozialistische Gesellschaften war die weitgehende formale Eliminierung des ökonomischen Kapitals, das die Wellen der Expropriationen nur in Residual- und Schattenformen überlebt hatte. Folgt man Bourdieus Theorie der Kapitalien, ist zunächst davon auszugehen, dass im „Kapitalverkehr“ zwischen den Kapitalsorten eine Nullsummenlogik gilt, nach der „Gewinne auf einem Gebiet notwendigerweise mit Kosten auf einem anderen Gebiet bezahlt werden müssen“ (Bourdieu 1983, S. 196). In unserem Anwendungsfall bedeutete dies, dass das Kulturelle Kapital und das Soziale Kapital – dem wir auch die Machtteilhabe über die Partei- und Staatsapparate zugerechnet haben – die „Differenzierungsleistung“ des ökonomischen Kapitals mit übernehmen müssen. Dies ist aber keine umstands- und folgenlosen Umschichtung, sondern eine mit erheblicher Umwandlungsarbeit und einigen Transaktionskosten verbundene Anstrengung. Die Substitution des ökonomischen Kapitals wird zusätzlich durch eine Asymmetrie der Konvertierbarkeitsregeln erschwert: Soziales und kulturelles Kapital sind leichter und schneller in

ökonomisches Kapital konvertierbar als umgekehrt. Ähnliches gilt für die Reproduktion. Der intergenerationale Transfer unterliegt beim kulturellen und sozialen Kapital einem deutlich höherem Schwundrisiko als im Fall des ökonomischen Kapitals, wobei sozialistische Gesellschaften als Extremfälle einer allgemeinen Transformationsregel gelten können: „Je mehr die offizielle Übertragung von ökonomischem Kapital verhindert oder gebremst wird, desto stärker bestimmt ... die geheime Zirkulation von Kapital in Gestalt der verschiedenen Formen des Kulturkapitals die Reproduktion der gesellschaftlichen Struktur“ (Bourdieu 1983, S. 198). Aus alledem folgt, dass die Eliminierung des ökonomischen Kapitals als Differentiator des Sozialsystems eine massive Komplikation im Prozess der Konvertierung und Reproduktion der verbliebenen Kapitalsorten bedeutete. Sozialistische Gesellschaften weisen in ihren Ungleichheitsordnungen einen „Freiheitsgrad“ weniger auf als marktkapitalistische Gesellschaften, was zu einer Verminderung der Mobilitätsoptionen und einer Zunahme der Rigidität der Sozialstruktur beiträgt. Es war dies ein Erschwernis, das in unserem Untersuchungsfeld zumindest zwei makrosoziale Konsequenzen hatte: Zum einen begünstigte es den Prozess einer Segmentation der DDR-Gesellschaft, zum anderen belastete es durch ein erhöhtes Schwundrisiko und die gleichzeitige Notwendigkeit der Verschleierung die Reproduktion des „Familienvermögens“ an Sozial- und Kulturkapital in der intergenerationalen Sukzession.

Es waren nach dieser Deutung also weniger Defekte der funktionalen Differenzierung, sondern eher Widersprüche und Widersinnigkeiten im Aufbau einer stratifikatorischen Ordnung sozialistischer Gesellschaften, die deren entscheidenden Konstruktionsfehler bildeten. Auch wenn die Funktionseliten der DDR deutlich zunehmende Erfolge bei der Statusreproduktion hatten, auch wenn es Bereiche im Machtapparat gab, in denen materiell attraktive Privilegien bereitgestellt wurden, war die DDR kein Paradies der Kader: Ihre Karrieremöglichkeiten waren eng begrenzt und fremdbestimmt, die Gratifikationen eher mager und die familiäre Sukzession durch die verbliebene soziale Wirkungsmacht egalitärer Ideologie mit einigen Verschleierungs- und Umgehungskosten belastet. Das Ende des Sozialismus bedeutete für die Funktionseliten der DDR die Befreiung von einem obsoleten, aber immer noch störenden Reproduktionsregime und die neugewonnene Möglichkeit, soziales Kapital (etwa in der Gestalt der notorischen „Seilschaften“) und kulturelles Kapital (etwa in der Form wertvoller Bildungszertifikate) frei in ökonomisches Kapital zu konvertieren.

Die DDR-Gesellschaft war eine Erbschaft des untergegangenen ostdeutschen Teilstaates, die das vereinte Deutschland nicht ausschlagen konnte. Zwar wurde die Institutionenordnung der DDR weitgehend entsorgt, doch ließ sich das nicht für die Menschen mit ihren Vorerfahrungen, Ansprüchen, Ressentiments, Qualifikationen und Verhaltensorientierungen bewerkstelligen. Sie fanden sich in einer Ordnung wieder, in der nun die offene Konkurrenz – sei es

der Konkurrenzkampf um die Macht, sei es die Konkurrenz auf Arbeitsmärkten – ihre soziale Platzierung regelte. Zugleich fand eine Umbewertung der Platzierungskriterien statt, die besonders dramatisch bei der Loyalität ausfiel, deren Wirkung gewissermaßen eine Vorzeichenveränderung erfuhr. Das ökonomische Kapital wurde mit der Reprivatisierung des „Volkseigentums“ wieder zu einem relevanten Differenziator der Sozialstruktur. Selbst bei dem Kriterium der Qualifikation, das wegen der Anerkennung der Bildungszertifikate der DDR formale Gültigkeit behielt, gab es eine Umbewertung – was vor allem für das ideologische und administrative Sonderwissen galt, das spezifisch dem Betrieb und der Legitimation des vergangenen Regimes gedient hatte. Ihren spektakulärsten Ausdruck fanden diese revolutionären Vorgänge in der Entthronung der DDR, die sich in zwei Schritten vollzog: zunächst als Eliminierung der Spitzenfunktionäre des SED-Regimes von ihren Posten, dann als Abschaffung der Positionen selbst, das heißt als Auflösung der Machtorganisation der Parteidiktatur. Die Formen, in denen sich der Übergang vollzog, waren jedoch vergleichsweise sanft. Auf die allermeisten der Depossidierten wartete nicht die Zelle, sondern ein recht komfortabler Ruhestand. Im nächsten Schritt wurde die Institutionenordnung in Ostdeutschland von einem Führungspersonal besetzt, das zu erheblichen Anteilen aus dem Kreis der alten Kader oder der „Kaderreserve“ der DDR rekrutiert wurde. In einer Elitenstudie die Mitte der 1990er Jahre in ganz Deutschland durchgeführt wurde, und die Inhaber gesellschaftlicher Spitzenpositionen erfasste, konnte für die ostdeutschen Teileliten, so weit sie aus der DDR stammten, ein Anteil von 47 % der Mitglieder ermittelt werden, die bereits 1988 Positionen in der Elite und Subelite eingenommen hatte (vgl. Welzel 1997). Weitere 35 % rekrutierten sich aus der professionellen Intelligenz der DDR, d.h. aus einer Sozialkategorie, die ebenfalls zu einem erheblichen Anteil in den Kaderdatenspeichern repräsentiert war. Der Wechsel der Regime vollzog sich auf der Ebene der Eliten also in einer Kombination der drei Transitionsmodi Elimination (= Verschwinden der Positionsinhaber mit ihren Positionen), Zirkulation (= Anzapfung neuer Quellen der Elitenrekrutierung) und Reproduktion (= Rekrutierung aus dem Bestand und den Personalreserven der DDR-Elite), wobei deren Mischungsverhältnis zwischen den Ebenen und Sektoren des Elitensystems variierte: der Anteil der Reproduktion nahm zu, je weiter man auf der Hierarchie der Positionen nach unten stieg und je weiter ein Sektor von den Zentren der Ideologieproduktion und Machtorganisation der DDR entfernt war. So gelang es nach der Wiedervereinigung nur einer handvoll Offizieren der NVA und keinem der höheren Ministerialbeamten, leitenden Medienfunktionäre oder Professoren für „Wissenschaftlichen Sozialismus“ der DDR in äquivalenten Positionen zu verbleiben.

Besonders in solchen „belasteten“ Elitensektoren war eine für Deutschland spezifische Variante der Elitenzirkulation bedeutsam, die unter dem Stichwort der „Kolonialisierung“ den Kritikern des Vereinigungsprozesses eine Zeit lang Material lieferte: der Elitentransfer von West nach Ost. Tatsächlich wurden in

der erwähnten Elitenstudie in der ostdeutschen Teilelite 40 % Zuwanderer aus dem Westen identifiziert. Dabei handelte es sich überwiegend um Spezialisten für den Aufbau und Betrieb der neuen Institutionenordnung, die über Rechtskenntnisse und ein prozedurales Sonderwissen verfügten. Der höhere Ministerialbeamte aus dem Westen, der in einer neuen Landesverwaltung des Ostens einem Minister mit DDR-Vergangenheit zuarbeitet, ist das klassische Beispiel für diese Konstellation. Es gilt jedoch auch, dass sich die Inhaber von Wahlämtern in Ostdeutschland weit überwiegend aus ehemaligen DDR-Bürgern rekrutieren. So lag der Anteil Westdeutscher unter den Mitgliedern ostdeutscher Landtage Mitte der 1990er Jahre bei ca. 5 % (vgl. Gergs et al. 1997). Damit wird nicht behauptet, dass sich die Westdeutschen hier mit der zurückgezogenen Rolle „Grauer Eminenzen“ begnügt hätten, doch hat sich insgesamt eine eher symbiotische Beziehung ausgebildet, die durch eine zweifache Anpassung charakterisiert wird: zum einen durch die Anpassung des Ostens an die institutionellen Regeln und Verhaltensmuster des Westens (was nicht mit einer schlichten Übernahme verwechselt werden darf!), andererseits die Anpassung der Emissäre aus dem Westen an die Lebenswelt des Ostens (was wiederum nicht mit einer Übernahme von DDR-Standards verwechselt werden darf!).

Asymmetrische Anpassung und Symbiose erzeugen das doppelte Anderssein der heutigen ostdeutschen Gesellschaft, die sich sowohl von der DDR-Gesellschaft wie von der des Westens unterscheidet. Im Bereich der Wirtschaft hat diese Konstellation deutliche Spuren in der Rekrutierung des Managements hinterlassen, das weit überwiegend, auf der Ebene des mittleren Managements sogar fast ausschließlich, aus den Betrieben der DDR übernommen wurde (85 % - 90 %). Dabei war offenbar ein technisch-naturwissenschaftlicher Hochschulabschluss von Vorteil, den zwischen 70 % und 90 % der „Überlebenden“ vorzuweisen hatten (vgl. Gergs et al. 1997). Zugleich vollzog sich aber ein grundlegender Wechsel an der Spitze der Kontrollhierarchien: an die Stelle der Planungsbürokratie der DDR traten für die meisten ostdeutschen Groß- und viele Mittelbetriebe westdeutsche Firmenvorstände und Investoren. Auch hier sehen wir also einen Elitenwandel, der sich als Kombination der Transitionsmodi Elimination, Zirkulation und Reproduktion vollzog.

Wenn wir versuchen, den gegenwärtigen Zustand der Machtordnung in Ostdeutschland zu beschreiben, dann lässt sie sich als eine komplexe Gemengelage von Alt und Neu, autochthonen und oktroyierten Elementen charakterisieren. An die Stelle einer zugleich fragmentierten und stratifizierten Struktur ist ein plurales Mit- und Nebeneinander von Hierarchien getreten, denen eine gemeinsame Spitze fehlt. Der enthaupeten DDR ist kein neuer Kopf gewachsen; die Eliminierung ihres Zentrums hat dazu geführt, dass ganz Ostdeutschland zur Peripherie geworden ist. Pluralisierung heißt auch, dass mit dem Besitz ein Differenzierungsmodus wiederbelebt wurde, der in der Gestalt ostdeutscher Unternehmer und Immobilienbesitzer eine autochthone Bourgeoisie hervorbringt. Die neue Ordnung ist jedoch nicht konsolidiert, wofür das zeitweilige

Vordringen der PDS bei der Besetzung politischer und sozialer Machtpositionen ein Beispiel ist. Nach der partiellen Restitution west- und ostdeutscher Besitzer in ihr enteignetes Vermögen folgte nun eine partielle Reappropriation politischer Macht durch die Abkömmlinge der alten Parteiaristokratie. Zugleich wächst in Ostdeutschland eine neue Generation von Aspiranten auf Führungspositionen nach, die ihre entscheidenden Prägungen nicht mehr in der DDR, sondern in der Transformationsphase nach der Wiedervereinigung erfahren hat. Doch ist auch sie ein Derivat des Alten Regimes, denn sie rekrutiert sich – wie wir an der sozialen Herkunft der ostdeutschen Studenten erkennen können – weit überwiegend aus den Milieus, die bereits in der DDR das Führungspersonal gestellt hatten.

Der Experimentiertiegel der ostdeutschen Gesellschaft ist also noch nicht erkaltet, in immer neuen Konstellationen verbinden sich seine Reagenzien, wobei aber doch eine bleibende Ordnung erkennbar wird. Bestimmt wird sie durch die Strategien des familialen Statuserhalts und die Wirkung des Gesetzes wachsender Disproportionalität, die unter wechselnden Rekrutierungsregimen ihre Wirksamkeit behalten.

References

- Bauerkämper, Arnd/Danyel, Jürgen/Hübner, Peter/Ross, Sabine (Hg.) (1997): Gesellschaft ohne Eliten? Führungsgruppen in der DDR. Berlin.
- Benzécri, Jean-Paul (1980): *Pratique de l'analyse des données. Analyse des correspondances. Exposé élémentaire*. Paris.
- Best, Heinrich (2002): Platzierungslogiken und Rekrutierungsregime von DDR-Funktionseleiten: Ergebnis einer Korrespondenzanalyse. In: Ders./Ronald Gebauer (Hg.): (Dys)funktionale Differenzierung? Rekrutierungsmuster und Karriereverläufe der DDR-Funktionseleiten. SFB 580 Mitteilungen, H. 3, S. 21-32.
- Best, Heinrich (2003): Biographien im Kollektiv: Überlegungen zum Erkenntniswert kollektivbiographischer Rekonstruktionen am Beispiel der DDR-Leitungskader. In: Bruno Hildenbrand (Hg.): Akteurs- und subjektbezogene Erhebungs- und Analyseverfahren. SFB 580 Mitteilungen, H. 6.
- Best, Heinrich/Becker, Ulrike (Hg.) (1997): *Elites in Transition. Elite Research in Central and Eastern Europe*. Opladen.
- Best, Heinrich/Hornbostel, Stefan (1998): Prozess-produzierte Daten als empirisches Material für eine Soziologie des realen Sozialismus. Das Beispiel der Kaderdatenspeicher des Ministerrats der DDR. Unter der Leitung von: Gesellschaft Sozialwissenschaftlicher Infrastruktureinrichtungen: Materialien zur Erforschung der DDR-Gesellschaft. Quellen, Daten, Instrumente. Opladen, S. 201-222.
- Blasius, Jörg (1991): Intergenerationale und intragenerationale Mobilität von Parlamentariern der Frankfurter Nationalversammlung. Eine Anwendung der Korrespondenzanalyse. In: Heinrich Best/Helmut Thome (Hg.): *Neue Methoden der Analyse historischer Daten*. St. Katharinen, S. 80-104.
- Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M.

- Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, Kulturelles Kapital, Soziales Kapital. In: Reinhard Kreckel (Hg.): Soziale Ungleichheiten. (Sonderband 2 der Sozialen Welt) Göttingen, S. 183-198.
- Bourdieu, Pierre (1989): *La Noblesse d'État*. Paris.
- Cibois, Philippe (1983): *L'analyse factorielle. Analyse en composantes principales et analyse des correspondances*. Paris.
- Crozier, Michel (1970): *La société bloquée*. Paris.
- Eisenstadt, Shmuel N. (1964): Social Change, Differentiation and Evolution. In: *American Sociological Review*, Vol. XXIX, S. 375-386.
- Ermisch, Ralf (2001): *Kulturintelligenz im Machtapparat. Eine Analyse auf der Grundlage des Kaderdatenspeichers des DDR-Ministerrates*. Magisterarbeit. Jena.
- Eyal, Gil/Townsley, Eleanor (1995): The Social Composition of the Communist Nomenklatura.: A Comparison of Russia, Poland and Hungary. In: *Theory and Society*, Vol. XXIV, S. 723-750.
- Gaus, Günther (1986): *Wo Deutschland liegt. Eine Ortsbestimmung*. München.
- Gergs, Hans-Joachim/Hausmann, Christopher/Pohlmann, Markus (1997): Political and economic elites in the transformation process in Eastern Germany. In: Heinrich Best/Ulrike Becker (Hg.): *Elites in Transition. Elite Research in Central and Eastern Europe*. Opladen, S. 203-249.
- Ihme-Tuchel, Beate (2002): *Die DDR*. Darmstadt.
- Kaelble, Hartmut/Kocka, Jürgen/Zwahr, Hartmut (Hg.) (1994): *Sozialgeschichte der DDR*. Stuttgart.
- Kocka, Jürgen (1995): *Vereinigungskrise. Zur Geschichte der Gegenwart*. Göttingen.
- Lepsius, M. Rainer. (1993): Zum Aufbau der Soziologie in Ostdeutschland. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Vol. ILV, H. 2, S. 305-337.
- Lepsius, M. Rainer (1995): Handlungsspielräume und Rationalisierungskriterien der Wirtschaftsfunktionäre in der Ära Honecker. In: Theo Pirker et al. (Hg.): *Der Plan als Befehl und Fiktion. Wirtschaftsführung in der DDR. Gespräche und Analysen*. Opladen.
- Lockwood, David (1964): Social Integration and System Integration. In: George K. Zollschan/Walter Hirsch (Hg.): *Explorations in Social Change*, London, S. 244-257.
- Lötsch, Manfred (1982): Soziale Strukturen als Wachstumsfaktoren und als Triebkraft des wissenschaftlich-technischen Fortschritts. In: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, Vol. XXX, S. 721-731.
- Maier, Charles S. (1999): *Das Verschwinden der DDR und der Untergang des Kommunismus*. Frankfurt a.M.
- Marx, Karl/Engels, Friedrich (1970): *Die deutsche Ideologie. Kritik der neuesten deutschen Philosophie in ihren Repräsentanten Feuerbach, B. Bauer und Stirner, und des deutschen Sozialismus in seinen verschiedenen Propheten*. In dies.: *Ausgewählte Werke in sechs Bänden*, hrsg. v. Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Bd. 1, Verlag Marxistische Blätter: Frankfurt a.M., S. 201-278.
- Mayer, Karl Ulrich (1980): Struktur und Wandel der politischen Eliten in der Bundesrepublik. In: René Lasserre et al. (Hg.): *Deutschland-Frankreich. Bausteine zu einem Strukturvergleich*. Stuttgart, S. 165-195.

- Meuschel, Sigrid (1992): Legitimation und Parteiherrschaft. Zum Paradox von Stabilität und Revolution in der DDR. Frankfurt a.M.
- Meuschel, Sigrid (1993): Überlegungen zu einer Herrschafts- und Gesellschaftsgeschichte der DDR. In: Geschichte und Gesellschaft, Vol. XIX, H. 1, S. 5-14.
- Meuschel, Sigrid (2000): Machtmonopol und homogenisierte Gesellschaft. Anmerkungen zu Detlef Pollack. In: Geschichte und Gesellschaft, Vol. XXVI, H. 1, S. 171-183.
- Mosca, Gaetano (1950): Die herrschende Klasse. Grundlagen der politischen Wissenschaft. München.
- Müller-Schneider, Thomas (1999): The Visualization of Structural Change by Means of Correspondence Analysis. In: Michael Greenacre/Jörg Blasius (Hg.): Correspondence Analysis in the Social Sciences. Recent Developments and Applications. London, S. 267-279.
- Nickel, Hildegard M. (1993): „Mitgestalterinnen des Sozialismus“ – Frauenarbeit in der DDR. In: Gisela Helwig/Hildegard M. Nickel (Hg.): Frauen in Deutschland 1945-1992. Bonn.
- Pollack, Detlef (1990): Das Ende einer Organisationsgesellschaft. Systemtheoretische Überlegungen zum gesellschaftlichen Umbruch in der DDR. In: Zeitschrift für Soziologie, Vol. XIX, H. 2, S. 292-307.
- Pollack, Detlef (1998): Die konstitutionelle Widersprüchlichkeit der DDR. Oder: War die DDR-Gesellschaft homogen? In: Geschichte und Gesellschaft, Vol. XXIV, H. 1, S. 110-131.
- Pollack, Detlef (2000): Die offene Gesellschaft und ihre Freunde. In: Geschichte und Gesellschaft, Vol. XXVI, H. 1, S. 184-196.
- Putnam, Robert D. (1976): The Comparative Study of Political Elites. Englewood Cliffs/N.J.
- Schimank, Uwe (2000): Theorien gesellschaftlicher Differenzierung. 2. Aufl., Opladen.
- Solga, Helga (1995): Auf dem Weg in eine klassenlose Gesellschaft? Klassenlagen und Mobilität zwischen den Generationen in der DDR. Berlin.
- Spencer, Herbert (1973): Progress: Its Law and Cause. In: John D.Y. Peel (Hg.): Herbert Spencer and Social Evolution. Chicago, IL., S. 38-52.
- Tyrell, Hartmann (1978): Anfragen an eine Theorie gesellschaftlicher Differenzierung. In: Zeitschrift für Soziologie, H. 7, S. 175-193.
- Vobruba, Georg (1997): Legitimationsprobleme des Sozialismus. Das Scheitern des intentionalistischen Gesellschaftsprojekts und das Erbe des Sozialismus. In: Ders.: Autonomiegewinne: Sozialstaatsdynamik, Moralfreiheit, Transnationalisierung. Wien, S. 133-159.
- Welzel, Christian (1997): Rekrutierung und Sozialisation der ostdeutschen Elite – Aufstieg einer demokratischen Gegenelite? In: Wilhelm Bürklin et al.: Eliten in Deutschland. Rekrutierung und Integration. Opladen, S. 201-238.

Wenn Quantität in Qualität umschlägt: Die Prosopographie der DDR-Funktionseleiten als ein Beitrag zur Hermeneutik der realsozialistischen Lebenswelt

Heinrich Best *

Abstract: Best verdeutlicht den Erkenntniswert kollektivbiographischer Re- bzw. Dekonstruktionen am Beispiel von Analysen des Kaderdatenspeichers des DDR-Ministerrats. Der Deutungsbedarf und das Deutungspotenzial kollektivbiographischer Analysen wird anhand der Inkonsistenzen, Unübersichtlichkeiten, Belastungen und Brüche in Kaderbiographien aufgezeigt, d.h. mit Blick auf die untergründigen Individualisierungen, die sich hinter der hermetischen Fassade des Kadersystems und trotz der rigorosen Kaderpolitik der DDR entfalteten. Es geht somit nicht um die modale Kaderbiographie, sondern um die Modalitäten und Modulationen von Kaderbiographien. Im Mittelpunkt steht dabei das Prekäre und Delikate (z.B. die Bearbeitung „negativer Kadermerkmale“ im Karriereverlauf) sowie die Suche nach untergründigen sozialen Mechanismen, den verborgenen „modi operandi“, die neben den oder gar gegen die manifesten Maximen der Kaderpolitik in den Kaderbiographien wirksam wurden. Es werden vor allem folgende Aspekte beleuchtet: Soziale Bimorphismen, Generationenbrüche, Endogamie- und Exogamiemuster sowie die Anciennität.

Es ist ein bemerkenswerter und seinerseits deutungsbedürftiger Sachverhalt, dass auch und gerade für eine quantitative Soziologie Kölner Provenienz die „Deutung“ ein legitimer Wirklichkeitszugang ist. Das abwägende „Lesen“ einer Kreuztabelle, die einführende Exegese der Befunde exploratorischer Datenanalysen, die Durchmusterung existierender Forschungsdaten nach „Entdeckungen“ sind weit von den Maximen und Vorgehensweisen deduktiv-nomologischer Wissenschaft entfernt, die man traditionell mit der „Kölner Schule“ verbindet (Sahner 1982; Sahner 1991; Scheuch 1993). Tatsächlich ist es aber ein eher hermeneutischer als hermetischer Umgang mit empirischem

* Der vorstehende Beitrag ist die erweiterte und überarbeitete Fassung eines Vortrags des Methoden-Workshops „Akteurs- und subjektbezogene Erhebungs- und Analyseverfahren“ des SFB 580. Vgl. auch SFB 580 Mitteilungen, H 6, April 2003. 7-20.

Reprint of: Heinrich Best (2004): Wenn Quantität in Qualität umschlägt: Die Prosopographie der DDR-Funktionseleiten als ein Beitrag zur Hermeneutik der realsozialistischen Lebenswelt, in: Michael Bayer/Sören Petermann (Hrsg.), Soziale Struktur und wissenschaftliche Praxis im Wandel (Festschrift für Heinz Sahner). VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 137-155.

Material, den ihre Präzeptoren und Adepten verfolgten und verfolgen. Die Deutung einer Skala, eines Faktors oder eines Vektors als „Sinnzusammenhang“ ist nicht weniger heroisch als eine Gedichtsinterpretation. Daten werden dann als eine Textsorte besonderer Art behandelt, deren Botschaften über soziale Sachverhalte es zu entschlüsseln gilt und deren Subtexte sich auf den zweiten Blick und unter veränderter Perspektive durch Sekundäranalysen erschließen lassen. Datenarchive sind speziell für investigative Datenhermeneutiker geschaffene Institutionen. Sie verdanken ihre Existenz der Erwartung, dass in den dort aufbewahrten Datensätzen ein verborgener Sinn und ein wertvolles Wissen enthalten ist, das den Primärforschern entgangen ist oder von ihnen vernachlässigt wurde und sich bei Wiederaufnahme des Verfahrens aus veränderter Deutungsperspektive erschließt.

Wie lässt sich danach die Differenz zwischen quantitativen und qualitativen Methoden bestimmen, der heute gelegentlich der Charakter einer paradigmatischen Kluft zugesprochen wird? Die Scheidelinie zwischen quantitativen und qualitativen Verfahren wurde jüngst mit einem etwas widersprüchlichem Bild als „Rubikon der Formalisierung“ beschrieben, „an dessen einem Ufer die Freiheit der Intuition und hintergründiger Expertise locken, während am anderen Ufer die Kraft und Eleganz der Logik, der Mathematik und generell des Einsatzes von Symbolen und insbesondere Zahlen blühen“ (Feger 2002: 17). Während die wirkliche Überschreitung des Rubikon einen blutigen Bürgerkrieg auslöste, erwartet Hubert Feger von seiner metaphorischen Querung einen friedlichen Grenzverkehr „zwischen Provinzen im gemeinsamen Land der Beobachtung“. Mein Beitrag orientiert sich eher an diesem freundlichen Bild als an Caesars martialischen Taten und sucht nach der Konvergenz und der Komplementarität beider Forschungskonzeptionen in einem historisch-soziologischen Projekt über DDR-Kader (Best 2003). Dabei wird an Traditionen der historischen Sozialforschung angeknüpft, in denen schon einmal vor geraumer Zeit Ansätze zu einer Amalgamierung quantitativer und qualitativer Verfahren – hier konkret: der historischen Hermeneutik und Quellenkritik einerseits und der empirischen Sozialforschung andererseits – unternommen wurden (Best 1988). Die historische Sozialforschung unterstellt ein nichthierarchisches Komplementaritätsverhältnis zwischen beiden Empiriezugängen, das nur funktionieren kann, wenn sich Intuition, Expertise *und* die „Kraft“ des Einsatzes von Zahlen miteinander verbinden.

Das Forschungsfeld, auf dem wir uns bewegen, ist die Kollektivbiographie, die wir als Kombination zweier Verfahrenstypen betreiben: der Prosopographie und der Analyse prozessproduzierter Daten, wobei ersteres nach Lawrence Stones „klassischer“ Definition „die Untersuchung der allgemeinen Merkmale ... einer Gruppe von Personen in der Geschichte durch ein zusammenfassendes Studium ihrer Lebensläufe“ meint, während unter dem zweiten „alle diejenigen Daten [verstanden werden], die als Aufzeichnungen öffentlicher und privater Organisationen im Rahmen ihrer Tätigkeit und nicht (nur) zum Zwecke wis-

senschaftlicher Auswertung gesammelt werden bzw. wurden“ (Stone 1976: 65; Müller 1977: 1). Beide Definitionen leiten zunächst weit ab von allem, was mit dem Begriff des Qualitativen irgendwie verbindbar ist. Lassen wir zunächst Giovanni Levi zur Prosopographie zu Wort kommen, der sie frei von allen Konnotationen sieht, die eine emphatische Verwendung des Begriffes Biographie evoziert, wie etwa Sinngebung, Identität, Individualität oder Intention:

Dans cette optique, les biographies individuelles n'offrent d'intérêt qu'autant qu'elles illustrent les comportements ou les apparences attachés aux conditions sociales statistiquement les plus fréquentes. Il ne s'agit donc pas de biographies véritables, mais plus exactement d'une utilisation des données biographiques à des fins prosopographiques. Les éléments biographiques qui prennent place dans les prosopographies ne sont jugés historiquement révélateurs que pour autant qu'ils ont une portée générale (1989: 1329 f.).

Ähnlich fern vollzieht sich *prima facie* die Analyse prozessproduzierter Daten von aller Hermeneutik und hermeneutischem Verstehen. Prozessproduzierte Daten sind skelettierte Evidenz, Überreste vergangenen Verwaltungshandelns, zumeist sorgfältig von jenen Sinnresten befreit, an denen sich der deutungshungrige Hermeneutiker nährt.

Und dennoch scheinen sich Brücken schlagen zu lassen zwischen Prosopographie und prozessproduzierten Daten einerseits und biographischen Sinn(re)konstruktionen und entdeckendem Verstehen andererseits. So beanspruchte Michel Vovelle die Prosopographie als ein Verfahren der Wahl für die Mentalitätsgeschichte und zwar genauer für eine „histoire des masses, des anonymes, en un mot de ceux qui n'ont jamais pu se payer le luxe d'une confession, si peu que ce soit littéraire: les exclus, par définition, de toute biographie“ (1985: 191). Es ist klar, dass dabei weite Inferenzschritte zu tun sind. Ein Vorschlag, wie diese Deutungsspanne zu überbrücken wäre, macht Pierre Bourdieu mit seiner These von einer Homologie von individuellem Habitus und Gruppenhabitus. Das Verhältnis zwischen dem, was gemeinsam und messbar ist, und dem, was sich als Einzigartigkeit von Einzelbiographien („trajectoires individuelles“) manifestiert, ist homolog, weil jedes System individueller Dispositionen eine Variante der anderen Dispositionen in einem sozialen Raum ist und die Vielfalt individueller Manifestationen aus den Freiheitsgraden resultiert, mit denen sich die empirisch gegebenen Erfahrungsmöglichkeiten statistisch kombinieren lassen: „Le style personnel n'est jamais qu'un écart par rapport au style propre à une époque ou une classe“, um den Meister im Wortlaut zu zitieren (1972: 187). Das Individuelle ist danach eine Abweichung vom Modalen, wobei das Modale wiederum eine durchaus reale und relevante Referenzgröße für das Individuelle bildet. Die Nutzenanwendung für die Biographieforschung ist verdichtet in Bourdieus Metapher vom orientierungslosen Metrobenutzer, der verloren ist, wenn ihm der Auskunftgeber nicht Informationen über die Struktur des Netzes, d.h. die Matrix der objektiven Relationen zwischen den verschiedenen Stationen mitliefert (1986: 72). Bleiben wir im Bild,

dann könnte man vielleicht sagen, dass die Prosopographie beansprucht, Netzpläne für die Biographieforschung zu liefern, ohne allerdings darüber Auskunft geben zu können, was für Empfindungen die U-Bahn-Benutzer haben oder was sich vom Netz in deren Köpfen abbildet (Best 1985).

Meine zweite methodenkritische Ortsbestimmung betrifft die Analyse prozessproduzierter Daten. Auch hier gibt es eine untergründige Verbindung zu den qualitativen Verfahren, zumindest zu einem Gebrauch, der ihnen gerne zugeschrieben wird und für den sie als besonders geeignet gelten: die Hypothesenfindung und die Generierung von Theorien. (Barton/ Lazarsfeld 1984). Auch die Analyse prozessproduzierter Daten ist ein *entdeckendes Verfahren*, weil der Forscher hier mit vorgefundenem und genuin atheoretischem, allenfalls durch sogenannte Verwaltungstheorien präformiertem Material arbeitet (Bick/ Müller 1984). Das ist ein bedeutsamer Unterschied zu den üblichen Routinen der falsifizierenden Sozialforschung, die ihre Daten in eigener Regie erhebt und – idealiter – theoretische Propositionen „operationalisiert“, wobei Messtheorien implizit oder explizit zwischen den Substanztheorien und dem vom Forscher erhobenen Material vermitteln. Analyse von prozessproduzierten Daten ist dagegen *data-mining*, wobei der Weg der Forschung *nolens-volens* den empirisch gehaltvollen Flözen folgt, die in das Primärmaterial eingelagert sind. In einer neueren Untersuchung über die Vernetzung der deutschen Soziologie wird sogar eine Verwandtschaft zwischen der Analyse von prozessproduzierten Daten und den Ansätzen der *Grounded Theory* hergestellt, der es ja auch um Entdeckungen und einen zweiseitigen Transfer zwischen Empirie und Theorie, Datenerhebung und Analyse geht (Güdler 2003: 56). Mag diese Verbindung angesichts der kristallinen Datenmassive, mit denen es die Analyse von prozessproduzierten Daten in der Regel zu tun hat, auch etwas kapriziös erscheinen, ist sie doch im Hinblick auf die Öffnung des Forschungsprozesses für hypothesengenerierende und -revidierende Ansätze, die Bereitschaft, das Verfahren der Induktion als legitim zu reinthronisieren, wiederum plausibel.

Im Folgenden wird der Erkenntniswert kollektivbiographischer Re- bzw. Dekonstruktionen am Beispiel von Analysen der Kaderdatenspeicher des DDR-Ministerrats exemplifiziert. Der Deutungsbedarf und das Deutungspotential kollektivbiographischer Analysen soll anhand der Inkonsistenzen, Unübersichtlichkeiten, Belastungen und Brüche in Kaderbiographien vorgeführt werden, also mit Blick auf die untergründigen Individualisierungen, die sich hinter der hermetischen Fassade des Kadersystems und trotz der rigorosen Kaderpolitik entfalteten. Es geht somit nicht um *die* modale Kaderbiographie, sondern um die Modalitäten und Modulationen von Kaderbiographien. Im Vordergrund steht dabei das Prekäre und Delikate (etwa die Bearbeitung „negativer Kadermerkmale“ im Karriereverlauf) und die Suche nach untergründigen sozialen Mechanismen, verborgenen *modi operandi*, die neben den oder gar gegen die manifesten Maximen der Kaderpolitik in den Kaderbiographien wirksam wurden – also vielleicht doch um einen Metro-Plan, aber um einen, der auch still-

gelegte Linien, Umgehungsstrecken und Sackbahnhöfe enthält. Dabei werden folgende Aspekte im Vordergrund stehen:

- 1) *Soziale Bimorphismen*, d.h. die Aufdeckung von Geschlechterdifferenzen, die hier nicht zentral auf Unterschiede der Rekrutierungschancen, sondern auf solche der Rekrutierungsweisen und Karrierewege zielt.
- 2) *Generationenbrüche*, wobei ich speziell zwischen der Gründer- und Aufbau- generation der DDR einerseits und der Generation mit überwiegender oder kompletter DDR-Sozialisation andererseits unterscheide.
- 3) *Endogamie- und Exogamie-muster*, wobei sowohl die soziale Stellung wie die politischen Affiliationen des Ehepartners Beachtung finden.
- 4) Die *Anciennität*, der biographische „Urgrund“ (Pierre Bourdieu) der Herkunftsfamilie, wobei die „politische Herkunft“, die Parteiaffiliationen von Vätern und Müttern im Vordergrund stehen. Der hier wirksame Reproduktions- und Übertragungsmechanismus ist die familiäre Filiation.

Die mit entdeckender Absicht unternommene Durchmusterung des sozialen Raumes des DDR-Kadersystems wird um einige Überlegungen darüber ergänzt, was eine strukturorientierte Analyse von Positionen und Positionswechseln im sozialen Raum und eine sinnrekonstruierende, subjektzentrierte Analyse biographischer Selbstdeutungen voneinander lernen können.

Das Material, das die Grundlage unserer Untersuchungen bildet, gehört selbst zu den Entdeckungen, die eine unvorhersehbare Wirkung auf den Gang der Forschung hatten. Damit ist nicht nur die abenteuerliche Geschichte der Auffindung und Rettung der Kaderdatenspeicher des DDR-Ministerrats gemeint, sondern auch das, was wir über ihren Aufbau und den Umgang mit ihnen in Erfahrung gebracht haben (Rathje 2003; Remy 2002). Rätselhaft ist nach wie vor, warum mit riesigem Aufwand ein Datenmaterial gesammelt und gepflegt wurde, das für seinen vermuteten Hauptzweck, die optimale Allokation von Humankapital, weitgehend ungeeignet war und auch kaum eingesetzt wurde. So finden wir in den Daten wenig über spezifische Fertigkeiten und nichts über die Performanz der Kader in ihren Berufspositionen, dafür aber viel über ihre soziale und politische Herkunft und die entsprechenden Relationen der Ehepartner. Man gewinnt den Eindruck, dass bei der Konstruktion und Implementation des Erhebungsrasters Sozialisationstheoretiker und Familienhistoriker die Feder geführt hatten, deren Neugier aber unbefriedigt blieb. Die Auswertungen, die hier vorgestellt werden, hat nämlich nie eines DDR-Bürgers Auge erblickt; die „Kaderspiegel“, die gelegentlich produziert wurden, waren zwar hochgeheim, aber doch eher oberflächlich und – was Prekäres anging – von geringem Mitteilungswert. Mehr und Tiefergehendes wäre allerdings auch angesichts der wenig leistungsfähigen Computertechnologie, über die man verfügte, und angesichts einer Überkomplexität des Datenkorpus kaum zu bewältigen gewesen. Bemerkenswert ist auch das zähe Festhalten am einmal etablierten Erhebungsraster, das auch bei solchen Einträgen, die von einem „natürlichen Aussterben“ betroffen waren – wie etwa die Parteizugehörigkeit

der Eltern vor 1945 – beibehalten wurde. Auch gab es nach unserer Aktenkenntnis keine Diskussionen über den Erhebungsraster und die Erfassungsmodi, die als unumstößliche Gegebenheit besinnungslos fortgeführt wurden, obwohl sie doch sehr erhebliche Ressourcen banden und das resultierende Informationsmassiv kaum genutzt wurde. Dem heutigen Sozialforscher kann das aber nur recht sein, und wir gedenken in Dankbarkeit der Tausenden ungenannten Helden sinnloser sozialistischer Arbeit, die sich als gute Deutsche erwiesen haben, wenn Deutschsein heißt, eine Sache um ihrer selbst willen zu tun.

Der Aufbau und Inhalt der Datenspeicher des Ministerrats der DDR wurde in verschiedenen Veröffentlichungen vorgestellt und bewertet (Best/ Hornbostel 2003 u.a.). Als technische Bemerkung soll vor der Präsentation einiger signifikanter Befunde hier nur nachgereicht werden, dass in dieser Untersuchung die Äquivalenzklasse der Kader vom „Abteilungsleiter aufwärts“ als Grundgesamtheit gewählt wurde und dass die Angehörigen des sogenannten X-Bereichs der Sicherheitsorgane sowie die hauptamtlichen Funktionäre des Parteiapparats der SED und der Massenorganisationen, so weit sie nicht dem Erfassungsbereich des Ministerapparates zugeordnet waren, ausgeblendet bleiben (Best 2003: 132).

Doch wenden wir uns nun den Befunden zu. Die erste Tabelle präsentiert den *prima facie* banalen Sachverhalt des Personenstandes und der Kinderzahl mit einem *prima facie* banalem Ergebnis: neun von zehn Leitungskadern waren verheiratet und mit einer gegenüber dem Rest der DDR-Bevölkerung unterdurchschnittlichen Kinderzahl gesegnet. Es bedarf des zweiten Hinsehens und der Inspektion der Zellenbesetzungen, um Verwerfungen des sozialen Feldes zu erkennen, die deutungsfähige, aber auch deutungsbedürftige Spuren in den Kaderbiographien hinterlassen haben.

Tab. 1 DDR-Leitungskader („Abteilungsleiter“ aufwärts): Familienstand und Kinderzahl nach Geschlecht und Kohortenzugehörigkeit (Angaben in Prozent)

	Frauen (vor 1940 geboren)	Männer (vor 1940 geboren)	Frauen (ab 1940 geboren)	Männer (ab 1940 geboren)	Frauen	Männer	Alle
Ledig	12,6*	0,9	10,5	4,8***	11,2	2,5	4,6
Geschieden	12,0**	3,5	10,0	6,7****	10,7	4,9	6,2
Kinderlos	36,7	24,4	20,4	16,4	25,9	21,0	22,2
3 Kinder und mehr	14,9	20,9	7,7	12,6	10,1	17,4	15,6
Kinderzahl	1,2	1,6	1,3	1,5	1,3	1,6	1,4

* Gesundheit: 21,7 % ** Industrie: 17,9% *** Justiz: 16 % **** Kultur: 14,6

Tab. 2 DDR-Leitungskader („Abteilungsleiter“ aufwärts): Soziale Stellung des Ehepartners nach Geschlecht und Kohortenzugehörigkeit (Angaben in Prozent)

	Frauen (vor 1940 geboren)	Männer (vor 1940 geboren)	Frauen (ab 1940 geboren)	Männer (ab 1940 geboren)	Frauen	Männer	Alle
Intelligenz, Professionen	22,8	15,8	20,8	29,4	21,4	21,4	21,4
Leitungs- funktionen	19,3	2,9	16,7	3,8	17,5	3,3	6,1
Hauptamtliche Parteifunktio- näre	1,5	0,2	0,8	0,2	1,0	0,2	0,4
„Privilegierte“ Positionen insgesamt	43,6	18,9	38,3	33,4	39,9	24,8	27,9
N	12.900	68.884	25.581	50.644	38.481	119.529	172.189

Bei einem solchen zweiten Hinsehen erkennt man für die erste Großkohorte der vor 1940 Geborenen einen ausgeprägten Bimorphismus im Hinblick auf das Zölibats- und Scheidungsrisiko, von dem weibliche Leitungskader in dieser Alterskategorie deutlich stärker betroffen waren als ihre männlichen Äquivalente. So war hier das Zölibatsrisiko bei den Frauen ca. dreizehnmal höher als bei den Männern, beim Scheidungsrisiko betrug der Abstand immerhin noch 3:1 zu Ungunsten der Frauen. Warum war dies so? Hier stehen wir vor dem grundsätzlichen Problem, dass Befunde ihre Deutung nicht mitliefern. Es ist ein Dilemma des induktiven Verfahrens, dass eine Mehrzahl von Kausalerklärungen mit ein und demselben empirischen Befund vereinbar sein können (v. Alemann 1977: Kap. 4; Sahner 1975: 64-108 mit Beispielen zur Elitenforschung), was die nachfolgende kleine Sammlung von Deutungsversuchen illustrieren soll:

- 1) Möglich wäre etwa eine Selektion oder Selbstselektion weiblicher Leitungskader nach Persönlichkeitsmerkmalen, die dem Eingehen bzw. dem Bestand einer Ehe unzutraglich sind. Evoziert wird hier die Stereotype der fanatischen Funktionärin: karrierebesessen, virilisiert und beziehungsunfähig.
- 2) Die dazu in symmetrischer Polarität positionierte Gegenfigur ist die der idealistischen Parteisoldatin, die in einem bewussten Selbstopfer für den Aufbau des Sozialismus potentiell Familienenglück und Kindersegen hingibt.
- 3) Ein dritter Deutungsstrang verweist auf den Effekt des untergründigen Patriarchalismus der DDR-Gesellschaft und insbesondere ihres Parteiapparates, der für Frauen eine Inkompatibilität zwischen Berufskarriere und Familienrolle bewirkte.

- 4) Schließlich lässt sich der Effekt des Ausfalls einer Kohorte potentieller Ehemänner infolge des Zweiten Weltkrieges anführen¹ (der aber nicht die höhere Scheidungsrate der weiblichen Leitungskader der älteren Generation erklären kann).

Wie lässt sich nun dieses Erklärungsdilemma auflösen? Eine Möglichkeit ist es, andere Befunde aus dem gegebenen Datenuniversum heranzuziehen, die eine bestimmte Erklärung plausibilisieren oder infrage stellen. Wären etwa verheiratete, ledige und geschiedene Leitungskader weiblichen Geschlechts in gleichem Ausmaß parteigebunden gewesen, würde die erste Deutungsvariante auszuschließen sein. Eine andere Möglichkeit ist es, zusätzliche Evidenz aus lebensgeschichtlichen Erzählungen heranzuziehen. Auch wenn sich der soziale Bimorphismus im generativen Verhalten und im Konnubium in der Generationenfolge abbaut und ein Prozess der Geschlechterkonvergenz erkennbar ist, haben wir hier dennoch einen Hinweis auf eine Problemlage, einen *écart* im Bourdieuschen Sinne, der die weiblichen Kaderbiographien in spezifischer Weise prägte und belastete und damit aufmerksamkeitslenkend für weitere Nachfragen in den eher qualitativ orientierten Projekten zur Soziologie und Sozialgeschichte des „realen Sozialismus“ sein könnte.

Tab. 3 DDR-Leitungskader (Regierung, Zentrale Staatsorgane): Soziale Stellung des Ehepartners nach Geschlecht und Kohortenzugehörigkeit (Angaben in Prozent)

	Frauen (vor 1940 geboren)	Männer (vor 1940 geboren)	Frauen (ab 1940 geboren)	Männer (ab 1940 geboren)	Frauen	Männer	Alle
Intelligenz, Professionen	33,1	23,7	36,9	42,2	35,2	30,2	30,5
Leitungs- funktionen	43,1	6,5	34,2	10,7	38,2	8,0	10,6
Hauptamtliche Parteifunk- tionäre	5,0	0,9	2,0	0,9	3,4	0,9	1,1
„Privilegierte“ Positionen insgesamt	81,2	31,1	73,1	53,8	76,8	39,1	42,2
N	451	4258	455	2261	906	6519	7524

Wir sehen diesen *écart* auch in den matching-Mustern des Konnubiums (Vgl. Tab. 2). Die soziale Stellung des Ehepartners zeigt einen ausgeprägten Bimorphismus im Hinblick auf die Endogamieraten. Dieser ist wieder besonders ausgeprägt in der Gründer- und Aufbaugeneration, in der weibliche Lei-

¹ Von den von 1914 bis 1926 im Deutschen Reich und in Österreich geborenen Männern fielen zwischen 30,8% (Geb.Jhrg. 1916) und 41,1% (Geb.Jhrg. 1926) im 2. Weltkrieg. Vgl. Overmans 1999: 234 Tab. 36.

tungskader der ihre Ehepartner weit überproportional unter Männern in privilegierten Positionen gefunden hatten. Zugleich gab es – und dies gilt nun gleichermaßen für die ältere und die jüngere Generation weiblicher Leitungskader – deutliche Unterschiede im Hinblick auf die Partnerwahlen innerhalb der endogamen Gruppe: Männer in Leitungsfunktionen heirateten überproportional häufig Intelligenzlerinnen, während sich Leiterinnen besonders gerne mit Leitern paarten. Dies ist ein chiastisches Muster der Verteilung sozialer Kapitalien im Handlungsfeld der Partnerwahl, das wieder laut nach Deutung ruft, die wir aber bereits vor dem Versuch abbrechen, wobei wir lediglich auf die Befunde der Konubiums-Forschung in „bürgerlichen“ Gesellschaften verweisen, die im fraglichen Zeitraum ähnliche Muster enthüllt (Teckenberg 2000).

Tab. 4 DDR-Leitungskader (Banken und Versicherungen): Soziale Stellung des Ehepartners nach Geschlecht und Kohortenzugehörigkeit (Angaben in Prozent)

	Frauen (vor 1940 geboren)	Männer (vor 1940 geboren)	Frauen (ab 1940 geboren)	Männer (ab 1940 geboren)	Frauen	Männer	Alle
Intelligenz, Professionen	9,5	5,3	8,8	15,9	9,0	8,4	8,7
Leitungs- funktionen	8,4	1,4	5,8	3,6	6,4	2,0	4,8
Hauptamtliche Parteifunk- tionäre	0,4	0,0	0,3	0,0	0,3	0,0	0,2
„Privilegierte“ Positionen insgesamt	17,9	6,7	14,9	19,5	15,7	10,4	13,7
N	1218	1536	3199	724	4417	2260	6677

Nur einem Einwand soll hier begegnet werden: dass der Geschlechter-Bimorphismus nichts anderes als ein Aggregationseffekt ist, dass wir es also nicht mit dem sozialen Allokationsregime *eines* sozialen Feldes zu tun haben, sondern mit einem Sekundäreffekt der Tatsache, dass – was nachgewiesen ist – Frauen sich in bestimmten und meist nachrangigen Sektoren des DDR-Machtssystems konzentrierten (Hornbostel 1999: 192 f.). Hier sorgt ein Blick auf die „Staatselite“ der Leitungskader im Bereich der Regierung und der Zentralen Staatsorgane für Aufklärung, ein Sektor bei dem der Frauenanteil notorisch gering, aber der soziale Bimorphismus in den Partnerwahlen besonders ausgeprägt war, bei einer zugleich deutlich nach *oben* verschobenen Endogamierate (Tab. 3). Endogamie nimmt also zu, je weiter man in der Hierarchie der Funktionsbereiche nach oben steigt. Auch beobachten wir für die Gesamtpopulation eine Zunahme in der Kohortenfolge infolge der Zunahme der Endogamierate bei den Männern, die die Stagnation oder den Rückgang bei den Frauen überkompensiert. Diese Aussage wird bestätigt durch den Befund für den Sektor Banken und Versicherungen, der zu den deprivierten bzw. deprivierenden des Kadersystems der DDR gehörte (Tab. 4). Hier beobachten wir eine

markant niedrigere Endogamierate, wobei sich in der älteren Generation auf insgesamt niedrigerem Niveau das bekannt chiastische Muster der Partnerwahlen etabliert hatte, das sich dann in der jüngeren Generation abbaute, im Fall des Bereichs Banken und Versicherungen sogar umkehrte. Festzuhalten bleibt aber, dass die Endogamieregeln des sozialen Feldes allgemeine Gültigkeit hatten, wenn auch auf deutlich unterschiedlichem Niveau, je nach der Valenz des betrachteten Sektors.

Was wir hier sehen, ist eine Emanation des „law of increasing disproportion“ Robert D. Putnams, der Effekt einer „Kumulation von Vorteilen“, die eine markante stratifikatorische Differenzierung innerhalb der DDR-Funktionseleiten erzeugte und – wie wir hier sehen – markante Spuren bei den Partnerwahlen hinterließ (Putnam 1976: 32-37; Merton 1973). Dabei beobachten wir auch in der DDR-Elite die bekannte Geschlechter-Asymmetrie: Frauen heirateten tendenziell nach „oben“, Männer nach „unten“. Die Frage, die sich uns an diesem Punkt stellt, und die wir nicht mit den Daten der DDR-Kaderverwaltung beantworten können, ist die nach der subjektiven Seite des Phänomens. Gab es zum Beispiel so etwas wie ein besonderes Elitebewusstsein innerhalb der stratifikatorisch herausgehobenen Bereiche des DDR-Kadersystems? Auch dies sind Fragen, die nur noch mit retrospektiven Interviews und Verfahren der oral history beantwortet werden können.

Tab. 5 DDR-Leitungskader („Abteilungsleiter“ aufwärts): Partei des Vaters vor 1945 nach Geschlecht und Kohortenzugehörigkeit (Angaben in Prozent)

	Frauen (*vor 1940)	Männer (*ab 1940)	Frauen (*ab 1940)	Männer (*ab 1940)	Frauen	Männer	Alle
KPD	4,7	4,1	1,4	1,6	2,5	3,0	2,9
SPD	4,9	5,8	0,9	1,4	2,2	3,9	3,5
„Arbeiter- parteien“*	9,8	10,1	2,4	3,1	4,8	7,1	6,6
NSDAP	11,4	15,2	1,7	3,7	5,0	10,4	9,0
Parteilos	78,6	74,4	95,9	93,2	90,1	82,3	84,3

* SPD + KPD + Ausländische Arbeiterpartei

Doch nun weiter mit unserer Datenrevue, die mit Blick auf den Aspekt der Anciennität, die politische Herkunft der Kader fortgesetzt werden soll. Dabei geht es um die Parteizugehörigkeit der Väter vor 1945 (Tab. 5). Die Mütter können hier ausnahmsweise und vorläufig außer Betracht bleiben, denn sie waren in den entsprechenden Altersgruppen vor 1945 zu weniger als 5% in Parteien organisiert. Die Interpretation beschränkt sich hier wieder auf die vor 1940 Geborenen, weil wir ein natürliches Aussterben des Phänomens in der jüngeren Kohorte beobachten. Die entsprechende Tabelle bietet eine Überras-

schung, die durchaus die Qualität einer Entdeckung hat: Wenn der „Urgrund“ (Pierre Bourdieu) der Herkunftsfamilie eine politische Färbung aufwies, dann war er vorzugsweise *braun* und nicht *rot*. Dies ist angesichts der antifaschistischen Rhetorik und Selbststilisierung der DDR ein überraschender Sachverhalt, der durch die Tatsache, dass die politische Herkunft aus einer „faschistisch“ geprägten Familie ein „negatives Kadermerkmal“ war, umso größeres Gewicht erhält. Wie ging man unter den besonderen Bedingungen der DDR mit diesem „Umstand“ in der Familiengeschichte um, wie konnte er geheilt werden? Einen ersten Hinweis gibt hier der Verlauf der späteren Parteikarrieren von Vätern mit NSDAP-Vergangenheit: Ein Drittel von ihnen trat nach 1945 in eine Partei ein, bei zwei Dritteln dieser Mitgliedschaften war die SED die aufnehmende Partei. Anciennität heißt hier also sequenzielle Zugehörigkeit zur Partei der Macht und zwar unabhängig davon, welche Couleur sie hatte. Auch hier, mit Blick auf die politische Genealogie und Familiengeschichte, sehen wir einen möglichen Fokus für Nachfragen bei Kadern der älteren Generation.

Betrachten wir die Parteizugehörigkeit der Eltern *nach* 1945, fällt zunächst einmal der relativ geringe „Politisierungsgrad“ der Eltern der Kader der älteren Generation auf, der ungefähr auf dem gleichen Niveau wie vor 1945 lag (Tab. 6). Eine geringfügige Abweichung von diesem Kontinuitätsmuster ist die etwas stärkere Politisierung der Mütter weiblicher Kader. In der Kohortenfolge gibt es dann jedoch eine deutliche Zunahme der Politisierung der Eltern, bei einem insgesamt nur wenig ausgeprägten Bimorphismus. Dieser wird aber wieder strukturdominant, wenn wir die politische Isogamie (die sich vor allem auf die Mitgliedschaft beider Ehepartner in der SED bezieht) betrachten: Leiterinnen waren markant häufiger mit Genossen verheiratet als ihre männlichen Kollegen in äquivalenter Position (Tab. 7). Dieser Vorsprung blieb relativ stabil in der Kohortenfolge. Auffällig ist dabei die relativ stabile und wie „geplant“ wirkende Proportion zwischen den Mitgliedschaften in der SED und in den Blockparteien, die über alle Subgruppen hinweg etwa 10:1 beträgt. Eine Ausnahme bilden hier die Eltern der Kader, bei denen diese Proportion 5:1 war.

Tab. 6 DDR-Leitungskader („Abteilungsleiter“ aufwärts): Parteizugehörigkeit des Vaters und der *Mutter* nach 1945 nach Geschlecht und Kohortenzugehörigkeit (Angaben in Prozent)

	Frauen (*vor 1940)	Männer (*ab 1940)	Frauen (*ab 1940)	Männer (*ab 1940)	Frauen	Männer	Alle
SED	22,6	21,1	34,6	33,1	30,5	26,7	27,2
	9,6	6,7	11,3	13,8	14,7	9,7	10,6
Blockpartei	3,1	3,6	6,2	6,9	5,1	4,9	5,0
	1,2	1,0	2,9	2,9	2,3	1,08	1,8
Parteilos	74,7	74,2	59,2	60,0	64,4	68,2	67,8
	89,2	92,3	79,9	83,3	83,0	88,4	87,4

Tab. 7 DDR-Leitungskader („Abteilungsleiter“ aufwärts): Parteizugehörigkeit des Ehepartners nach Geschlecht und Kohortenzugehörigkeit (Angaben in Prozent)

	Frauen (*vor 1940)	Männer (*ab 1940)	Frauen (*ab 1940)	Männer (*ab 1940)	Frauen	Männer	Alle
SED	60,3	25,8	46,5	26,3	50,7	26,0	30,4
Blockpartei	5,0	2,4	4,4	2,7	4,8	2,5	2,8
Parteilos	34,7	71,7	49,1	71,0	44,5	71,4	66,7

Betrachten wir die Parteizugehörigkeit der Leitungskader selbst, ergibt sich ein gegenüber den Ehepartnern umgekehrtes Bild der Parteiaffiliationen: Leiterinnen waren häufiger parteilos als männliche Leitungskader (Tab. 8). Bei den Leiterinnen der älteren Generation lag der Anteil der SED-Mitglieder ungefähr auf dem gleichen Niveau wie der Anteil der SED-Mitglieder unter ihren Ehepartnern. Eine mögliche Erklärung für diesen Befund könnte in einem Gruppenkompositionseffekt liegen: Frauen gelangten vorzugsweise in eher bedeutungsarmen und machtfernen Sektoren in Leitungspositionen, wo die Parteimitgliedschaft nicht unbedingt ein zwingendes Kadermerkmal war. Diese Deutung wird gestützt, wenn wir die Geschlechterproportion beim Status des Reisekaders, also einer besonders herausgehobenen Kaderposition, betrachten: Die Chance eines männlichen Leiters, Reisekader zu werden, war vier- bis sechsmal höher als die eines weiblichen Kaders. Anscheinend waren kompensatorische Mechanismen erforderlich, wenn eine Frau in Leitungspositionen aufrückte, wie wir auch in Hinblick auf das Konnubium sehen konnten. In der Kohortenfolge können wir in sektoral unterschiedlichem Ausmaß einen Abbau dieser Kompensationserfordernisse beobachten.

Abgeschlossen wird diese Durchmusterung der Daten mit einem kursorischen Blick auf weitere Kadermerkmale, die alle Hinweise auf biographische Brüche und problematische Karrierevoraussetzungen geben. So beobachten wir einen hohen Anteil älterer Kader mit Westverwandtschaft, also einem ausgeprägt negativen Kadermerkmal, ebenso einen hohen Anteil älterer männlicher Kader mit einer Dienstzeit in der „faschistischen Wehrmacht“. Sodann fällt der hohe Anteil nichtgedienter jüngerer männlicher Kader auf, und zwar auch in solchen Altersgruppen, die von der allgemeinen Wehrpflicht der DDR hätten erfasst sein müssen. Auch hier wird also durch Zahlen und nicht durch Narrationen ein in diskreter Blick auf die verborgenen Regeln und Praktiken der realsozialistischen Lebenswelt eröffnet.

Tab. 8 DDR-Leitungskader („Abteilungsleiter“ aufwärts): Parteizugehörigkeit, Westverwandtschaft, Kaderstatus und Wehrdienst des Kaders nach Geschlecht und Kohortenzugehörigkeit (Angaben in Prozent)

	Frauen (*vor 1940)	Männer (*ab 1940)	Frauen (*ab 1940)	Männer (*ab 1940)	Frauen	Männer	Alle
SED	61,4	79,0	59,5	76,2	60,2	77,8	72,9
Blockpartei	5,3	7,3	6,8	7,8	6,3	7,6	7,0
Parteilos	33,4	13,7	33,7	16,9	33,6	14,6	20,1
Verwandte im NSW	18,8	21,2	5,7	7,9	10,1	15,6	14,4
Reisekader NSW	2,2	8,2	1,1	6,6	1,4	7,5	5,9
Dienst i.d. NVA	-	21,2	-	61,1	-	38,1	-
Dienst i.d. Wehrmacht	-	22,9	-	-	-	-	-

Tab. 9 DDR-Leitungskader (Regierung, Zentrale Staatsorgane): Partei des Vaters vor 1945 nach Geschlecht und Kohortenzugehörigkeit (Angaben in Prozent)

	Frauen (*vor 1940)	Männer (*ab 1940)	Frauen (*ab 1940)	Männer (*ab 1940)	Frauen	Männer	Alle
KPD	11,5	6,7	3,4	3,3	7,5	5,6	5,8
SPD	10,0	8,1	2,2	2,2	6,2	6,0	6,1
„Arbeiter- parteien“*	22,7	15,5	6,6	5,8	14,8	12,2	12,5
NSDAP	17,5	20,4	5,7	5,6	11,7	15,3	14,9
Parteilos	59,6	63,7	87,7	88,5	73,4	72,2	72,3

Tab. 10 DDR-Leitungskader (Regierung, Zentrale Staatsorgane): Partei des Ehepartners nach Geschlecht und Kohortenzugehörigkeit (Angaben in Prozent)

	Frauen (*vor 1940)	Männer (*ab 1940)	Frauen (*ab 1940)	Männer (*ab 1940)	Frauen	Männer	Alle
SED	89,1	48,7	77,7	50,7	82,8	49,4	52,1
Blockpartei	1,2	0,5	0,9	0,5	1,1	0,5	0,5
Parteilos	9,3	50,8	21,6	48,8	15,9	50,1	11,3
Reisekader NSW	11,1	12,4	8,4	10,2	9,7	11,6	11,3

Wir nähern uns dem Schluss und wollen noch einmal im Licht der vorgestellten Daten auf die Ausgangsfrage nach den möglichen Erträgen eines zweiseitigen Erkenntnistransfers zwischen quantitativen und qualitativen Verfahren

zurückkommen. Das wichtigste Ergebnis unserer Untersuchungen ist wohl, dass die faktischen Praktiken der Kaderpolitik den offiziellen Regeln des Kadersystems widersprachen. Die Struktur der Kaderpopulation, Rekrutierungsmuster und Karrierewege lassen sich folglich nicht einfach aus den formalen Regeln des Kadersystems deduzieren. Die Regeln selbst und die Praxis ihrer Anwendung änderten sich in der Zeit, sie variierten nach Systemebenen, zwischen Sektoren und bestimmten Sozialkategorien, etwa den Geschlechtern. Daraus resultierte zwar keine „Individualisierung“ im Sinne postmodernen Biographie-Patchworks (wenn es das überhaupt irgendwo gibt), aber doch eine Möglichkeit und nicht vernachlässigbare Wahrscheinlichkeit individueller Biographiegestaltung, zumindest eines normabweichenden Biographieverlaufs – also eines *écarts* im Bourdieuschen Sinne. Berufsverläufe von Führungskadern wiesen Belastungen auf – von denen ein „faschistischer“ Familienhintergrund nur einer war –, die wiederum durch Kompensationsmechanismen überspielt werden konnten und mussten. Von eminenter Bedeutung war dabei die Familie, waren Genealogie und Konnubium als konstituierende Elemente des Produktions- und Reproduktionsverhältnisses der sozialen Ungleichheitsordnung der DDR, die sich in dieser Hinsicht als durchaus „bürgerliche“ Gesellschaft erwies.

Was können nun dabei qualitative und quantitative Sozialforschung voneinander lernen? Unseren Daten offenbaren Verwerfungen des sozialen Raumes, die Hinweise auf Umstände und soziale Sachverhalte geben, die den Prozess der Konstituierung von Biographien beeinflussten. Dabei wird die Aufmerksamkeit auf sinnkonstituierende und sinndestruierende Elemente der Biographie gelenkt. Es ist schwer vorstellbar, dass eine qualitative, auf Sinnrekonstruktion zielende Sozialforschung – und hier ist auch die *Oral History* eingeschlossen – gewinnen würde, wenn sie diese Hinweise ignorierte. Auch der *Connaissanceur* bedarf des Metroplans, wenn er unbekannte Ziele ansteuert, und manchmal kommt es sogar vor, dass der planbewehrte Fremde dem *Habitué* aushelfen kann.

Umgekehrt gilt: eine quantitativ orientierte Sozialforschung kann nur an Deutungsmacht gewinnen, wenn sie das handelnde Subjekt als – sicherlich falliblen – Deuter und Auskunftgeber seiner selbst zu Wort kommen lässt. Wie wir gesehen haben, liefern die Befunde nicht ihre Deutung mit. Wer bei einer Entdeckung „Heureka“ ruft, weiß manchmal nicht warum, und – um beim Bild des Reisenden zu bleiben – mancher, der glaubt, den Seeweg nach Indien gefunden zu haben, entdeckt dabei Amerika, ohne es zu bemerken. Dann befragt man doch besser die Eingeborenen, bevor sie aussterben. Die wissen vielleicht auch nicht, wo sie sich befinden, oder binden einem gar einen Bären auf, doch dürfte aus diesen Erzählungen, wenn man sie mit Intelligenz und Vorsicht interpretiert, zumindest deutlich werden, was man *nicht* gefunden hat. So würden wir zum Beispiel gerne wissen, ob unser Befund einer dominanten Rolle familialer Produktions- und Reproduktionsstrategien bei der Genese und

im Prozess der sozialen Schließung der Ungleichheitsordnung der DDR mit den Erzählungen und Selbstdeutungen derjenigen koinziiert, die unsere Referenzpopulation bilden. Unsere Erwartungen richten sich dabei vor allem an jene Forschung, die einem genealogischen Ansatz zur Deutung sozialer Platzierungsprozesse nachgeht. Wenn sich also in der Praxis der Sozialforschung keine paradigmatische Kluft zwischen quantitativen und qualitativen Verfahren, Messung und Deutung öffnet, dann fragt sich, ob man nicht einen Schritt weiter gehen und die Amalgamation von Interpretation und quantitativer Analyse geradezu als paradigmatische Charakteristik soziologischer Methodik behandeln kann. Man befände sich dabei recht nah bei Max Weber, der die ursächliche Erklärung *durch* deutendes Verstehen als Kern des Wissenschaftsprogramms der Soziologie bestimmt hat (1972: 1).

References

- Alemann, Heine von (1977): Der Forschungsprozess. Stuttgart: Teubner.
- Barton, Allen HV Lazarsfeld, Paul F. (1984): Einige Funktionen von qualitativer Analyse in der Sozialforschung. In: Hopf, Christel/ Weingarten, Elmar (Hrsg.): Qualitative Sozialforschung. Stuttgart: Klett-Cotta. 41-89 (engl. zuerst 1955).
- Best, Heinrich (1985): Reconstructing Political Biographies of the Past. Configurations, Séquences, Timing and the Impact of Historical Change. In: Millet, Hélène (Hrsg.): Informatique et Prosopographie. Paris: Éditions du CNRS. 247-260.
- Best, Heinrich (1988): Historische Sozialforschung als Erweiterung der Soziologie. Die Konvergenz historischer und sozialwissenschaftlicher Erkenntniskonzepte. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 40. 1988. 1-15.
- Best, Heinrich (2003): Sozialismus in der DDR. Ein Feldexperiment mit paradoxalem Ergebnis. In: Historical Social Research/ Historische Sozialforschung 28 (2003) 1/2. 128-160.
- Best, Heinrich/ Hornbostel, Stefan (Hrsg.) (2003): Funktionseliten der DDR. Theoretische Kontroversen und empirische Befunde. Sonderheft von Historical Social Research/ Historische Sozialforschung 28 (2003) 1/2.
- Bick, Wolfgang/ Müller, Paul (1984): Sozialwissenschaftliche Datenkunde für prozess-produzierte Daten. Entstehungsbedingungen und Indikatorenqualität. In: Bick, Wolfgang/ Müller, Paul/ Mann, Reinhard (Hrsg.): Sozialforschung und Verwaltungsdaten. Stuttgart: Klett-Cotta. 123-159.
- Bourdieu, Pierre (1972): Esquisse d'une théorie de la pratique. Genf u. Paris: Droz.
- Bourdieu, Pierre (1986): L'illusion biographique. In: Actes de la Recherche en Sciences Sociales No. 62-63. 1986.69-72.
- Feger, Hubert (2002): Die empirische Psychologie. In: Deth, Jan van (Hrsg.): Von Generation zu Generation. ZUMA Spezial Bd. 8. Mannheim: ZUMA. 10-21.
- Güdler, Jürgen (2003): Kooperationsnetzwerke in der Forschung. Entstehung, Struktur und Wirkung am Beispiel der Soziologie. Bonn: Informationszentrum Sozialwissenschaften.
- Stefan, Hornbostel (1999): Die besten Vertreter der Arbeiterklasse. Kaderpolitik und gesellschaftliche Differenzierungsmuster im Spiegel des zentralen Kaderda-

- tenspeichers des Ministerrates der DDR. In: Ders. (Hrsg.): Sozialistische Eliten. Horizontale und vertikale Differenzierungsmuster in der DDR. Opladen: Leske u. Budrich. 177-210.
- Levi, Giovanni (1989): Les usages de la biographie. In: Annales. Économies. Sociétés. Civilisations Jg. 44 1989. 1325-1336.
- Merton, Robert K. (1973): The Sociology of Science. Theoretical and Empirical Investigation. Chicago u. London: The Univ. of Chicago Press.
- Müller, Paul (1977): Vorwort. In: Ders. (Hrsg.): Die Analyse prozess-produzierter Daten. Stuttgart: Klett-Cotta. 1-3.
- Overmans, Rüdiger (1999): Deutsche militärische Verluste im Zweiten Weltkrieg. München: Oldenbourg.
- Putnam, Robert D. (1976): The Comparative Study of Political Elites. Englewood Cliffs, N.J.: Prentice Hall.
- Rathje, Ulf (2003): Archivierung von DDR-Daten im Bundesarchiv. Ein Rückblick auf zehn Jahre. In: Historical Social Research/ Historische Sozialforschung 28 (2003) 1/2. 57-72.
- Remy, Dietmar (2002): Personenbezogene Massendatenpeicher des Ministerrats der DDR als Quellengrundlage für historische und sozialwissenschaftliche Forschungen. In: Best, Heinrich/ Gebauer, Ronald: (Dys)funktionale Differenzierung?. SFB 580 Mitteilungen H 3 2002. 1-14.
- Sahner, Heinz (1975): Führungsgruppen und technischer Fortschritt. Meisenheim am Glan: Anton Hain.
- Sahner, Heinz (1982): Theorie und Forschung. Zur paradigmatischen Struktur der westdeutschen Soziologie und zu ihrem Einfluss auf die Forschung. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Sahner, Heinz (1991): Paradigms gained, paradigms lost. Die Entwicklung der Nachkriegssoziologie im Spiegel der Fachzeitschriften. Mit besonderer Berücksichtigung der SOZIALEN WELT. In: Soziale Welt. 40 Jahre SOZIALE WELT. Autoren und Sachregister für die Jahrgänge 1-39 (1949-1988). 5-26.
- Scheuch, Erwin K. (1993): German Sociology. In: Borgatta, E.F./ Borgatta, M.L. (Hrsg.): Encyclopedia of Sociology. Bd. 2. New York: Macmillan.
- Stone, Lawrence (1976): Prosopographie. Englische Erfahrungen. In: Jarausch, Konrad H. (Hrsg.): Quantifizierung in der Geschichtswissenschaft. Düsseldorf: Droste. 64-97.
- Teckenberg, Wolfgang (2000): Wer heiratet wen? Sozialstruktur und Partnerwahl. Opladen : Leske und Budrich.
- Vovelle, Michel (1985): De la biographie à l'étude de cas. In: Problèmes et méthodes de la biographie. Actes du colloque. Paris (hier zitiert nach Levi: Usages).
- Weber, Max (1972): Wirtschaft und Gesellschaft. 5. Aufl. Tübingen.

Parteiherrschaft und Kaderpolitik: Ein kollektivbiographisches Porträt der Spitzenkader der SED in den Bezirken Erfurt, Gera und Suhl 1952-1989

Heinrich Best *

Abstract: Best untersucht die personalpolitischen Praktiken der Auswahl und Platzierung regionaler Spitzenkader der SED in jenen Bezirken der DDR, die im Sommer 1952 aus dem damaligen Land Thüringen gebildet worden waren. Gegenstand der Untersuchung sind die wichtigsten hauptamtlichen Parteikader auf der Bezirks-, Kreis- und Stadtebene, also die Ersten und Zweiten Bezirks-, Kreis-, Stadtbezirks- und Stadtleitungssekretäre.– Best verfolgt den Ansatz einer „strukturanalytischen Archäologie“, der die Schichten der Kaderpolitik der SED bis auf das Primärgestein der Gründungsphase der DDR abträgt. Die Schichtenfolge wird dabei durch eine historische Periodisierung gegliedert, die von einem rein chronologischen Zeittakt abweicht und der Annahme folgt, dass in unterschiedlichen Phasen der Entwicklung von Staat und Staatspartei der DDR unterschiedliche Regime der Rekrutierung von Spitzenkadern in den Regionalleitungen der SED wirksam wurden.– Hauptfrage ist, ob und in welcher Weise sich die Rekrutierung regionaler Spitzenkader der SED in eine Strategie der Legitimierung und Sicherung der Parteiherrschaft in der DDR einpassen ließ. Best entwickelt eine Verlaufshypothese, nach der sich das Hauptkriterium der Kaderauswahl von der Legitimierung über die Loyalität zur Funktionalität und zuletzt wieder zur Legitimierung verschoben habe. Tatsächlich stützen einige Befunde diese Annahme.

1. Parteiherrschaft als „Herrschaft durch Organisation“

Die Herrschaftspraxis und Machtorganisation staatssozialistischer Regime beruhte bekannterweise auf einer partiellen Amalgamation zweier Komponenten: des Staatsapparats, der in seinem Aufbau den traditionellen „bürgerlichen“ Staat mit seinen Ebenen und Funktionen nachbildete, und der hegemonialen Staatspartei, die dem Staatsapparat zugleich neben- und übergeordnet war, ihn auf vielfältige Weise penetrierte und als ein Hauptinstrument ihrer Herrschafts-

* Reprint of: Heinrich Best (2003): Parteiherrschaft und Kaderpolitik: Ein kollektivbiographisches Porträt der Spitzenkader der SED in den Bezirken Erfurt, Gera und Suhl 1952-1989, in: Heinrich Best und Heinz Mestrup (Hrsg.), Die Ersten und Zweiten Sekretäre der SED. Machtstrukturen und Herrschaftspraxis in den thüringischen Bezirken der DDR. Hain Verlag: Weimar u. Jena, S. 485-508.

ausübung einsetzte.¹ Es handelt sich dabei um einen Spezialfall der „Herrschaft durch Organisation“, die Max Weber in Anlehnung an Robert Michels eher antizipierend und extrapolierend als durch eigene Anschauung und Erfahrung grundiert in seiner Herrschaftssoziologie skizzierte: Bei diesem „Herrschaftsgebilde“ ruht die „beherrschende Stellung des [ihm] zugehörigen Personenkreises gegenüber den beherrschten ‚Massen‘... in ihrem Bestände auf dem ... ‚Vorteil der kleinen Zahl‘, d. h. auf der für die herrschende Minderheit bestehenden Möglichkeit, sich besonders schnell zu verständigen und jederzeit ein der Erhaltung ihrer Machtstellung dienendes, rational geordnetes Gesellschaftshandeln ins Leben zu rufen und planvoll zu leiten“.² Besonders scharf ist hier das Prinzip der Konspiration ausgeprägt, das die repressive Effizienz der Herrschaft durch Organisation erheblich zu steigern vermag. Das wesentliche Charakteristikum und die durch „Vergesellschaftung hergestellten spezifischen Vorkehrungen“ dieses Herrschaftsgebildes bestehen aber darin, „daß ein an Gehorsam gegenüber den Befehlen von *Führern* gewöhnter, durch Beteiligung an der Herrschaft und deren Vorteilen an ihrem Bestehen persönlich *mit interessierter* Kreis von Personen sich dauernd zur Verfügung hält und sich in der Ausübung derjenigen Befehls- und Zwangsgewalten teilt, welche der Erhaltung der Herrschaft dienen (Organisation)“. [Hervorheb. M. W.]³ Die soziale Struktur dieses Herrschaftsgebildes wird durch die „allgemeine Eigenart der Beziehung des oder der Herren [d. h. hier der Parteiführung H. B.] zu dem Apparat und beider zu den Beherrschten“ bestimmt.⁴ Es ist wichtig, daß es sich bei dieser Konfiguration um eine Herrschaftsbeziehung handelt, bei der eine gewisse Fügsamkeit der Beherrschten gegenüber den Herrschenden und ihrem „Apparat“ besteht, Gehorsam also nicht unausgesetzt erzwungen werden muß, weil sie sich auf Hinnahme, Toleranz, Akzeptanz oder gar willige Mitwirkung stützen kann.

Im Kern geht es also bei der Dreiecksrelation zwischen Parteiführung, Apparat und beherrschten Massen – wie bei jeder anderen Herrschaftsbeziehung auch – um die Durchsetzung und Aufdauerstellung eines Anspruchs auf Gehorsam, der idealiter den riskanten und teuren Einsatz von Gewalt weitgehend überflüssig macht, wobei die Androhung und auch der gelegentliche demonstrative Einsatz von Gewalt mit dieser Ordnung der Dinge durchaus kompatibel sind. Dem Apparat, seiner Loyalität gegenüber der Parteiführung und seiner Glaubwürdigkeit gegenüber der Masse der Bevölkerung kommt in dieser Dreiecksbeziehung entscheidende Bedeutung zu. Dies hat seinen Grund in einem Dilemma von Parteidiktaturen, die den „Vorteil der kleinen Zahl“ herrschaftstechnisch mit einem besonderen Aufwand für die Sicherstellung ihrer Durch-

¹ Neugebauer: Partei und Staatsapparat (1978).

² Max Weber: Wirtschaft und Gesellschaft (1972), S. 548.

³ Ebenda, S. 549.

⁴ Ebenda.

setzungsmacht und Autorität ‚vor Ort‘, oder – gemäß dem DDR-Sprachgebrauch – ‚im Territorium‘ ausbalancieren müssen. Jener Teil des Apparats, der als lokaler Agent und sichtbarer Repräsentant der Parteiführung auf der unteren Ebene der Machtorganisation die Mittlerfunktion übernimmt, bildet den Angelpunkt dieses Balanceaktes; von seiner Loyalität nach oben und seiner Performanz im alltäglichen Ablauf der Leitungsarbeit hängen entscheidend die Wirksamkeit und Akzeptanz der Parteiherrschaft ab.⁵ Die Überforderung des dort eingesetzten Funktionärskaders ist in dieser Konstellation strukturell angelegt.

Die Schlüsselrolle, die der regionalen Zwischenebene der Machtorganisation im System der Parteiherrschaft zugewiesen wurde, manifestierte sich unter anderem in den hypertrophen Erwartungen an die leitenden Funktionsträger in der „Zweiten Schicht der herrschenden Klasse“ (G. Mosca). Ein Beispiel unter vielen ist ein Kompendium der „Qualifikationsmerkmale“, das die Bezirksleitungen bei der „Auswahl und Entwicklung von Kreissekretären“ zugrunde legen sollten:⁶

Ein Kreissekretär benötigt in erster Linie Fähigkeiten, um alle [!] gesellschaftlichen Prozesse im Kreis analysieren und leiten zu können, praktische Erfahrungen, Kenntnisse und Fähigkeiten in der Menschenführung, der politischen Massenarbeit und in der marxistisch-leninistischen Erziehung der Parteimitglieder sowie der Leitung von Kollektiven. Er muß sowohl allseitige Kenntnisse des Marxismus-Leninismus, als auch das notwendige Fachwissen entsprechend seines konkreten Aufgabengebietes besitzen.

Ein Kreissekretär muß solche Eigenschaften besitzen, wie Treue zur Arbeiterklasse, enge Verbindung zu den Werktätigen, Verantwortungsfreude, Schöpferfury und Kühnheit, verbunden mit Sachlichkeit und nüchternem Kalkulieren, eiserne Arbeitsdisziplin, Kämpfertum und Unduldsamkeit gegenüber Mängeln und Fehlern.

Für den 1. Sekretär der Kreisleitung galt darüber hinaus, daß er

der fähigste Genosse im Kollektiv sein [soll], der neben langjährigen Erfahrungen in der Partei- und Massenarbeit umfangreiche Kenntnisse in der Tätigkeit als Leiter eines Kollektivs besitzt, der die Fähigkeit hat, ein Kollektiv zu erziehen, Schwerpunkte zu erkennen, sich bei der Lösung darauf zu konzentrieren und die Kräfte dafür zu formieren. In der Regel sollte er den Abschluß als Diplom-Gesellschaftswissenschaftler und den Sonderlehrgang der Partei an der Hochschule für Ökonomie absolviert haben.

⁵ Vgl. u. a. Helga Welsh: Zur Rolle der Ersten Bezirkssekretäre der SED (1999), S. 105 ff.

⁶ Im folgenden: SAPMO-BArch, ZPA SED Berlin, DY 30 J IV 2/3 A 1342 – Arbeitsprotokoll der Sitzung des Sekretariates des ZK der SED Nr. 63 vom 20.7.

2. Logiken und Kontexte der Kaderpolitik

Um so wichtiger ist eine Kaderpolitik, deren Auswahl- und Plazierungsentscheidungen den hohen Anforderungen an die Intermediäre im Parteiapparat genügen können: Sie muß die *Loyalität* des lokalen und regionalen Leitungskaders stärken (etwa durch den Belohnungseffekt des Aufstiegs in eine Leitungsfunktion), der *Legitimation* der Parteiherrschaft dienen (etwa dadurch, daß die legitimierenden Prinzipien der Parteiherrschaft in den Rekrutierungsentscheidungen symbolisch zur Geltung kommen) und die *Funktionalität* des Herrschaftsapparats sicherstellen (etwa dadurch, daß Personen in Leitungsfunktionen eingesetzt werden, die durch Vorerfahrungen, formale Qualifikationen oder Persönlichkeitsmerkmale besonders befähigt sind). Daß diese Rekrutierungsentscheidungen, zumindest aber deren Bestätigung vor dem Vollzug, ein Regal der obersten Ebenen der Parteihierarchie sind, ist danach plausibel und im Kontext einer auf den „Vorteil der kleinen Zahl“ gegründeten – und das bedeutet: zentralisierten – Machtorganisation geradezu unvermeidlich. Diese Entscheidungen sind jedoch strukturell schwierig. Auch wenn die „Erhaltung der eigenen Machtstellung“ der allem übergeordnete Imperativ des „Gesellschaftshandelns“ der Parteiführung ist, so muß sie doch zwischen unterschiedlichen Strategien der Machtsicherung wählen. Das gilt vor allem für die Kaderpolitik, denn die personalpolitischen Auswahlkriterien der Legitimität, Loyalität und Funktionalität sind trilemmatisch aufeinander bezogen: Kader, die durch eigene Leistung oder ihr Lebensschicksal Anerkennung in der Bevölkerung genießen, d. h. die Kriterien der Funktionalität oder Legitimität erfüllen, sind eher schwierige Untergebene der Leitung; Kader, die sich als willige Vollstrecker der Parteileitung bewähren, verlieren an Anerkennung der Beherrschten ‚vor Ort‘; Kader, die im Hinblick auf Herkunft und Lebensweg das symbolische Kapital proletarischer Klassentreue maximieren, weisen Defizite im inkarnierten Kulturkapital der Fachkompetenz auf. Der ‚ideale‘ Kader, der allen drei Kriterien voll zu genügen vermag, dürfte eine seltene Spezies und – wenn er denn auftritt – eher Gegenstand der Konkurrenzangst sein.

Im folgenden sollen nun die personalpolitischen Praktiken der Auswahl und Plazierung regionaler Spitzenkader der SED in jenen Bezirken der DDR untersucht werden, die im Sommer 1952 aus dem damaligen Land Thüringen gebildet worden waren. Der Untersuchungszeitraum beginnt also mit der Auflösung der Länder in der DDR, die ja auch mit einer Neuordnung der Regionalgliederung der SED und einem teilweisen Revirement ihres Leitungspersonals auf dieser Ebene verbunden war; er endet mit dem Jahr 1989, in dem der Imperativ der Erhaltung der Machtstellung der „Partei der Arbeiterklasse“ abrupt außer Kraft gesetzt wurde und fortan vollkommen andersartige Handlungslogiken in der Dreiecksconfiguration von Parteileitung, Parteikader und „Masse“ zur Geltung kamen.

Der Gegenstand der Untersuchung sind die wichtigsten hauptamtlichen Parteikader auf der Bezirks- und Kreisebene – bzw. dort, wo es eigene SED-Stadtleitungen gab, auch auf der Stadtleitungs- und der Stadtbezirksebene –, die zur Nomenklatur des Zentralkomitees der SED gehörten, also die Ersten und Zweiten Bezirks-, Kreis-, Stadtbezirks- und Stadtleitungssekretäre. Unsere Untersuchung verfolgt den Ansatz einer ‚strukturanalytischen Archäologie‘, der die Schichten der Kaderpolitik der SED bis auf das Primärgestein der Gründungsphase der DDR abträgt. Die Schichtenfolge wird dabei durch eine historische Periodisierung gegliedert, die von einem rein chronologischen Zeittakt abweicht und der Annahme folgt, daß in unterschiedlichen Phasen der Entwicklung von Staat und Staatspartei der DDR unterschiedliche Regime der Rekrutierung von Spitzenkadern in den Regionalleitungen der SED wirksam wurden.⁷ Die Vorgeschichte bildet die Gründungsphase der DDR und der SED von 1945 bis 1951, in der jene regionalen Spitzenkader der SED rekrutiert worden waren, die nach der Bildung der DDR-Bezirke und der Auflösung der Landesverbände der SED im Juli 1952 in die Führungen der Organisationseinheiten der Partei in den ‚thüringischen‘ Bezirken Erfurt, Gera und Suhl übernommen wurden. Es schließt sich die Phase der krisenhaften Konsolidierung der DDR von der 2. Parteikonferenz der SED und der Etablierung der Bezirksstruktur im Jahr 1952 bis zum Ende des Jahres 1961 an – mit dem Juniaufstand 1953 und dem Mauerbau als Schlüsselereignissen. Es folgt die Spätphase der Ära Ulbricht bis zur Übernahme der Funktion des Ersten Sekretärs des ZK der SED durch Erich Honecker (1962-1971). Die Ära Honecker wird in zwei Perioden gegliedert (1972-1981; 1982-September 1989), zwischen denen der X. Parteitag der SED, auf dem die „wissenschaftlich-technische Revolution“ zur „entscheidenden Bedingung“ für die „entwickelte sozialistische Gesellschaft“ ausgerufen und der Intelligenz dabei eine zentrale Rolle zugewiesen wurde, die Grenze bildet. Die agonale Phase der Auflösung der SED-Herrschaft in den letzten drei Monaten des Jahres 1989 bildet den Abschluß des Untersuchungszeitraums. Wir vermuten, daß in diesen sechs Perioden der Akzent der Selektionslogik bei der Besetzung des regionalen Leitungspersonals von der Legitimität in der Gründungsphase der DDR und SED über die Loyalität in der Konsolidierungsphase zur Funktionalität in der Reife und Aufbauphase und zuletzt wieder zur Legitimität in der Auflösungsphase wechselte. Wir folgen mit dieser Annahme einem elitentheoretischen Ansatz, der den Wandel der Muster von Elitenrekrutierung als Antwort auf zentrale Herausforderungen konzipiert, denen soziale Systeme ausgesetzt sind. Im Fall der SED waren dies die Herrschaftsgründung, die Herrschaftssicherung, der effiziente Herrschafts-

⁷ Zur Periodisierungsproblematik der DDR-Geschichte vgl. u. a. Beate Ihme-Tuchel: Die DDR (2002), S. 2 ff., 71 ff.

betrieb und zuletzt wieder der Versuch einer Neulegitimierung ihrer Herrschaft.⁸

3. Instrumente der Kaderpolitik

Die kaderpolitischen Auswahl- und Rekrutierungsentscheidungen vollzogen sich für unsere Untersuchungsgruppen im Rahmen des Kadernomenklatursystems der SED, wobei das ZK der SED – und das heißt, die Parteizentrale in Berlin – unmittelbar als Nomenklaturvorgesetzter oder als Bestätigungsebene für ihre Kontrollnomenklaturen beteiligt war. Dieses „Gerüst der Macht“ (M. Wagner) wurde in der DDR zwar erst in den 1950er und beginnenden 1960er Jahren zu einem umfassenden, nun auch den Staat und die Wirtschaft erreichenden System parteizentrierter personalpolitischer Auswahl und Kontrolle ausgebaut, doch war es der SED von vornherein und gewissermaßen als Hauptelement des ‚genetischen Codes‘ der KPD implantiert worden.⁹ Die Auflösung der Landesverbände der SED im Jahr 1952 bildete dann den vorläufigen Schlußpunkt im Prozeß der Umformung in eine ‚Partei neuen Typus‘ und beseitigte ein Element der Parteiorganisation, dessen Gleichschaltung nicht völlig gelungen war.¹⁰

Die neue Parteiorganisation wurde Mitte 1952 auf und unterhalb der Bezirksebene durch „Organisationsbüros“ implementiert. Dies waren durch die SED-Führung beliebig lenkbare Steuerungsinstanzen, die auch über die personelle Besetzung der Leitungen und des Parteiapparats der regierenden Organisationseinheiten zu entscheiden hatten. Erst Monate später bestätigten Delegiertenkonferenzen die Zusammensetzung der neuen Leitungen.¹¹ Der umstandslose Durchgriff der Parteizentrale auf die Regionalebene setzte einen Standard, der auch künftig Geltung behalten sollte, obwohl er durch die im Kadernomenklatursystem vorgesehenen Konsultations- und Abstimmungsmechanismen zwischen den beteiligten Leitungsebenen in seiner krassen Erscheinung etwas abgemildert wurde. Von ‚oben‘ kamen auch die Kriterien der Kaderrekrutierung, die bei der Auswahl des Leitungspersonals – die ja faktisch eine Kooptation durch die Zentrale und den Apparat war – angewendet werden sollten.¹² Sie bildeten sich prägnant in den „Kaderspiegeln“ ab, in denen anhand quantitativer Daten – wenn auch auf der Grundlage fragwürdiger sozialstruktureller Klassifikationen – über die Zusammensetzung des Funktionärskorps berichtet wurde. Ein Beispiel ist eine Analyse der „gewählten Mitglieder

⁸ Vgl. Gaetano Mosca: Die herrschende Klasse (1950), S. 64 ff.; Heinrich Best: Der langfristige Wandel politischer Eliten (2003), S. 369-399.

⁹ Matthias Wagner: Gerüst der Macht (1997), S. 87 f., 95 ff.

¹⁰ Andreas Malycha: Die SED (2000), S. 454 f.

¹¹ Ebenda, S. 457 f.

¹² Matthias Wagner: Das Kadernomenklatursystem (1999), S. 45 ff., 53 ff.

und Kandidaten aller Bezirksleitungen sowie der Bezirksrevisionskommission und der Bezirksparteikontrollkommission mit dem Stand nach Abschluß der Wahl 1958“, in der über die Fluktuationsrate, den Frauenanteil, die soziale Herkunft, die „soziale Lage bei Parteieintritt“, die „jetzige berufliche Tätigkeit“, die „altersmäßige Zusammensetzung“, das „Parteialter“, den „fachlichen Bildungsstand“, den „politisch-ideologischen Bildungsstand“, die (vormalige) „Mitgliedschaft in faschistischen Organisationen“, die Kriegsgefangenschaft (differenziert nach westlich und sowjetisch), die Zugehörigkeit zur „faschistischen Wehrmacht“, Auszeichnungen und Kirchenmitgliedschaft berichtet wurde.¹³ Es begegnen uns hier jene positiven und negativen „Kadermerkmale“, die auch in den Kaderakten enthalten sind, die die Hauptquelle unserer Untersuchung über die Kreis- und Bezirkssekretäre bilden. Wir profitieren dabei von der ‚soziologistischen‘ Anthropologie eines vulgarisierten Marxismus, der aus sozialer (und politischer) Herkunft und Lage sichere Prognosen über die Eignung und Loyalität einzelner Mitglieder eines Funktionärskorps ableiten zu können glaubte, wobei die „Herkunft aus der Arbeiterklasse“ gewissermaßen die Mastervariable bildete. Mit Genugtuung wurde dann auch in dem Kaderspiegel des Jahres 1958 vermerkt, daß die „Zusammensetzung nach der sozialen Herkunft“ mit Anteilen der Arbeiterkinder zwischen 87% und 97% als „gut einzuschätzen“ sei, während die Lage der „Frauenfrage“ bei einem Frauenanteil von 16% als „ernst“ betrachtet werden müsse.¹⁴

Bereits in den sehr pauschalen und in der Darstellung z. T. beschönigenden Kaderspiegeln der 1950er Jahre werden Abweichungen zwischen kaderpolitischem Sollen und Sein erkennbar, die zeigen, daß der steuernde planerische Durchgriff der Zentrale vielfach die Gegebenheiten ‚vor Ort‘ verfehlte und insbesondere an der Verfügbarkeit geeigneten Personals scheiterte. So bildeten z. B. manche „positiven Kadermerkmale“ – wie etwa hohes Qualifikationsniveau und proletarische Klassenherkunft – theoretisch zwar ideale Paare, fak-

¹³ SAPMO-BArch, ZPA Berlin, DY 30 J IV 2/3-611 bzw. J IV 2/3 A-625 – Protokoll des Sekretariates des ZK der SED Nr. 25 vom 27.8.1958: Vorlage der Abt. Kader des ZK; Berlin, den 21.7.1958: Analyse zur Statistik über die kaderpolitische Zusammensetzung der gewählten Mitglieder und Kandidaten aller der Bezirks- und Kreisleitungen sowie der Revisions- und Parteikontrollkommissionen (Beschl.-Nr. 719). Es handelt sich hierbei um zwei getrennte Analysen für die Bezirks- und Kreisebene. 1) Berlin, den 4.7.1958: Analyse über die kaderpolitische Zusammensetzung der gewählten Mitglieder und Kandidaten aller Bezirksleitungen sowie der Bezirksrevisionskommissionen und der Bezirksparteikontrollkommissionen mit dem Stand nach Abschluß der Wahlen 1958. 2) Berlin, den 1.7.1958: Analyse über die kaderpolitische Zusammensetzung der gewählten Mitglieder und Kandidaten aller Stadt-, Kreis- und Stadtbezirksleitungen sowie der Kreisrevisionskommissionen und der Kreisparteikontrollkommissionen mit dem Stand nach der Wahl 1958.

¹⁴ SAPMO-BArch, ZPA Berlin, DY 30 J IV 2/3-611 bzw. J IV 2/3 A-625 – Protokoll des Sekretariates des ZK der SED Nr. 25 vom 27.8.1958: Analyse über die Analyse über die kaderpolitische Zusammensetzung der gewählten Mitglieder und Kandidaten aller Bezirksleitungen sowie der Bezirksrevisionskommissionen und der Bezirksparteikontrollkommissionen mit dem Stand nach Abschluß der Wahlen 1958.

tisch aber Chiasmen. Ein zweiter Typ von Abweichungen zwischen Sollen und Sein resultierte – und dies war selbst aus den für den internen Gebrauch des Sekretariats des Zentralkomitees bestimmten Kaderspiegeln (die den Vermerk „Persönliche Verschlusssache“ trugen) nur schwer erkennbar – aus einem machtsstrategischen Kalkül der Parteizentrale. Um speziell diese Sachverhalte und die daraus resultierenden krassen Abweichungen zwischen ideologisch-propagandistischer Außendarstellung und interner Praxis aufzudecken, ist es aber erforderlich, die biographischen Daten der SED-Regionaleliten einer Primäranalyse zu unterziehen.

4. Praktiken und Ergebnisse der Kaderpolitik

4.1 Zirkulationsmodi und die Zeitmuster von Kaderbiographien

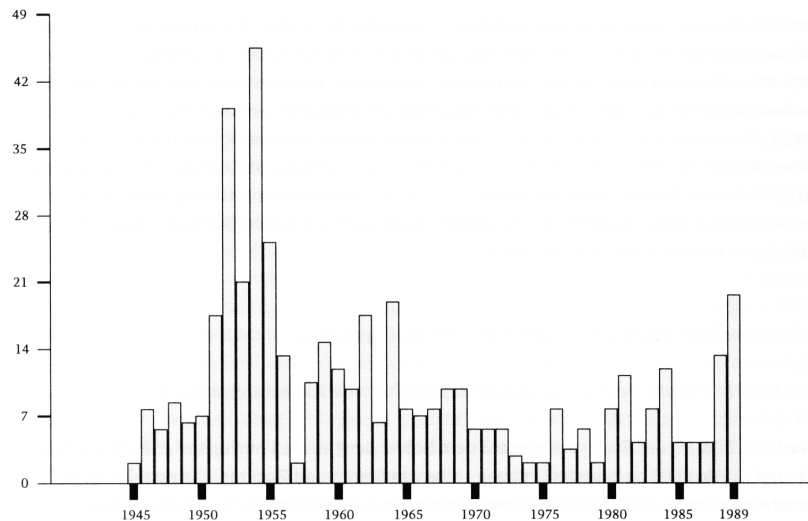
Nach der Bildung der Bezirke waren auf dem Gebiet des Landes Thüringen 84 Sekretärsstellen¹⁵ (1. und 2. Sekretär) zu besetzen – davon sechs von Ersten und Zweiten Bezirkssekretären.¹⁶ Insgesamt wurden bis Ende 1989 auf diesen Positionen 441 Kader geführt (von denen 60 bereits vor 1952 eine Sekretärsfunktion ausgeübt hatten).¹⁷ Das heißt, daß sich in den 37 Jahren, die unseren Untersuchungszeitraum bilden, im Durchschnitt ca. fünf Kader auf einer Sekretärsstelle ablösen, auf der sie jeweils etwa sieben Jahre verblieben. Diese Durchschnittswerte erwecken den Eindruck einer moderaten Zirkulation, bei der sich Kriterien personeller Erneuerung und erfahrungskumulierender Amtverhaftung die Waage zu halten scheinen. Der Eindruck trügt jedoch, wie sich erweist, wenn wir die Jahreswerte betrachten; dann zeigt sich, daß die Hälfte aller Rekrutierungen auf den Zeitraum bis 1959 entfallen, mit einem Spitzenwert von 42 im Jahr 1954. In den 16 Jahren zwischen 1964 und 1981 lag dagegen die jährliche Anzahl der Neubesetzungen durchweg unter zehn.

¹⁵ Dieser Wert erhöht sich noch, wenn man die Stadtbezirke von Gera und insbesondere von Erfurt, deren Zahl für den Zeitraum unserer Untersuchung stark differiert, mit einrechnet. – Vgl. hierzu das Kapitel 1.2.1 in diesem Band zu Aufbau und Struktur der SED in den thüringischen Bezirken.

¹⁶ Andreas Malycha: Die SED (2000), Tabelle S. 457.

¹⁷ Alle folgenden Berechnungen beziehen sich auf den von Axel Salheiser in diesem Band vorgestellten Datensatz.

Abbildung Nr. 1: Erste und Zweite Kreissekretäre der SED in den thüringischen Bezirken: Anzahl der Neubesetzungen (n=434)¹⁸



Es fragt sich hier, wie dieser krasse Niveauunterschied der Austauschraten innerhalb des Beobachtungszeitraums zu erklären ist. Zum einen sicherlich durch den Umstand, daß die ausgehenden 1940er und beginnenden 1950er Jahre die Phase eines beschleunigten Auf- und Ausbaus des hauptamtlichen Parteiapparats waren, in der durch Neubesetzungen und Ersatzrekrutierungen für aufsteigende Kader ein erheblicher Personalbedarf induziert wurde.¹⁹ Zum anderen aber waren die Fluktuationen des Leitungspersonals, die in einzelnen Jahren bis zur Hälfte aller Positionen erfassen konnten, das Ergebnis improvisierter Personalentscheidungen und wechselnder Auswahl- und Promotionskriterien der Zentralinstanzen. Dieser Umstand wird durch Einschätzungen der Bezirksleitungen in bezug auf die kaderpolitische Zusammensetzung der SED-Kreissekretariate bzw. -büros beleuchtet.²⁰ So nahm im Sekretariat der SED-Bezirksleitung Suhl eine kaderpolitische Beratung zur Jahreswende 1953/1954 einen hoch kontroversen und chaotisch-turbulenten Verlauf.²¹ Den Hintergrund

¹⁸ In sieben Fällen kann keine genaue Jahresangabe gemacht werden.

¹⁹ Andreas Malycha: Die SED (2000), S. 458.

²⁰ Vgl. hierzu die von Heinz Mestrup zusammengestellten Einschätzungen für den Zeitraum von 1955 bis 1988. Besonders deutlich wird dies bei den Einschätzungen der Büros der SED-BL Suhl vom 15.6.1955 (SAMPO-BArch, ZPA SED Berlin, DY 30 J IV 2/3 A-472), Gera vom 13.7.1955 (SAPMO-BArch, ZPA SED Berlin, DY 30 J IV 2/3 A-478) und Erfurt vom 25.10.1955 (ThHStA Weimar / BPA SED Erfurt / BL Erfurt IV 2/3-180).

²¹ TStA Meiningen / BPA SED Suhl / BL Suhl 2/3-111-1.

bildete hier u. a. der 17. Juni 1953, aus dem in vielen Kreisleitungen erst 1954 die kaderpolitischen Konsequenzen gezogen wurden. Doch blieben auch in den folgenden Jahren (mit Ausnahme von 1957) die Fluktuationen hoch und qualitätsvolle Neubesetzungen ein Problem. 1955 lag die Austauschrate der Parteisekretäre bei ca. 28% – wozu in diesem Jahr auch der 2. Kreissekretär von Ilmenau zählte, der wegen „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ inhaftiert wurde, die er als Aufseher in einem Kriegsgefangenenlager begangen hatte!²² Dies war sicherlich eine besonders krasse Fehlbesetzung, doch bildete sie nur den äußeren Pol eines Kontinuums kaderpolitischen Ungenügens, das 1958 DDR-weit in den Bezirks- und Kreisleitungen der SED für rund 18% (KL) bis 25% (BL) der Wechsel verantwortlich war – davon 15% (BL) bzw. 13% (KL) wegen „mangelhafter Qualifikation“ und 11% (BL) bzw. 5% (KL) wegen Verletzung der Parteimoral, Verstößen gegen Parteibeschlüsse und wegen Parteistrafen –, dies bei Fluktuationsraten, die zwischen 49% bei den Bezirksleitungen und 57% bei den Kreisleitungen lagen.²³ Das Urteil, daß „in der Auswahl und Erziehung der Kader immer noch große Mängel vorhanden sind“, wirkt wie ein Euphemismus.²⁴ Wenn „im Prozeß der Führungsauslese verwirklichte,... personell und sachlich ‚überzeugende‘ Resultate der Kaderpolitik ... das politische System und seine Führung legitimieren und stabilisieren“ sollten,²⁵ wurde dieses Anliegen auf der Regionalebene des Parteiapparats zumindest im ersten Jahrzehnt seit der Gründung der SED verfehlt. Der für die zentrale Parteileitung wie die örtlichen Parteiorganisationen gleichermaßen traumatisierende Kollaps ihrer Herrschaft im Sommer 1953 setzte hier ein deutliches Zeichen, leitete aber erst mit einer Verzögerung von mehreren Jahren nach der Niederschlagung des Aufstandes in eine Stabilisierung der Kaderpolitik und eine Verstetigung der Amtsdauer der regionalen Parteileitungen über.

In den 1960er Jahren vollzog sich dann fast übergangslos ein grundlegender Wandel des Zirkulationsmodus vom Typus der Umwälzung und Säuberung („Replacement Circulation“) zu dem der Reproduktion und Ersatzrekrutierung

²² SAPMO-BArch, ZPA SED Berlin, DY 30 JIV 2/3 A-472 – Abteilung Leitende Organe der Partei und Massenorganisationen der SED-BL Suhl: Einschätzung des Büros der Kreisleitungen im Bezirk Suhl. Suhl den 15.6.1955.

²³ SAPMO-BArch, ZPA Berlin, DY 30 JIV 2/3-611 bzw. JIV 2/3 A-625 – Protokoll des Sekretariates des ZK der SED Nr. 25 vom 27.8.1958: Vorlage der Abt. Kader des ZK; Berlin, den 21.7.1958: Analyse zur Statistik über die kaderpolitische Zusammensetzung der gewählten Mitglieder und Kandidaten der Bezirks- und Kreisleitungen sowie der Revisions- und Parteikontrollkommissionen (Beschl.-Nr. 719). Siehe hierzu S. 1 f. des Kaderspiegels für die Bezirks- sowie S. 11 f. der Einschätzung für die Kreisebene.

²⁴ Ebenda, S. 1 der Einschätzung für die Bezirksebene. Zu den Umständen und Folgen der extremen Kaderfluktuation in den 1950er Jahren vgl. auch Helga A. Welsh: Kaderpolitik auf dem Prüfstand (1999), S. 112 ff.

²⁵ Gerd Meyer: Die DDR-Machtelite in der Ära Honecker (1991), S. 87.

(„Reproduction Circulation“).²⁶ Die Zirkulationsraten sanken Anfang der 1970er Jahre auf 2%-6% und verharrten bis in die 1980er Jahre auf diesem Niveau. Einige der Parteisekretäre, die in dieser Phase in ihre Ämter gelangt waren, verblieben bis zum Herbst 1989 auf diesen Positionen. Die personelle Konsolidierung des Parteiapparats war mit einer Karrierisierung des Zugangs zu regionalen Leitungsfunktionen und einer Normierung des Karriereverlaufs verbunden. Dies zeigt sich am zunehmenden Durchschnittsalter bei der ersten Ernennung zum Parteisekretär, das von ca. 36 Jahren im Zeitraum bis 1961 auf 40 Jahre in der Rekrutierungskohorte 1982 bis 1989 anwuchs. Zugleich sank die Standardabweichung von über sieben Jahren auf ca. drei Jahre und die maximale Spanne des Rekrutierungsalters zwischen dem jüngsten und dem ältesten Parteisekretär von 33 Jahren auf 14 Jahre. Erst in der Kohorte der Parteisekretäre, die im Zuge der Krisenrekrutierungen des Jahres 1989 in ihre Ämter einrückten, nahmen die Standardabweichung und die maximale Spanne des Rekrutierungsalters wieder auf 6,7 und 23 Jahre zu. Einen ähnlichen Entwicklungsgang durchlief das „Parteialter“ bei Übernahme der ersten Sekretärsfunktion (d. h. der Zeitraum, der seit dem Eintritt in die SED oder KPD vergangen war): Es stieg von 2,6 Jahren in der frühesten Rekrutierungskohorte auf 23,0 Jahre bei den Krisenrekrutierungen in der Auflösungsphase des Regimes Ende 1989, in der offenkundig Parteiveteranen zu Hoffnungsträgern wurden. Zugleich nahm das Durchschnittsalter bei Eintritt in die SED (oder KPD) von 33 Jahren in der frühesten Rekrutierungskohorte auf 21 Jahre in den späteren Phasen ab. Die Differenz zwischen dem durchschnittlichen Parteialter bei Übernahme der ersten Parteifunktion und dem Parteialter bei Übernahme der ersten Sekretärsfunktion nahm demgegenüber von einem Jahr in der frühesten Rekrutierungskohorte auf sieben bis acht Jahre in der Spätphase der DDR zu.

Alle Indikatoren verweisen deutlich auf eine zeitliche Dehnung des Rekrutierungsprozesses bei gleichzeitiger Vorverlegung des Parteieintrittsalters in die späte Adoleszenzphase: Anciennität und lange Karenzzeiten begannen nun den Karriereverlauf zu bestimmen. Die entscheidende Zäsur lag Ende der 1950er Jahre, als sich ein neues, auf Stetigkeit und Dienstalter begründetes Regime der Kaderpolitik durchsetzte. Diese Ordnung der Dinge wurde auch nicht durch den Amtswechsel von Ulbricht zu Honecker durchbrochen, der sich ohne Fluktuationen vollzog, die auf eine Säuberung oder einen Klientelwechsel hindeuten.²⁷ Im Gegenteil: Der Apparat verfiel gerade in den beginnenden 1970er Jahren in eine Starre, die daran denken läßt, daß eine personelle Bestandsgarantie ein loyalitätsförderndes Herrschaftsmittel der Zentrale gegenüber ihrem regionalen Apparat gewesen sein könnte.

²⁶ Vgl. John Higley und György Lengyel: *Elite Configurations after State Socialism* (2000), S. 4 ff.

²⁷ Vgl. auch Ihme-Tuchel: *DDR* (2002), S. 71 ff.

Tabelle Nr. 1: Erste und Zweite Kreissekretäre der SED in den thüringischen Bezirken: Rekrutierungsalter, Parteilalter bei Rekrutierung und Alter bei Parteieintritt

Rekrutierungskohorten: 19..	Rekrutierungsalter 1. Sekretärsfunktion			Parteilalter bei Übernahme der 1. Sekretärsfunktion			Alter bei Parteieintritt in die SED (bzw. KPD)		
	Mittelwert	Standardabweichung	Spannweite	Mittelwert	Standardabweichung	Spannweite	Mittelwert	Standardabweichung	Spannweite
45-51	35,5	7,79	31	2,6	1,81	6	32,7	7,85	28
52-61	35,6	7,16	33	8,1	2,92	13	27,6	6,88	27
62-71	38,5	4,29	21	16,1	3,73	18	23,1	3,92	17
72-81	39,3	3,33	16	18,4	3,76	18	21,1	2,23	8
82-88	40,0	3,55	14	19,5	4,00	17	20,8	2,25	11
1989	41,9	6,74	23	23,0	7,68	24	20,9	3,83	13

4.2 Schatten und Halbschatten der Vergangenheit

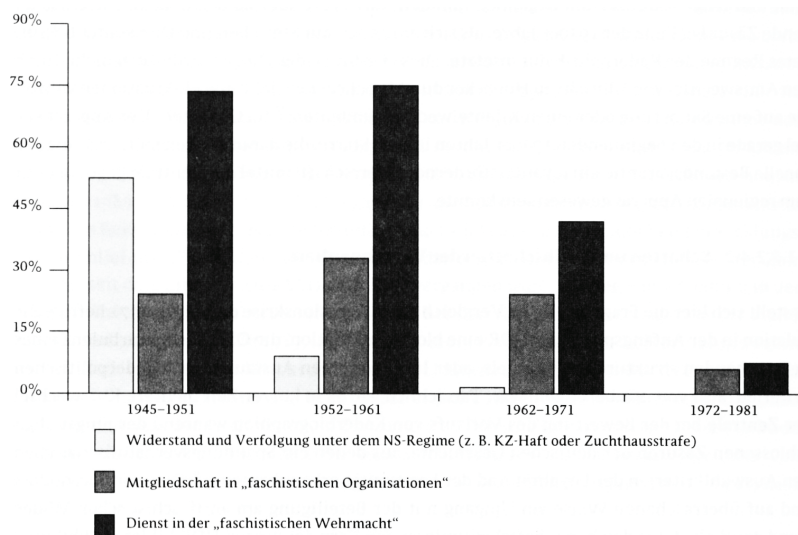
Es stellt sich hier die Frage, ob die im Vergleich zur Sukzessionskrise des Jahres 1971 heftige Zirkulation in der Anfangsphase der DDR eine bloße Fluktuation, die Oberflächenturbulenz eines tiefergehenden strukturellen Wandels, oder Indiz für einen Austausch nach kaderpolitischen Kriterien, also von ‚Säuberungen‘ war. Tatsächlich gab es in kurzer Zeit mehrere Kurswechsel der Zentrale bei der Bewertung des Verlaufs von Kaderbiographien während der jüngst abgeschlossenen Zäsuren der deutschen Geschichte, aus denen ein Spannungsverhältnis zwischen den Auswahlkriterien der Loyalität und der Legitimität erkennbar wird.²⁸ Dies wird besonders und auf überraschende Weise am Umgang mit der Beteiligung am antifaschistischen Widerstand deutlich, der ja den herrschaftslegitimierenden Kern der jungen DDR bildete (Abbildung Nr. 2).

Während unter den zwischen 1945 und 1951 berufenen Sekretären immerhin 48% Widerstandskämpfer und in irgendeiner Weise Verfolgte nationalsozialistischer Gewaltherrschaft gewesen waren, sank dieser Anteil bei der folgenden Rekrutierungskohorte abrupt auf 7,9% oder – wenn wir auch jene dazuzählen, die vor 1945 Mitglieder der KPD oder kommunistischer Organisationen gewesen waren – auf 12,4%. Bereits in der nächsten Kohorte starb die Kategorie der Widerstandskämpfer, Verfolgten und Altkommunisten mit einem letzten aktiven Antifaschisten bei den neu berufenen Sekretären aus. Demge-

²⁸ Malycha: Die SED (2000), S. 448 ff.

genüber waren ehemalige Mitglieder nationalsozialistischer Organisationen nach einem bereits bemerkenswert hohen Ausgangswert in der Gründerkohorte (21,7%) von 1952 bis 1961 deutlich erfolgreicher (29,9%) und stellten bei den ab 1962 Neuberufenen die einzigen Sekretäre mit einer politischen Organisationserfahrung, die vor 1945 zurückreichte. Bestimmend war in unserer Untersuchungspopulation jedoch die Erfahrung der Wehrmachtzugehörigkeit, über die bis Anfang der 1960er Jahre etwa 70% der Kader verfügten, zwischen 1962 und 1971 noch immerhin 39%.²⁹ Die überwiegende Zahl der Wehrmachtangehörigen hatte als Mannschaftsdienstgrade oder Unteroffiziere gedient. Jeweils über 50% der bis 1961 berufenen Parteisekretäre war in Kriegsgefangenschaft geraten, die im Verhältnis von zwei zu eins in Lagern der Westalliierten verbracht wurde – was deshalb überraschend ist, weil diese biographische Verzweigung als ein negatives Kadermerkmal galt.³⁰

Abbildung Nr. 2.: Erste und Zweite Kreissekretäre der SED in den thüringischen Bezirken: Politische Vergangenheit vor 1945



Unerwartet tritt uns hier als dominante Sozialfigur des regionalen Spitzenkaders der SED in der Anfangsphase der DDR nicht (mehr) der Widerstandskämpfer und antifaschistische Märtyrer, sondern der junge Arbeiter im Schmuck der Dienstgrade der „faschistischen Wehrmacht“ oder der Parteiuni-

²⁹ Ausgenommen haben wir hier das Strafbataillon 999, in dem insgesamt zehn thüringische Parteisekretäre gedient hatten. Sie wurden den NS-Verfolgten zugerechnet.

³⁰ Malycha: Die SED (2000), S.406.

form des HJ-Führers entgegen. Die Kalküle und Umstände, die zu dieser Verschiebung der Rekrutierungspraxis gegenüber der Gründerkohorte und der eklatanten Abweichung vom antifaschistischen Gründungsmythos bei den ab 1952 neu installierten Sekretären geführt hatten, können aus einer kollektivbiographischen Archäologie der Kaderakten naturgemäß nicht erschlossen werden. Daß es sich um einen „bewußt herbeigeführten Wandel“ handelte, um „durch den Einbau von Neumitgliedern in die Leitungen den Stalinisierungsprozeß“ der DDR abzusichern, wird jedoch durch die einschlägige Literatur nahegelegt.³¹ Dabei kamen auch kleinere und mittlere HJ-Führer zum Zuge, die von der „Jugendamnestie“ der Alliierten und der nachziehenden Gesetzgebung der Landtage der SBZ vom Frühjahr 1947 profitiert hatten, nach der alle Jugendlichen, die seit dem 1. Januar 1919 geboren worden und Mitglieder der NSDAP oder einer ihrer Gliederungen gewesen waren, im öffentlichen Leben als gleichberechtigte Staatsbürger behandelt werden sollten, sofern sie kein Verbrechen begangen oder höhere Funktionen bekleidet hatten.³² Etwa zwei Drittel der ab 1952 in den thüringischen Bezirken berufenen neuen Kreissekretäre gehörten dieser begünstigten „HJ-Generation“ an. Sie bildete „ein bevorzugtes Ansprechpotential nicht nur für die Mitgliederwerbung, sondern auch für die Herausbildung neuer Funktionsträger in der Partei“ und erhielt seit Anfang der 1950er Jahre „infolge der forcierten Parteisäuberungen, von denen der alte Funktionärsstamm am meisten betroffen war“, privilegierte Aufstiegschancen.³³ Hinzu kam der erhöhte Kaderbedarf infolge des 1952 ausgerufenen „Aufbaus des Sozialismus“ und des Umbaus der Gebietseinheiten der DDR. Die Parteiwahlen des Mai und Juni 1952 markieren dann eine Zäsur, in der ein Generationswechsel zugunsten jener Kader stattfand, die nach 1945 in eine Arbeiterpartei eingetreten waren.

Auch in unserer Untersuchungsgruppe wurde die Rekrutierungsgeneration der von 1952 bis 1961 eingesetzten Kreissekretäre bereits entscheidend von diesem kaderpolitischen Umbruch geprägt: Etwa die Hälfte der neuen Kreissekretäre in dieser Rekrutierungskohorte war erst nach der Vereinigung von KPD und SPD der SED beigetreten, die übrigen verteilten sich etwa paritätisch auf die beiden Mutterparteien. In der „Gründerkohorte“ der von 1945 bis 1951 berufenen regionalen Spitzenkader waren demgegenüber ehemalige KPD-Mitglieder im Verhältnis von ca. 2,5 zu 1 (53% und 21,7%) überrepräsentiert gewesen; ein plausibler Befund nach der systematischen Verdrängung ehemaliger Sozialdemokraten aus den bei der Vereinigung zunächst paritätisch besetzten Parteigremien und hauptamtlichen Funktionärspositionen.³⁴ Unsere Daten deuten aber auch, und wieder in Übereinstimmung mit anderen Quellen,

³¹ Ebenda, S. 450.

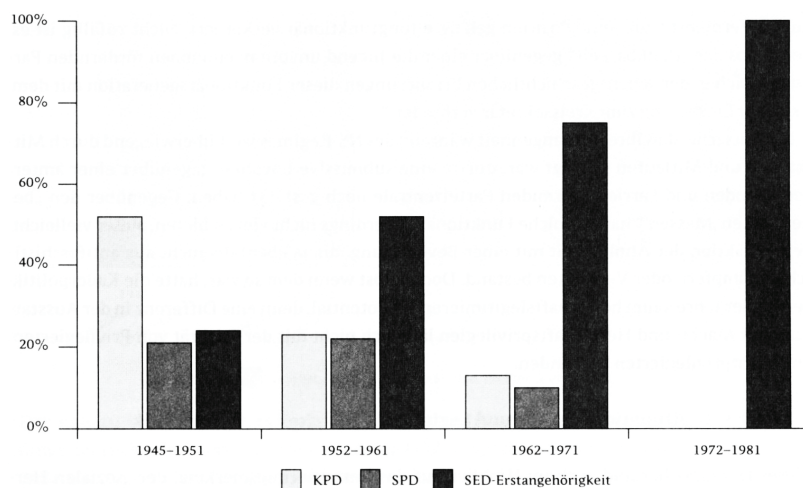
³² Ebenda, S. 451.

³³ Ebenda, S. 27.

³⁴ Ebenda, S. 372.

daraufhin, daß dann in einem zweiten Gang des Umbaus des hauptamtlichen Parteikaders Neumitglieder, die erst nach der Parteigründung der SED beigetreten waren, auch gegenüber Altmitgliedern der KPD aus der Zeit vor 1933 und der Wiederetablierung der Partei im Jahr 1945 bevorzugt zum Zuge kamen.³⁵ Bereits in der Rekrutierungskohorte 1962-1971 stellten diese Neumitglieder mehr als drei Viertel der neu berufenen Kreissekretäre; ihr dominanter historischer Erfahrungshintergrund war, wie schon bei den seit 1952 Rekrutierten, die Wehrmachtzugehörigkeit und die Mitgliedschaft in den der NSDAP angeschlossenen Verbänden. Wir interpretieren diesen Wechsel als das Ergebnis einer Umakzentuierung der Kaderpolitik vom Auswahlkriterium der Legitimität – inkarniert durch den im antifaschistischen Widerstand bewährten Altkommunisten und Sozialdemokraten – hin zur (submissiven) Loyalität, die der im schnellen Karrieredurchgang, ohne spektakuläre Verdienste auf seine Position gelangte Jungfunktionär verkörpert. Nicht zufällig ist es der Topos der „Dankbarkeit“ gegenüber einer die Jugend unvoreingenommen fördernden Partei, der sich in den lebensgeschichtlichen Erinnerungen dieser Funktionärgeneration mit dem Akt ihrer Einsetzung zum Kreissekretär verbindet.³⁶

Abbildung Nr. 3: Erste und Zweite Kreissekretäre der SED in den thüringischen Bezirken: Parteiherkunft nach 1945



Die Tatsache, daß ihre Vergangenheit während des NS-Regimes weit überwiegend durch Mitmachen und Mitlaufen geprägt war, dürfte eine submissive Loyalität gegenüber einer ämtervergebenden und karrierelenkenden Parteizent-

³⁵ Ebenda, S. 405.

³⁶ Vgl. z. B. Hermann Funkler: Ergänzungen zu meinem Lebenslauf (2001), S. 3.

rale noch gestärkt haben. Gegenüber den „beherrschten Massen“ hatten solche Funktionäre allerdings nicht viel zu bieten, außer vielleicht der Attraktion der Ähnlichkeit mit einer Bevölkerung, die ja ebenfalls nicht aus antifaschistischen Kämpfern oder Verfolgten bestand. Doch selbst wenn dem so war, hatte die Kaderpolitik der 1950er Jahre kaum herrschaftslegitimierendes Potential, denn eine Differenz in der Ausstattung mit Macht- und Herrschaftsprivilegien läßt sich nicht mit der Egalität von Privilegierten und Nichtprivilegierten begründen.

4.3 Legitimationsfiguren und Legitimitätsdefizite der Kaderpolitik

Dieses Dilemma bestand auch im Hinblick auf das Rekrutierungsmerkmal der „sozialen Herkunft“, in der sich der Charakter der SED als Klassenpartei und damit ein Fundamentalbestandteil ihrer Herrschaftsideologie materialisierte. Die Bedeutsamkeit dieses Kadermerkmals läßt sich daran erkennen, daß die „soziale Herkunft“ in 93% unserer Fälle überliefert ist. Ein Arbeiterstammbaum, bei dem wie bei der Aristokratie vor allem die väterliche Linie in Betracht kam, hatte in der Frühphase der DDR annähernd den Charakter einer notwendigen Bedingung für eine Karriere als hauptamtlicher Parteifunktionär.³⁷ In den ersten drei Rekrutierungskohorten, die den Zeitraum von 1945 bis 1972 umfassen, lag der Anteil der Kreissekretäre, denen eine Arbeitergenealogie bestätigt wurde, bei rund 90%. Er nahm dann bis 1989 auf 71% ab, um in den Krisenrekrutierungen des Jahres 1989 (bei allerdings sehr kleiner Fallzahl) weiter auf 56% zu sinken. Dem stand eine Zunahme der Kreissekretäre aus Angestelltenfamilien auf 16% in der letzten „normalen“ Rekrutierungskohorte (1982-1988) gegenüber.

Der nahezu reinerbig proletarische Charakter der ersten Rekrutierungskohorten wird allerdings deutlich relativiert, wenn wir die *tatsächlich ausgeübten Berufe* der Väter, die in 61% der Fälle überliefert sind, entsprechend den Kategorien der Herkunftsvariablen reklassifizieren.

³⁷ Vgl. u.a. SAPMO-BArch, ZPA Berlin, DY 30 J IV 2/3-611 bzw. J IV 2/3 A-625 – Protokoll des Sekretariates des ZK der SED Nr. 25 vom 27.8.1958: Vorlage der Abt. Kader des ZK, Berlin, den 21.7.1958: Analyse zur Statistik über die kaderpolitische Zusammensetzung der gewählten Mitglieder und Kandidaten der Bezirks- und Kreisleitungen sowie der Revisions- und Parteikontrollkommissionen (Beschl.-Nr. 719). Siehe hierzu S. 3 des Kaderspiegels für die Bezirks- sowie S. 2 der Einschätzung für die Kreisebene.

Abbildung Nr. 4: Erste und Zweite Kreissekretäre der SED in den thüringischen Bezirken: Soziale Herkunft (offizielle Angabe) und tatsächlicher Beruf des Vaters (rekodiert)

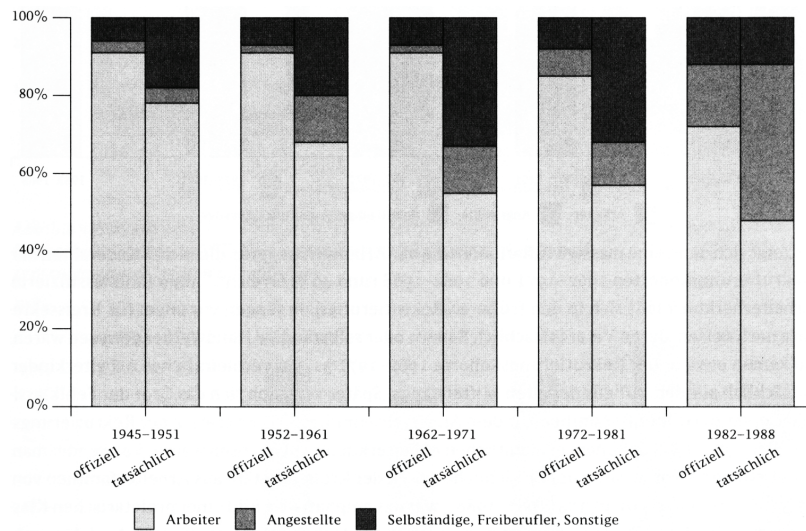


Abbildung Nr. 5: Erste und Zweite Kreissekretäre der SED in den thüringischen Bezirken: Tatsächlicher Beruf des Vaters rekodiert – nur Sekretäre mit sozialer Herkunft „Arbeiter“ (offizielle Angabe)

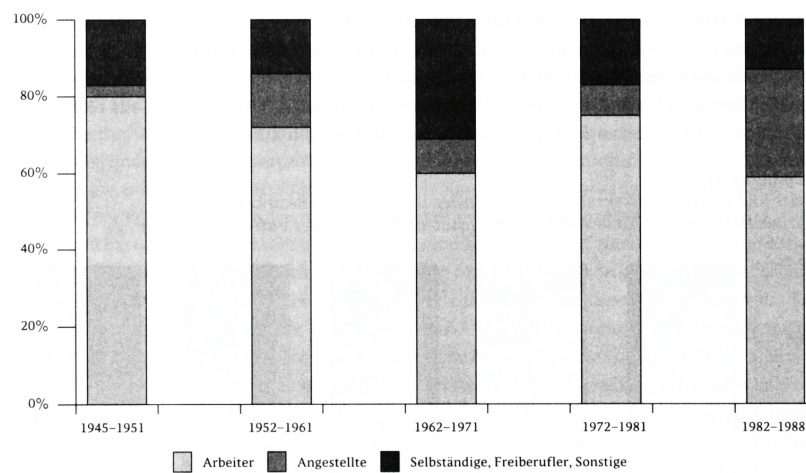


Abbildung Nr. 6: Erste und Zweite Kreissekretäre der SED in den thüringischen Bezirken: Berufs-, Fachschul- und Hochschulbildung, Besuch einer Parteihochschule

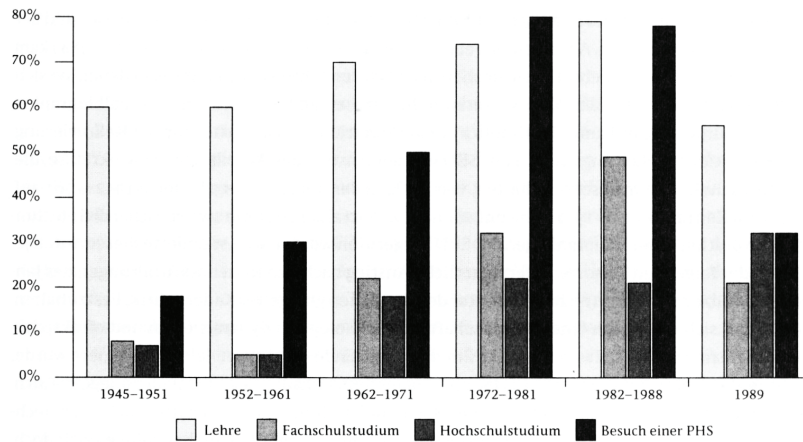
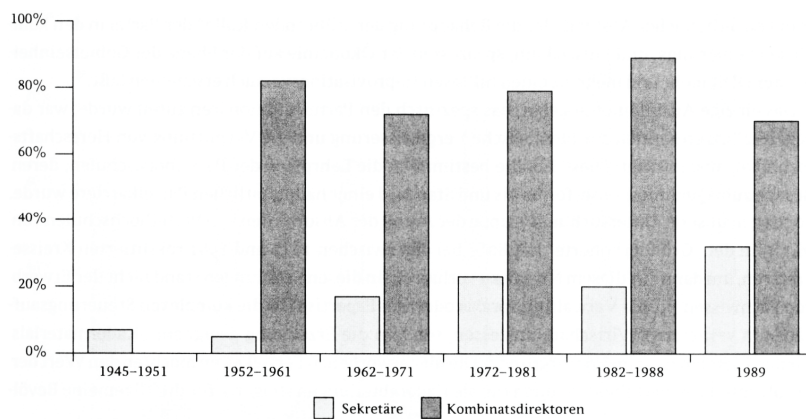


Abbildung Nr. 7: Hochschulbildung von SED-Kreissekretären und Kombinatdirektoren zentralgeleiteter Industriekombinate³⁸



Es zeigt sich dann eine massive Inflationierung der Arbeiterkategorie, die in den Kaderakten der Rekrutierungskohorten 1962-1971 und 1982-1988 rund

³⁸ Kombinatdirektoren n = 397, Auswertung des Zentralen Kaderdatenspeichers des Minister-rats der DDR (ZKDS) und Arbeitskräftedatenspeicher (AKDS), verschiedene Jahresschrei-ben 1980 bis 1989, deshalb nicht alle Rekrutierungskohorten abbildbar.

40% erreicht.³⁹ Eine fehlklassifizierte Arbeiterherkunft läßt sich in den früheren Rekrutierungsjahrgängen vor allem für Kreissekretäre nachweisen, deren Väter tatsächlich Bauern oder selbständige Handwerker gewesen waren. So kamen etwa in der Rekrutierungskohorte 1962-1971 31,3% vermeintlicher Arbeiterkinder tatsächlich aus den Milieus des alten Mittelstands. Später verschob sich das Gros der Fehlklassifikationen zu Herkunftsfamilien aus dem Angestelltenmilieu, denen etwa in der Rekrutierungskohorte 1982-1988 27% der vermeintlichen Arbeiterkinder entwachsen waren. Verwendet man reklassifizierte Daten, sinkt der tatsächliche Anteil der Kreissekretäre aus Arbeiterfamilien von 77,5% (1945-1951) auf 48,3% (1982-1988), was das emphatische Bild einer proletarischen Klassenpartei, das die SED von sich selbst gerne zeichnete, doch deutlich modifiziert. Auch hier gab es also ein Legitimitätsdefizit, das das Verhältnis zur sonstigen Bevölkerung nicht belastet, aber die submissive Loyalität der betroffenen Kader gefördert haben dürfte, denn der Geburtsmakel „falscher“ Klassenherkunft war den Kaderabteilungen der Partei bekannt, haben wir ihn doch überwiegend aus deren Akten rekonstruieren können. Unabhängig von diesem „gestaltenden“ Umgang mit dem Kadermerkmal der sozialen Herkunft gilt jedoch, daß unsere Untersuchungsgruppe sich weit überwiegend aus den „Volksmilieus“ der kleinen Leute rekrutierte. Abkömmlinge der Bourgeoisie waren nicht vertreten und solche der Intelligenz äußerst selten.

Der Aufstieg der regionalen Spitzenkader in die gehobenen Machtpositionen der Partei vollzog sich dann dank der Kaderabteilungen des Apparats. Dabei spielten im allgemeinen Bildungssystem erworbene Qualifikationen keine distinktive Rolle: Der Lehre, die mit im Zeitverlauf aufsteigender Tendenz von bis zu 78% einer Kohorte (1982-1988) durchlaufen worden war, und der Fachschule mit bis zu 48% Absolventen (ebenfalls in der Rekrutierungskohorte 1982-1988) kam diese Funktion nicht zu, gehörten sie doch in den späteren Jahren der Republik, in denen sie sich als Bildungsstandard bei den Kreissekretären durchzusetzen begannen, zur Normalbiographie der DDR-Bürger. Signifikanter im Hinblick auf die Funktionalität als Kriterium der Rekrutierung und Promotion von Leitungskadern der SED war der Anstieg des Anteils der Kreissekretäre, die ein Hochschulstudium absolviert hatten, von 4,5% in der Rekrutierungskohorte 1952-1961 auf 23,9% im Zeitraum 1972-1981. Obwohl auf dem X. Parteitag 1981 die „wissenschaftlich-technische Revolution“ zum Hauptanliegen der SED ausgerufen worden war, stagnierte dieser Anteil jedoch in der folgenden Kohorte.⁴⁰ Der neuerliche Anstieg nach den Krisenrekrutierungen des Jahres 1989 vollzog sich schon nicht mehr unter den Auspizien geregelter Kaderpolitik. Festzuhalten bleibt, daß sich die Vision eines wissen-

³⁹ Der Rekrutierungsjahrgang 1989 soll hier wegen einer zu geringen Zahl gültiger Fälle unbeachtet bleiben.

⁴⁰ DDR-Handbuch (1985), Band 2, S. 973.

schaftlich-technologisch dynamisierten und effektivierten Sozialismusmodells, das mit großer Emphase seit Ende der 1970er Jahre propagiert wurde, nicht in den Rekrutierungsmustern der regionalen Spitzenkader der SED widerspiegelt. Auch jene Minderheit der Parteisekretäre, die ein Hochschulstudium absolviert hatte, dürfte zur „technisch-wissenschaftlichen Revolution“ wenig beizusteuern gehabt haben, handelte es sich doch überwiegend um Abschlüsse ideologiekontaminierter Studiengänge in den Humanwissenschaften. Zum Qualifikationsniveau der zu erheblichen Anteilen ingenieur- und naturwissenschaftlich qualifizierten Leitungskader der Wirtschaft, insbesondere der Kombinatdirektoren, bestand ein erheblicher Abstand, der die Behauptung der „führenden Rolle“ der Partei in den komplexen Steuerungs- und Entwicklungsprozessen der Ökonomie auf der Ebene der Gebietseinheiten der DDR mehr und mehr als einen hilflosen Improvisationsversuch erscheinen läßt.⁴¹

Das einzige Ausbildungsangebot, das spezifisch den Parteifunktionären zuteil wurde, war dagegen selbstreferentiell auf ideologische Vergewisserung und die Vermittlung von Herrschaftstechniken ausgerichtet: Diese Inhalte bestimmten die Lehrpläne der Parteihochschulen, deren Besuch zum Qualifikationsanfordernis und Standard einer hauptamtlichen Parteikarriere wurde. So stieg in unserer Untersuchungsgruppe der Anteil der Absolventen von Parteihochschulen von 16,7% in der „Gründerkohorte“ auf 80% bei den zwischen 1972 und 1981 rekrutierten Kreissekretären, um dann auf diesem Niveau zu verharren. In diesen Schulungen stand nicht der Erwerb von Fachwissen für die Verwaltungspraxis oder von Expertise für die komplexen Steuerungsaufgaben in vernetzten Wirtschaftsprozessen, sondern die Erzeugung geeigneten Kadermaterials für den Parteiapparat im Vordergrund.⁴² Die hier erworbenen Fertigkeiten mochten den Wert der Absolventen von Parteihochschulen für die Kaderabteilungen steigern, für die allgemeine Bevölkerung waren sie von zweifelhaftem Nutzen. Wir haben es hier mit Anpassungsleistungen zu tun, die eher dem Auswahlkriterium der Loyalität als jenem der Funktionalität zuzurechnen sind.

4.4 Kaderpolitische Praxis zwischen Zentralität und Parochialität

Die Selbstreferentialität wird als Hauptmodus der Kaderpolitik der SED auch an den Karriereverläufen in unserer Untersuchungsgruppe offenkundig. So stieg der Anteil der Sekretäre, die aus dem Parteiapparat auf ihre Positionen rekrutiert wurden, von 60% in der Gründerkohorte auf 95,4% in der Rekrutierungskohorte 1982-1988 und auf 100% bei den Krisenrekrutierungen des Jahres 1989. Die Massenorganisationen, und hier vor allem die FDJ, aus der bis Anfang der 1980er Jahre noch immerhin bis zu einem Sechstel der Sekretäre direkt rekrutiert worden war, verloren danach völlig an Bedeutung. Für andere

⁴¹ Salheiser: „Du und Deine Elite!“ (2003).

⁴² DDR-Handbuch (1985), Bd. 2, S. 966 f.

Bereiche, wie die Wirtschaft oder die Staatsverwaltung, galt dies bereits seit Anfang der 1970er Jahre. Der Wechsel in eine regionale Spitzenposition vollzog sich nun in der Regel im Zuge einer Parteikarriere, wobei seit Anfang der 1970er Jahre fast ausnahmslos mindestens zwei Karrierestufen vorgeschaltet waren.

Ältere Vorerfahrungen im Staatssektor gab es bei den seit Beginn der 1980er Jahre rekrutierten Sekretären kaum mehr, während sich Berufserfahrung in der Wirtschaft und damit auch die als positives Kadermerkmal geltende „Produktionserfahrung“ in der Regel auf die Ausbildungszeiten und eine Episode der Berufstätigkeit vor Eintritt in eine hauptamtliche Funktionskarriere beschränkte. Vorerfahrungen in Massenorganisationen gewannen dagegen an Bedeutung – zwischen 52% und 70% der seit 1972 rekrutierten Kreissekretäre hatten solche Karriereepisoden in ihrer Laufbahn aufzuweisen. Auch wenn sich die Wartezeiten bis zur Übernahme der ersten Position als Kreissekretär immer weiter ausdehnten, führte dies demnach nicht zu einer wirklichen Pluralisierung von Berufserfahrungen, sondern nur zu einer Verlängerung der Karenzzeiten im Parteiapparat und seinen Dependancen, vor allem in der FDJ. Auch bei diesen Karrierestrukturen stehen also Kriterien der Legitimität und Funktionalität gegenüber solchen der Loyalität zurück, bei Inkaufnahme eines hermetischen Einschlusses in die Binnenwelt der Apparate und eines Verzichts auf Erfahrungsgewinn in der Außenwelt des *real* existierenden Sozialismus.

Abbildung Nr. 8: Erste und Zweite Kreis Sekretäre der SED in den thüringischen Bezirken: Direktrekrutierung auf die Sekretärsposition aus der Partei, der staatlichen Verwaltung, den Massenorganisationen oder der produzierenden Wirtschaft

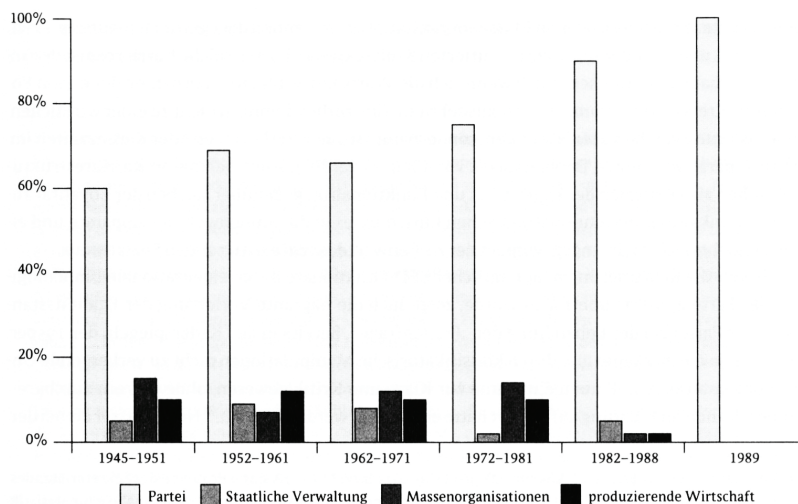
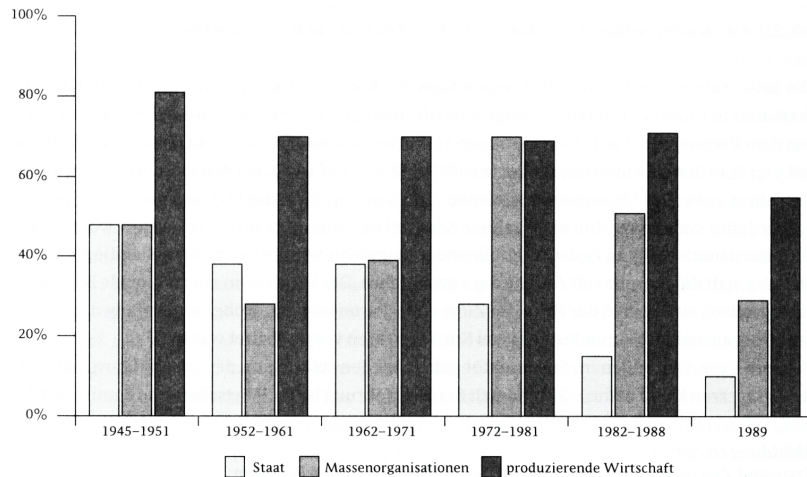


Abbildung Nr. 9: Erste und Zweite Kreissekretäre der SED in den thüringischen Bezirken: Berufsepisoden in der staatlichen Verwaltung, den Massenorganisationen und der produzierenden Wirtschaft



Wieweit die Rekrutierung hauptamtlicher SED-Funktionäre durch eigenrationale Binnenlogiken des Parteiapparats überformt wurde, zeigt auch die flagrannte Verletzung der Egalitätsstandards der Partei bei der Behandlung der „Frauenfrage“. Bereits in den Kaderspiegeln der 1950er Jahre war ja die markante und durch klassifikatorische Manipulationen nicht zu verbergende Unterrepräsentation von Frauen ein Grund zur Klage und Kritik gewesen, ohne daß ein durchgreifender Wandel in Richtung auf Parität hätte eingeleitet werden können.⁴³ Noch krasser als bei der Besetzung der Parteigremien ist die Fehlpro-

⁴³ Vgl. hierzu SAPMO-BArch, ZPA Berlin, DY 30 J IV 2/3-611 bzw. J IV 2/3 A-625 – Protokoll des Sekretariates des ZK der SED Nr. 25 vom 27. 8.1958: Vorlage der Abt. kader des ZK; Berlin, den 21.7.1958: Analyse zur Statistik über die kaderpolitische Zusammensetzung der gewählten Mitglieder und Kandidaten der Bezirks- und Kreisleitungen sowie der Revisions- und Parteikontrollkommissionen (Beschl.-Nr. 719). In den Einschätzungen der Zusammensetzung der Sekretariate der SED-Kreisleitungen von Erfurt, Gera und Suhl war die „Frauenfrage“ ein bis zum Ende wiederkehrendes Thema: „...in Zukunft stärker bewährte und verdiente Genossinnen mit leitenden Funktionen“ betrauen (Erfurt, März 1960); „... in sechs Büros der KL befindet sich keine Genossin, für die anderen wurde je eine Genossin vorgeschlagen“ (Erfurt, März 1960); „... in der KL Eisenberg sind zwei und in der KL Greiz ist eine Genossin für das Büro benannt; alle anderen KL haben keine Genossin vorgeschlagen“ (Gera 1960); „in fünf Büros wurde ... keine Genossin nominiert“ (Suhl 1960); in fünf Kreisen und Stadtbezirken wurde „versäumt, Genossinnen auf die Übernahme von Funktionen in den Büros vorzubereiten“ (Erfurt 1962); „... in den Vorschlägen kommt weiter zum Ausdruck, daß die Rolle und Bedeutung der Frau auch in den Büros einiger KL nicht voll erkannt wird“ (Gera, März 1962); „... ein sehr ernster Mangel bei der Auswahl der Mitglieder und Kandidaten ist, daß die Genossinnen in den Vorschlägen für

portionierung des Geschlechterverhältnisses in unserer Untersuchungsgruppe, in der der Frauenanteil insgesamt 6% beträgt und nur in der Rekrutierungskohorte 1982-1988 mit 15,2% diesen Durchschnittswert signifikant überschreitet, ohne allerdings auch hier annähernd in die Nähe einer Parität bzw. des Frauenanteils unter den „Werkstätigen“ zu kommen. Hauptamtliche Parteiarbeit war und blieb Männersache und die SED bis zu ihrem Ende einem männlich geprägten Bild des Parteiarbeiters verpflichtet. Dieser Sachverhalt wurde noch einmal in den Krisenrekrutierungen des Jahres 1989 bestätigt, in denen sich unter den 18 neu eingesetzten Sekretären nur eine Frau befand. Die Tatsache, daß über Jahrzehnte hinweg der Frauenanteil auf selbst symbolisch kaum verwertbaren Schwundwerten von 3,3% bis 5,7% verharrte, zeigt, daß allen Deklarationen zum Trotz die Integration von Frauen in den Machtapparat kein prioritäres und mit Nachdruck betriebenes Projekt der kaderpolitisch relevanten Instanzen war. Über die Instrumente hätten sie, wie die Parteisäuberungen gezeigt hatten, im Konfliktfall durchaus verfügt. Doch scheinen die Kooptationspraktiken der Kaderrekrutierung vor Ort Barrieren gegen den Eintritt von Frauen in die Männerwelt der Gebietssekretäre aufgerichtet zu haben, an deren Abbau die Kaderabteilung des Zentralkomitees nicht prioritär interessiert war. Eine Intervention von dieser Seite war ohnehin weder plausibel noch wahrscheinlich, denn hier stand es um die Geschlechterparität nicht besser (Abbildung Nr. 10).⁴⁴

Ein gewisser regionaler Eigensinn wird auch erkennbar, wenn man die territorialen Rekrutierungsmuster in unserer Untersuchungsgruppe betrachtet. Wir wollen uns hier daran erinnern, daß die Auflösung der Länder und damit ein administrativer Schritt in Richtung auf den „demokratischen“ *Zentralismus* den Beginn unseres Untersuchungszeitraums markiert hatte. Dazu steht der Sachverhalt quer, daß der Anteil der thüringischen Landeskinder bei der Rekrutierung der Gebietssekretäre von 46% in der Gründerkohorte auf 81% und 90% in den Rekrutierungskohorten der Jahre 1982 bis 1989 anstieg.

die neuen Büros nur ungenügend bzw. gar nicht berücksichtigt wurden“ (Suhl, April 1962); „... darauf zu achten, daß geeignete Genossinnen in die Kaderreserve aufgenommen werden“ (Gera, Ende 1966); usw. usf. „(...) sechs Frauen [von 83 Sekretariatsmitgliedern] wurden als Sekretäre vorgeschlagen, darunter je eine als 1. bzw. 2. Sekretär“ (Suhl, September 1988). – SAPMO-BArch, ZPA SED Berlin, DY 30 J IV 2/3 A-706,710,711,864,865,1409,4749.

⁴⁴ Meyer: DDR-Machtelite (1991), S. 211 ff.

Abbildung Nr. 10: Erste und Zweite Kreissekretäre der SED in den thüringischen Bezirken: Geschlecht

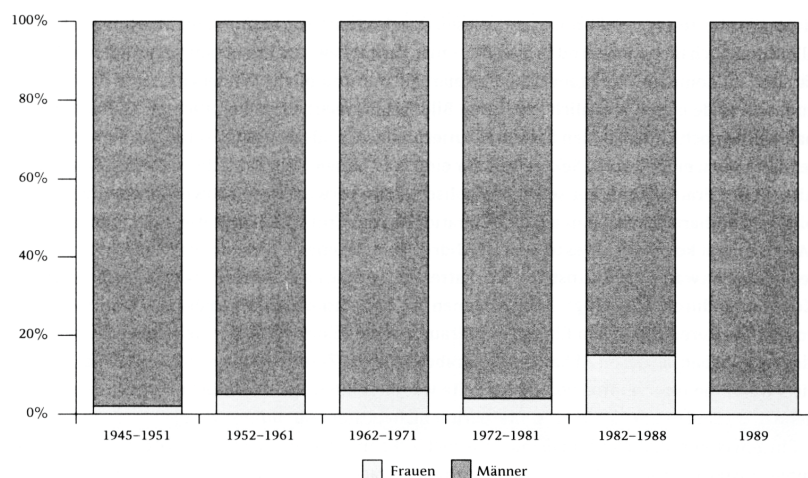
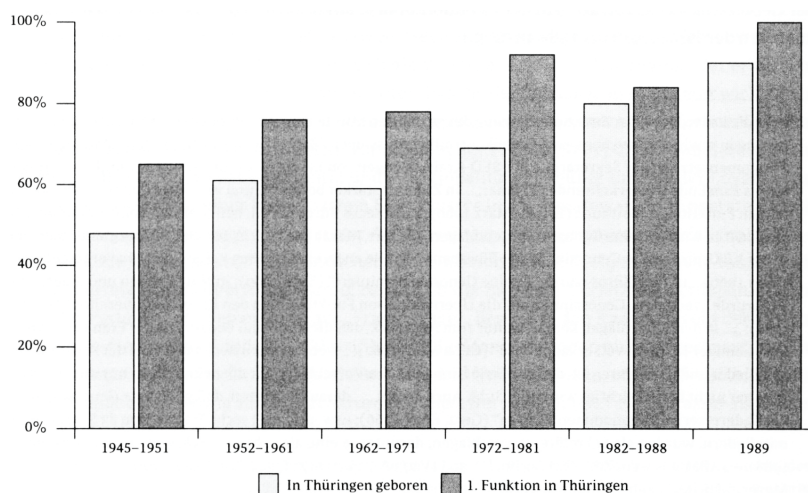


Abbildung Nr. 11: Erste und Zweite Kreissekretäre der SED in den thüringischen Bezirken: Geburt in Thüringen, erste eingetragene Funktion in Thüringen ausgeübt



Seit 1952 hatten über 90% der Sekretäre ihre hauptamtliche Parteikarriere in den thüringischen Bezirken begonnen, in den letzten beiden Rekrutierungskohorten waren es 100%. Landeskindschaft, zumindest aber die Verwurzelung im regionalen Parteiapparat wurden zur faktischen Rekrutierungsvoraussetzung,

und die „Parachutage“ aus der Zentrale oder anderen Bezirken wurde aus dem kaderpolitischen Instrumentarium ausgeschlossen. Diese Entwicklung läßt sich als zunehmend erfolgreiche Selbstbehauptung des regionalen Parteikaders deuten, doch war sie sicherlich auch mit seiner weiteren Horizontverengung und Provinzialisierung verbunden. Gegenüber der Bevölkerung ließ sie sich bestenfalls im Sinne der Legitimierung durch Ähnlichkeitsattraktion verwenden. Ohnehin war der Anspruch, ‚Einer von Euch‘ zu sein, das letzte handfeste Argument zur Begründung der Ausübung von Herrschaft durch die Sekretäre in ihrem Territorium.

5. Kaderpolitik und Regimestabilität

Wir haben dieses Kapitel mit der Frage eröffnet, ob und in welcher Weise sich die Rekrutierung regionaler Spitzenkader der SED in eine Strategie der Legitimierung und Sicherung der Parteiherrschaft in der DDR einpassen ließ. Dabei war eine Verlaufshypothese entwickelt und begründet worden, nach der sich das Hauptkriterium der Kaderauswahl in unserer Untersuchungsgruppe von der Legitimierung über die Loyalität zur Funktionalität und zuletzt wieder zur Legitimierung verschoben habe. Tatsächlich stützten einige Befunde diese Annahme: Die ‚Gründerkohorte‘ der Gebietssekretäre, die 1952 in die Positionen der Kreis-, Stadt- und Bezirkssekretäre in den auf dem Territorium des Landes Thüringen neugebildeten Bezirken übernommen worden waren, setzten sich zu rund der Hälfte aus aktiven „Antifaschisten“, Verfolgten der nationalsozialistischen Herrschaft und Parteiveteranen der KPD und SPD aus der Zeit vor 1933 zusammen. Hier gab es also eine weite – wenn auch keineswegs vollständige – Übereinstimmung zwischen den offiziellen Kriterien der Herrschaftslegitimierung und den tatsächlichen Praktiken der Kaderrekrutierung. Dieser Zusammenhang löste sich jedoch bereits in der folgenden Rekrutierungskohorte vollständig auf, aus der die „antifaschistische“ Komponente eliminiert wurde und in der nun ehemalige Wehrmachtsdienstgrade und Mitglieder „faschistischer Organisationen“ eindeutig dominierten. Wir haben diesen Wechsel des Rekrutierungsmusters, der mit extrem hohen Austauschraten einherging, als einen Übergang zum Auswahlkriterium der (submissiven) Loyalität gedeutet, denn die neue Generation der Spitzenkader war weder durch Lebensschicksal noch durch Lebensleistung herausgehoben und legitimiert, sondern eine ‚Kreatur‘ der Partei.

In den folgenden Rekrutierungsgenerationen lassen sich dann Anzeichen einer stärker auf Funktionalität orientierten Kaderauswahl erkennen, für die der erhöhte Anteil der Hochschulabsolventen unter den Gebietssekretären ein Indikator ist. Im Zuge der Krisenrekrutierungen während der Zerfallsperiode der SED in den letzten Monaten des Jahres 1989 erreichte dieser Anteil seinen Höhepunkt mit 33%. Man kann darin und im hohen Parteialter der Neurekrutierten einen Versuch erkennen, durch die Hebung von Anciennität und Quali-

fikationsniveau die Autorität des Funktionärskorps und damit die Legitimität der Parteiherrschaft zu stärken, obwohl sich diese Strategie sicherlich nicht als ‚Erneuerung‘ darstellen ließ. Selbst in dieser finalen Phase überwucherte also wie im gesamten davorliegenden Untersuchungszeitraum die Binnenrationalität interner Machtsicherung, und das heißt konkret: eine auf Konformität und submissive Loyalität orientierte Rekrutierungspraxis, die Kaderpolitik des „Apparats“ und seiner Zentrale. Daß sich dabei durchaus auch ein residualer regionaler ‚Eigensinn‘ entfalten konnte, ließ sich an der zunehmenden Rekrutierung von Landeskindern und dem hinhaltenden Widerstand gegen die Aufnahme von Frauen in das Korps der Gebietssekretäre zeigen. Doch handelte es sich hier nicht um Zeichen echter Autonomie, sondern um die Hinnahme regionaler Spielräume auf Nebenschauplätzen, die eine submissive Loyalitätsbindung an die Zentrale eher stärken konnte.

Machtsicherung war, wie dies schon Max Weber bei seiner Rekonstruktion der Eigenlogik der „Herrschaft durch Organisation“ antizipiert hatte, der alles dominierende Imperativ staatssozialistischer Machtordnung und bildete auch den Kern der Kaderpolitik der SED. Es gehört zu den Paradoxien des Staatssozialismus in der DDR, daß ebendiese Strategie der Herrschaftssicherung eine selbstzerstörerische Konsequenz hatte, denn das daraus resultierende Korps regionaler Herrschaftsträger war für die Bevölkerung nicht sonderlich attraktiv und für die funktionalen Steuerungserfordernisse des Regimes wenig geeignet. Den Kreis- und Bezirkssekretären der SED wurden bei ihrem Auszug aus den lokalen und regionalen Machtarenen zur Jahreswende 1989/1990 deshalb auch nicht allzu viele Tränen nachgeweint. In den politischen Führungsgruppen des vereinten Deutschland wie auch im Funktionärskader der PDS waren sie mit Ausnahme weniger Einzelfälle nicht mehr vertreten.⁴⁵

⁴⁵ Von den über 500 Ersten und Zweiten Sekretären der SED-Gebietseinheiten im Jahr 1989 gelangten seit 1990 nur zwei in eines der ostdeutschen Regionalparlamente. Vgl. jetzt die Ergebnisse des Teilprojektes „Delegationseliten nach dem Systemumbruch“ im Rahmen des SFB 580: Gesellschaftliche Entwicklungen nach dem Systemumbruch.

Supplement No. 20

**D. REGIONALE DIFFERENZIERUNG,
STAATSBILDUNG UND
NATIONALE INTEGRATION**

HSR Supplement 20 (2008)

Nationale Verbundenheit und Entfremdung im zweistaatlichen Deutschland. Theoretische Überlegungen und empirische Befunde

Heinrich Best *

Abstract: Best stellt theoretische Überlegungen und empirische Befunde einer Soziologie der innerdeutschen Beziehungen vor. Zunächst wird der Begriff der Nation als politisches Programm und als Bezugsebene kompensatorischer Gemeinschaftsbildung erläutert. Beispielhaft für Theorien der Nationsbildung wird die Nation als prätendierte Gemeinschaft und als Kommunikationsgemeinschaft analysiert. Dabei wird die Symmetrie von nationaler Integration und nationaler Entfremdung betrachtet. Ansätze einer empirischen Überprüfung beider Konzepte werden dargestellt. Der Gang durch die Empirie erfolgt in zwei Schritten: als eine Längsschnittanalyse von Aggregatdaten auf der Ebene der BRD und als Sekundäranalyse von Individualdaten einer Umfrage. Am Ende kann keine eindeutige Entscheidung über die beiden Konzepte der Bewußtseinsnation und der Kommunikationsnation getroffen werden.

Vorbemerkung

Alle empirische Sozialforschung verwandelt sich früher oder später in Sozialgeschichte. Eine neue Gegenwart liefert dann die Prüfsteine für die Diagnosen und Prognosen der Vergangenheit. Besonders hart ist heute die Probe, der eine Soziologie der innerdeutschen Beziehungen unterliegt. Das gilt auch für den folgenden Beitrag, der in wenig abweichender Fassung im Juli 1987 als Habilitationsvortrag vor der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln gehalten wurde. Neben einigen stilistischen Veränderungen wurde nur die Einführungspassage der aktuellen Entwicklung angepaßt und einige der Zeitreihen bis in das Jahr 1988 verlängert.

1. Die Nation als politisches Programm und als Bezugsebene kompensatorischer Gemeinschaftsbildung

Unversehens wurde die Frage nach der politischen Organisation der deutschen Nation, die „deutsche Frage“, aus dem Fundus historischer Reminiszenzen auf die Agenda der Tagesereignisse zurückversetzt. Massenfluchten aus und Mas-

* Reprint of: Heinrich Best (1990): Nationale Verbundenheit und Entfremdung im zweistaatlichen Deutschland. Theoretische Überlegungen und empirische Befunde, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, H. 1, Bd. 42, 1990, S. 1-19.

sendemonstrationen in der DDR, der Zerfall des Herrschaftssystems der SED und eine internationale Debatte um die deutsche Zweistaatlichkeit stellen die vor mehr als 15 Jahren formulierte These zur Disposition, daß „die Entwicklung der Deutschen Demokratischen Republik und der Bundesrepublik Deutschland zu eigenständigen Nationalstaaten die geschichtliche Antwort auf die deutsche Frage“ sei (Schweigler 1973, S. 196). Tatsächlich ist es aber immer noch offen, wie resistent eine Veränderung, die als langfristiger Wandel von Kognitionen, Bewertungen und Affekten beschrieben wurde (ebd., S. 197), gegenüber dem Wechsel der politischen Opportunitäten bleibt.

Die aktuellen Fragen nach der sozialen Reichweite und der politischen Wirkungsmacht von Gefühlen nationaler Verbundenheit haben eine ältere Debatte um die nationale Identität der Deutschen neu fokussiert, deren Ausgangspunkt die Diagnose eines Mangels an Nationalgefühl bildete. Aus ihm resultiere eine besondere Angstbereitschaft der Deutschen, eine Anfälligkeit für übertriebene Reaktionen auf die Gefahren der technischen Zivilisation und einer geographischen Randlage an der Schnittstelle der Bündnissysteme. Die Begründung lieferte eine Anleihe bei der Sozialpsychologie: Mit dem Verlust an Identität sei ein Zustand der Zersplitterung des Selbstbildes, ein Gefühl der Verwirrung, ja die Furcht vor völliger Auflösung verbunden (Erikson 1980; vgl. auch Hauber 1986). Dagegen bilde sich Identität an der Kontinuität des Selbsterlebens durch die dauerhafte Übernahme bestimmter sozialer Rollen und Gruppenmitgliedschaften wie an deren intersubjektiver Anerkennung als Merkmale der Selbstidentifikation (Habermas 1974). „Selbstgewißheit“ ist wohl eine angemessene alltagssprachliche Übersetzung des Fachbegriffs Identität.

Neben Psychologismen wurden in dieser Debatte auch traditionelle Themen einer soziologischen Diagnose der sogenannten „modernen Massengesellschaft“ aufgerufen: Diese besitze einen besonders hohen Bedarf an kollektiver Identität, da einerseits die umfassenden Interpretationssysteme früherer Epochen ihre allgemeine Anerkennung und Bindekraft verloren hätten, während andererseits die Pluralität der Lebenswelten und die komplexen Produktionsbedingungen der Modernen nur dann deutbar und steuerbar seien, wenn sich eine Gesellschaft als ein gemeinsames Ganzes, als Gemeinschaft erfahren lasse. *Nationaler* Identität wurde dabei – und das gilt etwa für Werner Weidenfeld – eine Funktion kompensatorischer Gemeinschaftsbildung zugewiesen. Sie wird zum Ersatz für eine religiöse Lehre, die das normative Bewußtsein ganzer Bevölkerungen integriert (Weidenfeld 1981; 1983; 1985).

2. Theorien der Nationsbildung: Die Nation als prätendierte Gemeinschaft

Nation erscheint hier als eine „imagined political Community“ im Sinne Benedict Andersons, als das Bild von einer Gemeinschaft, die auch dann besteht,

wenn Menschen keine unmittelbaren sozialen Beziehungen unterhalten. In diesem Konzept wird die Nation als begrenzt und souverän vorgestellt:

Vorgestellt ist sie deswegen, weil die Mitglieder selbst der kleinsten Nation die meisten anderen niemals kennen, ihnen niemals begegnen oder auch nur von ihnen hören werden, aber im Kopf eines jeden die Vorstellung ihrer Gemeinschaft existiert... Die Nation wird als *begrenzt* vorgestellt, weil selbst die größte von ihnen ... in genau bestimmten, wenn auch variablen Grenzen lebt, jenseits derer andere Nationen leben. ... Die Nation wird als *souverän* vorgestellt, weil ihr Begriff in einer Zeit geboren wurde, als Aufklärung und Revolution die Legitimität der als von Gottes Gnaden gedachten hierarchisch-dynastischen Reiche zerstörten. Deshalb träumen Nationen davon frei zu sein. ... Maßstab und Symbol dieser Freiheit ist der souveräne Staat (Anderson 1988, S. 15ff.).

Die ursprüngliche Fassung dieses heute wieder aktuellen Nationsbegriffs formulierte jedoch, nach ersten Anklängen bei Ernest Renan (1887), Max Weber in seiner Soziologie der Vergemeinschaftung. Dieser Sachverhalt überrascht weniger als die Tatsache, daß in der aktuellen Debatte über nationale Identität dieser ideengeschichtliche Bezug kaum explizit aufgenommen wird.¹ Nach Weber konstituiert eine Nation, daß „gewissen Menschengruppen ein spezifisches Solidaritätsempfinden gegenüber anderen zuzumuten sei“, nicht jedoch „gemeinsame empirische Qualitäten der ihr Zugerechneten“. Nation sei eine „Prätention“, gehöre der Wertsphäre an und könne sich an höchst unterschiedlichen Gemeinsamkeiten ausbilden: Die Sprache sei nur eine neben der Konfession, der Erinnerung an politische Schicksalsgemeinschaft, der ethnischen Herkunft, ja selbst der Sozialstruktur und der „Sitten“ (Weber 1972, S. 244, 528 u.a.). Als ein Spezialfall ethnischer Gemeinschaftsbeziehung kennzeichne Nationalität zudem, daß sie auf einen gesonderten „politischen Verband“, einen Staat orientiert sei, gleichgültig ob er bestehe oder erstrebt werde (1972, S. 242). Diese Präzisierung Webers hat auch für den weiteren Gang unserer Untersuchung, bei der Auswahl der Indikatoren, Belang.

In der aktuellen bundesdeutschen Diskussion hat das Konzept der Nation als einer prätendierten Gemeinschaft unter dem Begriff der „Bewußtseinsnation“ eine Parallele erhalten (Schweigler 1973, S. 44-65). Sie existiere als ein „dauerndes Zusammengehörigkeitsgefühl der Menschen eines Volkes“ (Brandt 1970) in einem bestimmungsbedürftigen Grad und mit ungewisser Dauer auch ohne direkte Kommunikation zwischen ihren Angehörigen. Um so größere Bedeutung kommt dann Symbolen und anderen identitätsvergewissernden

¹ In Andersons Literaturverzeichnis findet sich kein Titel von Max Weber, gleiches gilt für eine Reihe neuerer Abhandlungen zum Thema Nationalität, vgl. etwa Löcherbach (1983), Schlesinger (1987) und die Beiträge in Boerner (1986). Bei Reiterer (1988) wird nur Webers Konzept der „charismatischen Persönlichkeit“ gestreift. Erst Elwert erinnerte jüngst wieder daran, daß Weber die Selbstzuschreibung als entscheidendes Definitionskriterium ethnischer Gemeinschaften einführte (1989, S. 447f.).

Zeichen und Erfahrungen zu. Nation sei das Gedächtnis des Volkes: so brachte der Dichter Reiner Kunze diese Position auf den Punkt.

3. Theorien der Nationsbildung: Die Nation als Kommunikationsgemeinschaft

Vom Konzept der „prärendierten Gemeinschaft“ unterscheidet sich in wichtigen Elementen die bisher wirkungsmächtigste sozialwissenschaftliche Definition der Nation – das kommunikationstheoretische Konzept Karl Deutschs. Während Max Weber Nationalität als eine Solidaritätsnorm der Wertsphäre zuordnet, wird sie bei Deutsch als Kommunikationsgelegenheit sozialstrukturell konstituiert. Seiner Auffassung nach wird die Kohäsion nationaler Gemeinschaften durch Interaktion bewirkt, die auf einem System komplementärer Rollen beruhe. Die objektiven Merkmale der Nationalität führt Deutsch dann auf soziale Kommunikation zurück:

What is proposed here in short is a functional definition of nationality. Membership in a people consists in wide complementarity of social communication. It consists in the ability to communicate more efficiently and over a wider range of subjects with members of one large group than with outsiders (Deutsch 1966, S. 77).

Gemeinsamkeit der Kultur als wichtigstes Merkmal der Nationalität definiert Deutsch folglich als Kommunikationsgemeinschaft. Sie besteht in Gepflogenheiten, die durch Erziehung und gesellschaftliche Lernprozesse vermittelt werden. Den Prozeß der Nationsbildung konzipiert Deutsch als einen kumulativen Segregations- und Integrationsvorgang. Der unter diesen Bedingungen einsetzende Prozeß sozialen Lernens führt dann zu territorialer Verdichtung der sozialen Kommunikation und mündet zuletzt in die Bildung eines Nationalstaats ein. Der Nationalstaat vollendet und konsolidiert die kulturelle Standardisierung; er verbessert weiter die Kommunikationsgelegenheiten und stärkt damit zusätzlich die sozialstrukturellen Voraussetzungen für die nationale Integration (Mommson 1979, S. 36-41).

„Nation ist, wenn man sich trifft“, so hat Egon Bahr das Konzept der Kommunikationsnation einmal schlagwortartig zugespitzt. Das ist auch ein Hinweis darauf, daß es von den Abstraktionen der Theorien der Nationsbildung zur Definition und Legitimation praktischer Politik nur ein Schritt ist.

4. Die Symmetrie von nationaler Integration und nationaler Entfremdung

Für den weiteren Gang der Erörterung ist es nun von Bedeutung, daß die gegenläufigen Prozesse nationaler Integration und nationaler Entfremdung von Karl Deutsch auf der gleichen theoretischen Grundlage und mit verwandten

methodischen Konzepten erfaßt werden. Abweichende Erfahrungen nach einer Spaltung differenzieren ursprünglich einheitliche Gemeinschaften. Nationale Entfremdung wird wie die nationale Integration als ein autokatalytischer Vorgang konzipiert, weil Abweichungen wieder als Informationen in den Kommunikationsprozeß eingespeist werden und neue Dissonanzen erzeugen.² Nachdem zwei selbständige Kommunikationssysteme entstanden sind, deren Interaktionsdichte sich nicht von der zwischen anderen Systemen unterscheidet, steht am Ende der Entwicklung wieder ein neues Gleichgewicht der Kommunikation. An der zentralen Bedeutung der Elemente Gleichgewicht und Rückkoppelung erkennt man die Herkunft der Modellkonstruktionen Deutschs: Norbert Wiens Kybernetik und Claude E. Shannons Informationstheorie. Auf dieser theoretischen Grundlage diagnostizierte Gebhard Schweigler bereits 1973 den Zerfall der deutschen Nation, nach und wegen der Auflösung des staatlichen Zusammenhangs. Der Vorgang wird wie ein rückwärts laufender Film als Umkehrung der Nationsbildung beschrieben. Schon zu Beginn der 70er Jahre glaubt Schweigler die Entwicklung eines eigenen Nationalbewußtseins in der DDR und in der Bundesrepublik beobachten zu können. Die Antwort auf die deutsche Frage sei gefunden: „Two Germanies, not one“.³ Der Prozeß der Entfremdung habe bereits die Komplementarität der Kommunikationsgewohnheiten erfaßt, ein je eigener Lebensstil beginne sich auszubilden, die Kulturnation löse sich auf, während die Bewußtseinsnation verblasse (Schweigler 1973, S. 145-184).

Dieser Auffassung wurde jedoch heftig widersprochen (vgl. u.a. Scheuch 1977). Sie kollidiert mit einer in der sozialwissenschaftlichen Forschung immer wieder beobachteten Resistenz von Bedürfnisstrukturen, Alltagsverhalten und Sprachgewohnheiten, also von Wertmustern und Verhaltenskonfigurationen, die unter dem oft unklar gebrauchten Begriff „Kultur“ gefaßt werden. In der soziologischen Theorie wurde diese Beharrungstendenz schon in den 20er Jahren von William Ogburn unter dem Stichwort des „cultural lag“, der Kulturverspätung behandelt. Sie könnte, folgt man Webers wertorientiertem Nationsbegriff, noch lange nach der Auflösung des Kommunikationssystems eines Nationalstaats den Anknüpfungspunkt der „prätendierten“ Gemeinschaft einer

² Das Schlüsselzitat lautet: „We may be able to answer ... the opposite question. Will dissimilar experiences differentiate originally similar communities? From our consideration of the learning process the answer should be yes. If different experiences are consistently fed into similar systems of communication and learning, the information stored in each such system, and then the system's output which that stored information helps to shape will become different. The difference may be slight at first. But, since the results of these different responses are also fed back into each system ... these differences should then tend to grow in a diverging series, and perhaps in the shape of an ever steepening curve“ (Deutsch 1966, S. 120f.).

³ So lautet die Überschrift des Schlußkapitels der englischsprachigen Ausgabe von Schweiglers Buch (1975).

Bewußtseinsnation bilden. Die Folgen der politischen Teilung würden sich dann nicht einfach als eine Umkehrung des Prozesses nationaler Integration konzipieren lassen, an dessen Abschluß zwei separierte Nationalstaaten mit einer Bevölkerung jeweils spezifischer Identität stehen.

Den systematischen Kern des Dissens bilden unterschiedliche Vorstellungen über den Verlauf gesellschaftlichen Wandels. Während Deutsch und die von ihm inspirierten Autoren offenkundig von der Vorstellung ausgehen, daß ökonomische, politische und kulturelle Veränderungen annähernd synchron verlaufen und reversibel sind, unterstellt die Gegenposition, wenn auch meist nur implizit, daß unterschiedliche gesellschaftliche Bereiche einer je eigenen Entwicklungsdynamik folgen. Stichwortartig lassen sich die Unterschiede etwa in der Weise kennzeichnen, daß technisch-ökonomischer Wandel substitutiv ist, kultureller Wandel aber kumulativ: Der Handwebstuhl wurde durch den Maschinenwebstuhl ersetzt, nicht aber Bach durch Boulez (vgl. Bell 1986, S. 97f.). Politisch-institutionellen Wandel kennzeichnet wiederum im Gegensatz zu kulturellen und ökonomischen Entwicklungen, daß er reversibel ist. Es gibt eine Rückkehr zu vergangenen Verfassungszuständen, Koalitionen und territorialen Konfigurationen. Folgen unterschiedliche gesellschaftliche Bereiche aber unterschiedlichen Veränderungsmustern, lassen sich nationale Integration und Entfremdung in der Tat nicht als inverse Prozesse konzipieren, kann sich die Bewußtseinsnation von der Kommunikationsnation ablösen.

5. Ansätze empirischer Überprüfung: Die Kommunikations- und die Bewußtseinsnation auf der Aggregatebene

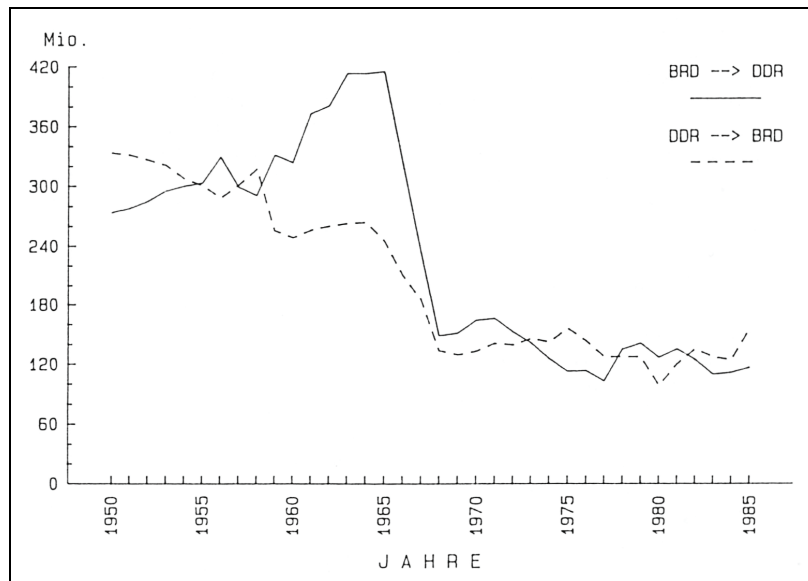
Beide Konzepte bieten der empirischen Überprüfung Ansatzpunkte, die von der Forschung bisher – und das war eine unerwartete Erkenntnis – nicht oder nur recht halbherzig verfolgt wurden. Das Großexperiment der Teilung eines Nationalstaats, das nach 1945 an Deutschland durchgeführt wurde, hat die Wissenschaft nur unzureichend genutzt.⁴ Das ist um so überraschender, als die Deutschlandpolitik der Nachkriegszeit, wenn auch mehr implizit als explizit, von beiden hier skizzierten Konzepten inspiriert wurde. Dabei gewann die Auffassung Deutschs seit Ende der 60er Jahre wohl den Status der herrschenden Lehre.

Der Gang durch die Empirie soll hier in zwei Schritten erfolgen: Zunächst als eine Längsschnittanalyse von Aggregatdaten auf der Ebene der Bundesrepublik, dann als Sekundäranalyse von Individualdaten einer Umfrage. Die

⁴ Es koexistierten eine theoretisch wenig interessierte Exegese demoskopischen Materials mit einer Essayistik, die datenfern über deutsche Befindlichkeiten *raisonniert*, vgl. etwa die Beiträge von Noelle-Neumann (1983; 1985; 1987) und Weidenfeld (1981; 1983; 1985). An die theorieorientierten Längsschnittanalysen von Schneider (1976) und Schweigler (1973) wurde bislang nicht wieder angeknüpft.

Untersuchung wird zugespitzt auf die Frage nach der Beziehung zwischen der Kommunikations- und der Bewußtseinsnation: Welcher Zusammenhang bestand und besteht zwischen der Erfahrung einer gesamtationalen Kommunikationsgemeinschaft und dem Verlangen nach staatsnationaler Restauration, nach Wiedervereinigung?

Abbildung 1: Transaktivitäten* zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der DDR 1950-1985)



* Post- und Telefonverkehr (einschließlich Pakete und Telegramme).

Der Bestand der Kommunikationsnation wurde in der Tradition Deutschs als Häufigkeit der Transaktionen im Post- und Telefonverkehr empirisch erfaßt; die Erhebungseinheiten der in Abbildung 1 dargestellten Zeitreihen sind also die zwischen den beiden deutschen Staaten ausgetauschten Postsendungen, Telefongespräche und Telegramme.⁵ Der Erhebungszeitraum beginnt 1950,

⁵ Die Zeitreihen beruhen auf verschiedenen Datenquellen. So wurde die Entwicklung des Postverkehrs von 1950 bis 1968 nach den Angaben von Beate Schneider berechnet (1976, S. 180-194, darin werden auch Auskünfte über die Zuverlässigkeit der älteren Poststatistiken gegeben). Die Daten für den Telegramm- und Telefonverkehr vor 1965 wurden aus Roth (1981, S. 139-143) entnommen. Die Statistiken für den Postverkehr (ab 1968) und den Fernmeldeverkehr (ab 1965) wurden durch das Bundesministerium für das Post- und Fernmeldewesen zur Verfügung gestellt, wofür an dieser Stelle gedankt wird (Mitteilung vom 10. April 1987). Die Zahl der ankommenden Ferngespräche ist ab 1972 ein Schätzwert, da

dem ersten vollen Jahr deutscher Zweistaatlichkeit, er endet 1986, mit dem Beginn jener Kette „kumulativer Ereignisse“ (Deutsch und Merritt 1965), die zur Rückkehr der „deutschen Frage“ auf die politische Agenda geführt haben. Erfasst werden also jene langfristigen Verhaltensdispositionen und Einstellungen, die den aktuellen Turbulenzen vorausgingen und – ihnen zugrunde liegen.

Tabelle 1: Postverkehr zwischen Bundesgebiet/ Berlin (West) und DDR/ Berlin (Ost)*

Jahr	Pakete und Päckchen (in Mio. Stück hochgerechnet)		Briefsendungen – ohne Päckchen – (in Mio. Stück hochgerechnet)	
	abgehend	ankommend	abgehend	ankommend
1968	41	15	105	115
1969	39	11	110	115
1970	42	15	120	125
1971	38	13	125	125
1972	41	11	105	125
1973	34	14	100	125
1974	33	9	85	125
1975	28	10	80	140
1976	26	10	75	100
1977	28	10	60	100
1978	27	10	90	100
1979	30	8	90	100
1980	27	9	75	70
1981	26	9	85	90
1982	25	9	75	100
1983	25	9	60	90
1984	24	9	60	85
1985	24	9	65	110
1986	24	9	65	105
1987	25	9	67	90
1988	25	11	80	115

* Quelle: Bundesministerium für das Post- und Fernmeldewesen. Daten vor 1968 in Schneider (1976, S. 181,192) und Roth (1981, S. 133, 135, 140-142). Daten ab 1986 aus Le Gloannec (1989, S. 305f.).

wegen Einführung der automatischen Betriebsweise danach eine exakte Erfassung nicht mehr möglich war.

Tabelle 2: Internationale Vergleichsdaten

a. Ferngespräche (in Gebührenminuten)

	1972	1975	1980	1985
Österreich → BRD	46,5	66,6	114,7	163,1
BRD → Österreich	53,5	71,4	139,4	201,2
Niederlande → BRD	56,5	79,3	118,9	147,9
BRD → Niederlande	46,5	66,6	114,7	163,1

b. Pakete und Päckchen (in Tsd. Stück)

	1972	1975	1980
Österreich → BRD	477,9	913,0	656,0
BRD → Österreich	2774,2	1282,7	1437,8
Niederlande → BRD	2365,7	729,5	397,7
BRD → Niederlande	1415,5	741,4	730,1

c. Briefsendungen (ohne Päckchen, in Mio. Stück)

	1972	1975	1980
Österreich → BRD	66,5	65,1	54,2
BRD → Österreich	43,3	42,8	37,8
Niederlande → BRD	69,5	68,2	55,1
BRD → Niederlande	41,3	33,1	30,1

Quelle: vgl. Tabelle 1.

Die Verläufe der Zeitreihen folgen bis Ende der 60er Jahre in geradezu lehrbuchhafter Weise Deutschlands Annahmen über den Effekt des Auseinanderbrechens eines einheitlichen Kommunikationssystems: Die Unterschiede der Transaktionshäufigkeiten zwischen beiden deutschen Staaten nahmen seit Ende der 50er Jahre exponentiell zu, bis dann ein drastischer Rückgang des Postverkehrs aus der Bundesrepublik in die DDR von etwa 420 auf 150 Millionen Einheiten in den 4 Jahren zwischen 1965 und 1968 eine krisenhaft beschleunigte Anpassung bewirkte. Der Versuch, die nationale Kommunikationsgemeinschaft zu forcieren und durch Kontakthalten die Folgen des Mauerbaus zu unterlaufen, scheiterte an der mangelnden Komplementarität des Kommunikationsverhaltens in beiden deutschen Teilstaaten.⁶ Ab 1968 war dann die überschießende Kommunikationsbereitschaft der Bundesdeutschen auf die der DDR-Bevölkerung zurückgeführt und spielte sich auf niedrigerem Niveau ein fließendes Gleichgewicht der Transaktionen ein, in dem in dialoghaft wirkender Abfolge die Bundesrepublik und die DDR abwechselnd die Führung über-

⁶ Zu den Maßnahmen des Ministeriums für Gesamtdeutsche Fragen, die zum „Kontakthalten mit drüben“ aufforderten, vgl. Deutsche Bundesregierung (1962, S. 442ff.) und Schneider (1976, S. 187)

nehmen. Damit verbunden ist seit 1970 eine Vervielfältigung der Kommunikationswege und eine dauernde Stützung durch einen intensivierten Besucherverkehr.

Zerlegt man den aggregierten Indikator der Transaktionsaktivitäten in seine Ausgangswerte, dann wird im Zeitverlauf eine deutliche Verschiebung der Anteile der verschiedenen Kommunikationsformen erkennbar (vgl. die *Tabellen 1-3* auf den folgenden Seiten). So steigt der Anteil der Telefongespräche seit 1970 auf Kosten des Briefverkehrs – im westdeutschen Kommunikationsstrom entfällt inzwischen auf zwei Briefe ein Telefonanruf. Doch bleiben die erreichten Anteile geringer als im Binnenverkehr der Bundesrepublik und der Kommunikation mit den westlichen Nachbarländern. Trotz ihrer Erweiterung sind die Leitungskapazitäten zwischen den beiden deutschen Staaten nach wie vor ein notorischer Engpaß, vor allem aber ist die Dichte des Telefonnetzes in der DDR deutlich geringer als in der Bundesrepublik.⁷ Während sich der hohe Anteil des Briefverkehrs an der innerdeutschen Kommunikation durch die infrastrukturelle Ausstattung hinreichend erklären läßt, ist eine andere Abweichung in der Art der Beziehungen der Teilnehmer am Kommunikationsprozeß begründet: Westdeutschland und die DDR tauschen seit Mitte der 70er Jahre mit relativ geringen Schwankungen jährlich zwischen 32 und 38 Mio. Pakete und Päckchen aus, davon immerhin zwischen 9 und 11 Mio. in ost-westlicher Richtung. Im Verkehr zwischen der Bundesrepublik und den Niederlanden erreichte der entsprechende Wert 1980 nur 1,1 Mio., im Austausch mit Österreich 2,4 Mio. Dies ist eine Abweichung um Größenordnungen, die erklärbar wird, wenn man berücksichtigt, daß im Verkehr zwischen den deutschen Staaten soziale Beziehungen mit hoher Verbindlichkeit und Intimität eine besondere Bedeutung haben: Zu Beginn der 80er Jahre hatten 31 Prozent der Westdeutschen Verwandte und/oder Freunde in der DDR (Köhler 1983, S. 148).

Die politisch-institutionellen Bedingungen der innerdeutschen Beziehungen haben offensichtlich Einfluß auf die Verläufe der Zeitreihen, ohne sie jedoch zu determinieren: Die Komplementarität des Kommunikationsverhaltens zwischen beiden deutschen Staaten endete bereits vor dem Mauerbau, die Konsolidierung und Anpassung erfolgte bereits 1968, vor der Verabschiedung der Ostverträge und der folgenden Ausweitung des innerdeutschen Reiseverkehrs. Im langfristigen Verlauf wird eher ein Übergang zwischen zwei Niveaus der Kommunikation erkennbar, mit einer turbulenten Anpassungsphase in den 60er Jahren. Seit 1986 deuten die Daten wieder auf einen Anstieg der Kommunikationsdichte zwischen den beiden deutschen Staaten hin: Die Ereignisse von 1989 warfen gewissermaßen ihren Schatten voraus.

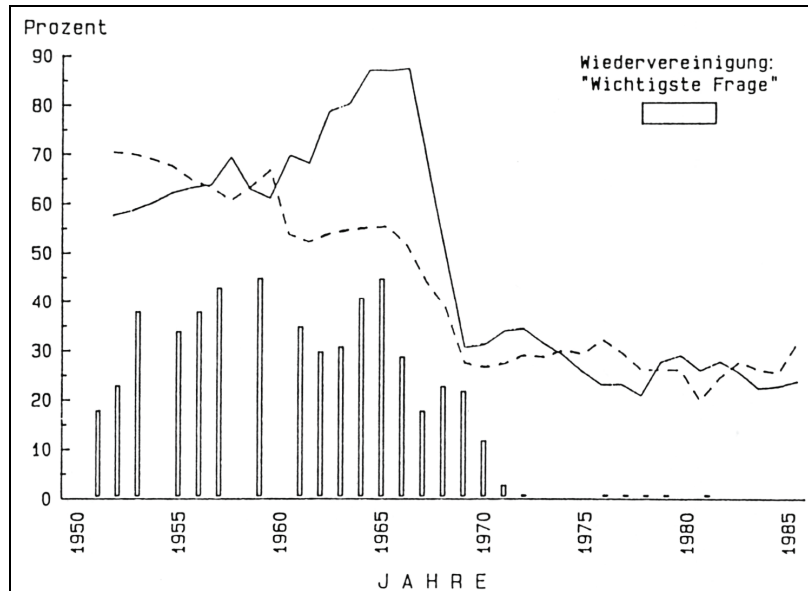
⁷ 1982 erreichte die Dichte des Telefonnetzes in der DDR mit einem Hauptanschluß auf 12 Personen ca. ein Viertel des Wertes der Bundesrepublik (DDR Handbuch, Bd. 2, 1985, S. 386).

Tabelle 3: Fernmeldeverkehr zwischen Bundesgebiet/ Berlin (West) und DDR/ Berlin (Ost)

Jahr	Anzahl der in beiden Verkehrsrichtungen betriebenen		Zahl der Telefongespräche (in Mio. Stück)		Zahl der Telegramme (in Mio. Stück)	
	Telefon- leitungen	Telegramm- leitungen	abgehend	ankommend*	abgehend	ankommend
1968	34	28	0,5	0,3	1,6	2,5
1969	34	28	0,5	0,5	1,6	2,6
1970	74	31	0,7	0,6	1,6	2,5
1971	284	86	1,8	0,6	1,4	2,0
1972	383	86	5,1	6,4	1,2	1,5
1973	383	86	5,8	6,9	1,1	1,5
1974	479	88	6,1	7,0	0,9	1,3
1975	719	88	9,7	10,8	1,0	1,4
1976	719	88	11,3	14,0	0,9	1,3
1977	821	88	12,8	16,0	0,9	1,4
1978	941	88	16,7	20,0	0,8	1,4
1979	1 061	88	20,6	23,6	0,8	1,5
1980	1 181	88	23,0	25,9	0,8	1,5
1981	1 301	88	23,4	25,7	0,7	1,5
1982	1 421	88	23,1	24,8	0,7	1,6
1983	1 421	88	23,2	25,0	0,7	1,6
1984	1 517	88	25,6	27,4	0,6	1,6
1985	1 517	88	26,4	28,2	0,6	1,6
1986			30,2 (ca.)			
1987			32,2 (ca.)			
1988			37,9 (ca.)			

Wegen der Einführung der automatischen Betriebsweise war nach 1971 eine exakte Erfassung der ankommenden Ferngespräche nicht mehr möglich. Spätere Werte wurden deshalb auf der Grundlage der Kommunikationsstrukturdaten der Bundesrepublik Deutschland geschätzt.

Abbildung 2: Transaktionsaktivitäten und Bedeutung der Wiedervereinigung
1950-1985



Frage: „Was halten sie für die wichtigste Frage, mit der man sich in der Bundesrepublik (bzw. in ‚Westdeutschland‘) allgemein beschäftigen sollte?“ (offen, keine Antwortvorgaben).

Quelle: Institut für Demoskopie Allensbach.

Grundsätzlich gilt, daß die Zeitreihen in der Tendenz die Gleichgewichtsannahmen einer Kommunikationstheorie nationaler Integration und Entfremdung unterstützen. Doch nach wie vor übersteigt die Kommunikationsdichte zwischen der Bundesrepublik und der DDR deutlich das Niveau, das zwischen benachbarten Industriestaaten üblich ist. So tauschten 1980 die Bundesrepublik und die Niederlande, die eine ähnliche Bevölkerungszahl wie die DDR haben, rund 130 Mio. Postsendungen und Telefongespräche aus, während im gleichen Jahr im innerdeutschen Verkehr rund 240 Mio. Transaktionen gezählt wurden.⁸

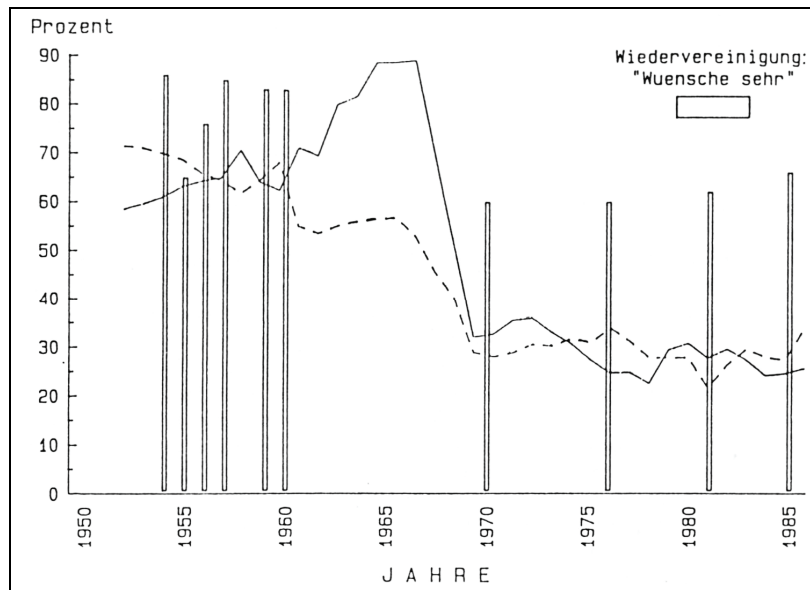
⁸ Mitteilung des Bundesministeriums für das Post- und Fernmeldewesen. Die Zahl der Telefongespräche zwischen der Bundesrepublik und den Niederlanden wurde auf der Grundlage der Zahl der Gebührenminuten, die hier im bilateralen Telefonverkehr die Erhebungseinheit bilden, geschätzt. Berücksichtigt man nur die ausgetauschten Postsendungen, ergibt sich 1980 ebenfalls eine um Größenordnungen höhere Kommunikationsdichte zwischen der Bundesrepublik und der DDR: ca. 171 Mio. Sendungen gegenüber ca. 87 Mio. im Austausch mit den Niederlanden. Im Verkehr mit Österreich beträgt der entsprechende Wert 94 Mio., wobei in diesem Fall das erhebliche, durch den Tourismus induzierte Postvolumen zu

Obwohl bei diesem Vergleich die Sprachbarriere zwischen der Bundesrepublik und den Niederlanden zu berücksichtigen ist, verweisen die Daten doch auf die fortbestehende Besonderheit der innerdeutschen Beziehungen. Denn zwischen den Niederlanden und der Bundesrepublik gibt es keine Systemgrenze, wohl aber grenzüberschreitende Berufspendler und einen umfangreichen Kurztourismus, vor allem aber einen wertmäßig rund dreimal größeren Warenaustausch mit einem entsprechend höheren Anteil der durch wirtschaftlichen Verkehr induzierten Kontakte.

Zu klären bleibt dann die Frage nach Zusammenhängen zwischen Veränderungen der Interaktionsdichte und dem Wandel nationaler Orientierungen. Die Verwendung demoskopischen Materials in einer Längsschnittbetrachtung, die bei der Gründung der beiden deutschen Teilstaaten ansetzt, erzwingt hier eine Beschränkung der Indikatorenauswahl, denn die veröffentlichten Umfragen berichten bevorzugt und seit der Gründung der Bundesrepublik mehr oder weniger kontinuierlich über einen speziellen Aspekt nationaler Verbundenheit: den Wunsch nach und die Erwartung der Wiederherstellung der Staatsnation. Diese politische Verengung und Zuspitzung der Betrachtungsweise ist insofern fragwürdig, als der kulturelle Aspekt – die habituellen Elemente nationaler Gemeinschaftsgefühle – ausgeblendet werden. Doch gilt andererseits spätestens seit Beginn des 19. Jahrhunderts, daß erst die Frage nach der staatlichen Form, in der die Kulturnation gefaßt werden soll, den schlichten Sachverhalt des Deutschseins in den Rang eines „Problems“ erhebt. Max Weber gab dieser Einsicht eine allgemeine Wendung: Das Spezifische nationaler Gemeinschaftsgefühle im Unterschied zum bloßen ethnischen Gemeinschaftsglauben sei eine „Art von Pathos, das der bestehenden oder ersehnten politischen Machtgebildeorganisation“, das heißt: einem Staat, zugewendet wird (1972, S. 244).

berücksichtigen ist: Hier kommunizieren die Westdeutschen gewissermaßen mit sich selbst, vgl. Tabelle 2.

Abbildung 3: Transaktionsaktivitäten und Wiedervereinigungswunsch 1950-1985



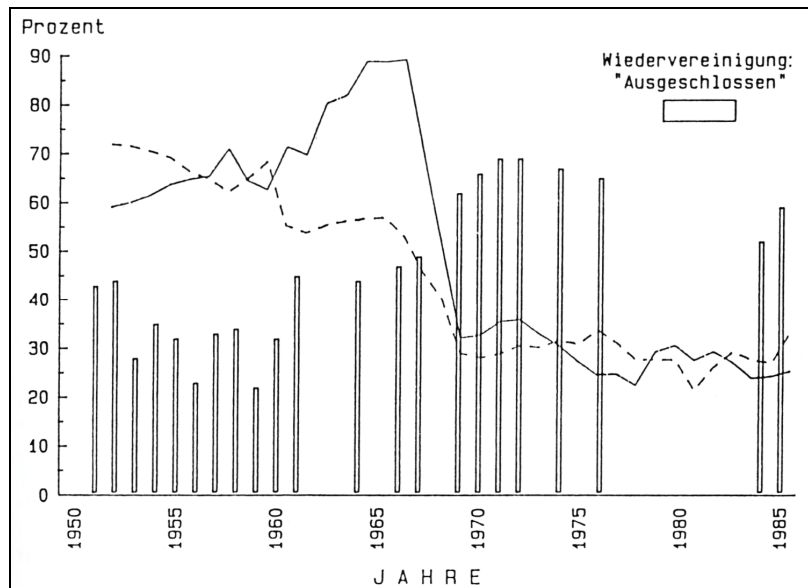
Frage: „Wünschen Sie, daß die Wiedervereinigung kommt, oder ist Ihnen das nicht so wichtig?“

Quelle: DIVO, Allensbach.

Die Abbildungen 2-4 sind Synopsen der Zeitreihen demoskopischer Daten und der Ergebnisse amtlicher Zählungen innerdeutscher Kommunikationen. Bei ihrer Interpretation soll nur auf einige ausgewählte Aspekte eingegangen werden, die hier von besonderem Belang sind. Bemerkenswert ist zunächst eine klare Dreigliederung der demoskopischen Konfigurationen, die in den Grundlinien mit der Entwicklung des Postverkehrs übereinstimmt. Besonders eng ist die Anpassung bei der Nennung der Wiedervereinigung als wichtigstes politisches Anliegen, die bei offener Fragestellung nach tendenziell ansteigenden Werten 1965 einen Höhepunkt erreichte, dann aber parallel zum Rückgang des Postverkehrs und nach kurzer Konsolidierung während der ersten Jahre der Ostpolitik auf Werte um unter 1 Prozent sank. Zugleich sank der Anteil derjenigen, die die Wiedervereinigung *sehr* wünschen, von einem Zustimmungsniveau, das in den 50er Jahren überwiegend bei 80 Prozent gelegen hatte, auf 60 bis 66 Prozent in den 70er und 80er Jahren. Die Möglichkeit einer Wiedervereinigung schlossen in den 50er Jahren zwischen einem und zwei Fünftel der Befragten definitiv aus, Anfang der 70er Jahre galt dies etwa für zwei Drittel. Auf der Aggregatebene der bundesdeutschen Gesellschaft stehen also die

Kommunikationsnation und die Bewußtseinsnation in einem Zusammenhang, ohne daß jedoch die Daten eine deterministische Deutung zulassen, denn der Wunsch nach Wiedervereinigung war Mitte der 80er Jahre eher häufiger, seine Aktualität als politische Forderung eher geringer, als es der Entwicklung der Transaktionsaktivitäten entspricht.

Abbildung 4: Transaktionsaktivitäten und Wiedervereinigungswunsch 1950-1985



Frage: „Glauben Sie, daß sich Ost- und Westdeutschland (bzw. ‚die Bundesrepublik‘ und ‚die DDR‘) noch einmal wiedervereinigen, oder glauben Sie nicht?“

Quelle: Allensbach, Emnid.

Auch wenn manche Ambivalenzen unaufgelöst bleiben, sind die Ergebnisse der Längsschnittanalyse *nicht* mit den Prognosen Schweiglers und anderer Autoren zu Anfang der 70er Jahre vereinbar, die eine zunehmende Entfremdung zwischen den Bevölkerungen beider deutscher Staaten und ein völliges Verblässen des Wunsches nach Wiedervereinigung vorhergesagt hatten. Tatsächlich wirken die Zustimmungsniveaus in den Befragungen und das Kommunikationsniveau im Telefon- und Postverkehr nach den Anpassungsturbulenzen der 60er Jahre bis Mitte der 80er Jahre wie eingefroren. Selbst wenn, wie verschiedentlich argumentiert wurde, der Begriff der Wiedervereinigung zu einer bloßen Formel wurde, die für größere Kommunikationsmöglichkeiten und Erleichterungen für die Deutschen in der DDR steht, bliebe er doch ein

Indikator für ein Bewußtsein nationaler Gemeinsamkeit, das sich nach Weber ja darin manifestiert, „daß gewissen Menschengruppen ein spezifisches Solidaritätsempfinden gegenüber anderen zuzumuten sei“ (Weber 1972, S. 528). In diese Richtung verweist auch eine freundlichere Haltung in der Bevölkerung gegenüber Übersiedlern aus der DDR im Vergleich zu Gastarbeitern und anderen Gruppen von Immigranten (Köhler 1986). Ähnlich stabil blieb seit Beginn der 70er Jahre allerdings auch die Erwartung, daß sich am bestehenden Zustand der Teilung nichts ändern wird. Die Diskrepanz zwischen dem Wunsch nach Wiedervereinigung und der Einschätzung seiner Verwirklichungschancen mag dazu beigetragen haben, daß dieses Thema fast völlig aus der Agenda politischer Anliegen der Bevölkerung verschwand. Dies wurde von Helmut Klages als Verdrängungsvorgang interpretiert: Das nationale Themenfeld werde ausgeblendet, um die Daueraktualität schwer erträglicher Dissonanzen zu vermeiden (Klages 1986, S. 165).

Ein Einwand gegen eine Parallelisierung von Einstellungswandel und Schwankungen von Kommunikationshäufigkeiten ergibt sich jedoch aus methodischen Bedenken. Wenn wir Indikatoren auf der Aggregatebene einer ganzen Gesellschaft verwenden, dann entspricht das zwar dem von Deutsch verfolgten makroskopisch-systemtheoretischen Ansatz, doch wird dabei typisch ein Fehlschluß der Aggregierung begangen. Aus der Kovariation zweier Zeitreihen darf nämlich nicht geschlossen werden, daß auch auf der Individual-ebene eine Beziehung besteht, ebenso wenig wie aus der Nichtvariation ein NichtZusammenhang. Erklärungen von Unterschieden nationaler Orientierungen in der Bevölkerung sind auf diese Weise nicht zu gewinnen. Dazu bedarf es der Auswertung von Individualdaten.

6. Ansätze empirischer Überprüfung: Die Kommunikations- und die Bewußtseinsnation auf der Individualebene

Gibt man den Argumenten Karl Deutschs eine individualsoziologische Wendung, dann müßten sich Unterschiede der Einbindung in gesamtdeutsche Verflechtungen bei Befragten als Abweichungen nationaler Orientierungen ausprägen. Ein über die Teilstaatlichkeit der Bundesrepublik ausgreifendes Nationalbewußtsein wird dann bei jenen zu erwarten sein, die an gesamtdeutschen Kommunikationen teilhaben. Tritt dieser Zusammenhang nicht auf, dann würde das Konzept der Nation als prätendierte Gemeinschaft unterstützt: die Behauptung, daß nationale Orientierungen überdauern, auch ohne daß sie sozialstrukturell durch Interaktionen abgestützt werden; sowie deren Umkehrung, daß verdichtete Kommunikation nicht notwendig ein Gemeinschaftsbewußtsein der Beteiligten erzeugt.

Tabelle 4: Parameter und Anpassung eines multivariaten logit Modells zur Erklärung des Wunsches nach Wiedervereinigung

	λ	τ	CRAMER'S V (Bivariater Zusammen- hang mit Wunsch nach Wiedervereinigung)
Zielvariable:			
Wunsch nach Wiedervereinigung (WV)*			
ja	0,79	4,85	
gleichgültig, nein	-0,79	0,21	
Prädiktoren:			
Wahlabsicht (WA)			
CDU	0,21	1,52	
FDP	0,15	1,34	
SPD	-0,21	0,65	
GRÜNE	-0,15	0,74	0,15
Kontakte DDR (KDDR)			
Verwandte	0,16	1,37	
Freunde/Bekannte	0,15	1,34	
keine	-0,31	0,54	0,16
Altersgruppe (AG)			
bis 29	-0,42	0,43	
30 bis 49	0,01	1,02	
50 bis 69	0,11	1,24	
ab 70	0,30	1,82	0,18
likelihood-ratio Test			
likelihood-Verhältnis $X^2 = 32,68$	DF =	32	P = 0,43
Pearson's $X^2 = 31,32$	DF =	32	P = 0,50
Assoziationsmaße			
H (Entropie) = 0,08			
C (Konzentration) = 0,08			

(Modell: WA+KDDR+AG+WA*AG. Schätzwerte der Zweier-Interaktion hier nicht dargestellt; alle Effekte und Koeffizienten sind hochsignifikant)

* Frage: „Sind Sie persönlich für die Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten, gegen die Wiedervereinigung oder ist Ihnen die Wiedervereinigung gleichgültig?“
Quelle: Zentralarchiv-Studie 1053 („Wahlstudie 1980“, Welle Nov. 1980, N = 1072).

Zur empirischen Überprüfung wurde die Sekundäranalyse einer Umfrage aus dem Jahr 1980 durchgeführt, die eine Fragenbatterie zur Wiedervereinigung enthält (Wahlstudie 1980, ZA-Nr. 1053). Der relativ weit zurückliegende Erhebungszeitraum ist Ausdruck eines Dilemmas: Die Ergebnisse und erst recht die Originaldaten von Umfragen zum Thema werden vom größten Auf-

traggeber, dem Ministerium für innerdeutsche Beziehungen, geheim gehalten.⁹ Aus der relativen Stabilität des Wiedervereinigungswunsches während der vergangenen 15 Jahre ist jedoch zu schließen, daß der Verlust an Aktualität nicht allzu bedeutsam ist.

Die Zielvariable ist in diesem Analyseschritt der Wunsch nach Wiedervereinigung. Er soll erklärt werden durch den historischen Erfahrungsraum der Befragten, den die Altersvariable erfaßt, persönliche Bindungen an die DDR, für die Verwandtschafts- oder Freundschaftsbeziehungen als Indikatoren stehen, und die Parteipräferenz der Befragten, die durch die Wahlabsicht erfragt wird. Freundschafts- und Verwandtschaftsbeziehungen verweisen unmittelbar auf die Nation als Handlungs- und Erfahrungsgemeinschaft; die im Parteiensystem institutionalisierten politisch-ideologischen Gegensätze sind dagegen möglicherweise alternative Anknüpfungspunkte für eine Bewußtseinsnation. So fanden die unterschiedlichen deutschlandpolitischen Vorstellungen im Erhebungszeitraum in einer kontroversen Diskussion über die Anerkennung der Staatsbürgerschaft der DDR ihren Ausdruck. Wird, wie im gegebenen Fall, der Wunsch nach Wiedervereinigung ohne konditionelle Präzisierung erfragt, besteht eine hohe Bejahungstendenz. Das muß bei der Interpretation mit berücksichtigt werden, spricht aber nicht grundsätzlich gegen seine Verwendung in diesem Analyse-Zusammenhang. Die Nichtzustimmung ist dann ein um so härterer Indikator für die Distanz gegenüber der Norm der Wiederherstellung staatlicher Einheit.

Die Auswahl eines Modells und die Überprüfung der Zusammenhänge in den Daten erfolgte in zwei Schritten durch hierarchische loglineare und durch Logit-Analysen. Bivariate Beziehungen wurden zusätzlich durch den Assoziationskoeffizienten dargestellt. Im Ergebnis, das hier nur in hoher Verdichtung vorgestellt wird, zeigen sich signifikante Zusammenhänge aller drei Prädiktoren mit dem Wunsch nach Wiedervereinigung ($p < 0.05$). Eine Durchmusterung weiterer Variablen wie Konfession, regionale Herkunft, Bildung, Ortsgröße und Beruf ergab dagegen keine signifikanten Beziehungen. Die Wirkungsmechanismen lassen sich aus den angepaßten Parametern des Logit-Modells erschließen, die zur leichteren Interpretierbarkeit in Verhältniszahlen umgerechnet wurden (vgl. Burke und Knoke 1985, S. 306). Die Ergebnisse sind in der zweiten Spalte der Tabelle 1 dargestellt. Der Wert von 1.50 bei den prospektiven CDU-Wählern ist etwa in der Weise zu deuten, daß nach Ausschaltung der anderen Einflüsse Befragte mit einer Präferenz für die CDU die Wiedervereinigung im Verhältnis von 1,5 zu 1 befürworteten; ein negativer Effekt zeigt sich dagegen bei Anhängern der SPD.

⁹ Mitteilung des Bundesministeriums für innerdeutsche Beziehungen vom 24.3.1987. Dies galt nach 1968 und bis Anfang der 80er Jahre auch für die Daten zum Post- und Fernmeldeverkehr (vgl. Roth 1981, S. 242. Anm. 15).

Allgemein bestätigen die Ergebnisse der Logit-Analyse, daß in die Zeit vor 1945 zurückreichende biographische Erfahrungen und persönliche Kontakte mit Bewohnern der DDR den Wunsch nach Wiedervereinigung bestärken. Beide Befunde unterstützen auf der Individualebene die Argumente des kommunikationstheoretischen Ansatzes – wobei vorausgesetzt wird, daß der Effekt der Altersvariablen als ein biographischer Nachhall vergangener Erfahrungen aufgefaßt werden kann. Unabhängig davon beobachten wir aber auch eine Überformung des Wiedervereinigungswunsches durch Parteipräferenzen, die nicht durch eine Kommunikationstheorie erklärt wird. Weitere Zweifel an der Reichweite des kommunikationstheoretischen Modells stellen sich ein, wenn man die Entropie- und Konzentrationskoeffizienten betrachtet. Beides sind Maße der proportionalen Fehlerreduktion, die über den gesamten Erklärungsbeitrag mehrerer unabhängiger Variablen Auskunft geben. Im gegebenen Fall besagen sie, daß über 90 Prozent der Streuung der Zielvariablen „Wunsch nach Wiedervereinigung“ nicht durch das gewählte Modell aufgeklärt wird. In die gleiche Richtung haben im übrigen bereits die geringen Koeffizienten für die bivariaten Zusammenhänge gewiesen. Kurz: die Effekte sind signifikant, doch ist ihr Erklärungsbeitrag gering.

Die Wirkungen der Hintergrundvariablen erreichen nicht annähernd determinierende Kraft. Die „Präention“, eine Staatsnation zu bilden, besteht offenbar im hohen Grad unabhängig von der individuellen Erfahrung der Nation als Kommunikationsgemeinschaft und Erinnerungswert, aber auch unabhängig von ideologischen Präferenzen, zumindest soweit sie in der Parteineigung zum Ausdruck kommen. Gerade dieser Umstand mag den in der aktuellen Diskussion immer wieder beschworenen Eindruck der „Diffusheit“ des nationalen Identitätsempfindens in der Bevölkerung der Bundesrepublik Deutschland erklären.

7. Die zeitliche Beständigkeit und die soziale Indifferenz nationaler Orientierungen

Am Ende des Gangs durch die Empirie steht demnach keine eindeutige Entscheidung über die beiden hier gegenübergestellten Konzepte der Bewußtseinsnation und der Kommunikationsnation. Das ist sicherlich zu einem Teil auf die Unzulänglichkeit der Daten zurückzuführen, die für diese Untersuchung zur Verfügung standen. Doch dürfte die verbleibende Ambivalenz auch in einem Ansatz begründet sein, der beide Möglichkeiten nationaler Vergemeinschaftung als Alternativen behandelt. Dagegen ist zu erwägen, ob es nicht tatsächlich komplementäre Mechanismen sind. Wenn das so ist, dann beobachten wir eine komplexere Realität, die nicht durch ein linear-additives Modell erfaßt werden kann. Vielmehr ist an einen sequentiellen Zusammenhang zwischen der Kommunikations- und der Bewußtseinsnation zu denken: In einer über große Zeiträume verdichteten Kommunikation bildet sich ein Fundus gemeinsamer Symbole, Wertvorstellungen und Gewohnheiten, aus dem subjek-

tiv gefühlte Zusammengehörigkeit auch dann noch lange zehren kann, wenn der Kommunikationszusammenhang abreißt oder schwächer wird. Sie wird dann besonders beständig sein, wenn die Pflege historisch-kultureller Symbolbestände in irgendeiner Weise institutionalisiert ist.

In jedem Fall verschleifen kulturelle Besonderheiten und Gemeinsamkeiten nicht in wenigen Jahrzehnten. Man denke nur an die neuen Regionalbewegungen, die an jahrhundertealte kulturelle Traditionen anknüpfen konnten, trotz nivellierender und zentralisierender Nationalstaaten. Um so mehr muß das für die beiden deutschen Teilstaaten gelten, die ja nicht in andere Nationalstaaten inkorporiert wurden, sondern eine gemeinsame Kulturtradition pflegen und zugleich Teil einer Weltzivilisation sind, die zwar nicht spezifisch deutsch, aber in weiten Bereichen gemeinsam ist.

Folgt man dieser Betrachtungsweise, dann ist Nationsbildung als ein prinzipiell, zumindest aber auf lange Sicht unumkehrbarer Prozeß zu konzipieren, bei dem eine Rückkehr zu einem Anfangszustand nicht eintreten kann. Geschichte ist kein Film, der sich rückwärts spielen läßt, wie dies Karl Deutsch suggeriert. Historische Verläufe folgen den Gesetzen der Verzweigungslogik und lassen sich nicht durch linear-additive Modelle erfassen. Gerade das macht es aber so schwer, die Diagnose zur Prognose auszuweiten.

Deshalb soll hier nur zweierlei festgehalten werden: einmal die soziale Indifferenz nationaler Orientierungen, die bei zweifellos bestehenden Präferenzen nicht eindeutig an bestimmte Sozialkategorien und Gruppen gebunden sind. Das designiert die Nation in der Tat zur potentiellen Bezugsebene für eine übergreifende kollektive Identitätsbildung. Auch bestehen hier erhebliche voluntaristische Spielräume, was etwa die über mehrere Jahre aufrechterhaltene Korrespondenzwelle in der Zeit des Mauerbaus zeigt. Andererseits, und das ist tatsächlich die andere Seite der gleichen Medaille, ist jedoch die nationale Frage sozial heimatlos. Es gibt heute – im Gegensatz zum 19. Jahrhundert – keine Gruppe von Nationsbildnern, die sie zu einem Hauptanliegen praktischer Politik erheben würde (Best 1985). Eine latente Antwortbereitschaft in der Bevölkerung besteht, die aber bislang nicht durch realpolitische und symbolische Strategien der Eliten stimuliert wurde. Erst wenn sich diese Sperre löst, wird sich der Wunsch nach Wiedervereinigung aus einer demoskopischen Reminiszenz in einen Antrieb für aktuelle politische Bewegungen verwandeln.

References

- Anderson, Benedict: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts, Frankfurt a.M. 1988 (engl. *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*, London 1983).
- Bell, Daniel: Die Sozialwissenschaften seit 1945, Frankfurt a.M. 1986.
- Best, Heinrich: Der Ausschluß – Elitenstruktur und kleindeutsche Lösung 1848/49, in: Verband der österreichischen Geschichtsvereine (Hrsg.), Bericht über den 16.

- Österreichischen Historikertag, Krems (Veröffentlichungen des Verbandes Österreichischer Geschichtsvereine 24), Wien 1985, S. 609-619.
- Boerner, Peter (Hrsg.): *Concepts of National Identity. An Interdisciplinary Dialogue*, Baden Baden 1986.
- Brandt, Willy: Bericht zur Lage der Nation, in: *Deutscher Bundestag, Verhandlungen*, 11. Januar 1970, Bonn 1970.
- Bundesministerium für innerdeutsche Beziehungen (Hrsg.): *DDR Handbuch*, Bonn 1985.
- Bundesministerium für innerdeutsche Beziehungen: *Materialien zum Bericht zur Lage der Nation 1974*, Berlin 1974.
- Burke, Peter J., und David Knoke: *A User's Guide to Log-Linear Models*, in: Robert B. Smith, *A Handbook of Social Science Methods*, Bd. 3, New York 1985, S. 297-335.
- Deutsch, Karl W.: *Transaction Flows as Indicators of Political Cohesion*, in: Ph. E. Jacob und J.V. Toscano (Hrsg.), *The Integration of Political Communities*, Philadelphia 1964.
- Deutsch, Karl W.: *Nationalism and Social Communication. An Inquiry into the Foundations of Nationality*, Cambridge/Mass., 2. Aufl. 1966.
- Deutsch, Karl W, und Richard L. Merritt: *Effects of Events on National and International Images*, in: Herbert C. Kelman, *International Behavior. A Social-Psychological Analysis*, New York 1965.
- Elwert, Georg: Nationalismus und Ethnizität. Über die Bildung von Wir-Gruppen, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 41, 1989, S. 440-464.
- Erikson, E.H.: *Identity, Youth and Crisis*, New York 1968.
- Habermas, Jürgen: Können komplexe Gesellschaften eine vernünftige Identität ausbilden?, in: Ders., *Zwei Reden. Aus Anlaß der Verleihung des Hegel-Preises 1973 der Stadt Stuttgart an Jürgen Habermas am 19. Januar 1974*, Frankfurt a.M. 1974.
- Haußer, Karl: Identität – eine konzeptionelle Klärung aus psychologischer Sicht, in: Helga Klinke-Mibert (Hrsg.), *Deutschsein heute. Auf der Suche nach der Identität*, Stuttgart und Bonn 1986, S. 14-25.
- Jesse, Eckhard: Die deutsche Frage rediviva. Eine Auseinandersetzung mit der neueren Literatur, in: *Deutschland Archiv*, 17, 1984, S. 397-414.
- Klages, Helmut: Nations- und Staatsbezug in der Bundesrepublik Deutschland: Einige aktuelle Fragen, in: Werner Weidenfeld (Hrsg.), *Nachdenken über Deutschland*, Köln 1985, S. 164-174.
- Köhler, Anne: Wiedervereinigung – Wunsch und Wirklichkeit. Empirische Beiträge zur Frage der nationalen Orientierung unter innerdeutschen Aspekten, in: Werner Weidenfeld (Hrsg.), *Nachdenken über Deutschland*, Köln 1985, S. 147-163.
- Le Gloannec, Anne-Marie: *La nation orpheline. Les Allemagnes en Europe*, Paris 1989.
- Löcherbach, Dieter: Nation und kollektive Identität. Kritik und Reformulierung des Nationalverständnisses in beiden deutschen Staaten, in: *Politische Vierteljahresschrift*, 24, 1983, S. 188-202.
- Mayer, Tilman: *Prinzip Nation. Dimensionen der nationalen Frage am Beispiel Deutschlands*, Opladen 1986.

- Mommsen, Hans: Der Nationalismus als weltgeschichtlicher Faktor. Probleme einer Theorie des Nationalismus, in: Ders., Arbeiterbewegung und Nationale Frage, Göttingen 1979, S. 15-60.
- Noelle-Neumann, Elisabeth: Demoskopische Deutschstunde, Zürich 1983.
- Noelle-Neumann, Elisabeth: Im Wartesaal der Geschichte. Bleibt das Bewußtsein der deutschen Einheit lebendig?, in: Werner Weidenfeld (Hrsg.), Nachdenken über Deutschland, Köln 1985, S. 133-146.
- Noelle-Neumann, Elisabeth, und Renate Köcher: Die verletzte Nation. Über den Versuch der Deutschen, ihren Charakter zu ändern, Stuttgart 1987.
- Ogburn, William F.: Social Change: With Respect to Culture and Original Nature, New York 1922.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hrsg.): Deutsche Politik 1961. Tätigkeitsbericht der Bundesregierung, Bonn 1962.
- Reiterer, Albert F.: Die unvermeidbare Nation. Ethnizität, Nation und nachnationale Gesellschaft, Frankfurt a. M. und New York 1988.
- Renan, Ernest: Qu'est-ce qu'une nation?, in: Ders., Oeuvres Completes, Bd. 1, Paris 1947, S. 887-906 (zuerst 1887).
- Roth, Margit: Zwei Staaten in Deutschland. Die sozialliberale Deutschlandpolitik und ihre Auswirkungen 1969-1978, Opladen 1981.
- Scheuch, Erwin K.: Was ist deutsch heute?, in: Politik und Kultur, 4, 1977, S. 24-39.
- Scheuch, Erwin K.: Nationalität deutsch – für die Bundesdeutschen ein Nicht-Problem, in: Politik und Kultur, 10, 1983, S. 3-19.
- Schlesinger, Philip: On National Identity: Some Conceptions and Misconceptions criticized, in: Social Science Information, 26, 1987, S. 219-264.
- Schneider, Beate: Konflikt, Krise und Kommunikation. Eine quantitative Analyse innerdeutscher Politik, München 1976.
- Schweigler, Gebhard: Nationalbewußtsein in der BRD und der DDR, Düsseldorf 1973 (engl.: National Consciousness in Divided Germany, London und Beverly Hills 1975).
- Weber, Max: Wirtschaft und Gesellschaft, Tübingen, 5. rev. Auflage 1972.
- Weidenfeld, Werner: Die Frage nach der Einheit der deutschen Nation, München 1981.
- Weidenfeld, Werner: Die Identität der Deutschen – Fragen, Positionen, Perspektiven, in: Ders. (Hrsg.), Die Identität der Deutschen, Bonn 1983, S. 13-50.
- Weidenfeld, Werner: Ratloses Nationalgefühl: Fragen an die Deutsche Frage, in: Ders. (Hrsg.), Nachdenken über Deutschland, Köln 1985, S. 11-18.

Politischer Regionalismus in Deutschland und Frankreich im intertemporal-interkulturellen Vergleich

Heinrich Best *

Abstract: Best bezieht sich auf Fernand Braudel, der darauf hingewiesen hat, daß politische Geschichte nicht notwendig Ereignisgeschichte ist. Es gibt eine Geschichte der langen Zeitverläufe, der „longue duree“, in denen sich demographische Veränderungen und der Umbau von Sozialstrukturen und Wirtschaftsformen erst nach langer Zeit manifestieren. Im Rahmen dieses Ansatzes geht Best der Frage nach der Bedeutung regionaler Strukturen für die Herausbildung politischer Kulturen an Hand eines historischen Vergleichs von Deutschland und Frankreich nach. Das Verhältnis von Region und Politik in diesen beiden Ländern wird von den Anfängen der parlamentarischen Massendemokratie in den Revolutionen von 1848/49 bis in die Gegenwart verfolgt. Die Revolutionsjahre sind eine „critical juncture“, in der sich soziopolitische Allianzen und Konfliktlinien formierten, die für lange Zeit Bestand hatten und die sich erst in den letzten Jahren der „neuen Unübersichtlichkeit“ aufzulösen beginnen. Die Analyse bestätigt insgesamt Schumpeters Diktum, daß „soziale Strukturen, Typen und Verhaltensweisen Münzen sind, die nicht leicht schmelzen“.

1. Die Grenzen des Untersuchungsfeldes

Nicht selten wird politische Geschichte mit Ereignisgeschichte gleichgesetzt, die auf das „Drama der großen Ereignisse“ zugespitzt ist, während sich die Geschichte des langen Zeitablaufs, der *longue durée*, in den allmählichen demographischen Veränderungen, dem Umbau von Sozialstrukturen und Wirtschaftsformen oder dem langsamen Wandel grundlegender Wertorientierungen manifestiert (Braudel 1972: 192). Zwar hat bereits Fernand Braudel, von dem diese Systematik der historischen Zeiten herrührt, darauf hingewiesen, daß politische Geschichte nicht notwendig Ereignisgeschichte ist – daß sie, um hier seine eigene bezeichnende Wendung zu gebrauchen, nicht dazu verdammt sei, Ereignisgeschichte zu bleiben – doch beschränkten sich jene Historiker und Sozialwissenschaftler, die am Zeitmaß der *longue durée* orientiert sind, bis vor kurzem weitgehend auf das engere Feld der Sozialgeschichte – „the history of a

* Reprint of: Heinrich Best (1995): Politischer Regionalismus in Deutschland und Frankreich im intertemporal-interkulturellen Vergleich, in: K. H. Reuband, F. U. Pappi u. H. Best (Hrsg.): Die deutsche Gesellschaft in vergleichender Perspektive: Festschrift für Erwin K. Scheuch zum 65. Geburtstag, Westdeutscher Verlag: Opladen, S. 137-159.

people with the politics left out“ nach Trevelyan's Definition (1962: XI). Diese Beschränkung enthält ein Element des Paradoxen, denn gerade im Fall Frankreichs tragen die politischen Konfliktstrukturen der Gegenwart Züge der Dauer, die sich bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts, ja in die Zeit des Ancien regime zurückverfolgen lassen. Es ist – gegenüber der Rhetorik von der „nation une et indivisible“ – ein weiteres Paradox, daß sich die longue durée politischer Strukturen gerade in der Hartnäckigkeit regionaler Unterschiede ausprägt.

Damit bin ich beim Thema dieses Beitrages: dem Verhältnis von Region und Politik in Frankreich und Deutschland seit der ersten Emanation der parlamentarischen Massendemokratie in den Revolutionen von 1848/49, der Frage nach den Gründen für die Entstehung und das Überdauern regionaler politischer Loyalitäten bei wechselnder Verfassungsordnungen und einer sich in anderen Bereichen grundlegend verändernden Gesellschaft.

Den Begriff des „politischen Regionalismus“ verwende ich hier in Anlehnung an William Brustein (1988) für Disparitäten politischer Orientierungen zwischen Regionen; für das also, was der Vater der géographie électorale André Siegfried zu Beginn unseres Jahrhunderts die „tempéraments politiques régionaux“ genannt hat (1913). Nicht gemeint ist damit die ethnische und religiöse Opposition gegen die administrative und kulturelle Hegemonie eines Zentralstaats. Deren Anfänge liegen nach dem Beginn meines engeren Beobachtungszeitraums (Rokkan und Urwin 1983: 120-123; Weber 1983: 146-171). Den historischen Ansatzpunkt der Längsschnittbetrachtung bilden die Revolutionsjahre 1848/49. Sie waren – im Sinne Stein Rokkans und Seymour Lipsets – eine „critical juncture“, in der sich soziopolitische Allianzen und Konfliktfronten formierte, die für lange Zeit Bestand hatten und sich erst in den letzten Jahren im Zeichen schwächer werdender Ligaturen und neuer Unübersichtlichkeit aufzulösen begann (1967: 54).

Die Betrachtung ist vergleichend angelegt, wobei hier die Logik des Vergleichs J.S. Mills „method of differences“ folgt, nach der die Untersuchungsfelder so auszuwählen sind, daß der Einfluß der Faktoren, die man zu erforschen wünscht, isoliert betrachtet werden kann (Zelditch 1971: 267-307; Scheuch 1968: 1973). Deutschland und Frankreich bilden für die in diesem Beitrag verfolgten Fragestellungen eine vielsprechende Konstellation: In beiden Fällen handelt es sich um große, regional heterogene Flächenstaaten, die im beobachteten Zeitraum – wenn auch mit unterschiedlichen Transformationsraten und Tiefenwirkungen – den Übergang von der Agrar- zur Industriegesellschaft vollzogen. Weitgehende Übereinstimmung bestand bis 1933 auch im Hinblick auf die Reichweite politischer Partizipationsrechte und den Rhythmus ihrer Ausdehnung. Nach der Revolution von 1848 wurde in beiden Territorien das allgemeine, oder ein ihm angenähertes (Männer)Wahlrecht eingeführt. In beiden Fällen blieb dies eine auf die Revolutionszeit begrenzte Episode, die erst 1871 in eine dauerhafte Etablierung überleitete, wobei die in Deutschland

1919 vollzogene Ausweitung auf das Frauenwahlrecht in Frankreich erst 1946 durchgesetzt werden konnte (Huard 1991).

Hohe Unterschiedlichkeit bestand dagegen im Hinblick auf die Verläufe und Durchdringungsgrade der Prozesse von Staats- und Nationsbildung. Frankreich repräsentiert nach einem spätestens im 16. Jahrhundert einsetzenden und mit der Französischen Revolution noch einmal forcierten Prozeß kultureller Homogenisierung und der Ausbildung zentralstaatlicher Hegemonie in seinem Selbstbild wie in vielen wissenschaftlichen Deutungen idealtypisch die „nation une et indivisible“ (de Planhol 1988: 277-281, 317-335).

Deutschland war seit dem Hochmittelalter einem Prozeß territorialer Fragmentierung in einen fast nur noch symbolisch wirksamen Verbund faktisch souveräner Einzelstaaten unterlegen, der nach dem Ende der napoleonischen Kriege als „Deutscher Bund“ auch staatsrechtlich in die Form des Staatenbundes umgegossen wurde. Dessen Territorium, auf dem mit Polen, Tschechen, Slowenen und Italienern große ethnische Minoritäten lebten und auf dem sich seit dem 16. Jahrhundert die beiden großen Konfessionsgemeinschaften in räumlich weitgehend segregierten Reservaten gegenüberstanden, bildete den weiten Handlungsraum, auf dem sich im 19. Jahrhundert in einem langwierigen und blutigen Prozeß territorialer Konsolidierung und Sezession die deutsche Nationalstaatsbildung bis hin zur Gründung des kleindeutschen Reiches vollzog (Gollwitzer 1964).

Die Phase der Teilung nach dem zweiten Weltkrieg bildete dann ein Postskriptum zur Geschichte der territorialen Fragmentierung Deutschlands. Ihr Ende verdeutlicht einerseits, daß der Prozeß nationaler Integration in Deutschland einen höheren und belastungsfähigeren Grad der Verbundenheit bewirkte, als dies viele Beobachter geglaubt hatten – auch dies ein Beispiel für die Wirkungsmacht der *longue durée* –, andererseits markierte es den Beginn eines neuen politischen Regionalismus anderer Art.

2. Der Fall Frankreich: territoriale Vielfalt im konsolidierten Nationalstaat

In ihrem berühmt gewordenen „Atlas anthropologique et politique“ zeichnen Emmanuel Todd und Hervé Le Bras mit wenigen Strichen ein Bild der Wahlgeographie des modernen Frankreich und deuten zugleich eine erste Erklärung regionaler Unterschiede an: Danach gewinnt die Rechte traditionell im Westen Frankreichs, in der Bretagne und den angrenzenden Departements, im Elsaß, in Lothringen und im Süden des Massif Central; die Linke dominiert in den an das Mittelmeer grenzenden Departements, in der südöstlichen Peripherie Zentralfrankreichs, die vom Limousin über das Bourbonnais bis in die Franche Comté reicht, und im äußersten Nordosten. Ungewiß sei der Ausgang der Wahlen nur an den Rändern dieser Hochburgen, während in ihrem Inneren die Stimmabgabe für die Linke und die Rechte kein Gegenstand der individuellen

Entscheidung, sondern ein Element der lokalen Kultur sei (1981: 333). Die Verteilung der politischen Lager auf ihre regionalen Hochburgen sei im wesentlichen seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts stabil geblieben.

Tatsächlich unterschätzen Todd und Le Bras damit die Kontinuität der politischen Topographie Frankreichs. Ordnet man etwa die Abgeordneten der Assemblée nationale constituante des Jahres 1848 gemäß ihrem Abstimmungsverhalten der Rechten und der Linken zu, dann trug die regionale Verteilung beider Lager auf die Wahldepartements bereits damals die gleichen Grundzüge wie die politische Landkarte des modernen Frankreich. Großräumig und nachhaltig hat sie sich nur in zwei Regionen geändert: Um Paris entstand ein Gürtel „roter“ Departements, während das Elsaß und Lothringen seit ihrer Rückkehr zu Frankreich eher rechts votierten. Erst der massive sozialökonomische Wandel, der mit der Einbeziehung in die Agglomeration der Hauptstadt einherging, und der irreguläre Veränderungsdruck einer zeitweiligen Zugehörigkeit zu einem anderen Nationalstaat bewirkten also einen Wechsel der politischen Couleur dieser Landschaften (Best 1990: 407).

Die Frage stellt sich, wie diese regionale Vielfalt und ihr Überdauern zu erklären sind. Die Standardinstrumente und -deutungen der Sozialstrukturanalyse erweisen sich dabei als wenig hilfreich. Folgt man etwa den gängigen Theorien politischer Modernisierung, dann hätten in dem konsolidierten Nationalstaat Frankreich die Gemeinsamkeiten der Zugehörigkeit zu Klassen und Gesinnungsgemeinschaften schon längst regionale und parochiale Loyalitäten untergraben müssen. Tatsächlich – und hier weist die Fragestellung über den Fall Frankreich hinaus – widersetzten sich aber vermeintlich anachronistische politische Orientierungen hartnäckig dem Veränderungsdruck sozialen Wandels. Dieses Beharrungsvermögen ist eine Herausforderung an die politische Soziologie, die nicht zufällig mit den Modellen Stein Rokkans dazu Rekonstruktionen höchster Komplexität hervorgebracht hat; für die historische Forschung ist es eine Bestätigung ihrer aktuellen Bedeutung, weil hier Geschichte mächtig und faßbar in die Gegenwart wirkt (Flora 1981).

Frägt man aber nach dem konkreten Erklärungsbeitrag von Theorien des politischen Regionalismus, wird man schnell enttäuscht, es sei denn man gibt sich mit einer Blütenlese wolkiger Wissenschaftspoesie oder tautologischen Wendungen zufrieden. Selbst ein so kundiger Beobachter wie Eugen Weber krönt eine zentrale Passage über den politischen Regionalismus im Frankreich des 19. Jahrhunderts mit der leeren Aussage: „Uralte Gegensätze wurden einfach neu definiert, wenn die Ebenen nach links tendierten und die Bergregionen hartnäckig rechts und katholisch blieben“ (1983: 261). Webers Epiteton „einfach“ bezeichnet genau den Punkt, an dem es schwierig wird!

Welche Auswege eröffnen sich nun aus solchen tautologischen Zirkeln? Eine kürzlich erschienene Arbeit über die sozialen Ursachen des politischen Regionalismus in Frankreich seit 1849 trifft die hier nützliche Unterscheidung zwischen strukturellen und normativen Erklärungen (Brustein 1988: 9-32): In

normativen Erklärungen bewirken Werte, Weltbilder und kollektive Erinnerungen die regionalen Unterschiede politischer Orientierungen und erhalten sie über Generationen hinweg, dagegen sind sie in strukturellen Erklärungen Ausdruck tiefer liegender regionaler Unterschiede der Wirtschaftsformen und der sozialen Ordnungen. Häufig werden beide Ansätze aber auch miteinander verbunden, zumeist in der Weise, daß die Entstehung regionaler Unterschiede strukturell, ihr Überdauern aber normativ erklärt wird.

Das gilt etwa für die Arbeiten des Historikers Yves-Marie Berce, der im Südwesten Frankreichs eine Kontinuität des Widerstandes, vor allem der Steuerrebellion, gegen den Zentralstaat vom 16. Jahrhundert bis in das 19. Jahrhundert beobachtet, dessen Nachhall er noch im Wahlverhalten der 1870er Jahre verfolgt (1974: 228-231). Weniger tief in der Vergangenheit setzen Paul Bois (1960) und Charles Tilly (1962) ihre Untersuchungen der sozialen Ursprünge konservativer Traditionen in der Vendee und der Bretagne an: Für sie war es die mit der Revolution sympathisierende städtische Bourgeoisie, die nach 1789 durch den Ankauf von Kirchengütern und durch kommerzielle

Durchdringung die etablierte Ordnung einer homogenen ländlichen Lebenswelt störte und damit die sozialkonservative Protestbewegung der Chouannerie provozierte. Dieser Konflikt wirke bis in das 20. Jahrhundert fort und habe im kollektiven Gedächtnis den Wandel durch Urbanisierung, Alphabetisierung und Industrialisierung überdauert. Auch bei Lynn Hunt (1989: 151-179) liefert die Revolution von 1789 die Farben, die die politische Landkarte Frankreichs bis heute kolorieren. Nach ihren Analysen der parlamentarischen Versammlungen zwischen 1792 und 1798 erhielt die Linke durchgängig aus jenen Departements Unterstützung, die relativ arm, wenig urbanisiert und fern von Paris waren.

Nach Daniel Deriory, Mattei Dogan (1971: 517-570) und Jean Klatzmann (1958: 36-68) bestimmen dagegen religiöse Orientierungen den Regionalbezug der französischen Politik. In diesen Arbeiten wird ein enger Zusammenhang zwischen Religiosität und konservativen politischen Haltungen behauptet. Dagegen steht für Henri Espieux (1970) und Jacques Vedel (1971) der ethnische Regionalismus im Vordergrund: Die Mittelmeerregion habe links votiert, um gegen die zentralistische Dominanz und kulturelle Hegemonie der *île de France* zu protestieren. Emmanuel Todd und Hervé Le Bras schließlich erkennen einen Zusammenhang zwischen der regionalen Verbreitung bestimmter Familienformen und politischen Orientierungen: Dort, wo die erweiterte Familie mit einem System der freien Wahl des Ehepartners, die „*famille communautaire*“, überwiege, sei auch die Linke am erfolgreichsten (1981: 333 ff.).

Diese Zusammenstellung einiger Erklärungsskizzen, die sich mühelos fortsetzen ließe, zeigt deutlich: In dem Augenblick, in dem man die Ebene abstrakter Allgemeinheiten verläßt, wird man mit einer verwirrenden Fülle von Deutungen und Befunden zum Phänomen des politischen Regionalismus konfrontiert, die für sich genommen durchaus plausibel sein mögen, aber spä-

testens in dem Augenblick zu Ungereimtheiten, ja massiven Widersprüchen führen, in dem man raum-zeitliche Begrenzungen überschreitet. Man nehme nur das Argument des kulturellen Regionalismus, der sich in Südfrankreich in einer linken, in der Bretagne in einer rechten Vertretung politisch manifestiert haben müßte. Auch bleibt ungewiß, welche Mechanismen in manchen Regionen die kollektiven Erinnerungen an längst vergangene Ereignisse und Zustände überdauern ließen und deren „Übersetzung“ in aktuelle politische Orientierungen bewirkten, in anderen aber kollektives Vergessen begünstigten. Solche Ungewißheiten und Widersprüche verlangen nach empirischer Klärung – ich selbst habe mich auf diesem Feld mit einer Analyse der regionalen Grundlagen politischer Repräsentation in der Assemblée nationale Constituante von 1848 versucht. Angeregt haben mich dabei die Arbeiten des um die Jahrhundertwende wirkenden Historikers Charles Seignobos, der bei Soziologen als Widerpart Emile Dürkheims wenig beliebt ist. Dennoch: Seignobos hat in seinen Analysen des politischen Regionalismus in Frankreich eine bemerkenswerte Deutung geliefert, die Argumente der Geographie électorale André Siegfrieds verallgemeinerte und im Kern auch in neueren Analysen wie denen von Brustein, Le Goff und Barral enthalten ist (1924-1926).

Zeitgenössischen Beobachtern folgend vermutete Seignobos die Ursprünge der politischen Topographie Frankreichs vor allem in regionalen Unterschieden der Agrarstruktur. Sein Ansatzpunkt war die Beobachtung, daß die Rechte in den Gebieten des Großgrundbesitzes und der (Halb-)Pacht dominierte, die Linke aber in den Regionen, in denen selbständig wirtschaftende Kleinbesitzer, die „Parzellenbauern“, überwogen. Balzac hat diesen Gegensatz literarisch zugeschräfft in den „Paysans“ dargestellt: auf der einen Seite die Welt der landhungrigen Kleinbauern, in idealisierter Weise verkörpert durch die Figur des alten Winzers und ehemaligen Jakobiners Niseran, auf der anderen Seite die ideale Welt der Großgrundbesitzer: „Ein Schloß mit Park, von Mauern umgeben, wo niemand eindringen kann, zu dem Pachtgüter gehören, deren Pächter angefahren kommen und die Pacht in Kassenscheinen bezahlen, und nicht ein einziges Mal im Jahr wird man einen Prozeß anstrengen müssen“ (Balzac 1961: 47). Das ist der Gegensatz zwischen einem konservativen Frankreich des platten Landes und einem gauchistischen Frankreich der Dörfer und kleinen Landstädte. Den Mechanismus, der den Zusammenhang zwischen Region und Politik bewirkte, vermutete Seignobos wie André Siegfried in Einflüssen des sozialen Milieus: Während in der „France des campagnes“ die soziale Hierarchie der ländlichen Lebenswelt durch die häufig adeligen Großgrundbesitzer mit einer konservativen Grundhaltung dominiert worden sei, habe in der „France des Villages“ kein spezifischer Einfluß eine bestimmte politische Orientierung begünstigt. Maurice Agulhon faßte bündig zusammen „Un peut devenir rouge parce-qu'on est indépendant“ (1973: 166). In dieses Argument läßt sich mit dem katholischen Klerus auch der zweite „spirituelle“ Faktor einfügen, der nach Seignobos die politische Färbung von Regionen beeinflusste.

Die Argumente Seignobos' ließen sich für die Zweite Republik auf einer breiten empirischen Grundlage überprüfen. Auf eine ausführliche Darstellung technischer Aspekte soll hier verzichtet werden; sie findet sich in einer kürzlich veröffentlichten längeren Abhandlung (vgl. Best 1990: 417-426). Hier also nur einige Stichworte. Die Hauptquelle meiner Regionaldaten bildete die *Statistique de la France*, die 1851 und 1852, also am Ende der Zweiten Republik, eine allgemeine Gewerbe- und Volkszählung und eine Erhebung der landwirtschaftlichen Betriebe durchführte. Ältere Statistiken, wie etwa die Erfassung der unter dem zensitären Regime Wahlberechtigten in den letzten Jahren der Julimonarchie, ergänzen diese Daten. Als Analyseverfahren habe ich die schrittweise multiple Regression eingesetzt, die Merkmale nach dem Kriterium ihres Erklärungsbeitrags zu einer abhängigen Variablen, hier: dem Anteil rechter Abgeordneter an den Delegationen der Departements, auswählt und gewichtet. Untersuchungseinheiten sind die Departements, die bei den Wahlen zur *Assemblée nationale constituante* auch die Wahlkreise waren. Der Nachteil der hohen inneren Heterogenität dieser territorialen Einheiten wird also dadurch kompensiert, daß sie den politischen Rahmen für die Auswahl der parlamentarischen Führungsgruppen der Zweiten Republik setzten

Die Ergebnisse unterstützen in ihrer Tendenz Seignobos' Thesen Bestimmend für die politische Färbung der Departements sind die Indikatoren zur Größenverteilung der Betriebe und den Besitzverhältnissen in der Landwirtschaft, während die Gewerbestruktur kaum Einfluß hatte. Allerdings ist eine Erklärung unvollständig, die nur die Besitzverhältnisse in der Landwirtschaft berücksichtigt. Ähnlich wichtig war die Siedlungsstruktur. Die Bevölkerungsdichte allein erreicht annähernd den gesamten Erklärungsbeitrag der verschiedenen Indikatoren zur Agrarstruktur. Der Anteil linker Abgeordneter wuchs mit zunehmender Bevölkerungsdichte, dies übrigens unabhängig von dem Anteil der in Städten lebenden Bevölkerung. Hier vermute ich im Anschluß an Argumente, die sich bis auf Emile Durkheim zurückverfolgen lassen, daß eine wachsende Bevölkerungsdichte zunehmende soziale Differenzierung und weitläufigere Kommunikationsketten bewirkte, die wiederum patrimoniale Bindungen und Loyalitäten gegenüber den traditionellen Autoritäten schwächten. Dies war dann ein soziales Milieu, das eine am Verfassungsideal der partizipatorischen Demokratie orientierte „linke“ Repräsentation begünstigte. Doch auch nach einer solchen Erweiterung des Erklärungsansatzes gilt, daß sich die Ergebnisse der Regionaldatenanalysen gut mit Seignobos' Interpretationen der französischen Wahlgeographie vereinbaren lassen – auch wenn man vorsichtig gegenüber den Schlußfolgerungen von Andre Siegfried und Ernest Labrousse sein sollte, die von einer „demokratischen Option“ der Landbevölkerung sprachen (Labrousse 1975:180).

William Brustein hat jüngst den Zusammenhang zwischen kleinteiligem Landbesitz, Marktorientierung der Agrarproduzenten, hoher Siedlungsdichte und linker politischer Repräsentation noch in den Wahlen von 1981 nachwei-

sen können (1988). Auch wenn Brustein in seiner Erklärung die individuellen Interessenkalküle der einzelnen Wähler in den Vordergrund rückt, während Seignobos ja eher auf die Mechanismen sozialer Kontrolle in der ländlichen Lebenswelt verwies, zeichnet sich hier eine plausible, empirisch gut bestätigte und über lange Zeiträume hinweg tragfähige Interpretation des politischen Regionalismus in Frankreich ab. Ist die politische Region nach alledem also eine Sphinx ohne Geheimnis? Auch wenn es ein Vorzug von Erklärungen sein mag, einfach zu sein, wäre es doch etwas ernüchternd, wenn sich das subtile und vielfacettige Konzept der politischen Region auf einen spröden interessen-theoretischen Kern einschmelzen ließe. Vor allem aber würde jenen genuin historischen Deutungen die Grundlage entzogen, in denen regionale Identitäten die Sedimente verbindender Ereignisse und Erfahrungen in der Vergangenheit sind.

Eine weitgehend veränderte Szene eröffnet sich, wenn man den institutionellen Aspekt in die Analysen einführt. Ein zweiter Argumentationsstrang führt ja die politischen Regionen in Frankreich auf Sonderlagen zurück, die im Verlauf der Expansion des französischen Staatsgebietes während des Ancien régime entstanden und im Prozeß nationaler Integration politisiert worden waren. Die historischen Konfliktkonstellationen zum Zeitpunkt der Formierung der regionalen Oppositionen gegen zentralstaatliche Nivellierung und Mediatisierung hätten dann bestimmt, welches der beiden politischen Lager bei der Einführung des allgemeinen Wahlrechts begünstigt wurde (Best 1990: 422).

Auch diese Annahmen lassen sich mit den Instrumenten der historischen Sozialforschung empirisch überprüfen. So können Daten über den politisch-administrativen Status von Regionen während des Ancien régimes in die Analysen eingeführt werden. Die Berücksichtigung solcher Aspekte wird dadurch erleichtert, daß in der Form der alten Provinzialstände bis 1789 ein Territorialstatus fortbestanden hatte, in dem sich verschiedene Prärogativen und Sonderlagen überschneiden. In den 17 „Pays d'état“ etwa nahmen die Stände bis zum Ende des Ancien régimes neben einigen allgemeinen Verwaltungsaufgaben Rechte der Steuerbewilligung und Steuerpartition wahr. Hinzu kamen Besonderheiten der Gerichtsverfassung in diesen Regionen (Goubert und Roche 1984, Bd. 1: 257-270; Mousnier 1980, Bd. 1: 257-270). Andere historische Wurzeln und andere Kompetenzen hatten die ständischen Vertretungskörperschaften in jenen Territorien, die Frankreich seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert vom Deutschen Reich und von Spanien gewonnen hatte. Die betroffenen – oder besser: begünstigten Provinzen – lagen wie ein Gürtel um das Kerngebiet des alten Königreichs. Es ist ein wichtiger Umstand, daß dies zugleich jene Gebiete Frankreichs waren, in denen regionale kulturelle Traditionen – bis hin zur Eigensprachigkeit – fortbestanden (de Planhol 1988:144-391).

Die Prägekraft institutioneller Traditionen zeigt sich deutlich in unseren Daten, wenn man den Bestand provinzialständischer Vertretungen bis 1789 einbe-

zieht. Ihr Erklärungsbeitrag steht an zweiter Stelle hinter der Bevölkerungsdichte; nach Ausschluß der bretonischen Departements, die ihre „rechte“ politische Prägung erst im Konflikt mit dem Zentralismus und Laizismus der Jakobinerherrschaft erhalten hatten, übersteigt er sogar den aller anderen Erklärungsfaktoren, wobei eine provinzialständische Tradition im Ancien régime 1848 tendenziell mit einer linken Repräsentation einherging.

Über die Mechanismen, die zwischen den obsoleten Institutionen des Ancien régime und der Geographie politischer Repräsentation im Jahre 1848 vermittelten, brauchen wir nicht mehr nur zu mutmaßen. Es spricht vieles dafür, die regionalen Führungsgruppen als die Übermittler anzusehen. Paul Bois (1960) und Untersuchungen im Umkreis von Michel Vovelle (1987) haben etwa gezeigt, daß „weiße“ und „rote“ Notablen-Dynastien über Generationen hinweg politische Klientele an sich zu binden vermochten. Sie bestätigten, was auch die Sozialgeschichte der intermediären Eliten Frankreichs vielfach erweist: eine außerordentliche Stabilität über die verschiedenen Regimewechsel hinweg. Das gilt selbst für die Zäsur des Februar 1848, die ja die Barrieren eines extremen Zensuswahlrechts niederriß: Fast 84 % der erwachsenen männlichen Bevölkerung Frankreichs beteiligte sich dann an der Wahl der Konstituante. Dennoch waren rund zwei Drittel ihrer Abgeordneten Beamte oder politische Funktionsträger der Julimonarchie gewesen, gehörten etwa drei Viertel zum „Pays légal“ des zensitären Regimes, also zu jenen 0,13% der Bevölkerung, die vor der Februarrevolution bereits das Wahlrecht besessen hatten (Best 1984). Die etablierten sozialen Hierarchien und die Netzwerke der Notablenherrschaft setzten sehr zum Leidwesen der radikalen Republikaner die egalitären Mechanismen des allgemeinen Wahlrechts außer Kraft. Lokale Abhängigkeiten und Orientierungen blieben politisch handlungsprägend, obwohl die provisorische Regierung in Paris versucht hatte, den „Lokalismus“ in der Politik zu bekämpfen – etwa durch die Einführung eines direkten Listenwahlverfahrens auf der Ebene der Departements. Doch erweist sich auch an dieser Wahl, daß eine hohe Wahlbeteiligung nicht notwendig Ausdruck eines hohen Politisierungsgrades der Bevölkerung sein muß. Analog hat Franco Andreucci für das Königreich Italien im ausgehenden 19. Jahrhundert zeigen können, daß gerade in den rückständigsten ländlichen Gebieten die Wahlbeteiligung höher als in den Städten war (Andreucci 1989: 308, Fig. 3); für Modernisierungstheoretiker, die die Wahlbeteiligung gerne zum Indikator für politische Modernisierung wählen, sind das unerfreuliche Ergebnisse.

Wie konnte es aber gelingen, die sozialen Zusammenhänge und Autoritätsordnungen lokaler Milieus in politisch konformes Verhalten zu übersetzen, obwohl doch die geheime Wahl formal die Atomisierung und Ideologisierung politischer Beteiligung begünstigte? In welcher Weise die demokratischen Praktiken durch eine traditionell auf Kirche und Schloß ausgerichtete ländliche Lebenswelt überformt wurden, illustriert für mich am eindrucksvollsten Alexis de Tocquevilles Schilderung der Aprilwahl des Jahres 1848 in seiner norman-

nischen Heimat: Die männlichen Bewohner des Sprengels Tocqueville zogen vereint zum Hauptort des Kantons, um dort, nach der väterlichen Mahnung des Schloßherrn, „sich nicht von Leuten, die sie irreleiten wollten, ansprechen oder ablenken zu lassen“, gemeinsam die Stimme abzugeben (1954: 151). Dies ist ein Vorgang, der sich nach anderen Berichten 1848 in Frankreich in ähnlicher Form vielfach wiederholte (Huard 1991: 44-60, 286-298).

Nicht immer waren jedoch die Formen der Wahlbeeinflussung von Tocquevilles seigneuraler Zurückhaltung. Ansatzpunkte für unmittelbare soziale Kontrolle durch lokale Machttäger bot die bis ins 20. Jahrhundert hinein eher laxe Handhabung des Wahlgeheimnisses, die es etwa den Kandidaten überließ, die Stimmzettel mit ihren Namen zu drucken und zu verteilen. So vollzogen sich die „Wahlen“ in Korsika dann auch häufig vor der Tür des Wahllokals, an der die Wähler in demonstrativer Weise nur jene Stimmzettel akzeptierten, die die Namen der von den Chefs der Clans designierten Kandidaten trugen. Dies war aber keine Besonderheit Korsikas, wo der Wahlbetrug ja bis heute zur Folklore gehört; auch am anderen Ende Frankreichs, im Département Morbihan stimmten die Bauern noch 1903 mit gekennzeichneten Stimmzetteln, geschlossen nach Weilern und unter Anleitung ihrer lokalen Notablen ab. Doch läßt sich das, was die historische Wahlforschung in Frankreich das Prinzip der Einstimmigkeit nennt, das heißt: die mehr oder weniger einheitliche Stimmabgabe in kleinen lokalen Gemeinschaften, nicht nur auf solche irregulären Praktiken zurückführen. Sie waren nur ein Instrument in einem ganzen Orchester von Mitteln der Wahlbeeinflussung, die von der Ermahnung von der Kanzel herab, über Libitationen bei dörflichen Festen bis zur Gewährung persönlicher Dienste reichte (Huard 1991).

Allgemein gilt: neben und im rationalen Gehäuse des französischen Staates erhielt sich ein archaisches System von persönlichen Abhängigkeiten und Loyalitäten, in dem sich bald auch die Linke einzurichten wußte und das gegenüber wechselnden Verfassungsordnungen weitgehend indifferent war (Best 1990: 466 f.). Es war dies das französische Äquivalent der sozialmoralischen Milieus des Kaiserreichs und der Weimarer Republik. Beides waren Domestikationsformen des allgemeinen Wahlrechts, die Wählerbindungen stärkten, das Wahlverhalten stabilisierten und die Elitenzirkulation verminderten. Doch gab es einen bedeutsamen Unterschied: Während in Deutschland die politische Mobilisierung von Klassen und Gesinnungsgemeinschaften schon früh die Ausbildung organisierter Parteien begünstigte, blieben in Frankreich informelle Netzwerke lokaler Notabler und persönliche Beziehungen zwischen Wählern und Gewählten lange bestimmend. Diese Struktur erklärt nicht nur die späte Entstehung organisierter Massenparteien in Frankreich, sondern paradoxerweise auch den Fall sonst stabiler Hochburgen. So wechselte, um nur ein Beispiel unter vielen zu nennen, Jacques Doriot, Bürgermeister und Abgeordneter von Saint Denis, in den 30er Jahren unseres Jahrhunderts von den Kommunisten zum faschistischen Parti Populaire Français, wobei ihm seine Wähler folgten,

die dann nach 1944 und der Erschießung Doriots wieder zu den Kommunisten zurückkehrten.

Wendet man sich wieder der Zweiten Republik zu, dann macht es der unpolitische – oder besser: vorpholitische – Charakter des Klientelismus verständlich, warum die überwiegende Linkstendenz der Departements mit provinzialständischer Tradition und eigener kultureller Identität kein Ausdruck einer expliziten Opposition der Peripherie gegen den Zentralstaat war. Tatsächlich waren ja gerade die Demokraten bestrebt, die Zentrale mit machtvollen Institutionen auszustatten. Die Erhaltung oder gar die Förderung regionaler Besonderheiten widersprach dem Egalitarismus der in der jakobinischen Tradition stehenden Linken, ihre Begründung hatte eine verdächtige Nähe zum Organizismus konservativer Ideologien (Bastid 1945, B. 1: 72-74; Flory 1966: 36-39). Demgegenüber waren es eher Konservative, wie etwa Alexis de Tocqueville, die 1848 die Stellung der regionalen und lokalen Vertretungskörperschaften als „forces intermédiaires“ zwischen Individuum und Staatsgewalt stärken wollten. Wir beobachten also die paradox wirkende Situation, daß aus dem Gürtel jener Provinzen, die während des Ancien régime Restbestände administrativer Autonomie und kultureller Identität bewahrt hatten, bevorzugt solche Abgeordnete in die Nationalversammlung einrückten, die eine zentralistische Konzeption des Staates favorisierten. Nur vereinzelte Frühsozialisten, wie etwa Pierre-Josef Proudhon, vertraten „föderalistische“ Konzeptionen einer Auflösung des Zentralstaats, während die heute vertraute Verbindung zwischen der Linken und den regionalistischen Oppositionen erst seit den 70er Jahren unseres Jahrhunderts besteht und wenig stabil ist (Riemenschneider 1985). Doch schon zuvor charakterisierte es Regionalkonflikte, daß sich ihnen unterschiedliche ideologische und politische Loyalitäten anheften ließen. Politische Unterschiede zwischen Regionen bestanden fort, obwohl die ihnen unterliegenden institutionellen und kulturellen Differenzen längst verschwunden oder keine politisch kontroversen Themen mehr waren. Auf der Ebene der intermediären Eliten „for“ die räumliche Verteilung der politischen Lager gewissermaßen ein und überdauerte abgelöst von den ursprünglichen Konfliktlagen.

Ein wichtiger Grund für die Dauerhaftigkeit dieser Strukturen gerade in den peripheren Regionen Frankreichs lag darin, daß die Notablen hier bis in das 20. Jahrhundert hinein auch kulturelle Mittler zwischen dem Zentralstaat und einer nicht-frankophonen Bevölkerung waren. Eugen Weber (1983) hat darauf hingewiesen, daß noch 1863 in einem Drittel der Departements die Bevölkerung überwiegend nicht französisch sprach – eine kulturelle Vielfalt, die durch die in Frankreich späte Verwirklichung der allgemeinen Schulpflicht konserviert wurde. So wird verständlich, warum in der politischen Topographie Frankreichs des Jahres 1848 kein aktueller Zentrum-Peripherie Konflikt aufscheint, sondern die vielfach gebrochene Reflexion vergangener Konstellationen, ohne unmittelbaren Bezug auf die politischen Programme und Positionen in der Nationalversammlung. Insofern war der politische Regionalismus Frankreichs

in zweierlei Hinsicht ein Erbe des Ancien régime: zum einen seiner Agrarstruktur – die in Nord- und Westfrankreich in der Form großer Güterkomplexe in häufig adeligem Besitz überdauert hatte – zum anderen seiner politisch-administrativen Ordnung, der es nur unvollständig gelungen war, die institutionelle und kulturelle Vielfalt des alten Frankreich zu nivellieren. Andererseits ist der heutige „ethnische Regionalismus“ in den peripheren Regionen Frankreichs ein Kind der Moderne, erklärbar durch den Verfall der traditionellen Autoritätsordnungen und Kommunikationsweisen im Frankreich der Notablen.

3. Der Fall Deutschland: die wechselnden sozialkulturellen Grundlagen

In Deutschland steht die Untersuchung regionaler Disparitäten über lange Zeiträume hinweg vor schwerwiegenden Problemen des Datenzugangs und der Stabilität von Untersuchungseinheiten. Während in Frankreich die territoriale Binnengliederung in Départements seit zweihundert Jahren im wesentlichen unverändert blieb und die „Statistique de la France“ ein reiches Angebot an Regionaldaten bereitstellt, durchlief Deutschland seit den Revolutionskriegen eine Reihe „territorialer Flurbereinigungen“, in der die überkomplexe Gliederung des Alten Reiches in eine rationalere Ordnung überführt wurde, wobei sich der Zuschnitt der äußeren Grenzen mehrfach dramatisch änderte. Eine flächendeckend amtliche Statistik etablierte sich nach Vorläufern in der Zollvereinsstatistik erst mit der Gründung des Deutschen Reiches (Kaufhold 1974: 707-719). Diese Ausgangslage erschwert die Bildung langer Zeitreihen auf höherer räumlicher Aggregatebene, doch eröffnet andererseits gerade die Instabilität der politisch-staatlichen Ordnungen im deutschsprachigen Mitteleuropa wichtige Forschungsmöglichkeiten, etwa im Hinblick auf die Folgen wechselnder Staatsloyalitäten für die räumliche Differenzierung politischer Orientierungen und – umgekehrt – auf die Konsequenzen der territorialen Begrenzung von Loyalitäten und sozialen Kommunikationskreisen für die Reichweite und Konsolidierung von Staatsbildungen. Da ich Daten und Deutungen zu diesem Thema ausführlich in einem kürzlich erschienenen Aufsatz dargelegt habe, kann ich mich hier auf eine knappe Skizze beschränken, die lediglich dem Vergleich Kontur und Tiefenschärfe geben soll (Best 1991a: 39-64).

Die politische Konfliktkonstellation des Jahres 1848 ähnelte in Deutschland in wesentlichen Zügen der in Frankreich: die Wahlen zur Frankfurter Nationalversammlung hatten eine parlamentarische Vertretung hervorgebracht, in der sich nach einigen Ruktationen bald ein „linker“ und ein „rechter“ Hügel gegenüberstanden (Best 1991b: 107-121). Die beiden politischen Konfliktgruppen konzentrierten sich auf regionale Hochburgen, bei deren Formierung wie in Frankreich sozioökonomische mit politisch-institutionellen Faktoren zusammenwirkten. Die geographische Verteilung der politischen Lager war 1848 in Deutschland unvermutet einfach – unvermutet, angesichts der Tradition territo-

rialer Parzellierung und der vielfältigen Sonderschicksale seiner Regionen. Die Linke hatte ihre Hochburgen in einem geographisch zusammenhängenden Gürtel, der sich von Südwestdeutschland über das Großherzogtum und das Kurfürstentum Hessen, die thüringischen Staaten, das Königreich Sachsen und Böhmen bis nach österreichisch-Schlesien erstreckte. 87% der Abgeordneten gehörten hier der Linken an; 46% der Abgeordneten der Linken waren in diesen Regionen gewählt worden, obwohl sie insgesamt nur 23% der Vertreter in die Paulskirche entsandt hatten. Dieses Gebiet wurde gewissermaßen eingekeilt durch die Hochburgen der Rechten: das ostelbische Altpreußen im Nordosten, Altbayern und die deutsch-österreichischen Kernlande im Süden und Südosten. An den Säumen der Kerngebiete des rechten und des linken Lagers gab es Zonen der Überlappung: Schlesien und die neubayerischen Regierungsbezirke Schwaben und Unterfranken. Inhomogen waren auch die parlamentarischen Vertretungen der Rheinprovinz, des überwiegenden Teils der norddeutschen Klein- und Mittelstaaten und Tirols. Was wir hier beobachten, läßt sich am besten als eine „sektionale Spaltung“ beschreiben – analog der Situation, für die dieser Begriff ursprünglich gebraucht wurde: dem Konflikt zwischen den amerikanischen Nord- und Südstaaten im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts (Thomas 1984). Die Analogie trägt übrigens bis zur militärischen „Lösung“ des Territorialkonflikts: Preußisches und österreichisches Militär intervenierte zwischen 1849 und 1850 in fast allen Gebieten des Gürtel linker Repräsentation; in Sachsen, der Rheinpfalz und in Baden nahm der Konflikt die Formen eines Bürgerkriegs an.

Kartenbilder und Korrelationen geben allerdings keinen Aufschluß über den modus operandi, der zwischen den Eigenschaften der vertretenen Regionen und den politischen Orientierungen der Abgeordneten vermittelte. Dazu bedarf es eines zusätzlichen Erklärungsschrittes. Er führt auf unsicheres Gelände, da in Ermangelung einer flächendeckenden Wirtschafts- und Sozialstatistik für den Deutschen Bund kein systematischer Test mit den Instrumenten ökologischer Datenanalyse durchgeführt werden kann – wie etwa im Fall Frankreichs. So bleibt man auf die Verfahren einer „historisch informierten“ Deutung des Kartenbildes in den Traditionen der französischen „géographie électorale“ verwiesen, wobei man sich im Hinblick auf die Wirkung politischinstitutioneller Faktoren immerhin auf die eindeutige Evidenz von Veränderungen des Gebietsstandes und die Daten von Verfassungssetzungen stützen kann.

Prozesse institutioneller Differenzierung der politischen Systeme, wie sie mit der Verfassungsentwicklung verbunden waren, und vor allem die territorialen Veränderungen im Vollzug der Staatsbildungen auf dem Gebiet des Deutschen Bundes hatten tatsächlich einen erkennbaren Einfluß auf die Formierung politischer Regionen. Nur in den Kernzonen ihrer Territorien besaßen ja die deutschen Dynastien um die Mitte des 19. Jahrhunderts in das Mittelalter zurückreichende Herrschaftsrechte. Dagegen hatten sich die Einzelstaaten überwiegend erst im Gefolge der napoleonischen Kriege durch die Säkularisierung

der geistlichen Territorien und die Mediatisierung kleinerer Reichsstände arrondiert. Der Wiener Kongreß hatte lediglich manche Territorien erneut, und nun zum Vorteil der Sieger in den napoleonischen Kriegen umverteilt und die veränderte Situation sanktioniert. So waren beispielsweise rund die Hälfte des bayerischen, württembergischen und großherzoglich-hessischen, in Baden sogar zwei Drittel des Staatsgebiets erst zwischen dem Reichsdeputationshauptschluß (1803) und dem Wiener Kongreß (1815) angegliedert worden. Wilhelm Heinrich Riehl nannte diese Gebilde in seinem 1853 erschienenen Buch „Land und Leute“ herabsetzend „Zufallsstaaten“ (vgl. Schieder 1962: 14).

1848 lebte ein großer Teil der Bevölkerung des Deutschen Bundes also in neu erworbenen Gebieten, die erst seit einer Generation unter der Herrschaft von ihnen keineswegs „angestammten“ Dynastien standen. War die Angliederung in den absorbierten Territorien mit wirtschaftlichem Rückgang, Einschränkung von Partizipationsrechten, erhöhtem Steuerdruck, geringeren Chancen auf die Übernahme von Staatsämtern oder Veränderungen geltender Rechtskodifikationen verbunden, provozierte dies Opposition. Sie war tendenziell „links“, weil sie sich gegen die bestehende Staatlichkeit und deren Exponenten richtete. So sah dann auch der konservative Riehl in den „Zufallsstaaten“ des deutschen Südwestens den „krankhaft erregtesten, in sich zerrissensten Teil unseres Vaterlandes“, wo „die immer noch fortschreitende soziale Zersetzung“ ihren eigentlichen Herd gefunden habe. Andererseits waren, wie sich noch im Verlauf der napoleonischen Kriege gezeigt hatte, in den alten Kerngebieten der Einzelstaaten die Bindungen an die Dynastien eine Quelle von Loyalität und Observanz geblieben. Es läßt sich zeigen, daß diese territorialen Sonderlagen durch persönliche Bindungen der Abgeordneten, Wiederwahlkalküle und direkte Einflußnahme aus dem Elektorat auf die politischen Orientierungen der Abgeordneten einwirkten.

Markant ist dann auch die Bildung regionaler Schwerpunkte rechter Repräsentation in den Kerngebieten der drei großen deutschen Einzelstaaten: Altbayern, Altpreußen und den deutschen Erblanden der Habsburgermonarchie. Mit einigen Einschränkungen kann auch die Provinz Westfalen, die zu großen Teilen schon seit dem 17. und 18. Jahrhundert zu Preußen gehört hatte, als Altbesitz gelten. Die Hochburgen linker Repräsentation befanden sich dagegen überwiegend in solchen Regionen, die nach 1789 besonders stark von Grenzverschiebungen betroffen waren oder in denen – wie im Fall der thüringischen Staaten – die hochparzellierte Territorialstruktur des Alten Reiches überdauert hatte. Auch die im Vergleich zu den Kerngebieten der beiden deutschen Großstaaten und Bayerns stärkere Vertretung der Linken in Böhmen und Mähren, der Rheinprovinz, Schlesiens und den bayerischen Neuerwerbungen, läßt sich im Rahmen eines institutionellen Ansatzes aus ihrem Status als „Nebenländer“ der großen deutschen Einzelstaaten erklären. Die Verteidigung regionalspezifischer Rechtstraditionen und Kommunalverfassungen gegen den Nivellierungs-

druck der zentralen Bürokratien, die Abwehr benachteiligender Verwaltungspraktiken und die Vertretung wirtschaftlicher Sonderinteressen waren bevorzugte Ansatzpunkte der bürgerlichen Oppositionsbewegung des Vormärz gewesen. Die Kammern waren wichtige Foren, auf denen diese Anliegen vorgetragen werden konnten, da nach den napoleonischen Kriegen Verfassungen bevorzugt in jenen Einzelstaaten des „Dritten Deutschland“ erlassen worden waren, die besonders großen territorialen Veränderungen unterworfen gewesen waren. Auf diese Weise verstärkte die Verbindung verschiedener institutioneller Determinanten die Hochburgenbildung politischer Lager in Deutschland.

Ein weiterer Vermittlungsmechanismus zwischen Region und Politik setzte an den sozioökonomischen Machtgrundlagen an: In solchen Regionen, in denen die parlamentarische Repräsentation auf einer Machtstruktur aufruhte, in der die Herrschaftsausübung formal oder informell an die Verfügung weniger Einzelner über Grund und Boden gebunden war – typisch also in den Gebieten mit fortdauernder Gutsherrschaft und vom grundbesitzenden Adel beherrschten Regionalvertretungen – vertraten die Abgeordneten eher rechte Positionen, waren am sozialen und politischen Status quo orientiert. Die Linke hatte dagegen – ähnlich wie in Frankreich – ihre Hochburgen in den mit parzellierten Kleinbesitz überbesetzten Realteilungsgebieten Südwest- und Mitteldeutschlands. Letztere waren zugleich die Regionen mit der größten ländlichen Bevölkerungsdichte.

Verdichtet man diese topographischen Betrachtungen und Analysen zu einem Gesamtbild, so zeichnet sich ab, daß die räumliche Verteilung des linken und des rechten Lagers am besten durch das Zusammenwirken von sozialstrukturellen und politisch-institutionellen Einflüssen erklärt werden kann: In den Agrarstrukturen begründete Unterschiede der lokalen und regionalen Machtordnungen und die in Sonderschicksalen von Regionen während des Prozesses der Staatsbildung begründeten Konstellationen der Opposition und Observanz gegenüber den zentralen Machträgern kolorierten die politische Landkarte in den Jahren 1848/49. Die politischen Profile der Regionen wurden in Deutschland durch die Eigenstaatlichkeit der Territorien besonders scharf ausgeprägt.

An diesem Punkt mag es verwundern, daß bislang die Konfessionsspaltung außer Betracht blieb, die seit dem 16. Jahrhundert die territoriale Parzellierung Deutschlands, die scharfe, oft feindliche Abgrenzung historisch-politischer Regionen förderte. Tatsächlich wirkten konfessionelle Gesichtspunkte kaum auf den rechts-links Gegensatz ein, den wir als die dominante Konfliktfront in der Frankfurter Nationalversammlung erkannt hatten. Beide Lager waren konfessionell heterogen (Best 1990: 391-394). Dieses Bild konfessioneller Indifferenz ändert sich jedoch, wenn wir eine zweite Konfliktdimension einbeziehen: Ab dem Januar 1849 führte die Frage der territorialen Ausdehnung eines künftigen deutschen Nationalstaats zu einer Neuformierung der Konfliktgruppen. Oberflächlich betrachtet war dies eine Verlängerung machtsstaatlicher Rivalität.

ten in das Parlament: Die Frage war hier, welcher der beiden Hegemonialmächte des Deutschen Bundes – Österreich oder Preußen – die Führungsrolle in einem Deutschen Reich zufallen sollte.

Unsere besondere Aufmerksamkeit wird jedoch durch den Umstand geweckt, daß uns hier die erste parlamentarische Äußerung des Konfessionskonflikts begegnet, der auf lange Zeit das deutsche Parteiensystem prägte und bis heute im Wahlverhalten untergründig fortwirkt. Des war eine unter den Zeitgenossen verbreitete Deutung, die auch von heutigen Historikern geteilt wird:

Der preußisch-österreichische Dualismus ... war zwar wesentlich ein Kampf zweier Mächte um die Hegemonie in Deutschland; darüberhinaus ist er aber immer wieder als Kampf des evangelischen gegen das katholische Deutschland, des rationalistischen und modernen Nordens gegen den barocken und rückständigen Süden, der deutschen gegen eine verfremdete Kultur, der geistigen Freiheit gegen den Autoritarismus ... interpretiert worden (Lill 1984: 29-48).

Danach belastete und bestimmte die konfessionelle Spaltung Deutschlands seit dem 16. Jahrhundert auch den Prozeß der Nationalstaatsbildung im 19. Jahrhundert. In einer an die Konstellationen des 30jährigen Krieges gemahnenden Weise treten Österreich als die „Schutzmacht des Katholizismus“ und Preußen als virtuelle Vormacht eines „evangelischen Kaisertums“ des neuen Reiches auf.

Die Bedeutung konfessioneller Loyalitäten für die Regionalisierung politischer Konflikte unterstreicht wieder die Betrachtung der Topographie des großdeutschen und des kleindeutschen Lagers in der Frankfurter Nationalversammlung. Das resultierende Kartenbild ist auf eine beeindruckende Weise eindeutig. Das ostelbische Preußen, die Provinz Westfalen, die norddeutschen, der überwiegende Teil der mitteldeutschen und alle norddeutschen Klein- und Mittelstaaten erscheinen als ein flächendeckend kleindeutscher Block, dem mit den süddeutschen Klein- und Mittelstaaten, Österreich und Altbayern ein ebenso geschlossener Block überwiegend großdeutscher Repräsentation gegenüberstand. Die Mainlinie und die preußische Südgrenze teilten beide Lager. Es ist eine bezeichnende Marginalie, daß im Fall des Großherzogtums Hessen, dessen Territorium auf beiden Seiten des Mains gelegen war, die Abgeordneten aus der nördlichen Landeshälfte eher kleindeutsch, die aus der südlichen eher großdeutsch votierten. Wieder erweist sich also die territoriale Differenzierung als eine sektionale Spaltung. Auch die Grenze zwischen den überwiegend großdeutschen und den überwiegend kleindeutschen Territorien wurde 1866 wieder zur Frontlinie eines militärischen Konflikts.

De in den Revolutionsjahren einsetzende Konfessionalisierung politischen Konfliktstrukturen wurde nach 1849 zum wichtigsten Kristallisationspunkt von Wählerbindungen und Parteibildungen, wobei die politische Topographie Deutschlands weitaus größeren Veränderungen als jene Frankreichs unterlag,

selbst wenn man nur die Zeit und das Territorium staatlicher Einheit Kleindeutschlands überblickt. Dabei mag es auf den ersten Blick als paradox erscheinen, daß in Deutschland der Wandel gerade von jenem Element der Territorialstruktur ausging, in dem neben dem einzelstaatlichen Partikularismus Traditionen des Alten Reiches bis in das 19. Jahrhundert überlebt hatten (vgl. Best 1991a).

Während die Rechtstendenz der Abgeordneten aus dem ostelbischen Preußen bis zum Ende der Weimarer Republik eine Konstante bildete, wenn man die Großregion Berlin ausklammert, und auch das „rote“ Sachsen, in dem die Sozialdemokratie die Tradition der sächsischen Demokraten von 1848/49 fortsetzte, seine politische Identität bis zum Ende der Weimarer Republik behielt, vollzogen sich in den südwestdeutschen Einzelstaaten die größten Veränderungen. Hier erodierten die Hochburgen, die die Linke im Vormärz und in den Jahren 1848/49 behauptet hatte, während sie im Norden Deutschlands ihre Stellung verstärkte. Es ist naheliegend, aber nur zum Teil berechtigt, diese Veränderungen der Nivellierung oder Neubildung territorialer Unterschiede infolge sozioökonomischen Wandels zuzuschreiben. Entscheidend war die Formierung des politischen Katholizismus zur Massenpartei, die vor allem in West- und Südwestdeutschland einen erheblichen Anteil des vormals linksliberalen und demokratischen Territoriums besetzte. In den altbayerischen Kerngebieten östlich des Lech und südlich des Main vollzog sich eine vergleichbare Entwicklung, nur daß hier der rechte Hügel des Liberalismus betroffen war.

Auch die Veränderung staatlicher Grenzen bewirkte eine Neuformierung politischer Konfliktgruppen auf der Basis territorial gebundener Loyalitäten. So bildeten sich in den nach 1866 von Preußen annektierten Gebieten Regionalparteien und formierte sich in Süddeutschland eine „partikularistische“ Opposition mit ausgeprägter antiborussischer Tendenz. Zusammen mit den Vertretern ethnisch-kultureller Minoritäten erreichten diese Gruppen im Reichstag von 1881 einen Anteil von bis zu 14% der Sitze.

Das einfache Schema des links-rechts Gegensatzes reicht offenbar nicht aus, um die politische Konfliktstruktur im Deutschland des 19. Jahrhunderts angemessen zu beschreiben. De durch den links-rechts Konflikt und den großdeutsch-kleindeutschen Gegensatz doppelt gebrochene Ausgangskonstellation in der Frankfurter Nationalversammlung wurde nach 1866 in einem multipolaren Parteiensystem institutionalisiert, in dem sich sozioökonomisch und konfessionell bestimmte Konfliktdimensionen überschneiden. Die Etablierung dieses Parteiensystems war mit erheblichen Veränderungen der Parteistärken verbunden, wobei sich bis 1912 als stetige Unterströmung bei einer Fluktuation der Einzelwerte zwei Tendenzen durchsetzten Stimmengewinne für die Sozialdemokratie und die Erosion der liberalen, vor allem der nationalliberalen Wählerbasis. Diese Entwicklung war von einem Wandel der regionalen Verankerung politischer Konfliktgruppen begleitet, nicht aber vom Verschwinden lokal begründeter Solidaritäten und deren Ersetzung durch Allianzen zwischen

Gruppen oder Individuen in ähnlichen Positionen oder mit ähnlichen Wertorientierungen, wie dies manche Theorien politischer Modernisierung mit Staats- und Nationsbildung, sozialer Mobilisierung und wachsender Kommunikation zwischen Regionen verbinden (Flora 1981: 428-431).

So bietet sich im Kaiserreich ein widersprüchliches Bild, das nicht mit den einfachen Annahmen von Integrationstheorien vereinbar ist (Best 1991a: 58, Tab. 3). Während sich etwa die Wählerbasis der Nationalliberalen zwischen 1871 und 1881 zunehmend auf regionale Hochburgen konzentrierte und dann – mit Ausnahme der Wahl von 1890 – auf einem relativ hohen Niveau der Regionalisierung verharrte, wurden die Sozialdemokraten nach 1881 – was die Verankerung ihrer Wählerbasis angeht – zur Nationalpartei par excellence. Eine Tendenz zur Deregalisierung ist auch bei den Linksliberalen erkennbar, während im Fall der Konservativen der Variationskoeffizient zwar fluktuierte, sich aber keine eindeutige Veränderungstendenz durchsetzte. Die Wertreihe des Zentrums zeigt schließlich eine hohe und stabile regionale Konzentration seiner Wählerbasis an. Aggregiert man diese zum Teil gegenläufigen Entwicklungen, veränderte sich der Grad der regionalen Differenzierung politischer Strukturen im Kaiserreich per saldo wenig. Doch verschob sich das Profil der Hochburgenlandschaft und deren Besetzung durch politische Parteien.

Die Novemberrevolution bildete dann eine markante Zäsur, nach der regionale Unterschiede der Verankerung politischer Konfliktgruppen markant abnahmen; eine Tendenz, die sich bis 1933 in einer kontinuierlichen Erosion fortsetzte. Insgesamt war „die Weimarer Hochburgenlandschaft hinsichtlich der parteipolitischen Stärke durch einen deutlichen Abbau ... gekennzeichnet“ (Falter und Bömermann 1989: 118). Dieser Befund widerspricht Einschätzungen, daß in der Weimarer Republik das Parteiensystem die sektionalen Spaltungen einer unvollständig geeinten Nation konserviert habe. Tatsächlich war im Hinblick auf die Regionalisierung wie auf andere Dimensionen politischer Modernisierung die Weimarer Republik „moderner“ als es solche Urteile suggerieren. Dazu hat sicherlich der Übergang von einem territorialen Mehrheitswahlrecht zu einem Verhältniswahlrecht beigetragen und – damit verbunden – die Umformung der Honoratiorenparteien in regionenübergreifende Massenorganisationen. Doch darf der Abbau territorialer Segmentabnen und parochialer Bindungen nicht kurzschlüssig mit einer Stärkung repräsentativer Institutionen gleichgesetzt werden. Darauf verweist die Wirkung der Wahlerfolge der NSDAP, die seit 1930 zu einer Deregalisierung der Konfliktstrukturen im Weimarer Reichstag beitrugen.

Die fortbestehende räumlichen Segregation politischer Konfliktgruppen wurden mehr und mehr zum „Epiphänomen“, zur Ausdrucksform sozioökonomischer und sozialkultureller Disparitäten zwischen Regionen. Des zeigen die Ergebnisse einer Korrespondenzanalyse der Konfliktstrukturen in den Reichstagen des Kaiserreichs und der Weimarer Republik (Best 1991a: 61,

Tab. 4). Dabei wurde untersucht, inwieweit die politische Konfliktstruktur (erfaßt durch die Fraktionsmitgliedschaft) und sozialkulturelle Cleavages (erfaßt durch die Variablen Beruf, Adel, Region und Konfession) koinzidierten. Der Zeitvergleich erweist, daß konfessionelle Spaltungen im Kaiserreich strukturdominant wurden, während „rein“ regionale Disparitäten noch 1871 bestimmend gewesen waren. Deren Einfluß nahm jedoch bis zum Ende der Weimarer Republik kontinuierlich ab. Die multivariate Analyse präzisiert so die bivariaten Zusammenhangsmaße, die bis 1886 einen Regionalisierungstrend ausgewiesen haben. Offenbar handelte es sich um eine indirekte Beziehung: Weil die Konfessionen auf bestimmte Regionen konzentriert waren, suggeriert die Konfessionalisierung der politischen Konfliktstruktur auch eine Regionalisierung. Tatsächlich war ihr aber die Politisierung der konfessionellen Spaltungen kausal vorgelagert.

In diese Richtung weisen auch die jüngst von S. Immerfall vorgelegten Befunde zur sozialstrukturellen Basis der Parteien im Kaiserreich. Seine Korrelationsanalysen zeigen noch für den relativ spät ansetzenden Zeitraum zwischen 1893 und 1907, daß sich die Parteien „förmlich in die gesellschaftlichen Spannungslinien eingruben – und das nicht nur in die funktionale (ökonomische), sondern auch und besonders ausgeprägt in die kulturelle (religiöse)“ (1989: 56).

Die Umformierung politischer Konfliktgruppen in Repräsentationen sozialkultureller Milieus und die Konsolidierung des nationalen Handlungszusammenhangs unterminierten die Grundlagen für die in älteren konstitutionellen Traditionen und dynastischen Loyalitäten begründeten politischen Regionen, die wir in den Jahren 1848/49 beobachten konnten. Dies bedeutet nicht, daß regionale Unterschiede politischer Orientierungen verschwanden, doch wurden sie immer mehr zu einem Ausdruck sozioökonomischer und sozialkultureller Disparitäten. Diese Entwicklung blieb auch in der Bundesrepublik Deutschland bestimmend: Derek Urwin hat etwa gezeigt, daß eine Kombination der Variablen „Katholikenanteil“ und „Anteil der Industriebeschäftigten“ die regionalen Wahlergebnisse von CDU und SPD weit überwiegend erklärt (1982: 207). Er kam zu dem Schluß, daß für andere Ursachen regionaler Unterschiede wenig Raum bleibe.

Die Nivellierung politischer Regionen in der Bundesrepublik, soweit sie nicht in fortdauernden ökonomischen und kulturellen Disparitäten begründet waren, setzte damit eine Entwicklungslinie fort, die sich bis in das Kaiserreich zurückverfolgen läßt. Hinzu kam als Folge der territorialen Neuordnung Mitteleuropas nach 1945 eine „Vereinfachung“ der politischen Geographie Deutschlands. So wurde das altpreußische Kerngebiet einer „paternalistischen“ Repräsentation, das ja in den Hochburgen der Konservativen und der Deutsch-nationalen eine Fortsetzung hatte, abgetrennt, während die Bundesrepublik die Hauptbinde des „Dritten Deutschland“ mit seiner frühkonstitutionellen Tradition wurde. Soweit überhaupt noch Residuen dieser fernen Vergangenheit nach-

wirken, gehören sie mit zu den vielen begünstigenden Umständen der west-deutschen Staatsgründung, während die Wiedervereinigung des Jahres 1990 der politischen Landkarte Deutschlands eine neue Grundfarbe hinzugefügt hat, über deren Beständigkeit man heute nur mutmaßen kann.

4. Fazit

Vergleichende Untersuchungen haben neben einem systematischen Anspruch auch ein heuristisches Potential: man hofft auf Entdeckungen, wenn die eine Gesellschaft zur Folie wird, auf der sich die Besonderheiten der anderen abbilden. In unserem Fall war es überraschend und ein Widerspruch zu verbreiteten Lehrmeinungen, die einen säkularen Trend zur Angleichung der europäischen Gesellschaften behaupten (Kaelble 1987), daß sich im Fall Deutschlands und Frankreichs die politischen Konfliktstrukturen und die modi ihrer regionalen Verankerungen über lange Zeiträume hinweg voneinander fortentwickelten. Die sozialen Grundlagen politischer Repräsentation waren in beiden Ländern 1848 einander ähnlicher als 1900 oder 1950.

In der Paulskirche wie in der Assemblée nationale Constituante standen sich eine Rechte und eine Linke gegenüber, die jeweils in ähnlichen Besitz- und Autoritätsstrukturen wurzelten und zugleich in ihrer räumlichen Verteilung lange zurückliegende und teilweise obsolete Konflikte der Staatsbildung reflektierten. In beiden Gesellschaften waren es Netzwerke lokaler Eliten, die traditionelle politische Loyalitäten zu binden und in die Ära der Massenpolitik zu übertragen vermochten. Die Verzweigung der Jahre 1848/49 bildete in Deutschland jedoch zugleich den Ansatzpunkt zu einer „Konfessionalisierung“ der Politik, in der sich die Parteien in soziokulturellen Milieus verankerten und in Agenturen ideeller Interessen mit universalistischen Ansprüchen verwandelten, während die Machtorganisation Frankreichs bis in die Republik hinein viel stärker durch die Transfermechanismen des regionalen Klientelismus und die Bindekraft der Patronage geprägt blieb, bei geringer Kohärenz und Organisationskraft der Parteien. Die theoretische Bedeutung dieser Beobachtungen und Deutungen liegt in der historischen Relativierung des ehrwürdigen Cleavage-Konzepts, nach dem die Parteiensysteme der westlichen Massendemokratien dauerhafte politische Konfliktlinien repräsentieren, die in der Sozialstruktur verankert sind und ideelle Interessen zum Ausdruck bringen.

Die Ablösung des strukturellen Aspekts vom ideologischen Gehalt von Konfliktlagen ist etwa ein Sachverhalt, der sich nur schwer mit zentralen Argumenten dieses Konzepts verbinden läßt (Pappi 1977: 169). Es fehlte beispielsweise eine auf die Region bezogene „Sinnkomponente“, wenn in Frankreich die linken Abgeordneten aus den Mittelmeerdepartements als Befürworter des Zentralstaats auftraten und weit davon entfernt waren, eine „okzitanische“ Opposition zu bilden. Der Zusammenhang zwischen der Sozialstruktur und der Konfliktstruktur parlamentarischer Führungsgruppen kann demnach offenbar in

zwei Erscheinungsformen auftreten: einmal als expliziter Ausdruck einer Formierung „selbstbewußter“ Gruppen, zum anderen als ein ideologisch undefinierter Bezugspunkt für eine regionale Differenzierung. Diese Unterscheidung mag auch erklären, warum die „implizite“ territoriale Segregation politischer Lager bislang in der Forschung weniger beachtet wurde, während bereits in der zeitgenössischen Publizistik den „expliziten“ sozioökonomischen Interessenkonflikten, die in der Sozialstruktur der parlamentarischen Führungsgruppen nur eine schwache Ausprägung hatten, sehr viel größere Bedeutung zugemessen wurde.

Das Fazit läßt sich mit den Worten J.A. Schumpeters ziehen:

Soziale Strukturen, Typen und Verhaltensweisen sind Münzen, die nicht leicht schmelzen. Sind sie einmal geprägt, so überdauern sie möglicherweise Jahrhunderte, und da verschiedene Strukturen und Typen verschiedene Grade dieser Lebensfähigkeit aufweisen, finden wir beinahe immer, daß das tatsächliche Verhalten der Gruppen und Nationen mehr oder weniger von dem abweicht, was wir erwarten müßten, wenn wir versuchten, es von den vorherrschenden Formen des produktiven Prozesses abzuleiten (1972: 29 f.).

References

- Agulhon, M., 1973 (zuerst 1848): *ou l'apprentissage de la République 1848-1852*. Paris.
- Andreucci, F., 1989: Social Cleavages and the Political System in Late 19th Century Italy. S. 305-313 in: H. Best (Hg.): *Politik und Milieu. Wahl und Elitenforschung im historischen und interkulturellen Vergleich*. St. Katharinea
- Balzac, H., 1961: *Die Bauern*. Reinbek.
- Bastid, P., 1945: *Doctrines et institutions politiques de la Seconde République*. 2 Bände. Paris.
- Bercé, Y.-M., 1974: *Croquants et Nu-Pieds*. Paris.
- Best, H., 1984: Kontinuität und Wandel parlamentarischer Repräsentation im revolutionären Frankreich 1848/49. *Francia* 11:667-680.
- Best, H., 1990: *Die Männer von Bildung und Besitz, Struktur und Handeln parlamentarischer Führungsgruppen in Deutschland und Frankreich 1848/49*. Düsseldorf.
- Best, H., 1991a: Politische Regionen in Deutschland, Historische (Dis-)Kontinuitäten S. 39-65 in: D. Oberndorfer und K. Schmitt (Hg.): *Parteien und regionale politische Traditionen in der Bundesrepublik Deutschland*. Berlin.
- Best, H., 1991b: Die Genese politischer Konfliktstrukturen: Modelle und Befunde zur Entstehung von Fraktionen und Parteien in West- und Mitteleuropa. S. 107-121 in: H.-D. Klingemann et al. (Hg.): *Politische Klasse und politische Institutionen*. Opladen.
- Bois, P., 1960: *Paysans de l'Ouest*. Le Mans.
- Braudel, F., 1972 (zuerst franz. 1958): *Geschichte und Sozialwissenschaften – die „longue durée“*. S. 189-215 in: H. U. Wehler (Hg.): *Geschichte und Soziologie*. Köln.

- Brustein, W., 1988: The Social Origins of Political Regionalism. France, 1849-1981. Berkeley.
- Deriory, D. und M. Dogan, 1970: Unité d'analyse et espace de référence en écologie politique: Le Canton et le Département français. *Revue française de science politique* 21:517-570.
- Espieux, H., 1970: Histoire de l'Occitanie. Nîmes.
- Falter, J. und H. Bömermann, 1989: Die Entwicklung der Weimarer Parteien ihren Hochburgen und die Wahlerfolge der NSDAP. S. 92-118 in: H. Best (Hg.): Politik und Milieu. St. Katharinen.
- Flora, P., 1981: Stein Rokkans Makro-Modell der politischen Entwicklung Europas: ein Rekonstruktionsversuch. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 33:397-436.
- Flory, T., 1966: Le mouvement régionaliste français – Sources et développements. Paris.
- Gollwitzer, H., 1964: Die politische Landschaft in der neueren deutschen Geschichte. Eine Skizze zum deutschen Regionalismus. *Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte* 27:523-552.
- Goubert, P. und D. Roche, 1984: Les Français et l'Ancien Régime. Band 1, La Société et l'Etat. Paris.
- Huard, R., 1991: Le suffrage universel en France 1848-1946. Paris.
- Hunt, L., 1989 (zuerst engl. 1984): Symbole der Macht. Macht der Symbole. Die Französische Revolution und der Entwurf einer politischen Kultur. Frankfurt/M.
- Immerfall, S., 1989: Wahlverhalten und Parteiensystem im Kaiserreich: einige quantitative Befunde. In: H. Best (Hg.): Politik und Milieu. St. Katharinen.
- Kaelble, H., 1987: Auf dem Weg zu einer europäischen Gesellschaft. Eine Sozialgeschichte Westeuropas 1880-1980. München.
- Kaufhold, K., 1974: Inhalt und Probleme einer preußischen Gewerbestatistik vor 1860. S. 707-719 in: Agrarsoziale Gesellschaft e.V. (Hg.): Wirtschaftliche und soziale Strukturen im säkularen Wandel. Festschrift für Wilhelm Abel zum 70. Geburtstag. Band 3. Hannover.
- Klatzmann, J., 1958: Géographie électorale de l'agriculture française. S. 36-68 in: J. Fouvet und H. Meudras (Hg.): Les paysans et la politique dans la France contemporaine. Paris.
- Labrousse, E., 1975: Überblick über die Entwicklung der ländlich-bäuerlichen Gesellschaft vom 18. Jahrhundert bis heute. S. 166-183 in: G. Zieburg und H.-G. Haupt (Hg.): Wirtschaft und Gesellschaft in Frankreich seit 1789. Köln – Berlin.
- Le Bras, H. und E. Todd, 1981: L'invention de la France. Atlas anthropologique et politique. Paris.
- Lill, R., 1984: Großdeutsch und kleindeutsch im Spannungsfeld der Konfessionen. S. 29-48 in: A. Rauscher (Hg.): Probleme des Konfessionalismus in Deutschland seit 1800. Paderborn.
- Lipset, S. M. und S. Rokkan, 1967: Cleavage Structures, Party Systems and Voter Alignments. An Introduction. S. 1-64 in: S. M. Lipset und S. Rokkan (Hg.): Party Systems and Voter Alignments. New York.
- Mousnier, R., 1978 und 1980: Les institutions de la France sous la monarchie absolue. 2 Bände. Paris.
- Pappi, F. U., 1977: Sozialstruktur, gesellschaftliche Wertorientierung und Wahlabsicht. *Politische Vierteljahresschrift* 19:195-229.

- de Planhol, X. (avec la collaboration de Paul Claval), 1988: *Géographie historique de la France*. Paris.
- Tilly, C, 1962 (2. Auflage): *The Vendee*. New York.
- Trevelyan, G. M., 1962 (zuerst engl. 1944): *Illustrated English Social History*. New York.
- Riemenschneider, R., 1985 (Phil. Diss.): *Dezentralisation und Regionalismus in Frankreich um die Mitte des 19. Jahrhundert*. Bonn.
- Rokkan, S. und D. W. Urwin, 1983: *Economy, territory, identity. Politics of West European Peripheries*. London.
- Scheuch, E. K., 1968: The Cross-cultural Use of Sample Surveys: Problems of Comparability. S. 176-209 in: S. Rokkan (Hg.): *Comparative Research across Cultures and Nations*. Paris.
- Scheuch, E. K., 1973 (3. Auflage): *Entwicklungsrichtungen bei der Analyse sozialwissenschaftlicher Daten*. S. 161-237 in: R. König (Hg.): *Handbuch der empirischen Sozialforschung*. Band 1. Stuttgart.
- Schieder, T., 1962: *Partikularismus und Nationalbewußtsein im Denken des deutschen Vormärz 1815-1848*. Stuttgart.
- Schmitt, K., 1991: *Parteien und regionale politische Traditionen. Eine Einführung*. S. 5-16 in: D. Oberndorfer und K. Schmitt (Hg.): *Parteien und regionale politische Traditionen in der Bundesrepublik Deutschland*. Berlin.
- Schumpeter, J. A., 1972 (3. Auflage): *Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie*. München.
- Seignobos, C., 1924 und 1926 (zuerst 1897; 7. Auflage bis 1914 fortgeführt; deutsch nach der 5. Auflage 1910): *Histoire politique de l'Europe contemporaine. Evolution des partis et des formes politiques 1814-1890*. 2 Bände. Paris.
- Siegfried, A., 1913: *Tableau politique de la France de l'Ouest sous la Troisième République*. Paris.
- Thomas, H., 1984 (Phil. Diss.): *Das zweite amerikanische Parteiensystem im sektionalen Spannungsfeld 1848-1850*. Frankfurt/M.
- de Tocqueville, A., 1954 (zuerst franz. 1893): *Erinnerungen*. Stuttgart.
- Urwin, D., 1982: *Germany: From Geographical Expression to Regional Accommodation*. S. 165-250 in: D. Urwin und S. Rokkan (Hg.): *The Politics of Territorial Identity, Studies in European Regionalism*. London.
- Vedel, J., 1971: *Une reduction historique à l'unité*. In: R. Lafout: *Le sud et le nord*. Toulouse.
- Vovelle, M., 1987: *Midi rouge, Midi blanc: une problématique*. *Provence Historique* 34:337-347.
- Weber, E., 1983: *La fin des terroirs. La modernisation de la France rurale 1870-1914*. Paris.
- Zelditch, M., 1971: *Intelligible comparisons*. S. 267-307 in: I. Vallier (Hg.): *Comparative Methods in Sociology*. Berkeley.

Supplement No. 20

E. POLITISCHE PARTIZIPATION UND LEGISLATIVES VERHALTEN

HSR Supplement 20 (2008)

Organisationsbedingungen und Kommunikationsstrukturen politischer Partizipation im frühindustriellen Deutschland

Heinrich Best *

Abstract: Best hebt auf vormoderne Partizipationsformen ab, die im Zuge der Revolution von 1848 in neuartige Beteiligungsformen des demokratisierten politischen Massenmarktes übergehen. Eingaben und Petitionen stellten klassische Appellations- und Interventionsmöglichkeiten der ständischen Gesellschaft dar, veränderten sich in der Achtundvierziger Revolution qualitativ wie quantitativ zu plebiszitären Massenpetitionen, in denen die außerordentliche Mobilisierung der Bevölkerung sichtbar wurde. Der Reiz der Petitionen liegt darüber hinaus in ihrer Eigenschaft, soziale Interessen zu spiegeln und damit Aufschluß über die Verbindung von Lebenslage, subjektiver Befindlichkeit und politischer Artikulation zu geben. Neben den Faktoren der Wahrnehmungsfähigkeit und Artikulationsbereitschaft der Petenten ist die Herausbildung einer kommunikativen Infrastruktur der Partizipation ein Hauptthema der Studie von Best – sie bildete sich unter den Bedingungen eines Systems von publizistischen Massenmedien im 19. Jahrhundert voll aus und wurde zur wesentlichen Voraussetzung jener Partizipation, die sich in Wahlergebnissen greifen läßt und zugleich der Gesinnungspresse bedurfte.

1. Historische Sozialforschung als Quasi-Experiment

Norbert Elias schreibt in der Einleitung seines Buches über „Die höfische Gesellschaft“, daß „die systematische Untersuchung von Problemen [d.h., der sozialen Funktion von Einzelnen und der Strukturen von Institutionen] . . . jenseits der Ebene des ‚Einmaligen‘[liegt], auf die allein die bisherige Geschichtsschreibung ausgerichtet ist“¹. Die hier angedeutete Antinomie zwischen einer Geschichtswissenschaft, die es mit singulären Ereignissen zu tun hat, und einer Soziologie, deren Gegenstandsbereich gesellschaftliche Strukturen und Prozesse sind, gehört sicherlich zu den gängigen Unterscheidungsmerkmalen beider Disziplinen. Eine Abgrenzung lediglich entlang dieser Linie vernachlässigt jedoch, daß auch und gerade für eine Historische Sozialforschung, die nach

* Reprint of: Heinrich Best (1982): Organisationsbedingungen und Kommunikationsstrukturen politischer Partizipation im frühindustriellen Deutschland, in Peter Steinbach (Hrsg.), Probleme politischer Partizipation im Modernisierungsprozess, Klett-Cotta: Stuttgart, S. 114-134.

¹ Elias, Norbert: Die höfische Gesellschaft. Neuwied 1969, S. 13.

regelhaften Zusammenhängen sucht, singulare Konstellationen bedeutsam sein können.

Diese Erwartung ist in der Überlegung begründet, daß die Sozialwissenschaften sich überwiegend einer quasi-experimentellen Methode bedienen: Bei der Verwendung von Daten, die soziale Sachverhalte abbilden, kann die Beobachtung der gleichen Variablen unter abweichenden Bedingungen als ein Analog des Experiments dienen². Experiment soll hier verstanden werden als die Hervorbringung unterschiedlicher Bedingungen, die zu Unterschieden in den untersuchten Phänomenen führen sollen. In der vergleichenden Sozialforschung werden die unterschiedlichen Bedingungen zumeist nicht vom Forscher erzeugt, sondern durch Auswahl von Fällen, die in der Realität vorgefunden wurden, arrangiert. Die Auswahl der Fälle wird dabei unter dem Gesichtspunkt der Maximierung von Unterschieden vorgenommen.

Ein Hauptproblem dieser Art vergleichender Forschung ist sicherlich der Mangel an Kontrolle über Randbedingungen: Es ist schwer zu entscheiden, ob lediglich diejenigen Faktoren, die vom Forscher für relevant gehalten wurden, und nicht irgendwelche unberücksichtigten Einflußgrößen für die Varianzen in den abhängigen Variablen verantwortlich sind. Hier ist jedoch hinzuzufügen, daß dieses Problem für jede Art Sozialforschung – selbst für primär deskriptive Untersuchungen – bedeutsam ist: Die Auswahl „erklärender Variablen“ ist immer eine – günstigenfalls theoretisch begründete – Vorentscheidung; vollständige und geschlossene Erklärungen sind in den Sozialwissenschaften zumindest selten, nach dem Verständnis mancher Autoren für deren Gegenstandsbereich sogar grundsätzlich ausgeschlossen³.

Für die *Historische* Sozialforschung stellt sich das Problem der unvollständigen Vorauswahl unabhängiger Variablen jedoch schärfer und in anderer Weise: Sie hat es mit „vorgefundenen“ Materialien zu tun und kann anders als z.B. die Umfrageforschung die Stimuli und die äußeren Bedingungen für die Entstehung ihrer Primärdaten nicht selbst bestimmen und kontrollieren. Für die Vorauswahl unabhängiger Variablen sind hier zunächst nicht der Forscher, sondern die gegebene Abbildungsqualität der Daten und die Störungen der Überlieferung verantwortlich. Selektive Prozesse dieser Art zu korrigieren ist nach Ausschöpfung des Informationsgehalts der verfügbaren relevanten Materialien und der Verfahren indirekter Messung unmöglich, sie zumindest grob zu rekonstruieren die schwierige Aufgabe historisch-sozialwissenschaftlicher Quellenkritik⁴.

² Vgl. hierzu Scheuch, Erwin K.: The cross-cultural use of sample surveys: problems of comparability. In: Comparative Research across Cultures and Nations. Ed. S. Rokkan. Paris 1968, p. 197.

³ Giesen, Bernhard u. Schmidt, Michael: Basale Soziologie: Wissenschaftstheorie. München 1976, S. 68 f.

⁴ Bick, Wolfgang u. Müller, Paul J.: The Nature of Process-Produced Data – Towards a Social-Scientific Source Criticism. In: Historical Social Research. The Use of Historical

Dieser genuine Mangel historischer Daten – der im übrigen auch für gegenwartsbezogene prozeß-produzierte Daten charakteristisch ist – wird jedoch durch eine andere Eigenschaft kompensiert – wenn nicht überkompensiert: Die Daten der Historischen Sozialforschung erhöhen die Variabilität der Beobachtungswerte gesellschaftlicher Sachverhalte und liefern Befunde über Phänomene, die für eine gegenwartsbezogene Sozialforschung nicht mehr greifbar sind. Dies ist auch aus der Logik des Quasi-Experiments eine bedeutsame Eigenschaft: Wenn es das klassische Experiment charakterisiert, „daß im Prinzip die unabhängigen Variablen in allen Variationen auftreten können“, so kennzeichnet das sozialwissenschaftliche Quasi-Experiment „eine sehr erhebliche Reduktion in der Vielfalt der stochastisch möglichen Ursachen-Konstellationen“⁵, – eben weil gesellschaftliche Phänomene im allgemeinen nicht unverbunden koexistieren. Sozialwissenschaftliche Quasi-Experimente sind damit der Logik des Vorgehens nach nichts anderes als „Beobachtung unter kontrastierenden Bedingungen“⁶, die Bereitstellung möglichst vieler Daten über ein möglichst breites Spektrum abweichender Merkmalskonstellationen die Voraussetzung für Forschung dieses Typs.

Die Historische Sozialforschung kann also für sozialwissenschaftliche Quasi-Experimente einen wesentlichen und vielfach notwendigen Beitrag leisten, da sie Daten über kontrastierende Konstellationen bereitstellt, die eine rein gegenwartsbezogene Komparativistik nicht in ihrem Angebot hat. Dies gilt insbesondere für zwei Bereiche: die Formationsphasen von Institutionen, die heute Bestandteile unseres wirtschaftlichen, politischen und privaten Alltags geworden sind, und für Situationen, die gekennzeichnet sind durch die Abwesenheit von heute omnipräsenten technischen Möglichkeiten. Historische Fallstudien können also zwei Typen von Variablen kontrollieren: einmal die (kumulierten) Effekte der Erfahrungen mit bestimmten Einrichtungen oder Sachverhalten, zum anderen die Wirkungen der technischen „Errungenschaften“ einer heute in vielen Aspekten gleichförmigen Weltzivilisation.

Im folgenden soll versucht werden, diese Möglichkeit einer Historischen Sozialforschung am Beispiel einer Untersuchung über politische Partizipationsprozesse vorzuführen. Die ausgewählte Episode, die deutsche Revolution der Jahre 1848/49, ist eine historische Konstellation, die die Voraussetzungen für ein solches Vorhaben recht gut erfüllt: Sie kontrastiert auf beiden genannten Dimensionen deutlich mit den Bedingungen politischer Partizipation in der Gegenwart. Mit der Etablierung einer zentralen parlamentarischen Appellati-

and Process-Produced Data. Ed. Clubb, J. u. Scheuch, E. K. Stuttgart 1979 (Historisch-Sozialwissenschaftliche Forschungen, Bd. 6), p. 369 ff.

⁵ Scheuch, Erwin K.: Entwicklungsrichtungen bei der Analyse sozialwissenschaftlicher Daten. In: Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd. 1. Hg. König, René. Stuttgart 1973, 3. Auflage, S. 222.

⁶ Ebd.

onsinstanz in Frankfurt und der Durchsetzung von Versammlungs-, Petitions-, Rede- und Vereinsfreiheit waren in der deutschen Geschichte zum ersten Male die rechtlichen Bedingungen für politische Partizipation als Massenbewegung und damit in vieler Hinsicht die Situation einer „Stunde Null“ gegeben; zugleich vollzog sich die Mobilisierung der Bevölkerung unter Abwesenheit elektronischer Medien, einem heute allgegenwärtigen Instrument zur Anregung und Strukturierung kollektiven politischen Handelns.

2. Einige theoretische Vorüberlegungen

Die Erwartungen an das sozialwissenschaftliche Erkenntnispotential einer historischen Fallstudie über politisches Partizipationsverhalten in der deutschen Revolution von 1848/49 gründen sich auf Annahmen über die Bedeutsamkeit einiger Rahmenbedingungen für Prozesse der Mobilisierung und Strukturierung politischer Massenbewegungen. Diese Überlegungen sollen im folgenden systematisiert werden, um eine empirische Überprüfung vorzubereiten.

Gegenstand der Untersuchung ist kooperatives politisches Handeln. Hierunter wird in Anlehnung an eine Definition von Norman Nie und Sydney Verba ein Spezialfall politischer Partizipation verstanden, der gekennzeichnet ist durch das bewußte und autonome Zusammenwirken von Individuen, Gruppen und/oder Organisationen zur Beeinflussung bestimmter politischer Entscheidungen⁷. „Bewußt“ soll hier heißen, daß die politischen Aktivitäten der Beteiligten nicht nur gleichförmig sind, sondern von den Akteuren auch als ein gemeinschaftliches Unternehmen betrachtet werden. „Autonom“ soll heißen, daß sich das kooperative Handeln nicht in einem vorgegebenen institutionellen Rahmen vollzieht (z.B. als Volksabstimmung), sondern von den Beteiligten selbst organisiert wird. Beispiele für kooperatives politisches Handeln sind in der Vergangenheit die Massenpetitionen des 19. Jahrhunderts, in der Gegenwart überlokale Bürgerinitiativen.

Die zentrale Hypothese, die im folgenden überprüft werden soll, ist die Annahme, daß die Strukturen kooperativen politischen Handelns auf überlokaler Ebene bestimmt werden durch die Verfügbarkeit, Zugänglichkeit und/oder die Kosten von Kommunikationsmitteln. Diese Annahme geht davon aus, daß kooperatives politisches Handeln in Situationen, in denen die Akteure nicht unmittelbar miteinander interagieren können, auf ein System zur Verbreitung gleichgerichteter Informationen und Handlungsanweisungen angewiesen ist. Dies, um die gemeinsamen Aktivitäten unter dem Gesichtspunkt des höchsten zu erwartenden Erfolges zu koordinieren, z.B. durch die Festlegung von Zeit-

⁷ Vgl. Nie, Norman H. u. Verba, Sidney: Political Participation. In: Handbook of Political Science, Vol. 4, Nongovernmental Politics. Ed. Greenstein, F. J. u. Polsby, N. W. Reading/Mass. 1975, p. 11.

punkten und Forderungskatalogen politischer Manifestationen. In Situationen, in denen die Verbreitung von Informationen schwierig und teuer ist (ausgedrückt in Zeit- und Geldeinheiten), kann nun eine Reihe funktionaler Anpassungen der Strukturen kooperativen politischen Handelns an diese Mangellage erwartet werden:

- Es wird vermutlich eine Tendenz bestehen, die Kosten für Kommunikation auf eine möglichst große Zahl von Trägern aufzuteilen. D.h., gelingt es nicht, eine Lastenteilung zu erreichen, wird kooperatives politisches Handeln auf überlokaler Ebene vermutlich fehlschlagen.
- Es wird fernerhin eine Tendenz erwartet, daß existente Kommunikationsnetze, die zu anderen Zwecken aufgebaut wurden, für kooperatives politisches Handeln mitgenutzt werden.
- Es wird erwartet, daß die Initiatoren kooperativen politischen Handelns genötigt sind, in den gemeinsamen Manifestationen Forderungen zu berücksichtigen, die nichts mit ihren primären Zielen zu tun haben oder von diesen sogar in Teilaspekten abweichen. Dies wäre zu verstehen als das Ergebnis eines Austauschprozesses, in dem die Bereitschaft potentieller Bündnispartner, für kooperatives politisches Handeln Ressourcen (hier: existente Kommunikationsnetze, über die sie Kontrolle haben) bereitzustellen, eingewechselt wird in die Möglichkeit, ihre Partikularinteressen als Teil einer machtvollen Massenbewegung darzustellen.
- Es wird vermutet, daß die Kommunikationsstrukturen hierarchisch geordnet werden. Dies, um die Einheitlichkeit der Kommunikationsinhalte in einer Situation sicherzustellen, in der an deren Verbreitung eine Vielzahl (teil-)autonomer Träger beteiligt ist.

Kommunikationskosten werden in solchen Situationen besonders hoch sein, in denen keine elektronischen Medien vorhanden sind, in denen das Verkehrssystem unentwickelt und die Distribution überlokaler Presseorgane gering ist. Diese Konstellation ist charakteristisch für das Deutschland der Jahre 1848/49, während sie in reiner Form in keiner der heutigen Gesellschaften beobachtet werden kann.

Die zweite Hypothese, die in diesem Beitrag überprüft werden soll, bezieht sich auf den Ablauf des Aufbaus der Kommunikationswege für kooperatives politisches Handeln bei Gewährung der erforderlichen Partizipationsrechte. In diesem Zusammenhang wird erwartet, daß sich kooperatives politisches Handeln – sobald die rechtlichen und politischen Entfaltungsmöglichkeiten gegeben sind – zunächst auf lokaler Ebene entwickeln wird. Dies, weil hier die Kommunikationskosten am geringsten sind und bereits Organisationen und private Verkehrskreise als Koordinationsinstanzen fungieren können. In einem Prozeß der Differenzierung und Aggregation werden sich im nächsten Schritt Koordinationsinstanzen auf regionaler Ebene und schließlich auch auf nationaler Ebene herausbilden.

Auch zur Überprüfung dieser Hypothese sind in der deutschen Revolution von 1848/49 die erforderlichen Kontextbedingungen gegeben: Die Herstellung von Vereins-, Petitions- und Pressefreiheit, die gesteigerte Partizipationsbereitschaft der Bevölkerung und die Etablierung eines (vermeintlichen) Entscheidungszentrums auf nationaler Ebene schufen 1848/49 in Deutschland zum ersten Mal die notwendigen und hinreichenden Voraussetzungen für die Formierung politischer Massenbewegungen.

3. Die Petitionen an die Frankfurter Nationalversammlung als Dokumente politischen Partizipationsverhaltens

Die empirische Überprüfung dieser Hypothesen basiert auf den Petitionen an die Frankfurter Nationalversammlung, einem Quellentyp, der bisher nur punktuell und impressionistisch ausgewertet wurde, obwohl gerade in ihrem Fall Homogenität und Erhaltungszustand des Materials eine serielle Auswertung erlauben⁸. Für die in Frage stehenden Forschungsprobleme sind die Petitionen eine relevante Quellengruppe, da in ihnen die unmittelbare politische Partizipation großer Bevölkerungsteile, wie sie für revolutionäre Prozesse charakteristisch zu sein scheint, dokumentiert wird. Zwar waren Petitionen ein traditioneller Weg des Appells an politische Entscheidungsträger, der auch unter dem Obrigkeitsstaat, von dem keine oder nur unzureichende Partizipationsmöglichkeiten angeboten worden waren, genutzt und verteidigt wurde⁹, doch wandelten sie sich unter den neuen Bedingungen der Jahre 1848/49 in allgemein zugängliche, „institutionelle Kanäle“, über die nun bisher noch nicht politisch aktive Schichten in politische Auseinandersetzungen und Interessenkämpfe eingriffen. Das Unterzeichnen von Eingaben war, wie die große Beteiligung erkennen läßt, eine Form politischen Handelns mit relativ geringem Schwellenwert, die wenige Qualifikationen und keine Risikobereitschaft erforderte. Es unterschied sich im letzteren Punkt von (gewaltsamen) Protestaktionen, deren Teilnehmerkreis wegen der notwendigen Bereitschaft zur Gesetzesübertretung schärfer nach Schicht- und/oder Milieuzugehörigkeit selektiert war. Die Petitionen sind deshalb die geeignetere Datenquelle, wenn es darum geht, politische Einstellungen und Verhaltensweisen verschiedener gesellschaftlicher Gruppen vergleichend

⁸ Zur Vorgehensweise und zu den Problemen einer inhaltsanalytischen Auswertung der Petitionen vgl. Best, Heinrich: Die quantitative Analyse inhaltlicher und kontextueller Merkmale historischer Dokumente. Das Beispiel der handelspolitischen Petitionen an die Frankfurter Nationalversammlung. In: Quantitative Methoden in der historisch-sozialwissenschaftlichen Forschung. Hg. Best, H. u. Mann, R. Stuttgart 1977 (Historisch-Sozialwissenschaftliche Forschungen, Bd 3), S. 162-205.

⁹ Zur Bedeutung, Verbreitung und Beschränkung des Petitionsrechts im Vormärz vgl. Botzenhart, Manfred: Deutscher Parlamentarismus in der Revolutionszeit 1848-1850. Düsseldorf 1977, S. 26, S. 48.

zu untersuchen. Während im Vormärz das Petitionsrecht vielfach eingeengt worden war und neben korporativen Petitionen von staatlich anerkannten politischen Institutionen oder von geschlossenen ständischen Gruppen Eingaben von Einzelpersonen zur Durchsetzung privater Anliegen die Regel gewesen waren¹⁰, handelte es sich in den Jahren 1848/49 vorwiegend um Unterschriftensammlungen mit dem Ziel, plebiszitäre Unterstützung für allgemeine wirtschaftliche, soziale und politische Forderungen zu demonstrieren.

Insgesamt wurden in den Jahren 1848/49 ca. 25000 bis 30000 Petitionen an die Frankfurter Nationalversammlung gesandt, die zu einem sehr weitgefächerten Bereich von Fragen Stellung nahmen¹¹. Wichtige und zumeist kontroverse Themen der Petitionsbewegung waren:

- die Reform der Wirtschaftsverfassung, in diesem Zusammenhang vor allem die Forderung nach Abschaffung der Feudallasten, nach restriktiven gewerbepolitischen Maßnahmen, nach Herstellung eines geschlossenen Binnenmarktes, nach Schutzzöllen, nach Neuaufeilung des Grundbesitzes, nach gleicher Besteuerung und sozialer Sicherung, nach Freizügigkeit und einem allgemeinen Niederlassungsrecht;
- Veränderungen des politischen Entscheidungssystems, wie die Forderung nach Trennung von Kirche und Staat, nach Ausgestaltung und Erweiterung einzelner Grundrechte, nach einer Erweiterung kommunaler Selbständigkeit, nach Ausdehnung des Wahlrechts und Abschaffung der monarchischen Staatsform;
- Konflikte um die anzustrebende Reichweite politischer Integration, wie der um eine Einbeziehung Österreichs in einen künftigen deutschen Nationalstaat, um die Integration ethnischer Minoritäten und die Mediatisierung von Einzelstaaten.

Daneben gab es eine nur schwer zuzuordnende Gruppe von Loyalitätsadressen an die Nationalversammlung und/oder die Zentralgewalt sowie – im Frühjahr 1849 – eine Vielzahl von Petitionen, die die neue Reichsverfassung akklamatorisch unterstützten. In dieser Liste von Themenstellungen sind nur die häufigsten Topoi aufgeführt, sie läßt aber erkennen, daß die grundlegenden Konfliktlinien der Jahre 1848/49 in den Petitionen dokumentiert werden. Mehr noch: dieser Quellentyp kann über Verlauf und Bedeutung (interessen-)politischer Konfliktlinien auch im zeitlichen Umfeld der Jahre 1848/49 Aufschluß geben, denn wir meinen davon ausgehen zu dürfen, daß sich in revolutionären Prozessen nicht nur beschleunigter Wandel manifestiert, sondern daß in ihnen zugleich langfristig wirksame motivationale Antriebe und strukturelle Bedingungen politischen Handelns sichtbar werden.

¹⁰ Vgl. Welcker, Carl: Artikel „Petitionsrecht“. In: Das Staatslexikon, Encyclopädie der sämtlichen Staatswissenschaften für alle Stände. Hg. Rotteck, C. u. Welcker, C. Altona 1848, Bd. 10, S. 556 ff.

¹¹ Best: Analyse, S. 196, Anm. 8.

Wenn man eine durchschnittliche Zahl von ca. 100 Unterschriften pro Eingabe, wie sie für die handelspolitische Petitionsbewegung ermittelt wurde¹², als repräsentativ für die gesamte Petitionsbewegung ansieht, ergibt sich ein Volumen von ca. 2,5 bis 3,0 Millionen Unterschriften. Das waren ca. 5,5% bis 6,6% der damaligen Bevölkerung des Deutschen Bundes, die sich auf ca. 45,7 Millionen Menschen belief¹³.

Wird die Zahl der Unterschriften nur auf den Anteil der formell Wahlberechtigten, den Theodore S. Hamerow auf ca. 25% der Gesamtbevölkerung ansetzt¹⁴, bezogen, zeigt sich, daß sich ca. 25% bis 26% des politisch aktivierbaren Potentials an der Petitionsbewegung beteiligte. Dies ist allerdings nur eine eingeschränkt zuverlässige Kennziffer, da die Mobilisierungskampagne zwar in erster Linie auf die Wählerbevölkerung gerichtet war, sich aber auch Frauen und Jugendliche gelegentlich in den Unterschriftenlisten der untersuchten handelspolitischen Petitionen identifizieren lassen. Andererseits erfaßt die Zahl der Unterschriften den Mobilisierungsgrad nur zum Teil: In ca. 12% aller handelspolitischen Petitionen unterzeichneten Gemeinde-, Vereins- oder Zunftvorstände im Namen ihrer Mitglieder¹⁵. Der in der Petitionsbewegung repräsentierte Bevölkerungsteil war also tendenziell größer, als aus der Zahl der Unterzeichner erkennbar ist. Diese Angaben zum Mobilisierungserfolg der Petitionsbewegung lassen erkennen, daß die These von der „völligen Gleichgültigkeit der Massen und ihrer passiven Rolle im öffentlichen Leben“ nach der Märzrevolution nicht zu halten ist¹⁶. Die Frankfurter Nationalversammlung und die Zentralgewalt blieben bis in das Frühjahr 1849 trotz aller Kritik die Adressaten für die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Anliegen großer Gruppen der Bevölkerung¹⁷.

Die Petitionen waren offensichtlich ein leistungsfähiger und viel genutzter „institutioneller Kanal“ zur Artikulation und plebiszitären Legitimationen politischer, sozialer und wirtschaftlicher Forderungen. So überrascht es nicht, daß sich die in den Jahren 1848/49 entstandenen nationalen wirtschaftlichen Interessenorganisationen dieses Weges, politischen Einfluß auszuüben, bedienten. Da auch die dichten Netze lokaler und regionaler Interessenorganisationen,

¹² Die im folgenden dargestellten Ergebnisse sind im wesentlichen entnommen aus: Best, Heinrich: *Interessenpolitik und nationale Integration 1848/49. Handelspolitische Konflikte im frühindustriellen Deutschland*. Göttingen 1980 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 37), S. 131 ff. Zur eingehenden Beschreibung des Datensatzes „Handelspolitische Petitionen an die Frankfurter Nationalversammlung“ vgl. ebd. Exkurs I, S. 291 ff.

¹³ Vgl. v. Reden, Friedrich Wilhelm: *Deutschland und das übrige Europa*. Handbuch der Bodens-, Erwerbs- und Verkehrsstatistik, Wiesbaden 1854, S. 11.

¹⁴ Hamerow, Theodore: *Die Wahlen zum Frankfurter Parlament*. In: *Moderne Deutsche Verfassungsgeschichte (1815-1918)*. Hg. Böckenförde, E.-W., Köln 1972, S. 221.

¹⁵ Vgl. Best: *Interessenpolitik*, S. 127.

¹⁶ Hamerow: *Wahlen*, S. 228.

¹⁷ Vgl. Schirrmeister, Karl-Günther: *Menschenrechte in den Petitionen an die Deutsche Nationalversammlung 1848/49*. Bamberg Phil. Diss. 1970, S. 42.

politischer Vereine und private Verkehrskreise in die Mobilisierungskampagnen einbezogen wurden, läßt die Analyse der Petitionen Erkenntnisse über die organisatorischen Formen und sozialstrukturellen Bedingungen politischen Handelns im frühindustriellen Deutschland erwarten. Während die meisten modernen Meinungsumfragen individuelle Orientierungen zufällig ausgewählter Personen erheben, die keine direkten Kontakte untereinander haben, manifestierte sich in den Petitionen das kooperative politische Handeln von Gruppen und Individuen, die in direkten sozialen Beziehungen standen. Damit werden Aussagen über die Auswirkungen wirtschaftlicher Abhängigkeitsverhältnisse, unterschiedlicher Formen von Nachbarschaftsbeziehungen, Vereinswesen und Arbeitsorganisation auf das politische Handeln möglich. Es eröffnet sich eine analytische Perspektive, die der Forderung Gilbert Shapiros nach einer an kooperativem politischen Handeln orientierten Untersuchung der „öffentlichen Meinung“ entgegenkommt:

The public opinion that historical and political sociologists ought to be studying is not a set of attitudes and not just a set of opinions; what they ought to be studying is the expression of opinion qua political action. It is opinion that has been articulated through available institutional channels – such as, in modern society, mass media, party platforms, petitions, and demonstrations¹⁸.

Ebenso deutlich wie von Meinungsumfragen unterscheiden sich die Petitionen von der üblichen Datenbasis der historischen Partizipationsforschung, den aggregierten Wahlstatistiken: Petitionen haben den für viele Problemstellungen bedeutsamen Vorteil, Individualdaten bereitzustellen. Sie geben Auskunft über *spezifische* politische Forderungen *einzelner* Unterzeichner und bieten zugleich einen Satz von Hintergrundvariablen an, der es erlaubt, die manifestierten ideologischen und interessenpolitischen Orientierungen regionalen, sozialen und organisatorischen Zusammenhänge bzw. spezifischen historischen Ereigniskonstellationen zuzuordnen.

Der Weg, Individualdaten aus den Petitionen zu gewinnen, ist jedoch nur eine Möglichkeit, das Erkenntnispotential dieses Quellentyps zu nutzen. Bei einer veränderten Forschungsperspektive kann es ebenso fruchtbar sein, die einzelne Petition als Untersuchungseinheit zu wählen und sie als Beobachtungsprotokoll eines Aktes kooperativen politischen Handelns zu bewerten. Bei einer solchen Betrachtungsweise steht nicht der Akteur, sondern die Aktion, ihre Ziele, ihre Entstehungsbedingungen und ihre Verknüpfung mit anderen vergleichbaren Aktionen im Mittelpunkt des Interesses. Dieser Ansatz wird in der folgenden Untersuchung verfolgt werden. Dem großen Informationspotential der Petitionen stehen Probleme bei der Bewertung ihrer Indikatorenqualität gegenüber, da ihre Gültigkeit als Datenbasis für die historische Partizipationsforschung auf den ersten Blick schwer abschätzbar scheint. Petitionen waren

¹⁸ Markoff, John u.a.: Quantitative Studies of the French Revolution. In: History and Theory 12 (1973), p. 163-191.

nicht das Ergebnis eines standardisierten und mehr oder weniger streng kontrollierten Abstimmungsverfahrens mit einer begrenzten Zahl alternativer Entscheidungsmöglichkeiten, wie dies Wahlen sind. Auf der anderen Seite wurden sie – wie weiter unten erläutert werden wird – zumeist auch nicht in spontanen Aktionen verfaßt. Petitionen lassen sich vielleicht am ehesten kennzeichnen als Formen kooperativen politischen Handelns, in denen unterschiedliche politische Anliegen und ökonomische Interessen ausreichender Intensität über vorhandene oder ad hoc aufgebaute Kommunikationswege und soziale Beziehungssysteme koordiniert und artikuliert wurden.

Was bedeutet unter diesen Voraussetzungen die Unterschrift unter eine Petition? Ist sie Ausdruck einer autonomen Entscheidung des Unterzeichners oder Reaktion auf den Druck aktiver und einflußreicher Interessentengruppen, denen im Fall der Mobilisierung wirtschaftlich Abhängiger sogar unmittelbare Sanktionen zur Verfügung standen? Die Vermutung erscheint begründet, daß beide Komponenten in unterschiedlichem „Mischungsverhältnis“ wirksam wurden.

Es erleichtert jedoch die Bewertung der Gültigkeit der Petitionen als Datenquelle, daß in ihrem Fall die Frage nach der Bedeutung beider Komponenten überprüfbar ist: Sie bieten reichhaltige Informationen gerade über die organisatorischen Kontexte und die sozialen Beziehungssysteme, in denen kooperatives politisches Handeln realisiert wurde. Das, was auf den ersten Blick als Beeinträchtigung der Indikatorenqualität der Petitionen erscheinen mag, wird so zu einem empirischen Zugang zu den vielfältigen Formen und Determinanten politischen Partizipationsverhaltens im Deutschland der Jahre 1848/49.

Die folgenden Untersuchungen basieren auf den *handelspolitischen Petitionen*, einem Teilbestand der in der Frankfurter Außenstelle des Bundesarchives gelagerten Eingaben an die Frankfurter Nationalversammlung. Die Aufbereitung des Gesamtbestandes in maschinenlesbare Form, die der Historischen Sozialforschung die Möglichkeit eröffnen wird, politische Einstellungen und Handlungsformen auch der „stummen Massen“ rund hundert Jahre vor dem Einsetzen der Meinungsforschung in Deutschland und rund zwanzig Jahre vor der Wahl des zweiten nationalen Parlaments in ihrer ganzen Vielfalt zu untersuchen, wird gegenwärtig im „Zentrum für Historische Sozialforschung (ZHSF)“, Köln, vorbereitet.

Die bereits in einen maschinenlesbaren Datensatz transformierten handelspolitischen Eingaben bilden mit 3775 Einzelexemplaren und 397000 Unterschriften einen der großen thematischen Blöcke der Petitionsbewegung¹⁹. Ihnen wurden alle diejenigen Petitionen zugeordnet, die konkrete zollpolitische Forderungen stellten, zur handelspolitischen Linie der Nationalversammlung und/oder Reichszentralgewalt Stellung bezogen oder ganz allgemein die Herstellung der deutschen Zolleinheit forderten. Ihr relativ hoher Anteil am Ge-

¹⁹ Best: Interessenkonflikte, Exkurs I, S. 191 ff.

samt volumen der Petitionsbewegung von 13 bis 16 % macht deutlich, daß die heftigen handelspolitischen Interessenkonflikte, die während des Vormärz innerhalb der Regierungen und parlamentarischen Vertretungskörperschaften, auf den Zollvereinskongressen und in der Presse ausgetragen worden waren, unter den veränderten politischen Bedingungen der Jahre 1848/49 zum Antrieb einer Massenbewegung wurden. Dieses Phänomen läßt sich damit erklären, daß zollpolitische Eingriffe nicht nur von einigen Politikern, Publizisten und Wissenschaftlern, sondern auch von großen Gruppen der Bevölkerung als wirkungsvolles Instrument staatlicher Wirtschaftspolitik angesehen wurden. Die handelspolitischen Petitionen sind damit eine Quellengruppe, deren Analyse Aufschlüsse über Mobilisierungsprozesse, Partizipationsverhalten und Konfliktstrukturen im frühindustriellen Deutschland erwarten läßt. Ihr besonderer Wert liegt in der Möglichkeit einer Verbindung inhaltlicher und kontextueller Merkmale, die es erlaubt, die in ihnen manifestierten ideologischen und interessenpolitischen Orientierungen regionalen, sozialen und organisatorischen Zusammenhängen zuzuordnen.

4. Bedingungen und Formen kooperativen politischen Handelns 1848/49

4.1 Die Phasen des Mobilisierungsprozesses

Wenn sich die handelspolitische Massenbewegung der Jahre 1848/49 dadurch kennzeichnen läßt, daß sie im allgemeinen durch handelspolitische Interessenorganisationen gelenkt wurde und sich in Petitionen artikulierte, konnte sie in beiden Punkten an vormärzliche Traditionen und Erfahrungen anknüpfen: Die Anfänge wirtschaftlicher Interessenorganisation reichen bis in die ersten Jahre nach dem Ende der napoleonischen Kriege zurück, und bereits in dieser Phase waren Petitionen ein übliches Mittel gewesen, handelspolitische Forderungen vorzutragen²⁰.

Unter den veränderten Bedingungen der Jahre 1848/49 gewannen diese Ansätze jedoch eine neue Qualität. In dieser Phase beschränkte sich die Artikulation wirtschaftlicher Forderungen nicht mehr auf die Presse und Stellungnahmen einiger interessenpolitischer Repräsentanten: Die Bevölkerung nutzte nun die Petitionsbewegung, um direkt und massenhaft an die Frankfurter Nationalversammlung und das Reichsministerium des Handels – die potentiellen Träger einer nationalen Handelspolitik – zu appellieren. Die Frage, ob und inwieweit dieser neue Weg einer plebiszitären Interessenartikulation mit einer Veränderung der organisatorischen Mittel zur Beeinflussung und Koordination politischen Handelns verbunden war, wird Gegenstand der folgenden Seiten sein.

²⁰ Ebd. S. 82 f.

Der hohe Organisationsgrad der handelspolitischen Petitionsbewegung läßt sich daran erkennen, daß 3372 aller untersuchten Petitionen, das sind 89,3% des Gesamtvolumens, zu Sammelpetitionen mit vorformulierten, überlokal verbreiteten Texten gehörten. Eine „spontane“ Bereitschaft zur Partizipation war also die Ausnahme, und es mußten meist planvolle Anstöße gegeben werden, um die Bevölkerung zu koordiniertem politischen Handeln zu bewegen. Der Verlauf der handelspolitischen Petitionsbewegung, der Wandel regionaler Schwerpunkte, des sozialen Rekrutierungsfeldes der Unterzeichner und die Veränderung der Forderungskataloge fielen weitgehend mit verschiedenen Phasen der Verbreitung von Sammelpetitionen zusammen und sind insofern auf gezielte Eingriffe überlokaler Organisationen zurückzuführen.

Will man den Wandel der Bedeutung solcher Koordinationsinstanzen im Zeitablauf verfolgen, um daraus zum Beispiel Aussagen über den Prozeß des Aufbaus überlokaler interessenpolitischer Kommunikationswege abzuleiten, dann bietet es sich an, die monatlichen Schwankungen des Anteils von Sammelpetitionen am gesamten Petitionsvolumen zu messen. Die Hypothese, daß sich nach Wegfall der polizeilichen Restriktionen und politischen Beschränkungen des Vormärz kooperatives politisches Handeln in einem Prozeß der Aggregation lokaler Initiativen zu einer zusammenhängenden Massenbewegung auf zunächst regionaler, dann auf nationaler Ebene verbunden habe, würde bestätigt, wenn ein allmählich wachsender Anteil von Sammelpetitionen mit wachsenden Einzugsgebieten beobachtet werden könnte.

Tatsächlich zeigt die Verteilung in Tabelle 1 keinen klaren Trend in diese Richtung, sondern vier deutlich voneinander abgegrenzte Phasen der Petitionsbewegung.

Tab. 1: Die monatlichen Schwankungen des Anteils der Sammelpetitionen am gesamten Petitionsvolumen*

		Zahl der handelspolitischen Petitionen insgesamt	Zahl der Einzelpetitionen		Zahl der zu Sammelpetitionen gehörenden Petitionsexemplare	
		N	N	%	N	%*
Mai	1848	80	8	10,0	72	90,0
Juni	1848	288	21	7,8	247	92,0
Juli	1848	116	88	58,8	48	41,4
August	1848	150	48	30,7	104	89,3
September	1848	235	9	3,8	228	98,2
Oktober	1848	41	11	28,9	30	73,1
November	1848	43	31	72,1	12	27,9
Dezember	1848	1440	51	3,5	1389	98,5
Januar	1849	1141	92	8,1	1049	91,9
Februar	1849	132	38	27,3	98	72,7
März	1849	127	28	21,0	99	79,0
Total		3755	403	10,7	3372	89,3

*Die Reihenprozente addieren sich auf 100,0%. Quelle: Best, Interessenpolitik, S. 132.

- 1) In den Monaten Mai und Juni 1848 war der Anteil der Sammelpetitionen mit ca. 90% wider Erwarten hoch. Offensichtlich gab es keine Anfangsphase, in der sich allmählich die organisatorischen Träger der handelspolitischen Massenbewegung auf lokaler Ebene formierten. Vielmehr koordinierten bestehende Organisationskerne von vornherein die Petitionsbewegung auf regionaler Ebene.

Bei allen vier Sammelpetitionen der ersten Phase der Petitionsbewegung konnten organisatorische Ansätze aus der Zeit des Vormärz genutzt werden: im Fall der Sammelpetition eines „Vereins deutscher Kaufleute und Fabrikanten“ die verbandspolitischen Bestrebungen der Unternehmer, bei der Masseneingabe eines „Central-Comitees der deutschen Metzger“ die traditionellen korporativen Organisationen des deutschen Handwerks, im Fall einer in Württemberg verbreiteten Sammelpetition die lokalen Gewerbevereine und bei einer hannoverisch-preußischen Petition zugunsten höherer Tabakzölle die kommunalen Selbstverwaltungen. Nur vor diesem Hintergrund bestehender organisatorischer Ansätze sind die überraschenden Anfangserfolge der handelspolitischen Petitionsbewegung erklärbar.

- 2) In den Monaten Juli bis November war der Anteil der Sammelpetitionen deutlich geringer und betrug im Monatsdurchschnitt 71,8%. Im Oktober 1848 erreichte der Anteil der Sammelpetitionen mit 27,9% von 43 Exemplaren seinen Tiefpunkt. Lediglich der September 1848 fiel wegen einer großen Petition der ober-schlesischen Eisenindustrie, die mit 219 Exemplaren 93% des Petitionsvolumens dieses Monats stellte, aus dem Rahmen. Wenn man diese Ausnahme ausklammert, war die zweite Phase der Petitionsbewegung durch einen höheren Anteil lokaler Einzelpetitionen auf einem immer noch hohen Sockel von Sammelpetitionen gekennzeichnet. Die Annahme, daß die Vielzahl politischer und wirtschaftlicher Organisationen, die in den ersten Monaten nach der Revolution auf lokaler Ebene entstanden waren, damit begannen, selbständig handelspolitische Forderungen zu artikulieren, scheint plausibel.

Zugleich können in der zweiten Phase der handelspolitischen Massenbewegung aber auch erste Ansätze einer überregionalen Koordination mehrerer Sammelpetitionen nachgewiesen werden. Dennoch wurden sie weiterhin meistens voneinander unabhängig und durch eine Vielzahl unterschiedlicher Organisationen auf regionaler Ebene verbreitet. Die wirtschaftlichen Interessengruppen nutzten dabei häufig die ihnen spezifischen Organisationstypen und Kommunikationsnetze (Gewerbevereine, Arbeitervereine, Geschäftsbeziehungen, Handelsvertreter). Es zeigte sich allerdings, daß die Möglichkeiten interessenpolitischer Mobilisierung unter den Bedingungen regionaler Begrenzung und gruppenspezifischer Isolierung weitgehend ausgeschöpft waren: Im Oktober und November wurden nur noch je 41 und 43 Petitionen unterzeichnet und lediglich zwei neue Sammelpetitionen verbrei-

tet. Sollte die Kampagne nicht zum Erliegen kommen, mußten neue organisatorische und agitatorische Mittel angewendet werden.

- 3) Vor diesem Hintergrund begann die nationale schutzzöllnerische Interessenorganisation, der „Allgemeine deutsche Verein zum Schutze vaterländischer Arbeit“ (ADV), unmittelbar nach ihrer endgültigen Konstituierung im November 1848 und der gleichzeitig erfolgten Einrichtung eines ständigen Büros damit, die schutzzöllnerische Petitionsbewegung zentral zu koordinieren²¹. Ab Ende November wurden „Ansprachen“, die auf die speziellen handelspolitischen Forderungen verschiedener Produzentengruppen zugeschnitten waren und die auf die Bedrohung der jeweiligen zollpolitischen Besitzstände durch den am 23. November fertiggestellten freihändlerischen Tarifentwurf hinwiesen, in Tausenden von Einzelexemplaren versandt und in der protektionistischen Presse publiziert²². Zugleich verbreitete der ADV durch seine Mitglieder und „Korrespondenten“ mit Hilfe institutioneller Kontakte zu „befreundeten“ Organisationen und durch seine regionalen Untergliederungen eine Reihe von Sammelpetitionen²³.

Als Nebeneffekt gab die verstärkte Schutzzollagitation Anstöße zu regionalen Initiativen, die sich formell unabhängig vom ADV entfalteten. Auch die absolute Zahl schutzzöllnerischer Einzelpetitionen stieg in den beiden Monaten Dezember und Januar. Der Erfolg des Einsatzes neuer organisatorischer und agitatorischer Mittel war überzeugend: In der dritten Phase der Petitionsbewegung wurden auf schutzzöllnerischer Seite 29 neue Sammelpetitionen verbreitet und insgesamt 2538 Texte von 30828 Petenten unterzeichnet. Die Freihandelsbewegung, der es nicht gelang, ihre verschiedenen organisatorischen Bestrebungen zu koordinieren, und deren Parolen offenbar weniger zugkräftig waren, geriet mit nur drei neuen Sammelpetitionen und 563 Unterzeichnern hoffnungslos ins Hintertreffen.

Die beiden Monate Dezember 1848 und Januar 1849, in denen 68,3% aller handelspolitischen Petitionen unterzeichnet wurden, markieren den Höhepunkt der handelspolitischen Massenbewegung. Mit 96,5% und 91,9% des gesamten Petitionsvolumens dominierten eindeutig die Sammelpetitionen und damit die Einflüsse überlokaler Koordinationsinstanzen.

- 4) In den Monaten Februar und März 1849, in denen die handelspolitische Petitionsbewegung allmählich ausklang, ging der Anteil der Sammelpetitionen auf 72,7% und 79,0% zurück. Er erreichte damit wieder annähernd das durchschnittliche Niveau der Monate Juli bis November.

²¹ Vgl. Steinbeis, Ferdinand: Zur Generalversammlung [des ADV] vom 10. April 1849. Bericht über die Vereins-Organisation. BA/Fm., VWA 109 ohne Foliierung.

²² Verhandlungen der zweiten Generalversammlung des Allgemeinen deutschen Vereins zum Schutze der vaterländischen Arbeit gehalten zu Frankfurt a. M. vom 10. bis 13. April 1849. Darmstadt 1849, S. 18 ff.

²³ Steinbeis: Generalversammlung.

Die handelspolitische Petitionsbewegung endete im März 1849, also noch vor dem endgültigen Scheitern des Versuchs der Nationalversammlung, einen deutschen Nationalstaat zu schaffen. Das läßt darauf schließen, daß die Mobilisierungspotentiale beider zollpolitischer Lager weitgehend ausgeschöpft waren und die Kampagne nicht aufgrund eines plötzlichen Prestigeverlusts des Frankfurter Parlaments oder der Reichszentralgewalt abgebrochen wurde.

Fast 400000 Unterschriften zugunsten handelspolitischer Petitionen hatten demonstriert, daß die internationalen wirtschaftlichen Beziehungen nicht nur von einigen Politikern, Publizisten und Wissenschaftlern als ein Schlüssel zur wirtschaftlichen und damit auch politischen und sozialen Entwicklung Deutschlands angesehen wurden. Besonders das Schutzzollprogramm mit seinen deutlichen interventionistischen und wirtschaftsnationalistischen Elementen war zu einem wichtigen ideologischen Bestandteil der Volksbewegung der Revolutionsjahre geworden und hatte damit seinen Beitrag zur „Nationalisierung der Massen“²⁴ geleistet.

Trotz der Nähe des Schutzzoll- wie des Freihandelsprogramms zu den grundlegenden ideologischen Konzeptionen des Vormärz, trotz ihrer Übereinstimmung mit den unmittelbaren wirtschaftlichen Interessen einiger gesellschaftlicher Gruppen waren diese Mobilisierungserfolge nicht einer „spontanen“ Massenbewegung zu verdanken. Erst die Verbreitung der Forderungskataloge durch politische und wirtschaftliche Organisationen mit regionalen Einzugsgebieten, vor allem aber die zentrale Steuerung der Kampagne durch überregionale handelspolitische Interessenorganisationen aktivierte zunächst indifferente Gruppen und die Bewohner abgelegener Gebiete. „Korrespondenten“, bezahlte „Emissäre“, Handelsvertreter, Geschäftsverbindungen, Kontakte zwischen Organisationen und der gezielte Einsatz der Presse bildeten die Kommunikationswege, die zur Entfaltung einer Kampagne in nationalem Rahmen notwendig waren.

Die Analyse des Verlaufs der Petitionsbewegung hat die Ausgangshypothese, die einen Prozeß der Aggregation von lokalen Initiativen zu einer zusammenhängenden (interessen-)politischen Massenbewegung auf zunächst regionaler und nachfolgend nationaler Ebene prognostizierte, nur teilweise bestätigt: Bereits in der ersten Phase der handelspolitischen Petitionsbewegung verfaßten und verbreiteten Koordinationsinstanzen auf regionaler Ebene den überwiegenden Teil aller Petitionen. Offensichtlich waren in vielen Gebieten Deutschlands bereits im Vormärz trotz polizeilicher Restriktionen und politischer Hemmnisse Vereine, korporative wirtschaftliche Organisationen, private und geschäftliche Verkehrskreise zu leistungsfähigen Netzwerken verbunden worden, die bei einem veränderten politischen Umfeld gewissermaßen „aus dem

²⁴ Vgl. Mosse, Georg L.: Die Nationalisierung der Massen. Politische Symbolik und Massenbewegungen in Deutschland von den Napoleonischen Kriegen bis zum Dritten Reich. Frankfurt a.M. 1976.

Stand“ als Kommunikationswege für kooperatives politisches Handeln dienen konnten.

Im Fall der Formierung nationaler Koordinationsinstanzen läßt sich die Ausgangshypothese demgegenüber aufrechterhalten. Hier ist in der Tat ein zunächst zögernder Prozeß der Verbindung und Einvernahme regionaler Initiativen zu beobachten, der erst im November 1848 in die endgültige Konstituierung des ADV mündete.

4.2 Die Struktur kooperativen politischen Handelns

Versucht man die verschiedenen Formen des Einwirkens von Organisationen auf den Mobilisierungsprozeß zu systematisieren, lassen sich drei Stufen unterscheiden:

- Die Initiierung der Petitionsbewegung durch die Vorgabe allgemeiner Forderungen und Begründungen wie zum Beispiel durch die gezielten „Ansprachen“ an die sozio-ökonomischen Interessengruppen,
- die Formulierung und Verbreitung der einzelnen Textversionen unter Berücksichtigung regionaler Verhältnisse,
- die Aktivierung der einzelnen Unterzeichner.

Auf der ersten Stufe des Mobilisierungsprozesses dominierten die nationalen handelspolitischen Interessenorganisationen wie der ADV, der „Verein von Abgeordneten des Handelsstandes“ und der „Deutsche Verein für Handelsfreiheit“. In 69,4 % aller handelspolitischen Petitionen wurden diese Organisationen ausdrücklich als zollpolitische Repräsentanten der Unterzeichner autorisiert und/oder ihre Tarifentwürfe erwähnt. Betrachtet man lediglich den Zeitraum nach dem November 1848, in dem der ADV seine Kampagne aufnahm und der freihändlerische Tarifentwurf vorgestellt wurde, gilt dies sogar für 89,5 % aller Petitionen.

Die Leistungsfähigkeit der schutzzöllnerischen Verbandszentrale wird in dem Bericht des Geschäftsführers des ADV anläßlich seiner zweiten Generalkonferenz im April 1849 deutlich: „Namhafte Summen wurden für Geschäftsreisen von kürzerer oder längerer Dauer im Interesse des Vereins, für Druck von Zeitungsbeilagen, Zolltarif und andere zur Verbreitung der Prinzipien des Vereins dienenden Schriften verausgabt.“ Diese Streitschriften „und mehrere Flugblätter und Ansprachen wurden in 2000 bis 3000 Exemplaren gedruckt und teilweise versandt“²⁵. Eine Aufforderung zum „Beitritte zur Beförderung der Vereinszwecke“ wurde vom Leitenden Ausschuß in ca. 12000 Exemplaren an „alle Gewerbetreibenden Deutschlands, von welchen er sich die Adressen verschaffen konnte“, verteilt²⁶. Insgesamt hatte der Schriftverkehr des Vereins seit November 1847 einen Umfang von „30000 Briefen, Zirkulaten und Auf-

²⁵ Verhandlungen ADV, S. 21.

²⁶ Steinbeis: Generalversammlung.

forderungen“ angenommen²⁷. Befriedigt resümierte der Vizepräsident Ferdinand von Steinbeis: „Diese Geschäfte haben den Verein – mit Ausnahme Österreichs, wo es wohl für jetzt noch zu früh gewesen wäre – in allen Ortschaften des deutschen Vaterlandes, welche eine erhebliche Industrie oder doch über 2000 Einwohner besitzen, bekannt gemacht²⁸.“ Der Respekt der freihändlerischen Gegner vor der Effizienz dieses Agitationsapparates wird in einem am 12. März 1849 in Hannover beschlossenen „Aufruf an die Bewohner des nördlichen Deutschlands“ erkennbar:

In jedem Ort, ja mitunter der unbedeutendsten Kommune, welche Wein-, Tabaksanbau oder irgendeine noch so unbedeutende Fabrikation oder Produktion betreibt, werden die Bewohner von dem Verein oder dessen Agenten aufgeregt und veranlaßt, die deutsche Nationalversammlung mit Petitionen ... zu bestürmen . . . Hauptsächlich wendet sich der Verein an die Gilden und Innungen sowie auch an die Handwerker- und Gewerbevereine und sucht unter dem Vorgeben, daß es ja dem Schutz der nationalen Arbeit gelte, nicht allein seine Spezialinteressen zu verschleiern, sondern auch dadurch eine bedeutende Stimme mit der Masse des Volkes zu gewinnen²⁹.

Die Analyse der Petitionsbewegung bestätigt, daß der Rückgriff auf existente „organisatorische Infrastrukturen“ wirtschaftlicher Interessengruppen die entscheidende Voraussetzung für den Erfolg der schutzzöllnerischen Mobilisierungskampagne war. Dementsprechend verfolgte der Leitende Ausschuß des ADV eine interessenpolitische Sammlungspolitik, die darauf zielte, vor allem die nationalen und regionalen Vertretungen der Landwirte, Handwerker und Arbeiter für die Schutzzollbewegung einzuspannen. Diese Politik erklärt auch die auf den ersten Blick vielfach wenig plausiblen Forderungen des Schutzzollverbandes, der in seinem Kern eine Industriellenorganisation war: So machte er Konzessionen an die industrialisierungsfeindlichen Ressentiments der Handwerker, wenn er vom Prinzip der Gewerbefreiheit abrückte, an die politischen und sozialen Emanzipationsbestrebungen der gewerblichen Arbeiter, wenn er deren Forderungen nach einem allgemeinen Wahlrecht unterstützte und eine überraschend arbeiterfreundliche Gewerbeordnung vorschlug, an die agrarprotektionistischen Tendenzen der Wein- und Tabakbauern, wenn er entgegen der „reinen Lehre“ Lists Agrarzölle propagierte³⁰. Insgesamt betrug der Anteil der schutzzöllnerischen Petitionen mit eindeutig gruppenorientierten Forderungen 52,9%. Im April 1849 wurde die Sammlungspolitik des ADV mit der Kooptation der führenden Verbandsvertreter von Handwerkern und Landwirten in seinen Weiteren Ausschuß gekrönt³¹.

²⁷ Verhandlungen ADV, S. 21.

²⁸ Steinbeis: Generalversammlung.

²⁹ Der Deutsche Volkswirt 30 (1849), S. 385.

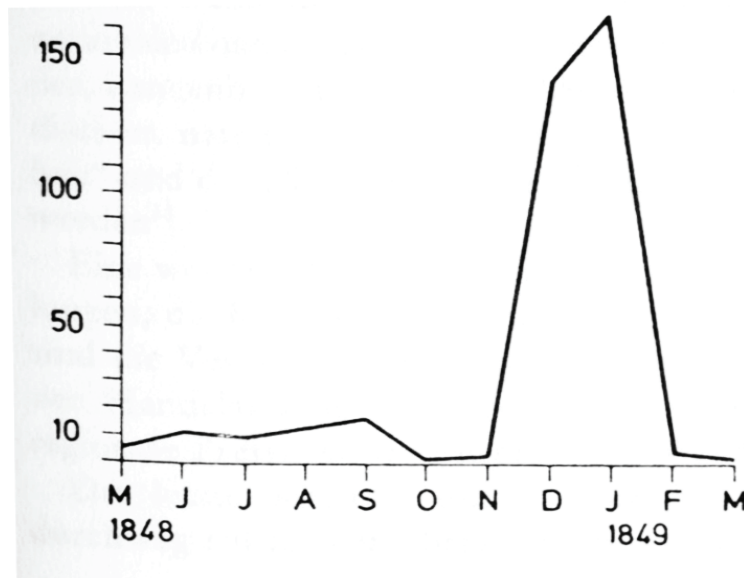
³⁰ Vgl. Best: Interessenpolitik, S. 148 ff.

³¹ Verhandlungen ADV, S. 25.

Demgegenüber waren die Versuche der Freihändler, Bündnispartner zu gewinnen, weit weniger erfolgreich, was vor allem in ihrer mangelnden Bereitschaft begründet war, gruppenspezifische, jedoch mit der Freihandelsdoktrin unvereinbare Forderungen zu tolerieren.

Die monatlichen Veränderungen der Unterschriftenhäufigkeit zugunsten protektionistischer Petitionen machen deutlich, wie sehr die Mobilisierungserfolge der Schutzzollbewegung von der Arbeit ihrer nationalen Verbandszentrale abhängig waren.

Abbildung 1: Monatliche Frequenz schutzzöllnerischer Unterschriften (in 10000)



Quelle: Best, Interessenpolitik, S. 143.

Die Größe des Anteils der Petitionsbewegung, der vom ADV initiiert und koordiniert wurde, läßt sich aus der Zahl der Unterschriften zugunsten solcher Petitionen, die über den zentralen Schutzzollverband und nicht direkt an die Nationalversammlung eingereicht wurden, ableiten: Während in den Monaten Dezember 1848 bis März 1849 insgesamt 313723 Unterschriften zugunsten schutzzöllnerischer Petitionen geleistet wurden, registrierte das Büro des Leitenden Ausschusses 243559 Unterschriften auf solchen Eingaben, die über den ADV an die Nationalversammlung vermittelt wurden³². Das heißt, daß ca. 78%

³² Ebd. S. 21.

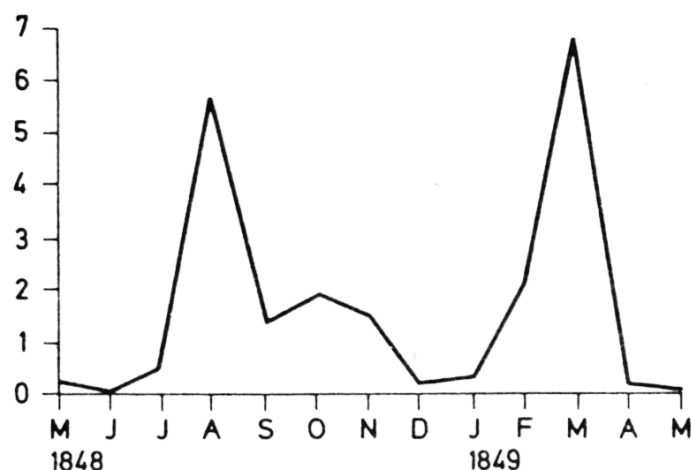
des schutzzöllnerischen Unterschriftenvolumens dieser Monate durch die Hände der Mitarbeiter des ADV gingen.

Auf der anderen Seite wurde auch die Freihandelsagitation zentral gesteuert. Allerdings wirkten hier mit dem im Juli 1848 gegründeten „Club zur Beförderung der Grundsätze der Handelsfreiheit“, der ab Oktober als „Deutscher Verein für Handelsfreiheit“ (DVH) firmierte, und dem im August 1848 gegründeten „Verein von Abgeordneten des Handelsstandes“ zwei unabhängige Organisationen nebeneinander. Zudem begann auch der im November 1848 gegründete Hamburger „Verein für Handelsfreiheit“ in seinem norddeutschen Einzugsgebiet eine selbständige Agitationskampagne zu entfachen³³.

Trotz der Bildung paralleler Organisationen orientierte sich die freihändlerische Propaganda ab Dezember 1848 allgemein am Tarifentwurf, den der „Verein von Abgeordneten des Handelsstandes“ Ende November vorgelegt hatte. Er wurde von den verschiedenen freihändlerischen Partnerorganisationen in 5000 Exemplaren verbreitet³⁴ und von 154 Petitionen (= 74% aller freihändlerischen Petitionen in dieser Phase) unterstützt.

Die monatlichen Schwankungen der Zahl der Unterschriften zugunsten freihändlerischer Petitionen lassen wie auf schutzzöllnerischer Seite die verschiedenen Phasen des Eingreifens zentraler Organisationen erkennen:

Abbildung 2: Monatliche Frequenz freihändlerischer Unterschriften (in 1000)



Quelle: Best, Interessenpolitik, S, 144

³³ Vgl. Pähl, Hans: Hamburg und das Problem einer deutschen Wirtschaftseinheit im Frankfurter Parlament 1848/49. Hamburg Phil. Diss. 1930, S. 63 ff.

³⁴ Ebd. S. 78.

Auch den Höhepunkten der freihändlerischen Petitionsbewegung gingen Perioden einer verstärkten Agitation und koordinierender Eingriffe überregionaler Organisationen voraus: Im August 1848 war es die Versammlung von „Abgeordneten des Handelsstandes“, die eine Nord- und Nordostdeutschland erfassende Petitionsbewegung organisierte; ab Januar 1849 wurde der Hamburger „Verein für Handelsfreiheit“ vor allem in Hannover, Schleswig-Holstein und Mecklenburg initiativ³⁵. In dieser Phase gab die Propaganda für den freihändlerischen Tarifentwurf zusätzliche Antriebe für die Mobilisierung von Unterzeichnern.

Es fällt auf, daß die Wellen der handelspolitischen Mobilisierungskampagnen ab Herbst 1848 gegenläufig verliefen: Dem schutzzöllnerischen Höhepunkt im Dezember und Januar entspricht ein Tief der Freihandelsbewegung, während sich im Februar und März, als die Schutzzollbewegung allmählich ausklang, die freihändlerische Agitation verstärkte. Tatsächlich war die zweite Welle der freihändlerischen Mobilisierungskampagne zumindest teilweise eine Reaktion auf die schutzzöllnerischen Erfolge der beiden Vormonate³⁶.

Die nächste Stufe des Eingreifens von Organisationen in den Mobilisierungsprozeß war die Formulierung und Verbreitung der Petitionsformulare. Die Sammelpetitionen wurden im allgemeinen auf regionaler Ebene im Rahmen der Einzelstaaten oder der Provinzen Preußens und Bayerns verfaßt und in Umlauf gebracht.

Eine Analyse der Beziehung zwischen den Variablen „Zugehörigkeit zu einer Sammelpetition“ und „Herkunftsregion“ läßt eine deutliche Konzentration der verschiedenen Sammelpetitionen auf einzelne Regionen erkennen³⁷: $\lambda = 0,79$.

Wie erwähnt konnten sich die nationalen Interessenorganisationen auf eine Fülle regionaler Untergliederungen und Anlaufstellen stützen, die in einem begrenzten Einzugsgebiet als Multiplikatoren dienten und die Forderungskataloge mit Blick auf die regionalen Verhältnisse zusammenstellten und begründeten. Häufig handelte es sich dabei um bestehende Organisationskerne wie die Vaterländischen-, Volks-, Handwerker- und Gewerbevereine regionaler Zentren. Sie wurden ergänzt durch ad hoc-Organisationen wie zum Beispiel das Würzburger „Comitee zum Schutze des vaterländischen Weinbaus“. Ab Januar 1849 begannen auch Ableger und Konkurrenten der nationalen handelspolitischen Interessenorganisationen wie die Chemnitzer, Hainewalder, Langenbie-

³⁵ Baasch, Ernst: Der Verein für Handelsfreiheit in Hamburg 1848-1868. In: Zs. d. Vereins für Hamburgische Geschichte 24 (1920), S. 32-60.

³⁶ Pahl: Hamburg, S. 108f.

³⁷ λ „reflektiert den Grad, in dem uns die Kenntnis der einen Variablen die andere Variable vorherzusagen hilft“. Bunnighaus, H.: Statistik für Soziologen 1. Deskriptive Statistik. Köln 1974, S. 125. Das bedeutet im vorliegenden Fall, daß sich die Vorhersage der Herkunftsregion einer Petition um 79% verbessern läßt, wenn man weiß, zu welcher Sammelpetition sie gehört.

lauer, Schmalkaldener und Limburger Vereine zum Schutz der vaterländischen, nationalen oder deutschen Arbeit, der Hamburger „Verein für Handelsfreiheit“ und der „Westpreußische Verein für Freihandel und Einkommensteuer“ aktiv zu werden³⁸.

Eine weitere Möglichkeit, die Petitionsbewegung zu koordinieren, waren Versammlungen, die keine kontinuierlich arbeitenden Ausschüsse hinterließen. Beispiele dafür sind die Versammlungen der württembergischen Weinbauern und der Abgeordneten der Handelsstände der mecklenburgischen Städte. Schließlich übernahm auch die regionale Presse Koordinationsfunktionen.

Der letzte Schritt – die Aktivierung der einzelnen Unterzeichner – wurde fast durchweg auf lokaler Ebene vollzogen. Nur in 1,5% aller Fälle wurden die Petitionen durch Vorstände oder Mitgliederversammlungen regionaler oder nationaler Organisationen unmittelbar unterzeichnet.

Die Petenten unterschrieben im allgemeinen im Rahmen eines exklusiven sozialen Kontextes. In 62,5% der Fälle, zu denen Informationen über die soziale Zugehörigkeit der Unterzeichner vorliegen, petitionierten die 10 erfaßten sozio-ökonomischen Interessengruppen jeweils isoliert. Weitere 27,5% der Fälle entfielen auf 20 Typen der Gruppenkooperation bei der Unterzeichnung von Petitionen (zum Beispiel: Industrielle gemeinsam mit Arbeitern und Angestellten).

Insgesamt verteilten sich also 90% der Petitionen auf 30 Typen der Gruppenrepräsentation, die 2,9% aller 1024 theoretisch denkbaren Kooperationsmöglichkeiten ausschöpften³⁹. Das heißt, daß die Angehörigen der verschiedenen Interessengruppen entweder isoliert oder selektiv mit einem exklusiven „set“ von sozialen Partnern unterschrieben. Die Unterzeichnung war insofern das Ergebnis kollektiver Entscheidungen auf lokaler Ebene und repräsentierte Gruppenintentionen.

Die Petitionen wurden im allgemeinen im Rahmen *informeller* Verkehrskreise unterschrieben. Nur in 29,2% aller Fälle waren formale Organisationen unmittelbar an der Unterzeichnung beteiligt. Die Organisationsgrade waren gruppenspezifisch unterschiedlich: Sie lagen für Landwirte, Weinbauern und Landarbeiter zwischen 10% und 11%, für Handwerker und Arbeiter bei 21,7% und 27,3%, für Kaufleute und Industrielle bei 30,2% und 34,5% des jeweiligen Petitionsvolumens dieser Gruppen. Auch die Typen von Trägerorganisationen, über die die Interessengruppen vorwiegend mobilisiert wurden, wichen bei den verschiedenen Interessengruppen voneinander ab: Industrielle, Arbeiter und Angestellte wurden – sofern sie überhaupt im Rahmen formaler Organisationen unterzeichneten – meistens auf Betriebsebene mobilisiert, Arbeiter und Industrielle häufig auch über freie wirtschaftliche Vereine (Arbeitervereine,

³⁸ Best: Interessenpolitik, S. 137ff.

³⁹ Die statistischen Analyseverfahren, die diesen Ergebnissen zugrunde liegen, werden vorgestellt in: Best: Analyse, S. 187ff.

Tab. 2: Die Verteilung der Interessengruppen auf die Organisationstypen

	Korporative wirtschaftl. Organisationen		Wirtschaftliche Vereine		Politische scheidungssträger		Politische Vereine		Unternehmen		Trägerorganisa- tionen insgesamt		Organisa- tionsgrad**	
	N	%*	N	%*	N	%*	N	%*	N	%*	N	%*	N	%*
Industrielle	7	5,3	35	26,7	7	5,3	2	1,5	80	61,1	131	30,2		
Kaufleute	103	63,2	31	19,0	15	9,2	6	3,7	5	3,1	163	34,5		
Landwirte	3	4,6	26	40,0	28	43,1	3	4,6	4	6,2	65	10,9		
Selbst. Gewer- betreibende	153	61,2	54	21,6	23	9,2	10	4,0	9	3,6	259	21,7		
Arbeiter	8	3,8	32	15,3	14	6,7	3	1,4	151	72,2	209	27,3		
Angestellte	1	2,8	4	11,1	2	5,6	1	2,8	28	77,8	36	41,9		
Beamte	2	7,7	7	26,9	12	46,2	4	15,4	1	3,8	26	26,8		
Akademische Berufe	2	22,2	2	22,2	4	44,4	1	11,1	0	0,0	9	20,9		
Landwirtschaft- liche Arbeiter	1	5,0	1	5,0	12	60,0	2	10,0	4	20,0	20	10,3		
Wein- und Tabakbauern	0	0,0	3	3,2	86	91,5	1	1,1	1	1,1	94	11,0		
N = 711														

Die Spaltenprozentwerte summieren sich auf über 100%, da häufig mehr als eine Interessengruppe in einer Petition repräsentiert war. Die Reihen- prozentwerte von Spalte 2, 4, 6, 8, 10 addieren sich auf 100%.

* Anteil, an denjenigen Petitionen der jeweiligen Interessengruppe, die durch Trägerorganisationen unterzeichnet worden sind.

** Organisationsgrad: Anteil derjenigen Petitionen, die durch Trägerorganisationen unterzeichnet wurden, am gesamten Petitionsvolumen der jeweiligen Interessengruppe. Zu den Besetzungszahlen der Interessengruppen vgl Best Interessengruppen, Tab. 26, S. 303. Quelle: Ebd., S. 146.

Gewerbevereine). Kaufleute und selbständige Gewerbetreibende nutzen vorwiegend ihre traditionellen korporativen Organisationen. Im landwirtschaftlichen Bereich dominierten schließlich die lokalen politischen Entscheidungsträger, das heißt die Gemeinderäte und -Vorsteher. Die Landwirte konnten zudem auf ein traditionsreiches und dichtes Netz landwirtschaftlicher Vereine zurückgreifen.

Die Ergebnisse zeigen, daß solche nichtagrarischen Interessengruppen, die wie Handwerker und Kaufleute vorwiegend vorindustriell wirtschafteten, tendenziell im Rahmen von traditionellen ständischen Vertretungskörperschaften petitionierten, während Gruppen, die wie Industrielle, Arbeiter und Angestellte nicht mehr so deutlich in die überkommene ständische Ordnung einbezogen waren, eigene Organisationsformen entwickelten oder auf der Ebene von Betrieben mobilisiert wurden. Schließlich wird erkennbar, daß in den Landgemeinden die handelspolitischen Interessen so homogen waren, daß relativ häufig Gemeinderäte und -Vorsteher zu ihrer Vertretung eingesetzt werden konnten.

Die Untersuchung der Strukturen kooperativen politischen Handelns in der Revolution von 1848/49 hat die Annahmen über die funktionalen Konsequenzen unentwickelter Kommunikationswege und hoher Kommunikationskosten bestätigt. Es ließ sich eine Tendenz beobachten, bei der Distribution von Texten eine möglichst große Zahl von Trägern einzuschalten und existente Netzwerke wirtschaftlicher und politischer Vereine, privater und geschäftlicher Verkehrskreise mitzunutzen. Diese Ressourcen kooperativen politischen Handelns wurden zugänglich durch die Bereitschaft der Initiatoren der handelspolitischen Massenbewegung, abweichende und widersprüchliche Forderungen potentieller Bündnispartner zu tolerieren. Zugleich bestätigte sich die Erwartung einer hierarchischen Ordnung der Kommunikationsstrukturen. Durch ein arbeitsteiliges Zusammenwirken nationaler, regionaler und lokaler Koordinationsinstanzen gelang es, Inhalte und Zeitpunkte der handelspolitischen Initiativen weitgehend abzustimmen. Die Bedeutung dieser funktionalen Voraussetzungen für kooperatives politisches Handeln erweist sich an den unterschiedlichen Mobilisierungserfolgen von Schutzzoll und Freihandelsbewegung. Der doktrinäre Charakter der Freihandelslehre zwang ihre interessenpolitischen Exponenten zu einer weitaus rigoroseren Haltung als deren schutzzöllnerische Gegner. Demgegenüber erlaubte es die Flexibilität des schutzzöllnerischen Instrumentariums, sofern man auf den Anspruch systematischer Planung im Sinne des „Industriellen Erziehungszolls“ verzichtete, gruppenspezifische Forderungen und bestehende zollpolitische Besitzstände zu respektieren. Die Folge war, daß die Freihandelsbewegung mit ihren Versuchen scheiterte, nationale Vertretungen der sozio-ökonomischen Interessengruppen für eine agitatorische Lastenteilung zu gewinnen. Beispielhaft hierfür ist das Einschwenken der nationalen Organisation der deutschen Landwirte und anschließend der Masse der deutschen landwirtschaftlichen Vereine auf eine schutzzöllnerische

Linie, obwohl die Freihändler in diesem Fall in einer relativ günstigen Ausgangslage gewesen waren und zunächst auf ein „natürliches“ Interesse der Landwirte an einem freien internationalen Handel mit gewerblichen Produkten hatten hoffen können. Die freihändlerische Weigerung jedoch, hohe Zölle für die Produkte der Sonderkulturen Wein-, Tabak- und Zuckerrübenanbau zu konzedieren, leitete die protektionistische Schwenkung des Kongresses deutscher landwirtschaftlicher Vereine ein. Die regionalen landwirtschaftlichen Vereine Süd- und Westdeutschlands wurden in der Folge zu den wichtigsten Multiplikatoren der schutzzöllnerischen Agitationskampagne, der Engere Ausschuß des Kongresses deutscher landwirtschaftlicher Vereine zur Sammelstelle der Petitionen von Wein- und Tabakbauern, die über ein Drittel der schutzzöllnerischen Eingaben stellten.

Die unterschiedliche Fähigkeit von Schutzzoll- und Freihandelsbewegung, Interessen zu aggregieren und die Ressourcen potentieller Bündnispartner für die Agitation zu nutzen ist *ein* Grund für die unterschiedlichen Mobilisierungserfolge beider Lager: 3400 schutzzöllnerischen Petitionen, die von 371000 Unterzeichnern getragen wurden, standen nur 347 freihändlerische mit 21000 Unterschriften gegenüber.

Die große Leistungsfähigkeit vor allem des schutzzöllnerischen Mobilisierungssystems wird dadurch illustriert, daß die Verteilung und Unterzeichnung einer Sammelpetition im allgemeinen höchstens einen Monat dauerte. Statistisch wird dies durch einen engen Zusammenhang zwischen den Variablen „Zugehörigkeit zu einer Sammelpetition“ und „Ausstellungsmonat“ belegt:

$$\lambda = 0,83.$$

Bei Kenntnis der Variablen „Zugehörigkeit zu einer Sammelpetition“ verbessert sich die Sicherheit, mit der wir den „Ausstellungsmonat“ vorhersagen können, um über 80%. Im Zeitraum von einem Monat wurden bis zu 84000 Unterschriften für einen Text gesammelt.

Diese Maschinerie der Öffentlichkeitsmobilisierung läßt sich durchaus mit den fast gleichzeitigen handelspolitischen Kampagnen in Frankreich und in Großbritannien vergleichen⁴⁰. Die durch polizeiliche Restriktionen, territoriale Zersplitterung und bürokratische Verweigerung verursachten Rückschläge beim Aufbau eines interessenpolitischen Entscheidungs- und Mobilisierungssystems wurden in Deutschland nach der Märzrevolution innerhalb weniger Monate aufgeholt. Das heißt, daß die Entstehung einer nationalen parlamentarischen Vertretung, die Durchsetzung der Vereinsfreiheit und die Ausbildung leistungsfähiger interessenpolitischer Organisationen auf nationaler Ebene zusammenhängende Prozesse waren. Deutschlands relative wirtschaftliche

⁴⁰ McCord, Norman: The Anti Com Law League 1838-1846. London 1968; Hilsheimer, Jürgen: Interessenverbände und Zollpolitik in den ersten Jahrzehnten der Dritten Republik. In: Francia 4 (1976), S. 597-624.

Rückständigkeit wurde dabei nicht zum Hindernis, sondern im Gegenteil zum Antrieb interessenpolitischer Mobilisierungsprozesse.

Im April 1849 stellte Ferdinand Steinbeis in seinem „Organisationsbericht“ vor der Mitgliederversammlung das ADV befriedigt fest,

daß dasjenige, was die neugeschaffenen freien Institutionen des verjüngten Vaterlandes im Augenblicke ihrer Entstehung der Industrie nützlich bieten konnten, das Recht der freien Assoziation, der Petition der freien Presse, ergriffen und nutzbar gemacht wurde, mit derjenigen Raschheit und Lebendigkeit, wie sie dem Gewerbsmanne zusteht, der seinen Vorteil schöpft in der Benutzung jeglicher Konjunktur, wo und wie weit es ihm dienen kann. So steht die freiere Verfassung Deutschlands für Sie nicht mehr bloß auf dem Papiere. Sie haben sie bereits ins Leben gerufen⁴¹.

⁴¹ Steinbeis: Generalversammlung.

Struktur und Wandel kollektiven politischen Handelns: Die handelspolitische Petitionsbewegung 1848/49

Heinrich Best^{*}

Abstract: Best siedelt die Petitionsbewegung als Ausdrucksform einer menschlichen Willenserklärung zwischen Protest und Partizipation an. Im Gegensatz zu früheren Jahren zeigte die Petitionsbewegung 1848/49 ein völlig gewandeltes Bild. Die Privatbeschwerden sanken erheblich. Stattdessen nahmen große politische Themen wie die Reform der Wirtschaftsverfassung, der Wandel des Sozialsystems und die Veränderung des politischen Entscheidungszentrums zu. In den beiden handelspolitischen Petitionsbewegungen lassen sich sowohl bei den schutzzöllnerischen als auch den freihändlerischen Anliegen ein ländliches und städtisches Interaktionsmuster unterscheiden. Insgesamt engagierten sich besonders Industrielle, Kaufleute, Landwirte und selbständige Gewerbetreibende.

Die handelspolitische Petitionsbewegung 1848/49: Politische Partizipation oder sozialer Protest?

Wenn ich im Rahmen dieses Bandes über die handelspolitische Petitionsbewegung der Jahre 1848/49 berichte, dann sollte dies nicht ohne eine besondere Begründung geschehen, denn die Petitionen waren eine Form kollektiven politischen Handelns, die sich nicht selbstverständlich unter dem Stichwort „sozialer Protest“ subsumieren läßt, selbst wenn man eine sehr extensive Fassung dieses Begriffs zugrundelegt. Richard Tilly versteht sozialen Protest „im weitesten Sinne als kollektives Handeln gegen bestehende Herrschaftsnormen“¹. Konfrontiert man diese Definition mit dem Selbstverständnis der Akteure der Petitionsbewegung in den Jahren 1848/49, würde mein Thema auf den ersten Blick aus dem Kontext der Protestforschung herausfallen. Die Vielzahl der eingehenden Petitionen wurde von ihren Adressaten in der Paulskirche keineswegs als kollektive „Normverletzung“, sondern im Gegenteil als Beweis für die breite Akzeptanz einer Führungsfunktion der Nationalversammlung bei der

^{*} Reprint of: Heinrich Best (1984): Struktur und Wandel kollektiven politischen Handelns: Die handelspolitische Petitionsbewegung 1848/49, in: Heinrich Volkmann und Jürgen Bergmann (Hrsg.), Sozialer Protest. Studien zur traditioneller Resistenz und kollektiver Gewalt in Deutschland vom Vormärz bis zur Reichsgründung, Westdeutscher Verlag: Opladen 1984, S. 169-197.

¹ R. H. Tilly, Zum Thema, in: GuG, 3 (1977), S. 151.

Aufgabe einer politisch-sozialen Neuordnung Deutschlands gewertet. Dies belegen neben vielen entsprechenden Aussagen von Abgeordneten die regelmäßige Registrierung der eingehenden Petitionen im Stenographischen Bericht und ihre zum Teil sehr sorgfältige Auswertung durch die Ausschüsse². Eine Legitimierungsfunktion läßt sich selbst für solche Eingaben unterstellen, die sich gegen einzelne Beschlüsse der Nationalversammlung wandten oder ihre Entscheidungsscheu kritisierten. Zutreffend hatte Carl Welcker im Vorfeld der Märzrevolution das Petitionsrecht als eine Möglichkeit erkannt, „um eine beständige lebendige Wechselwirkung zwischen der regierten Nation und ihren Vertretern oder Wortführern zu erhalten und ... dadurch das Vertrauen und die Tatkraft des Volkes für sie zu gewinnen“. Bei einer solchen Betrachtungsweise ist die Petitionsbewegung der Jahre 1848/49 sicherlich nicht als Spielart sozialen Protests, sondern – in der Terminologie von Bergmann und Megerle – als Form „positiver Partizipation“ aufzufassen³.

Diese Bewertung würde jedoch angesichts der komplexen politischen Wirklichkeit der Jahre 1848/49 zu kurz greifen; sie ignoriert, daß es mit den nach erster Irritation bald wieder stabilisierten traditionellen Machträgern eine Gruppe weiterer Akteure gab, die als „sekundäre Adressaten“ der Petitionsbewegung in die Überlegungen miteinbezogen werden müssen. Meine These ist, daß die Akzeptanz der Nationalversammlung als Appellationsinstanz für ein breites Spektrum von Reformwünschen zugleich Opposition gegen die politischen Institutionen und Exponenten des vormärzlichen Deutschland bedeutete. Diese Opposition wurde in den Petitionen häufig in scharfer Form explizit geäußert – so in den handelspolitischen Eingaben als Kritik an der Autonomie bürokratischer Entscheidungsprozesse im exklusiven Zirkel der Zollvereinskongresse oder gegen eine zu einseitig an staatlichen Finanzinteressen orientierte Handelspolitik⁴. Die krasseste Verletzung der Standards bürokratisch exekutierter Herrschaft lag aber weniger in solchen Inhalten, sondern in der

² Vgl. D. Langewiesche, Die Anfänge der deutschen Parteien. Partei, Fraktion und Verein in der Revolution von 1848/49, in: GuG, 4 (1978), S. 335f. – Zur Verknüpfung von handelspolitischer Petitionsbewegung und parlamentarischem Entscheidungsprozeß in der Nationalversammlung vgl. H. Best, Die regionale Differenzierung interessenpolitischer Orientierungen im frühindustriellen Deutschland – Ihre Ursachen und ihre Auswirkungen auf politische Entscheidungsprozesse, in: R. Fremdling/R. H. Tilly (Hrsg.), Industrialisierung und Raum. Studien zur regionalen Differenzierung im Deutschland des 19. Jahrhunderts, Stuttgart 1979, S. 268ff.

³ C. Th. Welcker, Artikel „Petitionsrecht“, in: Das Staatslexikon. Encyclopädie der sämtlichen Staatswissenschaften für alle Stände, hrsg. von C. v. Rotteck/C. Th. Welcker, 10 Bde., Altona 1848³, Bd. 10, S. 271; J. Bergmann/ K. Megerle, Gesellschaftliche Mobilisierung und negative Partizipation. Zur Analyse der politischen Orientierungen und Aktivitäten von Arbeitern, Bauern und gewerblichem Mittelstand in der Weimarer Republik, in: P. Steinbach (Hrsg.), Probleme politischer Partizipation im Mobilisierungsprozeß, Stuttgart 1982, S. 376 ff.

⁴ Vgl. H. Best, Interessenpolitik und nationale Integration. Handelspolitische Konflikte im frühindustriellen Deutschland, Göttingen 1980, S. 158f.

Petitionsbewegung selbst, in der Tatsache, daß insgesamt zwischen 2,5 und 3 Millionen Unterzeichner in ca. 25 000 bis 30000 Petitionen an den traditionellen Machträgern vorbei an ein Parlament appellierten, das mit den etablierten Gewalten um die Kompetenz zur politisch-sozialen Neuordnung Deutschlands konkurrierte⁵.

Die Ablehnung dieser Form plebiszitärer Interessenartikulation durch die Regierungen des vormärzlichen Deutschland wird nachdrücklich in einem Beschluß des Deutschen Bundes aus dem Jahr 1831 dokumentiert, der als Reaktion auf eine erste breite Petitionsbewegung im Jahr 1830 gefällt wurde:

Da der Bundesversammlung gemeinschaftliche Vorstellungen oder Adressen über öffentliche Angelegenheiten des Deutschen Bundes eingereicht worden sind, eine Befugnis hierzu aber in der Bundesverfassung nicht begründet ist, das Sammeln der Unterschriften zu dergleichen Adressen vielmehr nur als ein die Autorität der Bundesregierungen und die öffentliche Ordnung und ruhegefährdender Versuch auf die gemeinsamen Angelegenheiten und Verhältnisse Deutschlands einen ungesetzlichen, mit der Stellung der Untertanen zu ihren Regierungen und dieser letzteren zum Bunde unvereinbaren Einfluß zu üben, anzusehen ist; so erklärt die Bundesversammlung, daß alle dergleichen Adressen als unstatthaft zurückzuweisen sind.⁶

Dieser Beschluß drückte das wache und nach den Ereignissen des Jahres 1830 zusätzlich geschärfte Mißtrauen der Vertreter staatlicher Gewalt gegenüber einer autonomen und kollektiven Artikulation politischer Anliegen durch die Bevölkerung aus. Er war aber nicht gleichbedeutend mit einer generellen Einschränkung des Petitionsrechts. Zwar ist Welckers Einschätzung zu optimistisch, daß es sich hier lediglich um eine „Zurückweisung gemeinschaftlicher oder sogenannter Kollektivpetitionen“ gehandelt habe⁷ – der Bundesbeschluß ließ sich ohne allzu große Auslegungsprobleme auch als Ausgrenzung solcher Petitionsinhalte interpretieren, die sich auf „öffentliche Angelegenheiten des Deutschen Bundes“ bezogen –, doch blieb das Petitionsrecht im Hinblick auf die Belange der Einzelstaaten von dieser Entscheidung unberührt. In diesem Bereich waren die formalen Restriktionen im vormärzlichen Deutschland überraschend gering. So konnte die großherzoglich-hessische Verfassung, die festlegte, daß „ein Petitionsrecht der Einzelnen und Korporationen in Hinsicht allgemeiner politischer Interessen, welche zu wahren bloß den Ständen gebührt, ... nicht stattfindet] und eine Vereinigung Einzelner oder ganzer Korporationen für einen solchen Zweck ... gesetzwidrig und strafbar [ist]“, von Welcker als Ausnahme einer ansonsten relativ günstigen Rechtslage kritisiert werden⁸. Selbst für die Zeit des Vormärz gilt damit, daß das Kriterium der

⁵ Vgl. ebd., S. 126f., 361, Anm. 22.

⁶ J. L. Klüber, Fortsetzung der Quellensammlung zu dem öffentlichen Recht des deutschen Bundes, Erlangen 1833, S. 33.

⁷ Welcker, Petitionsrecht (Anm. 3), S. 568.

⁸ Ebd., S. 569.

Verletzung formaler Rechtsbestimmungen, das als ein engeres Definitionsmerkmal sozialen Protests vorgeschlagen wurde⁹, auf die Petitionen nicht generell angewendet werden kann. Sie lagen in einer Grauzone zwischen erlaubt und unerlaubt, die in Abhängigkeit von der Rechtspraxis der Einzelstaaten und der Restriktionspolitik des Deutschen Bundes regional und zeitlich variierte. Allerdings überwog bei der „Ordnungspartei“ eine „politische Bedenklichkeit gegen das allgemeine und vor allem auch gegen das kollektive Petitionsrecht, welche ... in der angeblich zu großen Anregung der Bürger für die Politik oder das Gemeinwohl, in einer Verstärkung des Elements der Volksfreiheit“ bestehe¹⁰.

Die engste Definition von sozialem Protest als „kollektive Aktion, bei der Gewalt angewendet wird“¹¹, weist von allen Varianten einer Begriffsbestimmung sicherlich die kleinste Schnittmenge mit den politischen Aktionsformen auf, die sich als „Petition“ klassifizieren lassen. Ein Grund hierfür ist zunächst der, daß Petitionen in der Regel ein gewisses Maß an Akzeptanz des Adressaten durch den oder die Petenten voraussetzen, d.h., man kann unterstellen, daß Bürger ihre Beschwerden tendenziell an solche Instanzen richten, deren Legitimität und Kompetenz von ihnen anerkannt wird¹². Weiterhin ist es für Petitionen charakteristisch, daß die Unterzeichner individuell identifizierbar sind, was naturgemäß die Sanktionschancen der „Ordnungspartei“ erhöht. Schließlich impliziert diese Form kollektiven politischen Handelns auch nicht, daß sich die Petenten physisch versammeln. Bei den untersuchten Petitionen zur Nationalversammlung war vielmehr die Unterzeichnung „an der Haustür“ die übliche Form des Beitritts. Allerdings läßt sich auch nicht a priori ausschließen, daß es im Zusammenhang mit Petitionen zu Gewalthandlungen kam. Eine Reihe von Beispielen belegt, daß dies gelegentlich bei der Übergabe geschah – so wenn die Petenten in die Bannmeilen oder gar in die Sitze gesetzgebender Versammlungen eindrangen. Bei diesen Ereignissen fragt sich allerdings, ob hier noch die Petition die dominante Aktionsform war oder ob sich solche Fälle nicht zutreffender unter der Kategorie „Aufruhr“ klassifizieren lassen¹³.

Ich möchte an dieser Stelle noch einmal die in der Überschrift des Kapitels formulierte Ausgangsfrage aufgreifen: Waren Petitionen eine alternative Form

⁹ Vgl. H. Volkmann, Kategorien des sozialen Protests im Vormärz, in: GuG, 3 (1977), S. 166f.

¹⁰ Welcker, Petitionsrecht (Anm. 3), S. 570.

¹¹ R. Tilly, Zum Thema (Anm. 1), S. 151.

¹² Von dieser Regel kann es allerdings Ausnahmen geben, die über das Konzept des „sekundären Adressaten“ zu erklären sind. Hierunter fallen Eingaben an Instanzen, die von den Petenten weder als legitim noch als kompetent eingeschätzt werden, aber durch den „sekundären Adressaten“ unter Druck gesetzt werden sollen. Beispiele für ein solches Vorgehen liefern die osteuropäischen Bürgerrechtsbewegungen, deren Eingaben an die heimischen Behörden zugleich einen Appell an die westliche Öffentlichkeit intendieren.

¹³ Vgl. A. Soboul, Die große Französische Revolution, 2 Bde., Frankfurt a. M. 1973, Bd. 2, S. 408, 412f.

sozialen Protests oder eine Spielart politischer Partizipation, die von Nie und Verba definiert wird als „those *legal* activities by private Citizens which are more or less directly aimed at influencing the selection of government personnel and/or the actions they take“¹⁴? Die vorstehenden Überlegungen sollten deutlich gemacht haben, daß diese Frage nur in Abhängigkeit von den formalen rechtlichen Rahmenbedingungen, der Verfügbarkeit leistungsfähiger Institutionen der Interessenartikulation und -vermittlung und dem dominanten Wertesystem einer Gesellschaft beantwortet werden kann. Das heißt, eine Form politischen Handelns, die in einem Land oder zu einem Zeitpunkt als politische Partizipation gilt, kann in einem anderen Land oder zu einem anderen Zeitpunkt als Konspiration oder Aufruhr verfolgt werden.

Petitionen lagen, wenn wir auf die Definitionsmerkmale „Normverletzung“ und „Illegalität“ abstellen, in der Zwischenzone von Protest und Partizipation, wobei die Nähe zum reinen Typus politischer Partizipation in der Regel größer war als zu dem des sozialen Protests. Ich meine, daß diese Zwischenposition bedeutsame analytische Perspektiven auch für eine empirische Protestforschung eröffnen kann. Denn es darf erwartet werden, daß gerade im Fall der Petitionen Veränderungen des kollektiven Wertesystems, der rechtlichen und politischen Rahmenbedingungen signifikante Auswirkungen auf Organisationsformen, Rekrutierungsmuster, Forderungskataloge und Mobilisierungseffekte hatten. Hinzu kommt, daß Petitionen eine Form kollektiven politischen Handelns mit einem niedrigen Schwellenwert waren, die von den Unterzeichnern einen geringen Koordinationsaufwand und im allgemeinen wenig Risikobereitschaft erforderte. Sie unterschieden sich im letzteren Punkt von gewaltsamen Protestaktionen, deren Teilnehmerkreis wegen der notwendigen Bereitschaft zur Gesetzesübertretung im Hinblick auf Schicht- und/oder Milieuzugehörigkeit schärfer selektiert war¹⁵. Petitionen sind deshalb die geeignetere Datenquelle, wenn es darum geht, Interessenkonstellationen und kollektives politisches Handeln eines breiteren Spektrums gesellschaftlicher Großgruppen zu untersuchen.

An diesem Punkt möchte ich explizit vorschlagen, was implizit der bisherigen Argumentation zugrunde lag: eine Klassifikation kollektiven politischen Handelns nach unterschiedlichen „Schwellenwerten“. Unter Schwellenwert verstehe ich die Kosten¹⁶ für kollektives politisches Handeln, die sich darstellen lassen als Funktion der Kostenfaktoren Risiko, Kommunikationskosten, Informationskosten und Zeitbedarf¹⁶. Die Elemente dieser Kostenfunktion bedürfen einer näheren Erläuterung:

¹⁴ N. H. Nie/S. Verba, Political Participation, in: F. I. Greenstem/N. W. Polsby (Hrsg.), Handbook of Political Science, Bd. 4, Reading, Mass. 1975, S. 1 (Hervorhebung vom Verf.).

¹⁵ Vgl. Ch. Tilly, From Mobilization to Revolution, Reading, Mass. 1978, S. 182f.

¹⁶ Verwandte Konzepte finden sich u.a. in M. Olson, Die Logik kollektiven Handelns – Kollektivgüter und die Theorie der Gruppen, Tübingen 1968, S. 161f. und Ch. Tilly, Mobi-

(1) Risiko wird definiert als die von den Beteiligten wahrgenommene Wahrscheinlichkeit physischer und psychischer Sanktionen für die Teilnahme an kollektiven politischen Aktionen. Dieser Faktor wird zunächst beeinflusst durch die formale Rechtsordnung und die Verfolgungspraxis seitens der Justiz und Verwaltung: Ist eine Form kollektiven politischen Handelns verboten und wird sie verfolgt (bzw. *kann* sie unter den gegebenen politischen Bedingungen und bei Sichtbarkeit für die Behörden verfolgt werden), so steigt das Risiko und ceteris paribus der Schwellenwert. Eine weitere Bestimmungsgröße des Faktors Risiko ist das dominante Wertesystem einer Gesellschaft: Verletzt eine Form kollektiven politischen Handelns die dominanten Werte einer Gesellschaft (dies können auch solche Werte sein, die von Eliten erfolgreich für verbindlich erklärt wurden), so steigt die Wahrscheinlichkeit physischer oder psychischer Sanktionen durch Private. Solche Sanktionen können sein: Entlassung, Boykott, Diffamierung usw. Zu bedenken ist, daß auch Nicht-Partizipation sanktioniert werden kann. Für autoritäre Regime und Gesellschaften mit rigider sozialer Kontrolle lassen sich hierfür unschwer Beispiele finden, wie z.B. Bestrafung bei der Verweigerung des Eintritts in politische Organisationen, Nichtteilnahme an Versammlungen und offiziell verordneten Unterschriftensammlungen. Für die handelspolitischen Petitionen ist der Beitritt von Textil- und Eisenarbeitern zu den durch ihre „Fabrikherren“ in Umlauf gesetzten Schutzzolleingaben ein Beispiel für eine vermutlich forcierte politische Partizipation¹⁷. Solche Fälle einer Sanktionierung von Nicht-Partizipation können durch die Umkehrung des Vorzeichens für den Kostenfaktor Risiko in dem hier vorgeschlagenen Modell berücksichtigt werden.

(2) Die *Kommunikationskosten* werden definiert durch die Aufwendungen der an kollektivem politischem Handeln beteiligten Personen für die Koordination ihrer Aktionen. Sie variieren einmal in Abhängigkeit von der gewählten Form kollektiven Politischen Handelns. Kommunikationskosten sind annähernd gleich Null bei Handeln innerhalb eines administrativ vorgegebenen Kontextes – wie z.B. bei der Beteiligung an einer geheimen Wahl –, sie sind hoch im Fall der Mitarbeit bei einer politischen Organisation, insbesondere wenn diese ein überlokales Einzugsgebiet hat.

Zum anderen sind die Kommunikationskosten abhängig von der Bevölkerungsdichte, der Entwicklung des Verkehrssystems und der individuellen Verfügbarkeit von Kommunikationsmitteln, wie Post, Telefon und Telegraph¹⁸.

lization (Anm. 15), S. 184ff. – hier unter dem Stichwort „resources expended“. Eine Aufschlüsselung nach Kostenfaktoren wird aber nicht vorgenommen.

¹⁷ Vgl. aber S. 195 dieses Beitrages.

¹⁸ Vgl. hierzu H. Best, Organisationsbedingungen und Kommunikationsstrukturen politischer Partizipation im frühindustriellen Deutschland, in: Steinbach (Hrsg.), Partizipation (Anm. 3), S. 116f.

(3) Hiervon sind die *Informationskosten* abzugrenzen, unter denen die Aufwendungen verstanden werden sollen, die für eine Person erforderlich sind, um ihre Entscheidung über die Teilnahme oder die Nichtteilnahme an einer Form kollektiven politischen Handelns zu treffen. Die Informationskosten hängen zum einen von der Komplexität und der Abstraktheit der gestellten Forderungen ab. In solchen Fällen, in denen sich Forderungen aus der Alltagserfahrung der Teilnehmer ableiten lassen und sich auf Einzelaspekte ihres sozialen und politischen Umfeldes beziehen, werden die Informationskosten gering sein. Ein Beispiel hierfür ist die „Hungerrevolte“. Betreffen die Forderungen Sachverhalte, die nur indirekte Bezüge zum Alltag der involvierten Personen haben, bestehen sie gar aus einem komplexen Geflecht von Einzelforderungen, die aus theoretischen Prämissen abgeleitet sind, werden die Informationskosten hoch sein. Ein Beispiel hierfür sind die Forderungen nach Differentialzöllen und nach reziproken Handelsverträgen in der handelspolitischen Petitionsbewegung der Jahre 1848/49.

Zum anderen hängen die Informationskosten vom durchschnittlichen Ausbildungsgrad der Bevölkerung ab sowie von der Verbreitung und Zugänglichkeit allgemeiner Informationsmedien.

Die Abgrenzung von Informations- und Kommunikationskosten läßt sich an einem hypothetischen Beispiel verdeutlichen: In einem Land mit geringer Bevölkerungsdichte und schwach entwickeltem Verkehrssystem, in dem auf der anderen Seite Informationsmedien wie Rundfunk, Fernsehen und Zeitungen allgemein verfügbar sind, werden die Kommunikationskosten hoch, die Informationskosten dagegen niedrig sein.

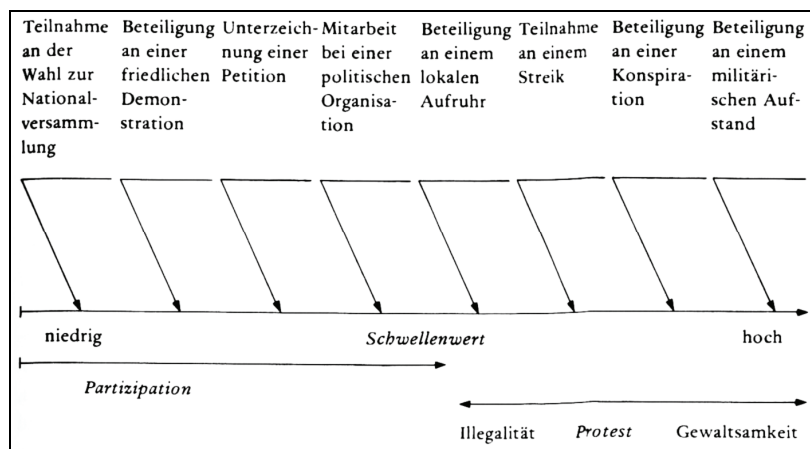
(4) Der *Zeitbedarf* ist das am wenigsten erläuterungsbedürftige Element der hier vorgeschlagenen Kostenfunktion. Solche Formen kollektiven politischen Handelns, die eine Mitwirkung der Beteiligten über einen längeren Zeitraum erfordern, wie z.B. Mitarbeit bei einer politischen Organisation, haben ceteris paribus einen höheren Schwellenwert als Aktionsformen, die typischerweise von kurzer Dauer sind, wie z.B. die Beteiligung an einer Demonstration.

Die Frage, mit welchen Gewichten die Kostenfaktoren in die Funktion eingehen, kann hier nicht näher erörtert werden, wenn die Überlegungen nicht zu spekulativ werden sollen. Doch ist zu erwarten, daß beispielsweise dem Faktor Risiko ein höheres Gewicht zuzuordnen ist als den Informationskosten.

In Abb. 1 wird versucht, empirisch nachweisbare Formen kollektiven politischen Handelns während der deutschen Revolution von 1848/49 auf der „latenten Variablen“ (Lazarsfeld) Schwellenwert zu lokalisieren. Dabei werden die Zuordnungen zunächst nur nach Plausibilitätserwägungen vorgenommen. Die auf diese Weise gebildete Skala hat zudem nur ordinales Meßniveau, d.h., es wird lediglich eine ungefähre Rangordnung verschiedener Formen kollektiven politischen Handelns im Hinblick auf die Dimension „Schwellenwert“ vorgeschlagen, ohne daß Aussagen über die Abstände zwischen den Ausprägungen möglich wären oder sogar suggeriert werden soll, daß die Abstände zwischen

benachbarten Aktionsformen konstant seien. Die vorgeschlagene Klassifikation kann angesichts der bislang unzureichenden Datenlage für die Jahre 1848/49 nur ansatzweise empirisch überprüft werden. Es bestehen einige Zweifel, ob dies jemals mit der wünschbaren Genauigkeit für das gesamte Spektrum unterschiedlicher Formen kollektiven politischen Handelns geleistet werden kann. Die Klassifikation beansprucht damit lediglich eine heuristische Funktion: Sie soll verdeutlichen, warum ich es für sinnvoll halte, die verschiedenen Formen von Protest und Partizipation als Spielarten einer übergreifenden Kategorie „kollektives politisches Handeln“ zu deuten und auf Grundlage der „Kosten“ für die Beteiligung abzugrenzen.

Abb. 1: Lokalisierung von Formen kollektiven politischen Handelns auf der Dimension Schwellenwert (situativer Kontext: deutsche Revolution von 1848/49)



Trotz dieser Einschränkungen soll hier eine grobe Validierung versucht werden. Als Hilfsindikator zur Messung des „Schwellenwertes“ dienen die verfügbaren Schätzwerte für die Beteiligung an den Wahlen zur Frankfurter Nationalversammlung, an der Petitionsbewegung und an (gewaltsamen) Protestaktionen in den Jahren 1848/49¹⁹. Um die verschiedenen Angaben ver-

¹⁹ Zur Wahlbeteiligung an der Frankfurter Nationalversammlung vgl. zuletzt M. Botzenhardt, Deutscher Parlamentarismus in der Revolutionszeit 1848-1850, Düsseldorf 1977, S. 141ff.; zur Petitionsbewegung 1848/49 Best, Interessenpolitik (Anm. 4), S. 127; zur Protestbewegung 1848/49 R. H. Tilly/G. Hohorst, Sozialer Protest in Deutschland im 19. Jahrhundert, in: K. Jarausch (Hrsg.), Quantifizierung in der Geschichtswissenschaft, Düsseldorf 1976, S. 269, Tab. 2. Da bei Protest und Petitionen auch die Beteiligung von Nicht-Wahlberechtigten berücksichtigt werden muß, wurden beide „Mobilisierungsgrade“ um ca. 20% „ab-

gleichbar zu machen, wurden „Mobilisierungsgrade“ gemessen, d.h. die Zahl der Beteiligten wurde in Relation zur formell wahlberechtigten Bevölkerung gesetzt. Es muß nachdrücklich darauf hingewiesen werden, daß es sich bei diesen Daten nur um grobe Schätzwerte handelt, die lediglich Größenordnungen wiedergeben können.

Tabelle 1: Mobilisierungsgrade verschiedener Formen kollektiven politischen Handelns während der deutschen Revolution von 1848/49

Beteiligung an der Wahl zur Frankfurter Nationalversammlung	ca. 40 % - 50 %
Beteiligung an der Petitionsbewegung zu Frankfurter Nationalversammlung	ca. 20 % - 25 %
Beteiligung an gewaltsamen Protestaktionen	ca. 6 % - 8 %

Der Befund bestätigt die Erwartung, daß die Petitionsbewegung zwischen Partizipationsformen mit sehr niedrigem Schwellenwert – wie der Wahl – und sozialem Protest zu lokalisieren ist. Wenn wir Wahl und Protest als Grenzkategorien festlegen, markiert sie etwa den Mittelwert der vorgeschlagenen Skala: Der Mobilisierungsgrad der Petitionsbewegung weicht von den entsprechenden Werten für die beiden alternativen Formen kollektiven politischen Handelns jeweils ungefähr um den Faktor 2 ab.

Die in Abb. 1 vorgeschlagene Klassifikation kann nur für den Kontext der deutschen Revolution von 1848/49 Gültigkeit beanspruchen. Schwellenwerte für unterschiedliche Formen kollektiven politischen Handelns variieren – wie bereits angedeutet – nach Raum und Zeit. Die Verbesserung der Kommunikationsbedingungen und die zunehmende Verfügbarkeit von Informationsmedien können langfristige Veränderungen bewirken. Wandlungen des Rechtssystems und der politischen Rahmenbedingungen verursachen kurzfristige Schwankungen des Schwellenwertes. Mit Auswirkungen des zuletzt genannten Typs werde ich mich im folgenden befassen.

Zum Strukturwandel kollektiven politischen Handelns: Von individueller Beschwerde zu kollektiver Interessenartikulation

Die plötzliche und kurzfristige Transformation des politischen Systems während der Jahre 1848/49 eröffnet die Möglichkeit zu untersuchen, wie sich der

gewertet“. Von den übrigen Fehlermöglichkeiten (Mehrfachpetenten und -protestler!) wird unterstellt, daß sie im Schwankungsbereich der Schätzwerte liegen.

Wandel der politischen Rahmenbedingungen auf Formen, Inhalte und Mobilisierungseffekte kollektiven politischen Handelns ausgewirkt hat. Für einen historischen Augenblick fielen die vormärzlichen Beschränkungen der Presse-, Vereins-, Versammlungs- und Petitionsfreiheit, und zum ersten Mal in der deutschen Geschichte etablierte sich eine parlamentarische Appellationsinstanz auf nationaler Ebene. Thema des folgenden Abschnitts wird es sein, die Effekte dieses Wandels auf die Petitionen zu untersuchen, einem traditionellen Weg des Appells an politische Entscheidungsträger, der auch unter dem Obrigkeitsstaat, von dem keine oder nur unzureichende Partizipationsmöglichkeiten angeboten worden waren, genutzt und verteidigt wurde.

Diese Untersuchungsperspektive soll verfolgt werden, obwohl die Datenlage einige Probleme aufwirft: Während mit den handelspolitischen Petitionen eine große und thematisch bedeutsame Teilmenge der Petitionsbewegung in den Jahren 1848/49 als flächendeckender, systematisch erhobener und die relevanten Merkmalsdimensionen erfassender Datensatz sozialwissenschaftlichen Analyseverfahren zugänglich ist, können wir unsere Aussagen über die Petitionen im vormärzlichen Deutschland bislang nur auf Einzelzeugnisse, die Urteile zeitgenössischer Autoritäten und eine Untersuchung der geltenden Rechtsnormen stützen. Diese Situation ist für die historische Sozialforschung nicht ungewöhnlich, sie bleibt aber unbefriedigend, und die folgende Argumentation steht unter dem Vorbehalt einer inkonsistenten Datenbasis.

Der von Karl Welcker für das Staatslexikon verfaßte Artikel zum Stichwort „Petition“, die immer noch umfassendste Darstellung ihrer Praxis und rechtlichen Voraussetzungen im Vormärz, unterscheidet drei Typen von Petitionen:

- 1) Petitionen der Landstände an den Regenten,
- 2) Privatbeschwerden von Korporationen und Einzelnen und
- 3) Petitionen über allgemeine Angelegenheiten²⁰.

Der erstgenannte Typ war als eine – allerdings nicht vollwertige – funktionale Alternative für das Initiativrecht ein wichtiges Instrument der Stände-kammern des vormärzlichen Deutschland bei ihren Machtkämpfen mit den Regierungen²¹. Für unser Thema kann diese Variante der Petition – bei aller verfassungsrechtlichen Bedeutung – allerdings ausgeklammert werden: Hier interessieren die durch kollektives politisches Handeln vermittelten Konflikte zwischen Systemebenen, aber nicht die Austragungsformen der Auseinandersetzungen im Bereich der zentralen politischen Entscheidungsträger. Nur soviel soll im Hinblick auf die handelspolitische Petitionsbewegung der Jahre 1848/49 ergänzt werden: Bei einem Anteil von weniger als 0,1 % von insgesamt 3776 handelspolitischen Petitionen hatten die an die Nationalversammlung gerichteten Eingaben der Zweiten Kammern von Nassau, Württemberg

²⁰ Welcker, Petitionsrecht (Anm. 3), S. 557ff.

²¹ Vgl. Botzenhart, Parlamentarismus (Anm. 19), S. 24, 46.

und Mecklenburg quantitativ nur eine sehr geringe Bedeutung²². Obwohl ihr Propagandawert höher einzuschätzen ist und von der Agitation der freihändlerischen und schutzzöllnerischen Interessengruppen entsprechend verwertet wurde, blieben diese ständischen Eingaben Episoden in einer Massenbewegung, die auf eine *plebiszitäre* Legitimation interessenpolitischer Forderungen zielte.

Der zweite von Welcker abgegrenzte Typ der Petition war die von „Einzelnen oder Korporationen“ vorgetragene „Privatbeschwerde“. Hier handelt es sich um Eingaben gegen Rechtsverletzungen oder Rechtsverweigerungen durch die „regelmäßigen Justiz- und Verwaltungsstellen“ der Einzelstaaten. Mit einiger Vorsicht läßt sich diese Variante als funktionale Alternative für ein unzureichend ausgebildetes und den Einflußversuchen der Administration relativ ungeschützt ausgesetztes Rechtssystem deuten. So gab es in Deutschland weder eine unabhängige Verwaltungsgerichtsbarkeit noch ein Bundesverfassungsgericht, das es dem einzelnen Bürger ermöglicht hätte, Rechtsverletzungen seitens der Justiz und Verwaltung der Einzelstaaten durch eine Oberinstanz korrigieren zu lassen – das Bundesschiedsverfahren zur Regelung von Verfassungsstreitigkeiten zwischen Landständen und Landesherren betraf nur Konflikte auf einer hohen institutionellen Ebene, und die besonderen Appellationsmöglichkeiten der mediatisierten Standesherren waren das Privileg einer kleinen Gruppe, das im übrigen nur für ein begrenztes Spektrum von Rechtsverletzungen galt²³. Vor diesem Hintergrund ist es nicht überraschend, daß nach allen Angaben die „Privatbeschwerde“ im vormärzlichen Deutschland die dominante Petitionsform war. Dieser Schluß läßt sich auch aus einer stichprobenhaften Durchsicht des Registers der an den Deutschen Bund gerichteten Eingaben ziehen: Ca. 72 % dieser sogenannten Reklamationen bezogen sich auf Rechtsverletzungen und Rechtsverweigerungen, von denen einzelne Bürger und Korporationen betroffen waren – ein Anteil, der nach dem Jahr 1831 stieg, als infolge des bereits zitierten Bundesbeschlusses Eingaben über „öffentliche Angelegenheiten des Deutschen Bundes“ zurückgewiesen wurden²⁴.

Exemplarisch für den Petitionstypus der Privatbeschwerde ist die in der zeitgenössischen Publizistik und unter Verfassungshistorikern berühmte Reklamation der westfälischen Domänenkäufer gegen die Einziehung ihres vom Königreich Westfalen aus Staatsdomänenland erworbenen Besitzes durch die Nachfolgestaaten Kurhessen, Hannover und Braunschweig. Charakteristisch

²² Vgl. Best, Interessenpolitik. (Anm. 4), S. 197f.

²³ Vgl. E. R. Huber, Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789, 5 Bde., Stuttgart 1967², Bd. 1, S. 623ff.

²⁴ Vgl. Tab. 2. Die Werte von Tab. 2 beruhen auf einer 10-%-Stichprobe der an die Bundesversammlung gerichteten „Reklamationen“. Erhebungsgrundlage war das Repertorium zum Aktenbestand des Deutschen Bundes (DB 1/1) und die Kartei der an die Bundesversammlung gerichteten Reklamationen. Der Bestand befindet sich in der Frankfurter Außenstelle des Bundesarchivs.

für das Schicksal der Mehrzahl der Reklamationen ist es, daß die ab 1817 eingereichten Beschwerden zum Domänenstreit vom Deutschen Bund nie entschieden wurden²⁵.

Tabelle 2: Profil der „Reklamationen“ an die Bundesversammlung 1816-1848
(Stichprobe: N = 113, Grundgesamtheit: N = ca. 1130)

Organisationsform	Zeitliche Verteilung		
	%		%
Privateingaben	79	1816-20	36
Eingaben von		21-25	12
Korporationen	19	26-30	7
Eingaben von	2	31-35	117
Vereinen		36-40	
		41-45	17
		45-48	10
Zahl der Unterzeichner			
	%		
Individualeingaben	75		
Kollektiveingaben	25		
Themen			
			%
Rechtsverletzungen, Gehalts- und Pensionsansprüche, Schuldforderungen			72
Handel, Münz-, Maß- u. Gewichtssystem, Schifffahrtsrechte			4
Judenemanzipation, konfessionelle Konflikte			2
Verfassungskonflikte, Territorialstreitigkeiten			5
Erfindungen			7
Sonstiges			10

Die Petitionsbewegung der Jahre 1848/49 zeigt ein völlig gewandeltes Bild: Der Anteil der „Privatbeschwerden“ sank auf einen Wert von deutlich unter 5 % des gesamten Petitionsvolumens. Die kleine Zahl von Eingaben mit Forderungen nach Abwendung von Rechtsverletzungen bilden gemeinsam mit den Petitionen verkannter Erfinder und Weltverbesserer eine Restkategorie, die völlig in den Hintergrund tritt gegenüber den großen Themen der Petitionsbewegung wie Reform der Wirtschaftsverfassung, Wandel des Sozialsystems, Veränderungen des politischen Entscheidungssystems und Konflikte um die Reichweite nationaler Integration²⁶.

Als Gründe für diesen Themenwechsel kann man zum einen die Einsicht unterstellen, daß die Nationalversammlung überfordert gewesen wäre, wenn sie über Einzelfälle hätte beschließen sollen, die zudem eher in den Entscheidungsbereich der Dritten Gewalt fielen; zum anderen war die Hoffnung be-

²⁵ Vgl. Huber, Verfassungsgeschichte (Anm. 23), S. 758ff.

²⁶ Siehe K. G. Schirrmeyer, Menschenrechte in den Petitionen an die Deutsche Nationalversammlung 1848/49, Phil. Diss., Bamberg 1970.

gründet, daß die in der Reichsverfassung vorgesehenen institutionellen Regelungen die bisherigen Mängel des Rechtssystems beseitigen und eine oberste juristische Appellationsinstanz bei Rechtsverletzungen durch Justiz und Verwaltungen der Einzelstaaten installieren würden. Mit der zuletzt genannten Erwartung antizipierte die Öffentlichkeit allerdings einen Zustand, der erst mehr als 20 Jahre später im Gefolge der Reichsgründung erreicht werden sollte.

Als dritten Typus grenzte Welcker die „Petitionen über allgemeine Angelegenheiten“ ab. Auch diese Spielart läßt sich als funktionale Alternative für einen nur unzureichend ausgebildeten Sektor des politischen Systems im vormärzlichen Deutschland deuten: Sie eröffneten dem Publikum bei nur in Ansätzen ausgebildeten und insgesamt wenig effektiven Institutionen der Interessenartikulation und Interessenvermittlung einen Nebenweg, seine Forderungen zu äußern. „Petitionen über allgemeine Angelegenheiten“ waren also eine – wenn auch nur unvollkommene – Alternative der sich formierenden sozio-ökonomischen Interessengruppen und der politischen Oppositionsbewegung für effektivere Instrumente der Einflußnahme auf den politischen Entscheidungsprozeß, wie Parlamente, Parteien und Verbände. Daß bereits dieser Notbehelf von den Trägern staatlicher Gewalt im vormärzlichen Deutschland als systemgefährdend beargwöhnt wurde, verdeutlichen die erwähnten Fälle formaler Restriktionen; dies wird auch erkennbar in der Behandlung von „Petitionen über allgemeine Angelegenheiten“ durch den Deutschen Bund und die Regierungen der Einzelstaaten.

Ein Beispiel ist die Zurückweisung der an den Bundestag gerichteten Petitionen des „Vereins deutscher Kaufleute und Fabrikanten“, in denen die Beseitigung der innerdeutschen Zollschranken und die Errichtung eines auf Retorsionen beruhenden Zollsystems gefordert wurde²⁷. Die von Friedrich List gesteuerte Agitation für diese Ziele hatte bereits 1819 mehrere tausend Unterschriften von Fabrikanten, Kaufleuten und Handwerkern aus Bayern, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt und Nassau mobilisieren können. Für Thüringen ist die genaue Zahl von 5051 Unterschriften bekannt. Die Behandlung der Eingaben durch den Deutschen Bund zeigte dann jedoch deutlich, welche Widerstände der Verein, was seine interessenpolitischen Einwirkungsversuche betraf, zu erwarten hatte. Obwohl er Sympathien bei den Gesandten der süddeutschen Höfe genoß, wurde die Beratung seiner Vorschläge auf unbestimmte Zeit vertagt. Der Berichterstatter des Bundestages verwies in seiner Beschlußvorlage vor allem auf den nichtkorporativen Charakter des Vereins, der sich ohne formale Qualifikation anmaße, im Namen eines ganzen Standes zu sprechen. Im übrigen hätten die Einzelstaaten die Kompetenz im Bereich der Zollpolitik, an diese seien daher entsprechende Eingaben zu richten. Diese Stoß-

²⁷ Siehe hierzu H.P.Olshausen, Friedrich List und der deutsche Handels- und Gewerbeverein, Phil. Diss., Jena 1935, S. 20ff., 58. Die Petitionen des „Vereins deutscher Kaufleute und Fabrikanten“ finden sich im Bundesarchiv, Frankfurt a.M., DB. 1/1, 166.

richtung obrigkeitlichen Widerspruchs gegen erste Ansätze einer Beeinflussung politischer Entscheidungsprozesse „von unten“ sollte bis zur Revolution von 1848/49 beibehalten werden.

Ähnliche Widerstände gab es auch auf der Ebene der Einzelstaaten, obwohl hier – vor allem in den Ländern mit ständischen Vertretungskörperschaften – die Regierungen gelegentlich flexibler reagierten. Dafür mögen zwei Gründe ausschlaggebend gewesen sein: Zum einen stärkte das Vorhandensein von Parlamenten die Konfliktfähigkeit der Interessengruppen, zum anderen wurden vor allem von den süddeutschen Staaten Petitionen gelegentlich zur Unterstützung ihrer Positionen in den Auseinandersetzungen mit den übrigen Regierungen genutzt. Ein Beispiel hierfür sind die Konflikte um eine Neuorientierung der Handelspolitik des Zollvereins während der 1840er Jahre, in denen die süddeutschen Staaten ihre Schutzzollforderungen durch den Hinweis auf entsprechende Eingaben von Fabrikantenvereinen und Handelskammern untermauerten²⁸.

Voraussetzung für ein solches Zusammenspiel war freilich die Übereinstimmung der Positionen von Interessenten und Regierungen. Fehlte diese Voraussetzung, waren die Chancen gering, über „Petitionen zu allgemeinen Angelegenheiten“ politische Entscheidungsprozesse zu beeinflussen. Als Instrumente zur Durchsetzung konfligierender Interessen waren sie wenig erfolgreich. Dies ist ein weiterer Grund dafür, warum die von „Korporationen und Einzelnen“ vorgetragene „Privatbeschwerde“ im vormärzlichen Deutschland dominierte.

Dieses Bild änderte sich in den Jahren 1848/49 dramatisch. Der auffallendste Unterschied zum Vormärz ist der sprunghafte Anstieg der Zahl der Petitionen. Während an den Bundestag im Durchschnitt pro Jahr ca. 30-40 „Reklamationen“ gerichtet wurden, war die Nationalversammlung in den ca. 13 Monaten ihres Bestehens die Adressatin von ca. 25 000 bis 30 000 Eingaben²⁹. Bei einer Bewertung dieser Entwicklung ist zwar zu berücksichtigen, daß der Paulskirche von Seiten der Petenten Kompetenzen unterstellt wurden, die im Vormärz eindeutig in den Entscheidungsbereich der Einzelstaaten gefallen waren und daß insofern das Mobilisierungspotential ausgeweitet wurde. Dies ist aber kaum eine zureichende Erklärung für eine Petitionswelle dieser Größenordnung. Das um so weniger, als in den Jahren 1848/49 auch an die Parlamente der Einzelstaaten eine Flut von Eingaben gerichtet wurde, allein an die Preußische Nationalversammlung ca. 20 000³⁰.

²⁸ Vgl. Best, Interessenpolitik (Anm. 4), S. 114 ff.

²⁹ Vgl. Tab. 2, oben S. 178.

³⁰ Vgl. Verhandlungen der Versammlung zur Vereinbarung der preußischen Staats-Verfassung, 3 Bde., Berlin 1848-1849.

Eine Erklärung für die sich in der Petitionsbewegung manifestierende „participation explosion“³¹ liegt eher darin, daß im Deutschland der Jahre 1848/49 alle diejenigen Aufgaben auf der Tagesordnung standen, die mit dem Prozeß nationaler Integration und Staatswerdung verbunden sind: die Vereinheitlichung des Rechtssystems, des Steuer- und des Militärwesens, die Schaffung eines flächendeckenden Verkehrs- und Kommunikationssystems (Penetration), die Einbindung oppositioneller ethnischer und konfessioneller Minoritätengruppen, der Zusammenschluß außenhandelspolitisch unterschiedlich orientierter Regionen zu einem Markt (Integration), die Ausweitung des Wahlrechts auf Gruppen, die bis dahin keine Partizipationsrechte besaßen (Partizipation), die Entwicklung eines Kanons nationaler Symbole und Mythen und seine Vermittlung durch Medien und Institutionen der politischen Sozialisation (Identität), die Schaffung von Loyalität, Vertrauen und Observanz gegenüber den nationalen politischen Institutionen (Legitimität) und schließlich die Etablierung von Einrichtungen sozialer Sicherung und eines Wirtschaftssystems, das traditionelle Privilegierungen abbaute und regionale Disparitäten nivellierte (Redistribution)³². Alle diese Themen wurden in der Petitionsbewegung aufgegriffen und in konkrete Forderungskataloge der rivalisierenden Interessengruppen umgeformt³³.

Erläuterungsbedürftig bleibt allerdings die Frage, warum gerade die Petition als Artikulationsform gewählt wurde. Wenn wir die Eingaben zu „allgemeinen Angelegenheiten“ im Vormärz als funktionale Alternative für ein nur unzureichend ausgebildetes System der Interessenartikulation und -vermittlung über Parlamente, Verbände und Parteien gedeutet haben, ist ihre Popularität in den Jahren 1848/49 nicht unbedingt einzusehen: Die Durchsetzung von Vereins-, Presse- und Versammlungsfreiheit, die Etablierung eines Parlaments und eines rudimentären Verwaltungsapparates auf nationaler Ebene stimulierten die Entfaltung eines Verbands- und Vereinswesens der sozio-ökonomischen Interessengruppen, der konfessionellen Lager und der ideologisch-politischen Formationen, das erst nach 1871 wieder eine Entsprechung erhalten sollte. Warum wählte die Bevölkerung dennoch einen vor dem Hintergrund dieser Entwicklung „anachronistischen“ Weg kollektiven politischen Handelns?

Eine Erklärung liegt sicherlich in einer Tendenz zur Beibehaltung von gewohnten Artikulationsformen. Charles Tilly formuliert:

Die kollektive Aktion bedient sich gewöhnlich klar definierter Formen, die den Beteiligten bereits vertraut sind, ähnlich wie die Kunst einer Epoche zu einem guten Teil auf einer kleinen Zahl anerkannter Formen beruht. Aus die-

³¹ A. O. Hirschman, *Exit, Voice and Loyalty: Further Reflections and a Study of Recent Contributions*, in: *Social Science Information*, 13 (1974), S. 9.

³² Vgl. St. Rokkan, *Citizens, Elections, Parties*, Oslo 1970, S. 102ff.; ders., *Models and Methods in the Comparative Study of Nation Building*, in: *Acta Sociologica*, 12 (1969), S. 53-73.

³³ Best, *Interessenpolitik* (Anm. 4), S. 126f.

sem Grunde wird uns weder die Suche nach universalen Formen (wie sie zuweilen für unruhige Volksmengen und Revolutionen vorgeschlagen werden) viel weiter bringen noch die Annahme eines unbegrenzten Mittelpotentials zur Verwirklichung von Gruppenzielen. So führt uns das Studium der unterschiedlichen Aktionsformen unmittelbar zur Frage nach den strukturellen Rahmenbedingungen, in denen solche Formen erscheinen.³⁴

Bei einer solchen Erklärung werden Petitionen als Teil der deutschen „politischen Kultur“ im 19. Jahrhundert gedeutet, und ihre Popularität auch nach einer Zäsur, die alternative Formen kollektiven politischen Handelns möglich machte, wird auf das Festhalten an traditionellen Verhaltensmustern zurückgeführt.

Ein weiterer Erklärungsansatz für die Petitionswelle in den Jahren 1848/49 ist die Vorliebe für Formen „direkter Demokratie“ in revolutionären Phasen: Die politische Mobilisierung großer Bevölkerungsgruppen entfaltet sich in einer Situation, in der das Geflecht „intermediärer Organisationen“, das in der Regel als Mittler zwischen Bevölkerung und zentralen politischen Entscheidungsträgern fungiert, gestört oder noch unvollständig ausgebildet ist. Die letztere Alternative scheint bei aller Blüte des Vereinswesens auf die Situation der Jahre 1848/49 zuzutreffen – eine Vermutung, die durch eine Untersuchung der „Trägerorganisationen“ der handelspolitischen Petitionen gestützt wird³⁵.

Tabelle 3: Verteilung der Petitionen auf die Organisationstypen

Organisationstyp	Absolute Häufigkeit	Relative Häufigkeit (in %)
Lokale korporative wirtschaftliche Organisation	264	7,0
Regionale korporative wirtschaftliche Organisation	3	0,1
Lokaler wirtschaftlicher Verein	124	3,3
Regionaler wirtschaftlicher Verein	35	0,9
Nationaler wirtschaftlicher Verein	7	0,2
Lokaler politischer Entscheidungsträger	350	9,3
Regionaler politischer Entscheidungsträger	5	0,1
Lokaler politischer Verein	88	2,3
Regionaler politischer Verein	8	0,2
Lokale sonstige Organisation	10	0,3
Regionale sonstige Organisation	7	0,2
Unternehmen	200	5,3
Keine formale Trägerorganisation	2674	70,8
Total	3775	100,0

³⁴ Ch. Tilly, Mobilization (Anm. 15), S. 143.

³⁵ Best, Interessenpolitik (Anm. 4), S. 301.

Tatsächlich wurden nur 29,2 % aller handelspolitischen Petitionen durch formale Organisationen unterzeichnet. Auffällig ist, daß korporative wirtschaftliche Organisationen (wie Handelskammern, kaufmännische Korporationen, Zünfte, Innungen und Gilden) und politische Entscheidungsträger (wie Ortsbehörden, Schulzenämter, Magistrate, Bürgerausschüsse und Bürgermeister), die nach den vorliegenden Informationen die häufigsten Trägerorganisationen der vormärzlichen Eingaben waren³⁶, zwar immer noch die beiden am stärksten besetzten Kategorien stellten, aber insgesamt nur in etwas mehr als der Hälfte aller von Organisationen unterzeichneten handelspolitischen Petitionen identifiziert werden konnten. „Freie“ politische und wirtschaftliche Vereine erreichten mit 6,9 % fast die Bedeutung der Korporationen, und auch die 200 auf der Ebene von Unternehmen organisierten Petitionen waren mit einem Anteil von 5,3 % eine relativ stark besetzte Kategorie. Als wichtigster Befund sollte aber herausgestellt werden, daß Petitionen weit überwiegend im Rahmen informeller Verkehrskreise unterzeichnet wurden. Solche Netzwerke formierten sich nach Ergebnissen, die bei anderer Gelegenheit ausführlicher vorgestellt wurden³⁷, auf der Basis von sozialen Bezugssystemen wie „Nachbarschaft“, „zusammen arbeiten“, „perzipierte Interessenidentität“ und „soziale Nähe“ (d.i. gemeinsame Zugehörigkeit zu lokalen Honoratiorengruppen). Offenbar konnte die Unterschriftensammlung auf lokaler Ebene im Rahmen solcher informellen Verkehrskreise auch ohne Mitwirkung formaler Organisationen problemlos koordiniert werden. Die Petitionen waren deshalb in einer Situation, in der eine hohe Partizipationsbereitschaft auf ein noch unzureichend entwickeltes Geflecht intermediärer Organisationen traf, eine besonders attraktive Form kollektiven politischen Handelns. Allerdings dominierten informelle Verkehrskreise nur bei der Koordination der Unterschriftensammlung auf *lokaler* Ebene. Die Initiierung der Petitionsbewegung durch die Vorgabe allgemeiner Forderungen und Begründungen wurde ebenso wie die Formulierung und Verbreitung der verschiedenen Textversionen sehr effektiv durch die nationalen und regionalen Interessenorganisationen gesteuert³⁸.

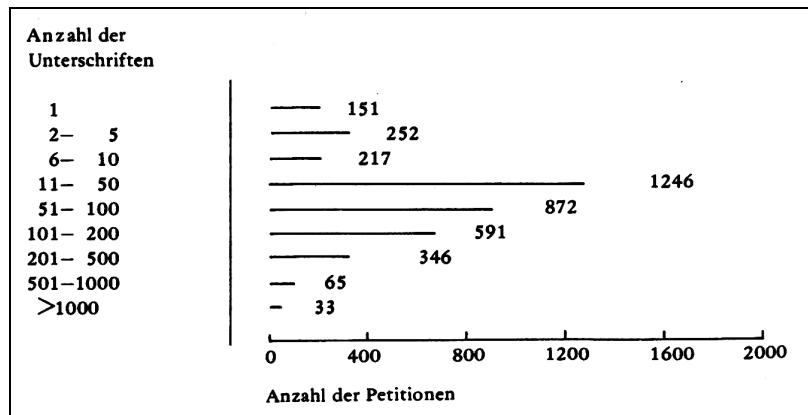
Der Strukturwandel kollektiven politischen Handelns nach der Zäsur der Märzrevolution wird durch einen weiteren Befund dokumentiert: Bei einer (annähernd logarithmisierten) Klassifikation der Unterschriftenhäufigkeiten zeigt sich, daß der im Vormärz von Seiten der „Ordnungspartei“ so mißtrauisch beargwöhnte Typ der „Kollektivpetition“ in den Jahren 1848/49 die dominierende Petitionsform war.

³⁶ Dies ergibt sich aus der Durchsicht der an die Bundesversammlung gerichteten „Reklamationen“. Vgl. oben Anm. 24 und Tab. 2.

³⁷ H. Best, Analysis of Content and Context of Historical Documents – The Case of Petitions to the Frankfurt National Assembly 1848/49, in: J. M. Clubb/E. K. Scheuch (Hrsg.), Historical Social Research. The Use of Historical and Process-Produced Data, Stuttgart 1980, S. 261ff.

³⁸ Vgl. Best, Organisationsbedingungen (Anm. 18).

Abb. 2: Klassifikation der handelspolitischen Petitionen nach Anzahl der Unterschriften



Petitionen mit nur einem Unterzeichner haben lediglich einen Anteil von 4,1 % gegenüber einer relativen Häufigkeit von ca. 75 % bei den an den Deutschen Bund gerichteten Eingaben. In das Intervall von 1 bis 10 Unterschriften fallen 16,5 % aller handelspolitischen Eingaben, wobei zusätzlich bedacht werden sollte, daß dieser Kategorie diejenigen 12 % aller handelspolitischen Eingaben zuzuordnen sind, bei denen Gemeinde-, Vereins- und Zunftvorstände im Namen ihrer Mitglieder unterzeichneten³⁹. Der in diesen Petitionen repräsentierte Bevölkerungsanteil ist also tendenziell größer, als aus der Anzahl der Unterschriften erkennbar wird. Mehr als 100 Unterschriften wurden bei 27 % aller Eingaben gezählt, die durchschnittliche Häufigkeit lag bei etwa 100 Unterzeichnern.

Diese Befunde lassen ein weiteres Mal erkennen, daß die handelspolitische Petitionsbewegung im Kern eine *kollektive* Interessenartikulation war. Was zählte, war nicht die Dignität der Unterzeichner, sondern ihre Masse. Ferdinand Steinbeis, der Geschäftsführer des „Allgemeinen deutschen Vereins zum Schutze der vaterländischen Arbeit“ (ADV) und einer der Hauptinitiatoren der handelspolitischen Petitionsbewegung, bestätigte dies vor der zweiten Generalversammlung seines Verbandes: Die „enorme Anzahl von Adressen“ habe „unwiderleglich dargetan ...“, daß der Schutz vaterländischer Arbeit gegen das Übermaß ausländischer Mitbewerbung ein Verlangen ist, das nicht nur einzelne Fabrikanten, sondern Millionen Deutsche als die Bedingung ihrer ferneren

³⁹ Vgl. Best, Interessenpolitik (Anm. 4), S. 127.

Existenz erkennen und als eines der ersten und wesentlichsten ihrer politischen Rechte in Erfüllung gebracht wissen wollen“⁴⁰.

Die Frage, warum fast 400 000 Handwerker, Bauern und Arbeiter den Aufrufen der handelspolitischen Interessenorganisationen folgten und schutzzöllnerische oder freihändlerische Eingaben unterzeichneten, wird der Gegenstand des abschließenden Abschnitts sein.

Interessenlage, Interessenperzeption und Interessenartikulation in der handelspolitischen Petitionsbewegung 1848/49

Während ich anfangs mit dem Vorschlag einer Klassifikation kollektiven politischen Handelns nach unterschiedlichen Schwellenwerten die „Kostenseite“ des Phänomens betrachtet habe, wird im folgenden und abschließenden Abschnitt seine „Ertragsdimension“ das Thema sein. Die Argumentation wird von zwei eng verbundenen Fragen ausgehen: Warum beteiligten sich Angehörige der verschiedenen sozio-ökonomischen Interessengruppen an der handelspolitischen Petitionsbewegung, und welche Erwartungen verknüpften sie mit ihrem Engagement?

In Anlehnung an Konzepte der „neuen ökonomischen Theorie“⁴¹ werde ich bei meinen Überlegungen drei Ebenen unterscheiden:

- 1) die Interessenlage, definiert als die realen Gewinn- und *Verlustchancen* sozio-ökonomischer Interessengruppen bei der Verwirklichung wirtschaftspolitischer Entscheidungen;
- 2) die Interessenperzeption, die Motivationsebene, definiert als die Gewinn- und *Verlusterwartungen* der Akteure und
- 3) die Interessenartikulation, die Handlungsebene, definiert als die *Aktionen*, die von den Interessenten unternommen werden, um Erträge zu maximieren und Verluste zu minimieren.

Es wird zu prüfen sein, in welcher Weise die hier abgegrenzten Untersuchungsebenen aufeinander bezogen waren. Konkret gefragt: Waren Interessenlage, Interessenperzeption und Interessenartikulation deckungsgleich, oder läßt sich eine Konstellation teilweiser Überschneidungen und Abweichungen beobachten?

In diesem konzeptionellen Rahmen wird die Anwendbarkeit dreier Erklärungsansätze für kollektives politisches Handeln auf die handelspolitische Petitionsbewegung überprüft werden:

⁴⁰ Bundesarchiv Frankfurt a.M., VWA 109. Abgedruckt in: Best, Interessenpolitik, S. 304 ff. (Zitat S. 308).

⁴¹ B. M. Barry, Neue Politische Ökonomie, Frankfurt a.M./New York 1975; P. Bernholz, Grundlagen der politischen Ökonomie, 2 Bde., Tübingen 1974.

- 1) ein „*Eigennutzenmodell*“, das in Anlehnung an Anthony Downs „ökonomische Theorie der Demokratie“⁴² und Mancur Olsons „Logik des kollektiven Handelns“⁴³ unterstellt, daß das ausschlaggebende Motiv für die Unterzeichnung einer Petition die ökonomischen „Nutzenströme“ waren, die den Petenten aus ihrem Engagement zufließen;
- 2) eine „*Bezugsgruppentheorie*“, die in Anlehnung an wahltheoretische Konzepte von Paul S. Lazarsfeld⁴⁴ und Seymour Martin Lipset⁴⁵ unterstellt, daß sich die Partizipationsentscheidung am Verhalten von Bezugsgruppen orientiert habe und
- 3) eine „*Selbstzweckhypothese*“, die, aufbauend auf Überlegungen Albert O. Hirschmans, davon ausgeht, daß in bestimmten Kontexten kollektives politisches Handeln zu einem „Ziel an sich“, zu einem Substitut für die Erreichung der eigentlich angestrebten „Erträge“ werden kann⁴⁶.

Bereits an dieser Stelle sei darauf hingewiesen, daß ich die hier erwähnten Ansätze nicht als alternative, sondern als komplementäre Modelle für eine Erklärung kollektiven politischen Handelns betrachte, die sich analog zur Konstruktion einer „Kostenfunktion“ für den Schwellenwert zu einer „Ertragsfunktion“ verknüpfen lassen: Das Eigennutzenmodell verweist auf die ökonomischen Ertragserwartungen der Akteure, die Bezugsgruppentheorie auf „soziale Erträge“, die anfallen, wenn Personen in Übereinstimmung mit den für sie relevanten Bezugsgruppen handeln⁴⁷, die Selbstzweckhypothese auf die psychischen Belohnungen, die aus der manifestierten Teilhabe an kollektiven Werten resultieren.

Am Beginn der Überlegungen steht die Frage nach der Interessenlage. Konkret gefaßt: Welche Beziehung bestand in den Jahren 1848/49 zwischen den von Schutzzöllnern und Freihändlern angebotenen Programmen und der wirtschaftlichen Wirklichkeit? Hätten die verschiedenen Adressatengruppen bei ihrer Realisierung eher zu den Profiteuren oder zu den Verlierern gezählt? Die Antwort auf eine so komplexe Frage kann in diesem begrenzten Rahmen nur pauschal und selektiv ausfallen. Eine ausführliche Darstellung des hier angesprochenen Zusammenhangs, in dem auch empirische Begründungen in einiger Breite angeboten werden, habe ich an anderer Stelle gegeben⁴⁸. Dort finden sich auch Ausführungen zu zwei Aspekten der zollpolitischen Diskussion, die hier ausgeklammert werden sollen: zum Komplex der durch zollpolitische Maßnahmen ausgelösten Strukturveränderungen im Bereich der Produktion

⁴² A. Downs, *Ökonomische Theorie der Demokratie*, Tübingen 1968.

⁴³ Olson, *Logik* (Anm. 16).

⁴⁴ P. F. Lazarsfeld u.a., *The People's Choice*, New York/London 1968³, S. 19.

⁴⁵ S. M. Lipset, *Political Man*, Garden City 1960, S. 3.

⁴⁶ Hirschman, *Exit* (Anm. 31), S. 9ff.

⁴⁷ Zur Bezugsgruppentheorie vgl. H. H. Hyman/E. Singer (Hrsg.), *Readings in Reference Group Theory and Research*, New York 1968, insbes. S. 3-21.

⁴⁸ Best, *Interessenpolitik* (Anm. 4), S. 67-80.

und der Konsumtion („industrieller Erziehungszoll“) und zu den Wirkungen von Zöllen auf die Ausnutzung der heimischen Ressourcen und die Zahlungsbilanz. Im folgenden wird nur auf die verteilungsrelevanten Aspekte zollpolitischer Maßnahmen abgestellt, und zwar im Hinblick

- 1) auf die Übertragung des Realeinkommens von Ausländern auf die Wirtschaftssubjekte des zollerhebenden Landes und
- 2) auf die Veränderung der Realeinkommensverteilung unter diesen Wirtschaftssubjekten selbst.

Die Begründung für dieses selektive Vorgehen liegt darin, daß gerade die verteilungsrelevanten Wirkungen der Zollpolitik „Interessenlagen“ am ehesten abbilden können⁴⁹.

Ein Blick auf den Tarif und die Handelsbilanz des Zollvereins zeigt, daß die Landwirtschaft und die Fertigwarenproduktion 1848/49 zollpolitisch weitgehend saturiert waren⁵⁰. Insgesamt war bei Fertigwaren und landwirtschaftlichen Produkten der Saldo des Volumens von Ein- und Ausfuhren während der 1840er Jahre positiv, der Zollverein also Exportland. Paradoxerweise wurden beide Bereiche durch hohe Importzölle geschützt, die für Fertigwaren bei einzelnen Tarifpositionen prohibitive Höhe hatten. Auf der anderen Seite war der Zollvereinstarif für Halbwaren – hierunter fallen vor allem Baumwollgarn und Roheisen – relativ liberal, während die Importquote für beide Schlüsselprodukte der deutschen Frühindustrialisierung sehr hoch war. Zwar hatten die Roheisenproduzenten 1844 und die Baumwollindustriellen 1847 Zollerhöhungen durchsetzen können, aber von beiden Gruppen wurde deren Wirkung auf den Importdruck als völlig unzureichend empfunden. Vor diesem Hintergrund ist die Vehemenz der Zollforderungen von Seiten der Baumwollspinner und Eisenindustriellen plausibel. Nicht so leicht erklärbar ist aber – wenn wir ein rationales Interessenskalkül als einziges Motiv für die Unterzeichnung handelspolitischer Petitionen unterstellen –, daß es den Schutzzöllnern gelang, unter der Parole „Schutz der vaterländischen Arbeit“ eine Massenbewegung zu initiieren, die gerade Fertigwarenproduzenten (vor allem im Bereich des Textilgewerbes) und Landwirte mobilisierte⁵¹.

Tatsächlich hätte die Verwirklichung der Forderung, mit Schutzzöllen Teile des Arbeitseinkommens der hauptsächlichen Importpartner auf Deutschland zu übertragen, nur eine relativ kleine Gruppe der deutschen Bevölkerung unmittelbar begünstigt. Wenn die im Hüttenwesen beschäftigten Arbeiter und ihre Familien von einer Erhöhung der Eisenzölle tatsächlich profitiert hätten, wären

⁴⁹ P. A. Gourevitch, *International Trade, Domestic Coalitions and Liberty: Comparative Responses to the Crisis of 1873-1896*, in: *Journal of Interdisciplinary History*, 8 (1977), S. 281-313.

⁵⁰ Vgl. B. v. Borries, *Deutschlands Außenhandel 1836-1856. Eine statistische Untersuchung zur Frühindustrialisierung*, Stuttgart 1970; Best, *Interessenpolitik* (Anm. 4), S. 60-67.

⁵¹ Ebd., S. 149, Tab. 4 u. S. 150, Tab. 5.

maximal 1,5 % der Bevölkerung des Zollvereins betroffen gewesen. Im Fall der Baumwollspinnerei, unter deren 20 000 Arbeitern mehr Frauen und Kinder waren, lag dieser Anteil sicherlich nicht über 0,2 %⁵².

Unter diesen Voraussetzungen wurde der Versuch, Interessen zu integrieren und soziale Bündnispartner zu gewinnen, eine zentrale Aufgabe der Schutzzollagitation. Es ging, wenn man die Terminologie Tibor Scitovskys anwendet, darum, „diejenigen zu bestechen, welche benachteiligt werden, wenn sie einer Änderung [der Handelspolitik; d. Verf.] zustimmen“⁵³. Die dabei angewendeten Praktiken können hier nur ausschnittshaft skizziert werden⁵⁴. Besonders aufschlußreich ist das Vorgehen der Textilindustriellen und Roheisenproduzenten bei ihrem Werben um eine Einbeziehung der nachgeordneten Produktionsstufen in die Schutzzollkampagne. Die Weberei befürchtete von einer Heraufsetzung der Garnzölle vor allem eine Behinderung ihrer Exporte, da die deutsche Spinnerei weder im Hinblick auf Qualität noch auf Quantität ihrer Produktion in der Lage war, den Inlandsbedarf zu decken. Besondere Einbußen wurden für die Handweber erwartet, da die Maschinenwebereien vielfach mit Maschinenspinnereien verbunden und deshalb importunabhängiger waren. Grundsätzlich wurde gefordert, die Interessen der Weberei denen der Spinnerei vorzuziehen, da die Zahl der in der Weberei Beschäftigten höher sei. Das „Kompensationsangebot“ der Spinnereiindustrie bei ihrem Werben um die Unterstützung durch die Weber war die Verknüpfung der Forderung nach Erhöhung der Garnzölle mit der nach Einführung von „Rückzöllen“, d.h. der Vergütung des Garnzolls beim Export fertiger Gewebe – eine Maßnahme, die negative Auswirkungen verteuert Garnimporte auf die Ausfuhr textiler Fertigwaren abwenden sollte und dadurch zusätzliche Attraktion erhielt, daß Rückzölle relativ leicht in importunabhängige Ausfuhrprämien umgewandelt werden konnten. Tatsächlich gelang es über die Forderung nach Rückzöllen die Widerstände der textilen Fertigwarenproduzenten gegenüber Garnzollerhöhungen zu beseitigen. Für die massenhafte Beteiligung von Webern an der schutzzöllnerischen Petitionskampagne sind sie dennoch keine hinreichende Erklärung, denn dieses unhandliche zollpolitische Instrument hätte lediglich eine Schlechterstellung der Weberei verhindern können, war aber – solange es nicht in eine direkte Importprämie verwandelt wurde – kaum in der Lage, ihre Marktchancen zu verbessern.

Im Fall der Roheisenzölle waren die Konflikte zwischen Herstellern, Verarbeitern und Verbrauchern noch schwieriger auszuräumen als im Fall der Garnzölle. Hier gab es keinen nennenswerten Export, der durch Rückzölle hätte gestützt werden können, und mit den Eisenbahninteressenten und ihren deut-

⁵² Ebd., S. 72.

⁵³ T. Scitovsky, Neue Gedanken zur Zolltheorie, in: K. Rose (Hrsg.), Theorie der internationalen Wirtschaftsbeziehungen. Köln 1971³, S. 389.

⁵⁴ Eine ausführliche Darstellung findet sich in: Best, Interessenpolitik (Anm. 4), S. 72-78.

schen Zulieferern agierte eine starke Lobby, die auf die Priorität für einen möglichst ungehemmten Ausbau des Verkehrssystems pochte. Tatsächlich gelang es im Bereich der Eisenindustrie erst im März 1849, die letzten Konflikte zwischen den Produktionsstufen auszuräumen und durch die Verkuppelung der Forderung nach höheren Roheisen zöllen mit der nach höheren Stabeisenzöllen (unter die auch Eisenbahnschienen fielen) zumindest die Eisenverarbeiter in die Schutzzollfront zu integrieren.

Für die nachgeordneten Produktionsstufen von Textilindustrie und Eisenindustrie gilt aber, daß sie von Zollerhöhungen auf ihre Vorprodukte trotz aller Kompensationen Nachteile für ihre Marktchancen zu erwarten gehabt hätten: Wenn wirksame Schutzzölle auf Roheisen und Garn eingeführt worden wären, hätte dies in jedem Fall ihre Produktionskosten erhöht und bei der für beide Branchen hohen Nachfrageelastizität die Absatzmöglichkeiten verringert.

Wenn wir unterstellen können, daß selbst bei den interessenpolitisch erfahrenen Stabeisenproduzenten eine Diskrepanz zwischen Interessenlage und Interessenperzeption bestand, die durch zollpolitische Kompensationen nur verringert, nicht aber beseitigt wurde, so gilt dies um so mehr für die traditionellen Handwerker, die die lokalen Märkte belieferten und nicht mit ausländischen Anbietern konkurrierten. Was bewegte aber Bäcker, Böttcher, Lichtzieher, Schreiner und Metzger dazu, sich massenhaft an Schutzzollpetitionen zu beteiligen, obwohl sie als Produzenten keine Erträge aus einer restriktiven Handelspolitik zu erwarten hatten und als Konsumenten mit einer Erhöhung ihrer Lebenshaltungskosten rechnen mußten? Eine von mehreren möglichen Erklärungen ist die Bereitschaft der Schutzzollagitatoren, das Verlangen der Handwerker nach restriktiven gewerbepolitischen Maßnahmen in den protektionistischen Forderungskatalog aufzunehmen⁵⁵. Dies widersprach zwar der reinen Lehre Friedrich Lists, der im Interesse einer beschleunigten industriellen Entwicklung Deutschlands die allgemeine Einführung der Gewerbefreiheit gefordert hatte⁵⁶, eröffnete aber die Chance, auch die an den lokalen Märkten orientierten Handwerker in die Schutzzollbewegung zu integrieren. Allerdings kann diese Strategie der „side payments“⁵⁷ das Phänomen nur zu einem geringen Teil erklären: Lediglich in 10,6% aller handelspolitischen Petitionen, an denen Handwerker beteiligt waren, wurden Schutzzölle gleichzeitig mit restriktiven gewerbepolitischen Maßnahmen gefordert⁵⁸. Durch das „Eigennutzenmodell“ läßt sich das Engagement dieser Gruppe offenkundig nur teilweise deuten, und es wird zu prüfen sein, ob die „Bezugsgruppen-“ und die „Selbstzweckhypothese“ nicht ergänzende Möglichkeiten eröffnen.

⁵⁵ Vgl. ebd., S. 162ff.

⁵⁶ H. Gehrig, Friedrich List und Deutschlands ökonomische Einheit, Leipzig 1956, S. 317.

⁵⁷ Zum Konzept der „side payments“ vgl. J. J. Pincus, Pressure Groups and Politics in Antebellum Tariffs, New York 1977, S. 105 ff.

⁵⁸ Vgl. Best, Interessenpolitik (Anm. 4), S. 166.

Die Ausgangslage für eine an Interessenkalküle appellierende schutzzöllnerische Sammlungspolitik wurde allerdings entscheidend verbessert, als die freihändlerische Gegenseite im November 1848 einen Zolltarifentwurf vorlegte, der deutliche Zolllsenkungen für Fertigwaren und landwirtschaftliche Produkte forderte. Damit wurden die handelspolitischen Besitzstände zweier bislang saturierter Produzentengruppen in Frage gestellt, von denen insbesondere die landwirtschaftlichen Sonderkulturen Wein- und Tabakanbau den Druck ausländischer Konkurrenz zu fürchten hatten⁵⁹. Sofort stellte die Schutzzollagitation die von ihr verbreiteten Petitionstexte von „proaktiven“ Forderungen auf den „reaktiven“ Protest gegen den freihändlerischen Tarifentwurf um⁶⁰. Der Erfolg spricht für sich: Während die Zahl der Schutzzollpetitionen in den Monaten von Mai bis November 1848 bei durchschnittlich 112 gelegen hatte, stieg sie im Dezember 1848 und im Januar 1849 auf 1435 bzw. 1140. Der Anteil der schutzzöllnerischen Petitionen, in denen gegen die im freihändlerischen Tarifentwurf vorgeschlagenen Sätze protestiert wurde, betrug insgesamt 62,1 % bzw. 95,3 %, wenn wir nur den Zeitraum nach dem Monat November 1848 betrachten. Offensichtlich war es auf dem Feld der Handelspolitik, das durch ein komplexes Geflecht von interessenpolitischen Konfliktlinien und Koalitionsmöglichkeiten strukturiert wurde, leichter möglich, mit „reaktiven“ Aktionen gegenüber einem Gegner, der etablierte Besitzstände bedrohte, als mit „proaktiven“ Forderungen, die Ansprüche anderer tangieren mußten, einen breiten Mobilisierungserfolg zu erzielen. Dieser Zusammenhang war den Schutzzollagitatoren durchaus bewußt. Schon Mitte Dezember 1848 konnte das Zollvereinsblatt feststellen, daß „das Erscheinen des Freihändler tariffs ... die gute Sache der deutschen Arbeit ... mehr gefördert [hat] als zehn der wohlstilisiertesten Bücher über ein nationales Schutzzollsystem“⁶¹.

Die Frage nach der Verknüpfung von Interessenperzeption und Interessenartikulation, die das Thema der folgenden Passagen sein wird, kann auf der Grundlage einer kohärenteren Datenbasis beantwortet werden, als dies für die Überlegungen zum Aspekt der Interessenlage der Fall war. Der Datensatz „Handelspolitische Petitionen an die Frankfurter Nationalversammlung“ wurde im Hinblick auf dieses Problem konzipiert und stellt Informationen zu den Forderungskatalogen, den sozialen Rekrutierungsmustern und den Kooperationsformen der sozio-ökonomischen Interessengruppen in der handelspolitischen Petitionsbewegung bereit⁶².

⁵⁹ Vgl. ebd., S. 137ff., 177ff.

⁶⁰ Zur Klassifikation der Formen kollektiven politischen Handelns nach der Art der vorgebrachten Ansprüche vgl. Ch. Tilly, Hauptformen kollektiver Aktion in Westeuropa 1500-1975, in: GuG, 3 (1977), S. 153-163.

⁶¹ Das Zollvereinsblatt, 50 (1848), S. 773.

⁶² Vgl. die Beschreibung des Datensatzes „Handelspolitische Petitionen an die Frankfurter Nationalversammlung“, in: Best, Interessenpolitik (Anm. 4), S. 291-303.

Ausgangspunkt der Überlegungen ist die Frage nach dem Zusammenhang zwischen der Repräsentation sozio-ökonomischer Interessengruppen in den handelspolitischen Petitionen und der Präsenz bestimmter Forderungen. Diese Beziehung ist von besonderer Bedeutung für eine Motivanalyse der Beteiligung, denn es ist eine plausible Ausgangshypothese, daß Interessengruppen vor allem wegen des Engagements für einzelne Inhalte Petitionen unterzeichneten. Ein prägnanter Zusammenhang zwischen der Präsenz bestimmter Forderungen und der Repräsentation bestimmter Interessengruppen würde zudem das „Eigennutzenmodell“ stützen: Bei einem solchen Befund wäre das Engagement für gruppenspezifische Nutzeneffekte das entscheidende Motiv für die Beteiligung gewesen.

Die Analyse des Zusammenhangs zwischen den Variablen „unterzeichnende Interessengruppen“ und „Petitionsinhalt“ erfordert einen gewissen statistischen Aufwand, da die sehr unterschiedlichen absoluten Häufigkeiten des Vorkommens beider Merkmalstypen eine Interpretation gruppenspezifischer Forderungsprofile auf der Grundlage absoluter Häufigkeiten und selbst von Prozentwerten erschweren. Stattdessen wurde eine Darstellung der Zusammenhänge zwischen beiden Variablentypen in Form einer Matrix von Φ -Koeffizienten gewählt⁶³.

Eine detaillierte Interpretation der Ergebnisse von Tab. 4 würde den Umfang dieses Beitrages sprengen. Ich beschränke mich darauf, drei Befunde festzuhalten, die im Zusammenhang meiner Argumentation von besonderer Bedeutung sind.

⁶³ Dieses Assoziationsmaß, das auf 2x2 Tabellen zugeschnitten ist, nimmt den Wert Null an, wenn die beobachteten Häufigkeiten „zufällig“ verteilt sind, d.h. mit den unter der Annahme der statistischen Unabhängigkeit erwarteten Häufigkeiten übereinstimmen. Das war in der vorliegenden Untersuchung der Fall, wenn sich eine Interessengruppe an der Unterzeichnung einer Petition beteiligte, gleichgültig, ob ein bestimmtes inhaltliches Merkmal in ihr enthalten war oder nicht. Der Koeffizient Φ erreichte im vorliegenden Fall seinen maximalen Wert 1, wenn das Auftreten einer Gruppe immer mit dem eines bestimmten inhaltlichen Merkmals verknüpft war, während andere Gruppen nicht für diesen Petitionsinhalt votierten. Negative Werte ergaben sich, wenn eine Gruppe bei Auftreten eines bestimmten inhaltlichen Merkmals tendenziell nicht in den zugehörigen Unterschriftenlisten auftauchte. Da nur selten zu entscheiden ist, ob diese Enthaltung auf Indifferenz oder auf eine bewußte Ablehnung seitens der nicht repräsentierten Gruppen zurückzuführen ist, wurden solche negativen Werte nicht aufgeführt. Um die Interpretation der Ergebnisse zu erleichtern, gilt das gleiche auch für Werte, die (aufgerundet) unter 0,10 lagen. Ergab die Messung der Beziehung zwischen dem Vorkommen eines bestimmten Petitionsinhalts und der Unterzeichnung der jeweiligen Eingaben durch eine Interessengruppe einen Wert von $\Phi \geq 0,10$, wurde dies als ein Indiz für das „Engagement“ dieser Gruppe zugunsten des betreffenden Inhalts gewertet. Vgl. H. Benninghaus, Statistik für Soziologen 1. Deskriptive Statistik, Köln 1974, S. 100ff.

Tabelle 4: Das Engagement der Interessengruppen für einzelne Petitionsinhalte (Φ -Koeffizienten)

	Ind.b)	Kauf.	Landw.	Handw.	Arb.	Wein- u. Tabakb.
Für sofortige Herstellung d. Zolleinheit ^{a)}	0,18	0,12		0,17	0,10	
Für Kongr. v. Zollsachverständigen	0,13		0,12	0,11	0,15	
Für Eisenzölle	0,10				0,26	
Für Textilzölle	0,10			0,10		
Für Senk. d. Zölle a. Rohst. u. Nahrungsmittel				0,22		
Gegen Ausfuhrzölle				0,20		
Für Ausfuhrzölle	0,13					
Für Schutzz. i. V. m. restr. gewerbpol. Maßnahmen				0,15		
Für Weinzoll						0,92
Für Tabakzoll						0,12
Für Zuckerzoll			0,15			
Für Differentialzoll	0,21	0,14	0,13	0,35	0,28	
Gegen Differentialzoll		0,31				
Für Antrag Eisenstuck	0,17					
Gegen Antrag Eisenstuck		0,15				
Für Tarifenwurf d. ADV	0,10	0,17		0,29		
Unterstützung d. ADV			0,20			0,10
Für Freihändlerarif		0,34				
Gegen Freihändlerarif						0,58
Mißtrauen gegen d. Volksw. Aussch. u. d. Handelsmin. w. prot. Voreingenommenheit		0,10				
Protest g. Verz. d. Schutzzollprogr. u. durch d. Nat.-vers. u. d. Handelsmin.	0,15		0,18	0,25	0,50	
N = 2608)						

a Es wurden nur solche Petitionsinhalte aufgelistet, für die sich eine Interessengruppe in einem Maß engagierte, das über dem Schwellenwert von $\Phi = 0,10$ lag.

b Das Engagement von Staatsbeamten für Petitionsinhalte lag durchweg unter dem Schwellenwert von $\Phi = 0,10$. Angehörige akademischer Berufe konnten überproportional häufig für den Protest gegen den Antrag Eisenstucks ($\Phi = 0,13$) und die Unterstützung des Freihändlerarifs ($\Phi = 0,10$) mobilisiert werden, Landarbeiter für den Freihändlerarif ($\Phi = 0,13$) und die allgemeine Unterstützung der Ziele des ADV ($\Phi = 0,15$).

- 1) Offensichtlich artikulieren nur wenige Forderungen die spezifischen Ansprüche einzelner Interessengruppen (Weinbauern-Weinzölle). Die meisten Forderungen fanden die Unterstützung eines heterogenen Anhangs.

- 2) Die gemeinsame Unterstützung bestimmter Forderungen vereinigte verschiedene Interessengruppen. Es wird zu prüfen sein, ob diese gemeinsame Interessenartikulation zu direkter Interaktion der beteiligten Gruppen in der handelspolitischen Petitionsbewegung führte.
- 3) Einzelne Gruppen engagierten sich für Forderungen, die sich widersprachen (Kaufleute – für und gegen Differentialzölle). Hier wird der Effekt einer sektionalen Konfliktlinie erkennbar, die u.a. die Kaufleute in zwei Lager spaltete: eine außenhandelsorientierte norddeutsche Fraktion, die eindeutig für eine Freihandelspolitik votierte, und eine binnenmarktorientierte Gruppe west-, süd- und mitteldeutscher Kaufleute, die eine Schutz-zollpolitik unterstützte⁶⁴.

In diesem Zusammenhang interessiert insbesondere der Befund, daß die Fixierung der sozio-ökonomischen Interessengruppen auf spezifische Forderungen insgesamt nur schwach ausgeprägt war und von Gruppe zu Gruppe deutlich variierte. Das „Eigennutzenmodell“ kann das Engagement in der handelspolitischen Petitionsbewegung offenkundig nur zum Teil erklären und ist nicht auf alle Akteure in gleicher Weise anwendbar. Dieses Ergebnis läßt sich noch klarer interpretieren, wenn wir nicht mehr wie zuvor nach dem Zusammenhang zwischen der Präsenz *einzelner* Forderungen und der Beteiligung von Interessengruppen fragen, sondern untersuchen, inwieweit *der gesamte* erfaßte Forderungskatalog ihre Teilnahme bestimmte.

Tabelle 5: Das „Engagement“ der Interessengruppen für die Forderungskataloge

Interessengruppen	R ² : gesamter Forderungskatalog/ Repräsentation von Interessengruppen
Industrielle	R ² = 0,22
Kaufleute	R ² = 0,28
Landwirte	R ² = 0,27
Selbständige Gewerbetreibende	R ² = 0,51
Gewerbliche Arbeiter	R ² = 0,50
Angestellte	R ² = 0,03
Staatsbeamte	R ² = 0,03
Akademische Berufe	R ² = 0,05
Wein- und Tabakbauern	R ² = 0,91
Landarbeiter	R ² = 0,12

Um die Stärke dieser Beziehung zu messen, wurde das „Bestimmtheitsmaß“ R² benutzt, das die „Proportion der erklärten Variation in Prozent“ angibt und sich im Wertebereich zwischen Null und 1 bewegt. Im vorliegenden Fall kann zum Beispiel der Wert der (multiplen) Korrelation zwischen der Anwesenheit

⁶⁴ Vgl. Best, Interessenpolitik (Anm. 4), S. 192ff.

bestimmter Forderungen in den Petitionen und der Repräsentation von Handwerkern in den Unterschriftenlisten von $R^2 = 0,51$ dahingehend interpretiert werden, daß die Beteiligung bzw. Nichtbeteiligung von Handwerkern zu insgesamt 51 % durch das Vorhandenbzw. Nichtvorhandensein bestimmter Forderungen „erklärt“ wird⁶⁵.

Die Ergebnisse lassen charakteristische Unterschiede der Interessengruppen in ihrem Engagement für die angebotenen Forderungskataloge erkennen.

Angestellte, Beamte und Angehörige akademischer Berufe orientieren sich nur in geringem Maß an bestimmten Petitionsinhalten. Ihre relative Indifferenz läßt darauf schließen, daß sie keine eigenständigen zollpolitischen Interessenschwerpunkte entwickelten und ihre Teilnahme an der Petitionsbewegung vorwiegend subsidiär war. Das gilt auch für die Landarbeiter, deren Mobilisierung nur geringfügig deutlicher mit dem Vorhandensein bestimmter Forderungen in Petitionen verknüpft war. Dieser Befund stimmt bemerkenswert gut mit der Tatsache überein, daß die genannten Gruppen während der Jahre 1848/49 keine eigenständigen Interessenorganisationen auf nationaler Ebene bildeten.

Im Gegensatz zu diesen Gruppen petitionierten Wein- und Tabakbauern fast ausschließlich für spezifische Forderungen. Die Sicherung oder der Ausbau der bestehenden Zollsätze für Wein und Tabak war ein durchgängiges Thema ihrer Eingaben, und lediglich der Protest gegen den freihändlerischen Tarifentwurf und die Unterstützung des ADV verband sie mit anderen Gruppen. Auch die Petitionen von gewerblichen Arbeitern und selbständigen Gewerbetreibenden hatten gruppenspezifische Inhalte, ohne allerdings wie die der Wein- und Tabakbauern auf einige wenige Forderungen festgelegt zu sein.

Demgegenüber waren Industrielle, Kaufleute und Landwirte weniger deutlich an bestimmten Inhalten orientiert. Im Fall der beiden zuerst genannten Gruppen kann diese relative Indifferenz dadurch erklärt werden, daß sie als Initiatoren der handelspolitischen Petitionsbewegung an der Verbreitung der verschiedenen Textversionen unmittelbar beteiligt waren und in diesem Zusammenhang auch Exemplare unterzeichneten, deren Forderungen auf andere Gruppen zugeschnitten waren. Im Fall der nicht auf Wein- und Tabakanbau spezialisierten Landwirte, die mit Ausnahme der Zuckerzölle keine agrarprotektionistischen Forderungen stellten, war die relative Indifferenz wohl eher auf einen „Mitläufereffekt“ zurückzuführen, eine Vermutung, für die es weitere Anhaltspunkte gibt.

Der Hinweis auf einen „Mitläufereffekt“ verweist bereits auf den zweiten hier diskutierten Erklärungsansatz für kollektives politisches Handeln: die „Bezugsgruppenthese“, die unterstellt, daß die Teilnahme an der Petitionsbewegung durch die Einbindung in soziale Bezugssysteme bestimmt wurde. Tatsächlich zeigen die in Tab. 6 gegenübergestellten Werte für das Engage-

⁶⁵ Vgl. Best, Analysis (Anm. 37), S. 255; Tab. 5 aus Best, Interessenpolitik (Anm. 4), S. 156.

ment zugunsten der Forderungskataloge einerseits und der relativen Häufigkeit einer isolierten Unterzeichnung von Texten durch Interessengruppen andererseits, daß beide Faktoren komplementär wirksam wurden. Als Faustregel kann gelten: Je größer das Engagement für die Forderungskataloge war, desto geringer war auch die Wahrscheinlichkeit, daß eine Gruppe bei der Unterzeichnung von Petitionen mit anderen kooperierte⁶⁶.

Tabelle 6: Das Engagement der Interessengruppen für die Forderungskataloge und die relative Häufigkeit der isolierten Unterzeichnung von Texten

Interessengruppen	Engagement R ²	Anteil isolierter Unterzeichnungen durch die Interessengruppen ^{a)}	
		%	N
Industrielle	0,22	25,2	109
Kaufleute	0,28	31,8	150
Landwirte	0,27	13,0	78
Selbständige Gewerbebetreibende	0,51	31,6	364
Gewerbliche Arbeiter	0,50	26,5	203
Angestellte	0,03	5,8	5
Staatsbeamte	0,03	3,1	3
Akademische Berufe	0,05	0,0	0
Landarbeiter	0,12	5,8	11
Wein- und Tabakbauern	0,91	94,8	809

^{a)} Der Anteil bezieht sich auf die Gesamtzahl der Petitionen, in denen die jeweiligen Interessengruppen repräsentiert sind.

Die Gegenüberstellung läßt erkennen, daß Wein- und Tabakbauern, die stark an gruppenspezifischen Forderungen orientiert waren, die Texte mit wenigen Ausnahmen ohne Beteiligung anderer Gruppen unterzeichneten, während Angestellte, Staatsbeamte, Angehörige akademischer Berufe und Landarbeiter, die sich nicht oder nur wenig für die Petitionsinhalte engagierten, fast durchweg in Verbindung mit anderen Gruppen petitionierten. Industrielle, Kaufleute, Landwirte, selbständige Gewerbebetreibende und gewerbliche Arbeiter, die sich deutlich stärker an den Forderungskatalogen orientierten, hatten auch einen deutlich höheren Anteil isolierter Unterzeichnungen, ohne daß allerdings bei diesen Gruppen ein systematischer Zusammenhang zwischen den Variationen beider Werte erkennbar wäre. Es fällt auf, daß Landwirte verhältnismäßig selten als einzige Gruppe eine Petition unterzeichneten, ihre Beteiligung also stark am sozialen Kontext orientiert war. Grundsätzlich bestätigt die Tabelle die Vermutung, daß die Untersuchung der sozialen Beziehungen, die die Interessengruppen im Rahmen der Petitionsbewegung anknüpften, weitere Aufschlüsse über die Antriebe für ihre Beteiligung erwarten läßt. Die Ergebnisse einer solchen

⁶⁶ Vgl. Best, Analysis (Anm. 37), S. 256f.; Tab. 4 aus Best, Interessenpolitik (Anm. 4), S. 186.

Analyse der Interaktionsmuster in der handelspolitischen Petitionsbewegung wurden bereits an anderer Stelle ausführlich vorgestellt. Ich möchte mich hier auf einige ausgewählte Aspekte beschränken⁶⁷.

So läßt das Interaktionsmuster der schutzzöllnerischen Petitionsbewegung zwei deutlich unterschiedene Substrukturen erkennen: ein „ländliches“ und ein „städtisches“ Milieu, denen nur selbständige Gewerbetreibende und gewerbliche Arbeiter zugleich angehörten. Das besonders dichte Beziehungssystem zwischen gewerblichen Arbeitern, selbständigen Gewerbetreibenden, Bauern und Landarbeitern kann durch die Verbindung von Gewerbe und Landwirtschaft im Rahmen von ländlicher Hausindustrie und Nebengewerbe erklärt werden. Offenbar gelang es der Schutzzollbewegung, die sich daraus entwickelnden engen sozialen Kontakte zwischen den verschiedenen Produzenten-Gruppen auf dem Lande für ihre Mobilisierungskampagne zu nutzen. Wegen ihrer gleichzeitigen Zugehörigkeit zum „ländlichen“ und „städtischen“ Milieu hatten Handwerker und gewerbliche Arbeiter ein vielfältigeres Beziehungssystem als die anderen Gruppen. Im Fall der gewerblichen Arbeiter widerspricht dieser Befund der Vermutung, daß ihre Beteiligung an der Schutzzollbewegung ausschließlich durch Pressionen der Industriellen erklärt werden kann: Nur 26,9 % aller schutzzöllnerischen Petitionen, an deren Unterzeichnung Arbeiter beteiligt waren, wurden gleichzeitig auch von Unternehmern unterschrieben, während in 26,5 % aller Fälle die Arbeiter ohne jede Beteiligung anderer Gruppen petitionierten. Bei den selbständigen Gewerbetreibenden fällt die besonders enge Bindung an die Landwirte auf, die sie deutlicher dem „ländlichen“ als dem „städtischen“ Milieu zuordnet.

Auch Industrielle gehören zwei verschiedenen Interaktionsfeldern an: Ein Beziehungssystem, das auch Angestellte und Arbeiter umfaßt, kann durch die Kooperation dieser Gruppen im Rahmen des industriellen Unternehmens erklärt werden, während die gemeinsame Unterzeichnung von Petitionen mit Kaufleuten und Handwerkern die beruflichen und gesellschaftlichen Beziehungen der gewerblichen und kommerziellen Träger der städtischen Wirtschaft spiegelt. Akademiker und Staatsbeamte hatten im Rahmen der schutzzöllnerischen Petitionsbewegung keine signifikanten Beziehungen zu anderen Gruppen.

In der freihändlerischen Petitionsbewegung ist ebenfalls ein „ländliches“ und ein „städtisches“ Interaktionsmuster erkennbar, die durch Handwerker und Beamte miteinander verknüpft waren. Allerdings war eine Kooperation der beteiligten Gruppen auf freihändlerischer Seite deutlich seltener als auf schutzzöllnerischer. Es überrascht, daß die Kaufleute als wichtigste Trägergruppe der Freihandelsbewegung eine periphere Stellung in deren sozialem Beziehungssystem hatten. In dieser Distanz zwischen Interessenten und Adressaten-

⁶⁷ Vgl. ebd., S. 187ff.

gruppen kann ein weiterer Grund für den Rückstand der freihändlerischen Mobilisierungskampagne vermutet werden.

Die Befunde erweisen die „Bezugsgruppenhypothese“, die im Zusammenhang der Wahlforschung entwickelt wurde, auch als einen wirkungsvollen Ansatz zur Erklärung der Beteiligung an Petitionen. Bezugsgruppenbindungen strukturierten eindeutig die handelspolitische Massenbewegung und waren ein wichtiges Motiv für das Engagement der Akteure. Allerdings schließen sich „Eigennutzenhypothese“ und „Bezugsgruppenhypothese“ nicht aus. Überlappende Interessenkonstellationen konnten durchaus zu einem Anstoß für die Kooperation verschiedener Gruppen werden. Andererseits war für die Isolation von Akteuren weniger die Stärke des Engagements für die Forderungskataloge entscheidend, als die Fixierung auf Einzelforderungen, die nicht von anderen Gruppen geteilt wurden, wie dies z.B. für die Wein- und Tabakbauern zutrifft.

Die *Kombination* von „Eigennutzen-“ und „Bezugsgruppenhypothese“ hat für meine Ausgangsfrage nach den Motiven für die Beteiligung an der handelspolitischen Petitionsbewegung einen hohen Erklärungswert; es bleibt allerdings ein unerklärter Rest bestehen. Wie lassen sich z. B. die isolierten Petitionen solcher Kategorien von Handwerkern, Landwirten und Arbeitern deuten, die nicht oder nur sehr indirekt von protektionistischen Maßnahmen profitiert hätten? An diesem Punkt kann mit der „Selbstzweckhypothese“ ein zusätzliches Element in die Überlegungen eingeführt werden. A. O. Hirschman formuliert: „Der Kampf für das öffentliche Wohl wird oft weniger unter dem Kostenaspekt denn als nächstliegender Ersatz für die Sache selbst gesehen: Wir alle wissen, daß die Teilnahme an einer politischen Bewegung fast ebensoviel Befriedigung verschafft wie die Erreichung ihrer Ziele.“ Er kennzeichnet diesen Prozeß der Zielverschiebung „als eine seltsame Verwandlung von Mitteln in Ziele und von Kosten in Nutzen“.⁶⁸

In der Schutzzollagitation wurde die Beteiligung an der Petitionsbewegung dann auch häufig als Möglichkeit einer Teilhabe an kollektiven Werten propagiert – als Beitrag zur „Förderung der materiellen Interessen der Nation“ oder zur Durchsetzung von „Lohn für jeden fleißigen Arm“⁶⁹ – und weniger als Artikulation gruppenspezifischer Interessen. Die Spekulation insbesondere der Schutzzollagitation auf Nationalgefühl und soziale Ängste wird in der Sprache der Petitionstexte erkennbar: Es dominierte der emotionale Appell und nicht das rationale Interessenskalkül. Den Erfolg dieser Strategie zeigt die massenhafte Beteiligung von Petenten, die keine unmittelbaren Vorteile von handelspolitischen Restriktionen zu erwarten hatten und auch nicht mit „side payments“ auf anderen Gebieten äquivalent abgefunden wurden. Ihnen wurden statt materieller Erträge psychische Belohnungen angeboten.

⁶⁸ Hirschman, *Exit* (Anm. 31), S. 9.

⁶⁹ Best, *Interessenpolitik* (Anm. 4), S. 138f.

Auch die „Selbstzweckhypothese“ steht nicht im Widerspruch zur „Bezugsgruppenhypothese“ und zum „Eigennutzenmodell“. Geteilte kollektive Werte und „Partizipationseuphorie“ ließen sich durchaus mit Bezugsgruppenorientierungen und interessenpolitischem Engagement verbinden. Erst in der Kombination verschiedener Erklärungsansätze, die sich teils überschneiden, teils voneinander abweichen, läßt sich ein so vielfacettiges Phänomen wie die handelspolitische Petitionsbewegung der Jahre 1848/49 deuten.

Die Genese politischer Konfliktstrukturen: Model und Befunde zur Entstehung von Fraktionen und Parteien in West- und Mitteleuropa

Heinrich Best^{*}

Abstract: Best entwickelt anhand der spezifischen Konstellation der „Schwellenzeit“ der europäischen Revolution 1848/49 allgemeine Aussagen über die Genese politischer Konfliktstrukturen. Berichtet wird über die Formierung von Interaktionssystemen in zwei Parlamenten, die zum Ausgangspunkt moderner Parteibildungen in Westeuropa und Mitteleuropa wurden. Empirischer Gegenstand sind die Abgeordneten der beiden konstituierenden Versammlungen, die im Mai 1848 in Paris und Frankfurt zusammentraten. Von Interesse ist die soziale Morphologie der Konfliktstrukturen, die sich in der Situation relativer Freiheit eines institutionellen Neubeginns ausdifferenzierten. Zwei verschiedene Ansätze werden einander gegenübergestellt: das Konzept der Responsivität, das die Anpassungsfunktion des politischen Systems in den Vordergrund stellt; ein Ansatz, für den die Zielerreichung, die Entscheidungsfähigkeit politischer Körperschaften deren strukturdominante Funktion und Eigenschaft ist. Indem die Parlamente als Interaktionssysteme rekonstruiert werden, wird untersucht, welche Beziehungsmuster sich zwischen Abgeordneten im Prozess parlamentarischer Entscheidungsbildung einspielen. Analysiert wird das Abstimmungsverhalten der Abgeordneten, um vor diesem Hintergrund die Frage zu diskutieren, warum in beiden Versammlungen isomorphe und rigide Konfliktstrukturen entstanden sind. Best stellt fest, dass der zeitliche Ablauf der Strukturbildung in beiden Parlamenten phasenweise als ein fortschreitender Differenzierungs- und Institutionalisierungsprozess beschrieben werden kann, in dessen Verlauf sich diffuse und inhomogene Orientierungen verstetigten und institutionell verfestigten.

Die Untersuchung, über die hier berichtet wird, führt zurück in eine nach den Maßstäben der sozialwissenschaftlichen Eliteforschung ferne Vergangenheit: die „Schwellenzeit“¹ der europäischen Revolutionen von 1848/49. Doch ist nur ihr Erkenntnisgegenstand, nicht aber ihr Erkenntnisinteresse historisch. Es geht darum, aus einer spezifischen Konstellation allgemeine Aussagen über die Genese politischer Konfliktstrukturen abzuleiten. Die Erwartung, daß dieser

^{*} Reprint of: Heinrich Best (1991): Die Genese politischer Konfliktstrukturen: Model und Befunde zur Entstehung von Fraktionen und Parteien in West- und Mitteleuropa, in: Hans-Dieter Klingemann u.a. (Hrsg.), Politische Klasse und politische Institutionen, Westdeutscher Verlag: Opladen, S. 107-121.

¹ Reinhart Koselleck, Staat und Gesellschaft in Preußen, 1815-1848, in: Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.), Moderne deutsche Sozialgeschichte, 3. Aufl., Köln/Berlin 1970, S. 55-84.

sachlich wie historisch weite Induktionsschritt gelingen wird, bedarf der Begründung.

Geschichte wird vor allem unter zwei Aspekten zu einem Gegenstand sozialwissenschaftlichen Interesses: zum einen als Geschichte sozialer Systeme, in der sich Konstellationen ausbilden, die sich auf gegenwärtige Handlungszusammenhänge beziehen, aber aus diesen nicht allein verständlich gemacht werden können; zum zweiten ist Geschichte ein Reservoir obsoleter Sozialformen, die der Ausbreitung und Selektion von Kulturmustern einer in vielen Aspekten gleichförmigen Weltzivilisation zum Opfer gefallen sind². Dieser Beitrag wird sich auf den ersten der beiden Aspekte beziehen: Es wird über die Formierung von Interaktionssystemen in zwei Parlamenten berichtet, die zum Ausgangspunkt moderner Parteibildungen in West- und Mitteleuropa wurden.

Jedes soziale System kann man, einem Wort Jakob Burckhardts folgend, als „aufsummierte Vergangenheit“ verstehen, wobei es sich eben nicht nur um eine bloße Anhäufung von Überresten handelt, sondern um einen Traditionszusammenhang – das heißt, um das Ergebnis von Selektionsleistungen, die im System erbracht wurden und dort gegenwärtig bleiben. Die Sedimente solcher Systemgeschichten können Konstellationen von Personen sein, die Routinen und Regeln, nach denen sie kommunizieren, und die Ressourcen, über die sie verfügen. Niklas Luhmann hat darauf aufmerksam gemacht, daß die Ausdifferenzierung einer eigenen Geschichte ein wesentliches Moment der Ausdifferenzierung des Systems selbst ist. Nicht nur in seinem gegenwärtigen Wahrnehmungsraum, sondern auch in seinem gegenwärtigen Geschichtsraum konstituiert sich das System als etwas von der Umwelt Unterscheidbares³. Historische Sozialforschung als Rekonstruktion von Differenzierungsvorgängen sozialer Systeme bildet deshalb nicht nur die unverzichtbare empirische Grundlage für kausal-genetische Veränderungserklärungen, sondern sie liefert auch das Material für ein Verständnis sozialen Handelns in Interaktionssystemen. Dabei ist jedoch zu beachten, daß auch das Interesse an singulären Sachverhalten nicht notwendig in historistisches Fahrwasser führt. Tatsächlich sind, worauf beispielsweise Raymond Boudon aufmerksam gemacht hat, historisch einmalige Einzeltatbestände durchaus auch für eine analytisch orientierte, am Ziel universaler Erklärungen festhaltende Sozialwissenschaft von Belang. Die Besonderheit der soziologischen Analyse besteht dann in dem Versuch, diese singulären Sachverhalte nicht aufgrund des Paradigmas der Induktion vom Einzelnen auf das Einzelne, sondern vielmehr mit Hilfe eines Modells oder

² Vgl. Heinrich Best, Historische Sozialforschung als Erweiterung der Soziologie. Die Konvergenz sozialwissenschaftlicher und historischer Erkenntniskonzepte, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 40/1988, S. 6-10.

³ Vgl. Niklas Luhmann, Weltzeit und Systemgeschichte. Über Beziehungen zwischen Zeithorizonten und sozialen Strukturen gesellschaftlicher Systeme, in: Peter Christian Ludz (Hrsg.), Soziologie und Sozialgeschichte (Sonderheft 16 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie), Opladen 1973, S. 81-116.

eines Quasi-Modells zu erklären, welches die Struktur des Interaktionssystems darstellt, in dem sich der zu erklärende Tatbestand entwickelt⁴.

Die folgenden Einzelfallanalysen orientieren sich an Boudons Maxime. Betrachtet wird eine Situation, die ganz besonders „höflich“ im Hinblick auf die Möglichkeit zur Auffindung allgemeiner Strukturen ist: „die Stunde Null“ von Interaktionssystemen, die noch ganz am Anfang ihrer Systemgeschichte stehen, in denen sich also noch wenig an systemspezifischen Erfahrungen und Erinnerungen, oder, um es mit Luhmann zu sagen, an „aufbewahrter Selektivität“ abgelagert hat. Der Handlungskontext ist das Jahr 1848, die „Stunde Null“ der Massendemokratie in Mittel- und Westeuropa, in der sich hier zum ersten Mal das allgemeine Männerwahlrecht mit parlamentarischer Regierungsweise, einer Formierung von Parlamentsfraktionen, einer breiten politischen Mobilisierung der Bevölkerung und Anfängen organisierter Massenparteien verband. Der empirische Gegenstand der Untersuchung sind die Abgeordneten der beiden konstituierenden Versammlungen, die im Mai 1848 in Paris und Frankfurt zusammentraten. Sie waren, was die Parlamentserfahrung angeht, weit überwiegend *homines novi*: Nur jeweils etwa 20 Prozent von ihnen hatten schon vor dem Mai 1848 einer Kammer oder einem Landtag angehört.

Uns beschäftigt hier vor allem die soziale Morphologie der Konfliktstrukturen, die sich der Situation relativer Freiheit eines institutionellen Neubeginns ausdifferenzierten. Diese Fragestellung war der Ansatzpunkt zu einer Sekundäranalyse und Neuinterpretation von Daten, die auch den empirischen Kern einer vor kurzem veröffentlichten umfassenden Untersuchung bilden⁵. Während aber im Zentrum dieser Arbeiten das Problem stand, welche Positionen unterschiedliche Kategorien von Abgeordneten auf den Konfliktfeldern der Nationalversammlungen besetzten, interessiert nun der *Modus operandi*, der diese Konfliktstrukturen selbst erzeugte. Zugespitzt formuliert: Die Frage lautet nun nicht mehr, warum ein Abgeordneter mit der Linken oder der Rechten votierte, sondern warum, in welcher Weise und mit welcher Verbindlichkeit sich „links“ und „rechts“ als konzeptuelle Schemata für das Handeln der Abgeordneten und als Organisationsprinzipien für die Formierung politischer Konfliktgruppen durchsetzten. Diese Problemstellung hat auch einen aktuellen Bezug: In Osteuropa erleben wir gegenwärtig erneut eine „Stunde Null“ der repräsentativen Demokratie, mit schwach ausgebildeten Parteiensystemen und ephemeren Fraktionsstrukturen. Es hat einigen Reiz zu verfolgen, ob sich im Prozeß der Formierung von politischen Konfliktstrukturen Parallelen zum ersten „tollen Jahr“ der europäischen Geschichte zeigen werden.

⁴ Vgl. Raymond Boudon, Die Logik gesellschaftlichen Handelns, Neuwied/Darmstadt 1980, S. 51f.

⁵ Vgl. Heinrich Best, Die Männer von Bildung und Besitz. Struktur und Handeln parlamentarischer Führungsgruppen in Deutschland und Frankreich 1848/49, Düsseldorf 1990, insbes. S. 350-447.

Als Ausgangshypothesen oder „Quasi-Modelle“ im Sinne Raymond Boudons lassen sich die widersprüchlichen Aussagen zweier prominenter Autoren über den „Naturzustand“ politischer Konfliktstrukturen in kompetitiven und partizipatorischen Kontexten heranziehen. Nach Robert Dahl ist Vielfalt, nicht Polarität dieser Naturzustand, denn in jeder Gesellschaft gibt es multiple Interessen, die sich nicht in eine dominante Konfliktdimension eingliedern lassen. Daraus folgt: „The lower the barriers to – or the greater opportunities for – expressing, organizing, and representing political preferences, the greater the number and variety of preferences represented in policy making will be.“⁶ In der Situation des Jahres 1848, in der ja die autoritären Regime des Vormärz und Vorfebruar beseitigt oder zumindest nachhaltig geschwächt waren, müßte es danach eine „Explosion“ an Vielfalt und eine multiplexe Konfliktstruktur in beiden Parlamenten gegeben haben. Die Gegenposition vertritt Maurice Duverger mit seiner Vorstellung von einem „natürlichen Bipartismus“. Er geht davon aus, daß die Logik des politischen Entscheidungshandelns die Reduktion pluraler Konfliktstrukturen auf einen polaren Gegensatz erzwingt:

Toute politique implique un choix entre deux types de solutions: les solutions dites intermédiaires se rattachent à l'une ou à l'autre. ... Le destin du centre est d'être écartelé, ballotté, annihilé. L'action est un choix, et la politique est action.⁷

Wer hat nun recht: Dahl, der die Anpassungsfunktion des politischen Systems in den Vordergrund schiebt, für die in der politischen Theorie das Konzept der „Responsivität“ steht, oder Duverger, für den die Zielerreichung, die Entscheidungsfähigkeit politischer Körperschaften deren strukturdominante Funktion und Eigenschaft ist?

Um diese Fragen zu beantworten, müssen wir die Parlamente als Interaktionssysteme rekonstruieren und herausfinden, welche Beziehungsmuster sich zwischen Abgeordneten im Prozeß parlamentarischer Entscheidungsbildung einspielten. Die historische Situation des Frühparlamentarismus, in der das Verhalten der Abgeordneten nicht oder nicht vollständig durch Fraktionsbindungen, ihre eigene „voting history“ oder Einflüsse externer Intervenienten gesteuert wurde, eröffnet Möglichkeiten für einen Untersuchungsansatz, der die einzelnen Abgeordneten als Analyseeinheiten und die einzelnen Abstimmungen in den Konstituenten als Indikatoren wählt. Er ist in den USA unter dem Stichwort „roll-call analysis“, der Analyse namentlicher Abstimmungen, weit verbreitet, in der Politikwissenschaft der Bundesrepublik so gut wie unbekannt

⁶ Robert Dahl, Governments and Political Oppositions, in: Fred I. Greenstein und Nelson W. Polsby (Hrsg.), Handbook of Political Science, Bd. 3: Macro-political theory, Reading u.a. 1975, S. 124.

⁷ Maurice Duverger, Les partis politiques, Paris 1976 u.ö., S. 293. Auch Carl Schmitts Bestimmung des Politischen als eines polarisierten Freund-Feind-Verhältnisses läßt sich hier als Referenz anführen.

– und dies, obwohl auch in deutschen Parlamenten der Vergangenheit die Anwendungsmöglichkeiten gegeben sind und mit wachsender historischer Tiefe immer besser werden⁸. Auch in den beiden hier betrachteten Konstituanten sind die Voraussetzungen für serielle Analysen namentlicher Abstimmungen außerordentlich günstig: Innerhalb eines Jahres wurde in ihnen jeweils etwa 300mal namentlich abgestimmt. Insgesamt liefern die Abstimmungslisten für beide Untersuchungsgruppen mehr als 470 000 Datenpunkte zum parlamentarischen Entscheidungshandeln der Abgeordneten. Diese Fülle ist sicherlich eine beeindruckende Widerlegung des Vorurteils von der relativen Datenarmut der historischen Sozialforschung, doch wäre es vorschnell zu glauben, daß man hier nun über einen unproblematischen Indikator verfügt, der einen unmittelbaren empirischen Zugang zu einer Analyse der politischen Orientierungen der Abgeordneten eröffnet. Entgegen der Behauptung vieler Autoren sind Abstimmungslisten kein Analog der Fragenbatterien in der empirischen Sozialforschung⁹.

Tatsächlich sind namentliche Abstimmungen der Ausdruck eines hochkontingenten sozialen Handelns, in dem die ideologischen Präferenzen der Abgeordneten nur ein Bestimmungsmoment unter anderen sind. Abgeordnete sind nutzenmaximierende Akteure, die unter verfügbaren strategischen Alternativen wählen, um ihre Ziele zu erreichen. Junktimpositionen und Obstruktion sind Beispiele für taktisches Verhalten, die nahelegen, daß Abweichungen von der persönlichen Präferenzskala häufige Vorkommnisse in parlamentarischen Abstimmungen sind. Solchen Situationen ist gemeinsam, daß Abgeordnete einem Entscheidungskalkül folgen, das andere Akteure in ihrem Umfeld einbezieht, die ebenfalls unmittelbaren Einfluß auf das Ergebnis der Abstimmung haben. Deshalb gilt: Während die Folgenlosigkeit der Antworten für die Befragten die Voraussetzung für die Gültigkeit von Ergebnissen in der Standard-Interviewsituation ist, sind die politische Wirkung und die absichtsvolle Sichtbarkeit des Abstimmungsverhaltens Kennzeichen von Entscheidungssituationen in parlamentarischen Versammlungen. Für die Analyse des namentlichen Abstimmungsverhaltens resultiert hieraus das schwer lösbare Problem, die „strategische Komponente“ in den Voten ermitteln zu müssen, wenn man aus ihnen Indikatoren für die politische Orientierung der Abgeordneten gewinnen will. Ein solches Vorgehen setzt die Konstruktion eines allgemeinen entscheidungstheoretischen Modells voraus, auf dessen Grundlage das Stimmverhalten von Abgeordneten unter der Voraussetzung prognostiziert werden kann, daß sie entsprechend ihren persönlichen Präferenzskalen votieren. Abweichungen zwischen dem danach erwarteten Abstimmungsmuster und dem tatsächlich beobachteten Abstimmungsverhalten lassen dann auf eine strategische Kompo-

⁸ Vgl. Best, *Bildung und Besitz* (Anm. 5), S. 484-492.

⁹ Diese Gleichsetzung findet sich z.B. bei William O. Aydelotte, *Voting Patterns in the British House of Commons in the 1840's*, in: *Comparative Studies in Society and History*, 5 (1962-1963), S. 134 f.

nente schließen. Erst in den vergangenen Jahren wurden Modelle parlamentarischen Abstimmungsverhaltens entwickelt, die die Elemente von Entscheidungssituationen und deren konditionelle Verknüpfung soweit spezifizieren, daß ein solches Vorgehen aussichtsreich wird. Zuvor waren Abstimmungsanalysen zumeist kaum mehr als beliebige Kombinationen eines Datentyps mit einem Methodenrepertoire, das nach Vorkenntnis und Vorliebe des einzelnen Forschers eingesetzt wurde¹⁰.

Im gegebenen Fall erwies sich ein kumulatives Skalierungsmodell als angemessen, um die Kalküle der Abgeordneten in den Abstimmungen zu formalisieren¹¹. Solche Meßmodelle sind dann anwendbar, wenn in Entscheidungssituationen Alternativen implizit oder explizit präsent sind. Dies ist typisch für verfassungsgebende Versammlungen, in denen ja eine neue politische Ordnung gegen den Status quo durchgesetzt werden soll. Prägnant kommt dieser Sachverhalt in der zeitgenössischen Terminologie zum Ausdruck, in der von „Beharrungs“- und „Bewegungspartei“ die Rede war. Der Status quo bildete über Serien von Voten die relevante Entscheidungsalternative und markierte zugleich einen der beiden Pole der Präferenzskalen aller Abgeordneten. Das ist ein Umstand, der das Problem der Ermittlung von politischen Orientierungen durch Abstimmungsanalysen in entscheidender Weise vereinfacht. Denn unter der weiteren Voraussetzung, daß Abgeordnete und Abstimmungsgegenstände über den gleichen Bereich des politischen Kontinuums streuen – wofür in unserer Untersuchungssituation die Beobachtung spricht, daß die Vorlagen von den Abgeordneten selbst formuliert und eingebracht wurden –, lassen sich dann Abstimmungen und Abgeordnete in eine korrespondierende Rangordnung bringen. Die resultierende Skala hätte idealiter die Eigenschaften einer Guttman-Skala. In offenen Entscheidungssituationen, die nicht durch fixierte Alternativen strukturiert werden, sollten dagegen nichtkumulative unfolding Modelle angewendet werden.

In unserer Untersuchungssituation stellte sich nun die Frage, ob sich die namentlichen Abstimmungen einer oder mehreren kumulativen Skalen zuordnen lassen und wie sich die Abgeordneten auf die Skalenpositionen verteilen. Hätte Robert Dahl mit seiner These von der „natürlichen Vielfalt“ der Repräsentation politischer Präferenzen recht, so müßten sich eine Mehrzahl unterschiedlicher Skalen und eine annähernde Gleichverteilung der Abgeordneten auf die Skalenpositionen beobachten lassen; Maurice Duvergers „natürlicher Bipartismus“ müßte hingegen in einer eindimensional-bimodalen Konfliktstruktur resultieren.

¹⁰ Vgl. Menno Wolters, *Interspace Politics*, Leiden 1984.

¹¹ Vgl. Heinrich Best/E. Josef Zimmermann, Dimensionen politischer Konflikte. Die Analyse von namentlichen Abstimmungen in Parlamenten mit dem Verfahren der Mokken-Skalierung, in: Heinrich Best/Helmut Thome, *Neue Methoden der Analyse historischer Daten*, St. Katharinen 1991.

Als Verfahren zur Rekonstruktion der parlamentarischen Konfliktstrukturen wurde die Mokken-Skalierung eingesetzt¹². Es ist dies eine stochastische Version des Guttman-Modells, das ja von der rigorosen Annahme einer deterministischen Relation zwischen der empirisch zugänglichen Beobachtungsebene und der Konstruktebene ausgeht. Dies ist eine wenig realistische Annahme, und Guttman-Skalen, die dem Kriterium folgen, daß einem Beobachtungspunkt nur ein Punkt auf einem latenten Kontinuum entspricht, sind in der empirischen Sozialforschung denn auch extrem selten. „Latent-structure“-Modelle wie die Mokken-Skalierung gehen demgegenüber davon aus, daß für Abweichungen zwischen dem Guttman-Modell und der beobachteten Realität außer Mehrdimensionalität auch unscharfe Valenzen der items verantwortlich sein können. Danach besteht zwischen einem Indikator und einer latenten Einstellungsdimension eine probabilistische Beziehung: Die Mokken-Skalierung läßt sich dementsprechend als eine Variante des Guttman-Modells mit einem freien Parameter formalisieren. Auf die Technik der Skalenbildung selbst kann hier nicht näher eingegangen werden. Das Kriterium der Skalierbarkeit von items und der Skalenhomogenität ist bei Mokken Loevinger's Homogenitätskoeffizient (H), der zwischen Eins und Null variiert.

Die Analysen des Abstimmungsverhaltens mit dem Verfahren der Mokken-Skalierung hatten ein prägnantes Ergebnis, das in den Grundzügen zwischen beiden Untersuchungsgruppen übereinstimmt. Wählt man den hohen Wert von $H > 0.5$ als Einschlußkriterium für die Aumahme einer Abstimmung in eine Skala, dann lassen sich in der Frankfurter Nationalversammlung 79 von 90 (= 88%) der Voten und in der Assemblée nationale Constituante 66 von 86 Abstimmungen (= 77%) jeweils einer Hauptskala zuordnen. Die für die Hauptskalen errechneten Gesamt-Homogenitätskoeffizienten erreichen sehr hohe Werte, gleiches gilt für die Prüfstatistik DELTA*. Die Homogenität eines Itemsatzes reicht jedoch nicht hin, um zu entscheiden, ob eine Skala vorliegt, die eine Eigenschaftsdimension eines Sachverhaltes abbildet. Dazu muß zusätzlich geklärt werden, ob die in die Hauptskala aufgenommenen Abstimmungen einem gemeinsamen „Bedeutungsuniversum“ zugehören, das heißt, einem „Sinnzusammenhang, ... für den ein konkreter Satz von Indikatoren als operationale Definition verstanden werden kann“¹³. In Abstimmungsanalysen ist es sonst üblich, diesen Sinnzusammenhang aus den manifesten Inhalten der Vorlagen zu erschließen. Das ist ein problematisches Vorgehen, weil sich dabei gewöhnlich ein hoher Arbeitsaufwand mit einem unerfreulich großen Ermessensspielraum bei der Deutung von Abstimmungstexten verbindet. Im gegeb-

¹² Eine Beschreibung des Verfahrens findet sich u.a. bei Kees Niemöller/Wijbrandt van Schuur, *Stochastic Models for Unidimensional Scaling: Mokken and Rasch*, in: David McKay u.a. (Hrsg.), *Data Analysis in the Social Sciences*, London 1983, S. 120-146.

¹³ Erwin K. Scheuch/Helmut Zehnpfennig, *Skalierungsverfahren Sozialforschung*, in: *Handbuch der empirischen Sozialforschung*, Bd. 3a, 3. Aufl., Stuttgart 1974, S. 99. 14.

nen Fall verfügen wir jedoch über leistungsfähige externe Kriteriumsvariablen, die eine zuverlässigere Zuordnung ermöglichen: In beiden Versammlungen bildeten sich mehr oder weniger ephemere Fraktionen oder „Protofraktionen“, die von den Beteiligten und den zeitgenössischen Beobachtern nach einem Rechts-Links-Schema geordnet wurden. Wenn die Skalen, wie erwartet, Positionen auf einem Rechts-Links-Kontinuum messen, dann müßten die Abgeordneten vom äußersten rechten Flügel über die Mitte zum linken Flügel hin abnehmende durchschnittliche Skalenwerte aufweisen.

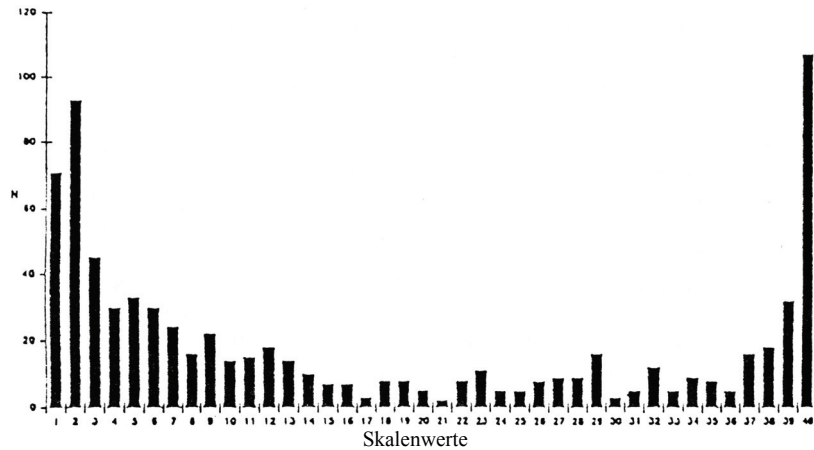
Das Ergebnis einer Varianzanalyse der Skalenwerte mit der Fraktionszugehörigkeit als Klassifikationsvariable unterstützt für beide Untersuchungsgruppen nachdrücklich die Annahme, daß die Skalen Positionen auf einem Rechts-Links-Kontinuum abbilden: Die historisch überlieferten und die aus dem Abstimmungsverhalten ermittelten Positionen von Fraktionen und Protofraktionen auf dem Rechts-Links-Kontinuum sind nahezu identisch¹⁴ (s. Schaubilder 1 und 2).

Aufschlüsse über die Mechanismen, die den Prozeß der Formierung von Konfliktgruppen steuerten, ergeben sich, wenn man die Besetzung der Skalenpositionen betrachtet. Dann zeigt sich ein markant bimodales Muster: In beiden Versammlungen konzentrierten sich die Fälle auf die äußeren Skalenpositionen. Dieses Ergebnis der Skalenanalysen unterstützt die Annahme, daß das Abstimmungsverhalten einer Entscheidungslogik folgte, bei der der Status quo über Serien von Voten die gleichbleibende Alternative bildete. „Mehrdimensionalität“ und strategisches Abstimmungsverhalten hätten dagegen zu überzufällig häufigen Inkonsistenzen in den Abstimmungsmustern oder einer stärkeren Besetzung des Mittelbereichs der Hauptskalen führen müssen. Die beobachteten Verteilungen sind dagegen ein starkes Argument für die These eines „natürlichen Bipartismus“, wie sie u.a. Maurice Duverger vertreten hat: Das Ergebnis politischer Freiheit war nicht promiskuitive Pluralität, sondern ein eindimensionales und polarisiertes Konfliktmuster.

Hier stellt sich die Frage, warum in beiden Versammlungen, die in markant unterschiedlichen Kontexten zusammentraten, isomorphe und rigide Konfliktstrukturen entstanden. Einen „Zwang zur Konsistenz“ setzte sicherlich der Umstand, daß namentliche Abstimmungen öffentlich sind und Abweichungen der Abgeordneten von den Verhaltenserwartungen durch andere Akteure sanktioniert werden können. Doch erklärt dieser Sachverhalt nicht, warum sich in beiden Versammlungen polare Konfliktstrukturen ausprägten, was im übrigen ja auch den frühparlamentarischen Vorbehalten gegenüber „Parteiungen“ jeder Art widersprach und die beobachteten Konstellationen zu einem Beispiel für ungeplante, ja unerwünschte Folgen politischen Handelns macht.

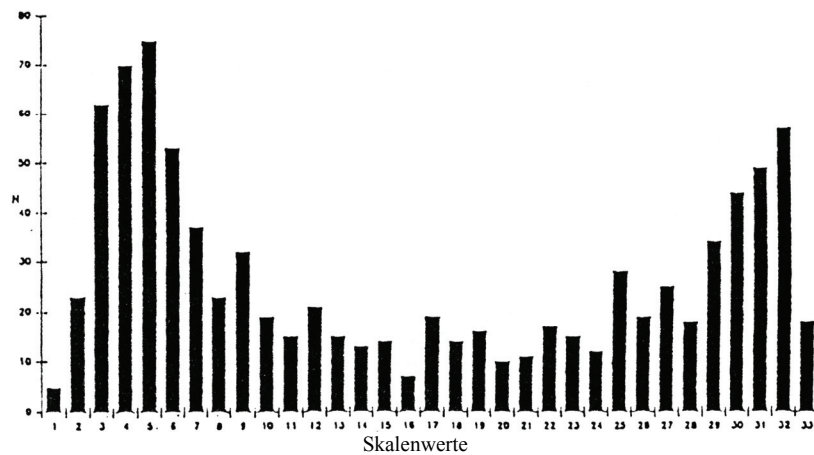
¹⁴ Vgl. Best/Zimmermann, Dimensionen (Anm. 11).

Schaubild 1: Abgeordnete der Frankfurter Nationalversammlung 1848/49:
Skalenwerte auf der Links-Rechts-Skala (Mokken-Skala)



Anmerkung: 79 Items (in der Darstellung wurden je zwei benachbarte Skalenpositionen zusammengefaßt); $H = 0.76$, Delta-Star = 946.91

Schaubild 2: Abgeordnete der Assemblée Nationale Constituante 1848/49:
Skalenwerte auf der Links-Rechts-Skala (Mokken-Skala)



Anmerkung: 66 Items (in der Darstellung wurden je zwei benachbarte Skalenpositionen zusammengefaßt); $H = 0.76$, Delta-Star = 752.56

In Anlehnung an Überlegungen und Systematisierungen von John W. Kingdon¹⁵ wird hier ein dynamisches Modell der Strukturbildung in parlamentarischen Versammlungen vorgeschlagen, das von der Überlegung ausgeht, daß die Formierung politischer Konfliktgruppen in Parlamenten den Koordinationsanforderungen kontinuierlicher Entscheidungsbildung unter kompetitiven Bedingungen folgt. In vereinfachter Weise läßt es sich wie folgt darstellen: Ein primärer Prozeß der Gruppenbildung wird dadurch ausgelöst, daß Abstimmungen in Parlamenten – wie andere rationale Entscheidungen auch – Transaktionskosten verursachen, die sehr hoch werden können, wenn sich Abgeordnete mit Serien von Vorlagen befassen müssen, zu deren Bewertung großes Fachwissen erforderlich ist oder die nur schwer absehbare politische Folgen haben. In solchen Situationen werden Abgeordnete versuchen, ihre Informationskosten zu senken, indem sie ihr Abstimmungsverhalten an solchen Kollegen orientieren, die sie für sachlich kompetent oder besonders vertrauenswürdig ansehen. Im Insider-Jargon der amerikanischen Parlamentarier wird dieser Vorgang mit „cue-taking“ bezeichnet. Die Entstehung von Protofraktionen in Parlamenten läßt sich danach als das Ergebnis einer Spezialisierung und Arbeitsteilung deuten. (Proto-) Fraktionen bilden die Foren der Kommunikation, in denen Abgeordnete entweder ihr jeweiliges Expertenwissen austauschen oder Informationen über den Preis der Verpflichtung zu Konformität in Abstimmungen zu erlangen suchen. Gelingt es, verschiedene Handlungsalternativen in einem niederdimensionalen Konfliktraum zu lokalisieren, so führt dies zu einer weiteren kognitiven Entlastung der parlamentarischen Akteure. Ronald Heiner hat darauf aufmerksam gemacht, daß unter turbulenten Handlungsbedingungen, wie sie für Revolutionen typisch sind, die Tendenzen zur Realitätsvereinfachung besonders ausgeprägt sind¹⁶. Solche Argumente begründen jedoch eher die Eindimensionalität der Konfliktstrukturen, weniger ihre Polarität, die wir vor allem dem Bemühen der Parlamentarier zurechnen, ihre Durchsetzungsmacht zu steigern. Die primären parlamentarischen Gruppen verstetigten sich und tendierten zur weiteren Aggregation infolge der parlamentarischen Mehrheitsregeln: Stabile Mehrheiten über Zeit werden belohnt – das gilt selbst für die Verabschiedung von Einzelgesetzen mit dazugehörigen Amendments. Bedenkt man, daß politische Konflikte auch Kämpfe um Machtpositionen sind, so wird eine weitere Knappheitsregel ins Spiel gebracht, die im Argument der „minimal winning coalition“ formalisiert wurde: Kleine Mehrheiten führen zu einer günstigeren Relation zwischen der Anzahl der im Konkurrenzkampf um die Macht verfügbaren Positionen und der Anzahl der durch Zugehörigkeit zur

¹⁵ Vgl. John W. Kingdon, Models of Legislative Voting, in: The Journal of Politics, 39/1977, S. 563-595.

¹⁶ Vgl. Ronald Heiner, The Origin of Predictable Behavior, in: American Economic Review, 73/1983, S. 560-589.

Mehrheitsgruppe zur Ämterappropriation berechtigten Aspiranten¹⁷. Schließlich gilt: Eine polarisierte Struktur erhöht die Mitgliederstabilität der parlamentarischen Konfliktgruppen, denn bei sonst gleichen Bedingungen ist in einem Zweiparteiensystem für den Austritt oder das Ausscheiden im Durchschnitt ein höherer Preis zu zahlen als in einer Mehrparteienstruktur¹⁸. Fassen wir die Argumente zusammen, dann erklärt sich die beobachtete eindimensional-bipolare Konfliktstruktur aus dem Zusammenwirken von drei Hauptfaktoren der Strukturbildung: (1) der Notwendigkeit, die Transaktionskosten der parlamentarischen Entscheidungsbildung zu senken, (2) der Tendenz, die Durchsetzungsmacht der parlamentarischen Konfliktgruppen zu steigern und dabei (3) einen möglichst starken Solidaritätsdruck auf die Gruppenmitglieder auszuüben.

Die Differenzierung und Verstetigung politischer Konfliktgruppen wird hier als ein autokatalytischer Differenzierungs- und Institutionalisierungsprozeß, als das ungeplante Ergebnis des parlamentarischen Entscheidungshandelns der einzelnen Abgeordneten modelliert. Tatsächlich widersprach die Formierung kohärenter und relativ disziplinierter Abstimmungsblöcke dem Prinzip der ungebundenen Stimmabgabe, das für die liberale Lehre von der freien Repräsentation konstitutiv ist. Zugleich dürfen wir die parlamentarischen Konfliktstrukturen nicht einfach als ungestörte Abbilder gesellschaftlicher Spannungslinien auffassen. Die verfassungsgebenden Versammlungen wurden vor der Entstehung organisierter Massenparteien und der Formierung sozio-ökonomischer Interessengruppen auf gesamtstaatlicher Ebene gewählt. Vielmehr gilt: Die Weise, in der sich die politischen Konfliktgruppen in den Parlamenten ausdifferenzierten und verstetigten, überformte auch den gesellschaftlichen Prozeß der Entstehung von Massenparteien und politischen Bewegungen.

Die Entscheidungen der Parlamente entfalteten das Relief der kognitiven Landkarten, auf denen in den öffentlichen Debatten die politischen Konfliktthemen verortet wurden. So vollzog sich in Deutschland die Spaltung der zunächst politisch heterogenen Vaterländischen Vereine in einen konstitutionellen und einen demokratischen Flügel unter dem Eindruck der Frankfurter Zentralgewaltsdebatten im Juni 1848, deren Ergebnis ein konstitutionell-monarchisches Reichsoberhaupt als Spitze des Gesamtstaates vorwegnahm¹⁹. Die Organisationsbildung der neuen Massenparteien und politischen Bewegungen ging zum Teil unmittelbar von den Fraktionen und Protofraktionen in den Konstituanten aus. Das trifft beispielsweise für die demokratischen Fraktionen

¹⁷ Vgl. L.C. Dodd, Party Coalitions in Multiparty Systems. A Gametheoretic Analysis, in: *American Political Review*, 68/1974, S. 1093-1117.

¹⁸ Vgl. Boudon, *Logik* (Anm. 4), S. 38; vgl. auch Michael Hechter, A Theory of Group Solidarity, in: ders., *The Microfoundations of Macrosociology*, Philadelphia 1983, S. 16-57.

¹⁹ Vgl. Wolfram Siemann, *Die deutsche Revolution von 1848/49*, Frankfurt a.M. 1985, S. 100.

des linken Flügels der Paulskirche zu, die im Frühjahr 1849 die Dachorganisation des „Zentralmärzvereins“, der ersten deutschen Massenpartei mit insgesamt 950 Ortsvereinen und ca. 500 000 Mitgliedern, bildeten²⁰. Im Frankreich der Zweiten Republik blieb die Fraktionsbildung ebenso wie die Parteibildung ephemer. Doch präfigurierte die Konfliktstruktur der Pariser Konstituante die beiden politischen Tendenzen, die noch heute die französische Politik bestimmen: „Elle est l’ancêtre authentique de toute idéologie de gauche tandis qu’elle fournit précédent et modèle pour tous les centres droit à venir“, wie es Maurice Agulhon formulierte²¹.

Zu vereinfachend wäre es jedoch, den Prozeß der Formierung einer politischen Konfliktstruktur analog Karl Deutschs bekanntem Kaskadenmodell als einen einseitig von der Elitenebene ausgehenden Kommunikations- und Institutionalisierungsprozeß zu beschreiben. An einer dynamischen Analyse der Strukturbildung in den beiden Versammlungen läßt sich dagegen zeigen, daß Interventionen aus anderen Bereichen des politischen Handlungsfeldes unter bestimmten Bedingungen die Konfliktstrukturen in den Parlamenten verändern konnten.

Genese und Transformation der parlamentarischen Konfliktgruppen in den Parlamenten lassen sich in unseren Daten an den Schwankungen der zeitlich geordneten H-Koeffizienten nachzeichnen. Sie wurden als Homogenitätsmaße eingeführt, in denen die Übereinstimmung des Antwortmustervektors einer einzelnen Vorlage mit dem generellen Abstimmungsmuster zum Ausdruck kommt. Im Grenzfall einer eindimensional-homogenen Konfliktstruktur müßten alle Abstimmungen in einem Parlament eine Skala bilden. Strukturbildung als ein Prozeß, der von einer Situation relativer Strukturlosigkeit ausgeht und zu einem stabilen Konfliktmuster führt, müßte sich

- (a) in einem Anstieg der H-Koeffizienten bis zu einem Sättigungswert nahe 1 und nachfolgender Stabilität der Homogenitätskoeffizienten und/oder
- (b) in einer abnehmenden mittleren Varianz der Homogenitätskoeffizienten bei fortschreitender Sequenzposition ausdrücken.

Die Abbildungen 3 und 4 zeigen die Positionen der H-Koeffizienten als Sterne im Koordinatensystem. Die durchgezogenen Linien bezeichnen die Verläufe der exponentiell gewichteten Gleitmittelwerte der H-Koeffizienten. Die gestrichelten Linien stellen die gleitenden Standardabweichungen dar.

Im Fall der deutschen Abgeordneten sind die gleitenden Mittelwerte der Homogenitätskoeffizienten anfangs annähernd stationär. Der erwartete Prozeß der Institutionalisierung einer Konfliktstruktur kommt aber zunächst erwartungsgemäß in der abnehmenden Streuung der H-Koeffizienten während der Konstituierungsphase der Nationalversammlung zum Ausdruck. Ab September

²⁰ Manfred Botzenhart, *Deutscher Parlamentarismus in der Revolutionszeit 1848-1850*, Düsseldorf 1977, S. 402 f.

²¹ Maurice Agulhon, *1848 ou l’apprentissage de la République 1848-1852*, Paris 1973, S. 230.

1848 ordneten sie sich in einem schmalen Wertebereich. Doch hatte diese Konsolidierung keinen Bestand, denn zunehmend geriet die Auseinandersetzung um rechte und linke Positionen, die sich vereinfachend als eine Kontroverse um die soziale Reichweite politischer und ökonomischer Partizipationsrechte deuten läßt, unter den Einfluß einer zweiten Konfliktfront: den großdeutsch-kleindeutschen Gegensatz, in dem es um die territoriale Reichweite einer deutschen Nationalstaatsbildung, die Frage nach der Einbeziehung des österreichischen Kaiserstaats ging²². Abstimmungen, die diesem Konfliktfeld zuzuordnen sind, bilden eine zweite Mokken-Skala, der 33 Abstimmungen zugeordnet werden. 28 dieser Abstimmungen sind auch Bestandteil der Hauptskala. Auch in dieser Phase gab es jedoch Abstimmungen, in denen weiter nach dem Bewertungsschema des links-rechts-Gegensatzes entschieden wurde. Wir beobachten also die komplizierte Situation eines „unvollendeten Realignments“, einer Konfliktstruktur, die kurzfristig zwischen zwei Zuständen wechselte, auf die gleichzeitig zwei unterschiedliche Mechanismen der Strukturbildung einwirkten. In der Wertereihe kommt dies in einer stark zunehmenden Streuung der Homogenitätskoeffizienten zum Ausdruck. In der Konsequenz überlastete die Kreuzung politischer Konfliktlinien die institutionellen Strukturen und informellen Prozeduren der Entscheidungsbildung, die sich bis Sommer und Herbst 1848 herausgebildet hatten. In diesem Spannungsfeld zermürbten und zerbrachen schließlich die Gesinnungs- und Handlungsgemeinschaften, die die Grundlage der Fraktionsbildung und der Bindung der Abgeordneten an ihre Mandate gewesen waren. Die Spaltung der Nationalversammlung in sezessionisierende Teilversammlungen und der vorzeitige Auszug vor allem österreichischer Abgeordneter aus dem Parlament sind Symptome dieses Zerfalls²³.

Während in Deutschland Fluktuationen der Homogenität des Abstimmungsverhaltens in den Streuungsmaßen zum Ausdruck kommen, wobei die gemittelten H-Koeffizienten zunächst annähernd stationär sind, beobachten wir in der Pariser Konstituante nach dem erwarteten Anstieg ausgeprägte Schwankungen dieser Wertereihe. Erst ab Herbst 1848 pendelt sich die Reihe bei fortdauernden Fluktuationen auf einen stetigen Verlauf ein. Der Befund koinzidiert mit der in Frankreich ephemeren Struktur parlamentarischer Fraktionen. Zwar waren auch die „Reunionen“ in der Pariser Konstituante nach einem Rechts-Links-Schema differenziert, doch entwickelten sie im gesamten Untersuchungszeitraum keine stabilen Organisationsstrukturen, fluktuierte ihr Anhang, vermochten sie vor allem nicht das Prinzip der gebundenen Stimmabgabe bei ihren Teilnehmern durchzusetzen²⁴. Der links-rechts-Gegensatz war hier also nicht in Koalitionen und Kollisionen formal organisierter Konfliktgruppen

²² Vgl. Best, *Bildung und Besitz* (Anm. 5), S. 344-349.

²³ Vgl. ebd., S. 448-454.

²⁴ Vgl. Paul Bastid, *Doctrines et institutions politiques de la Seconde République*, Bd. 1, Paris 1945, S. 213-216 u.ö.

institutionalisiert, sondern ein informelles Ordnungsschema, das aber vor allem durch die Orientierung auf die wechselnden Regierungen der Zweiten Republik Kontur erhielt. Mit der Etablierung des Präsidialregimes Louis Napoléon Bonapartes formierte sich ein gouvernementales Lager, dem eine linke Opposition gegenüberstand. Damit gewann der links-rechts-Gegensatz als handlungssteuerndes Konfliktmuster an Prägnanz und Stabilität. Der Fraktionszwang, der in der Frankfurter Nationalversammlung zunächst Konformität des Abstimmungsverhaltens bewirkte, hatte in Frankreich in den Interventionen der Regierung, vor allem durch Patronage und Klientelismus, ein Äquivalent.

Schaubild 3: Abstimmungen in der Frankfurter Nationalversammlung: H_i Koeffizienten in sequentieller Ordnung (durchgezogene Linie: gleitende Mittelwerte, gestrichelte Linien: gleitende Standardabweichungen)

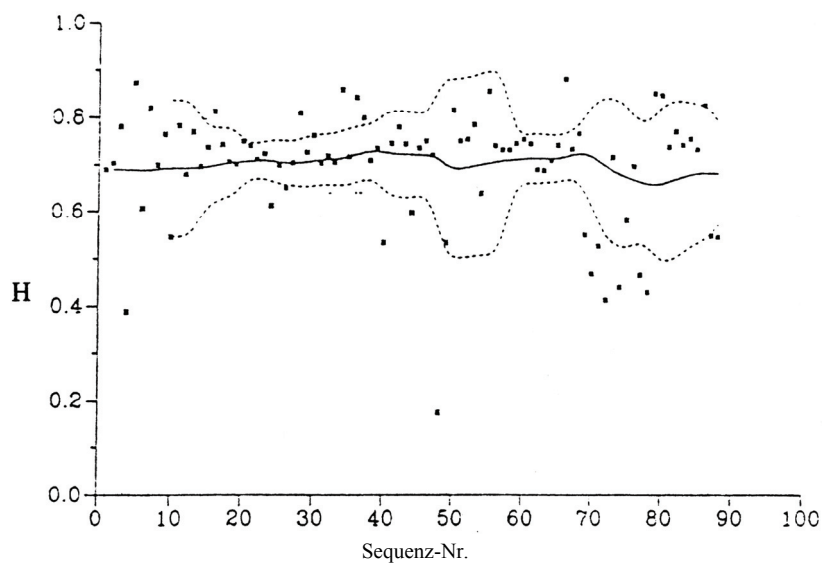
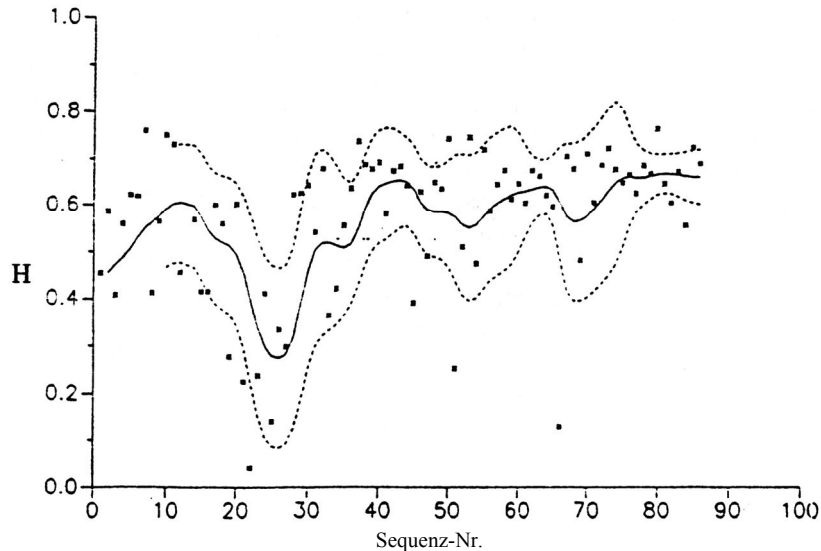


Schaubild 4: Abstimmungen in der Assemblée Nationale Constituante:
H_iKoeffizienten in sequentieller Ordnung (durchgezogene Linie: gleitende
Mittelwerte, gestrichene Linien: gleitende Standardabweichungen)



Festzuhalten bleibt, daß der zeitliche Ablauf der Strukturbildung in beiden Parlamenten in der Tat phasenweise als ein fortschreitender Differenzierungs- und Institutionalisierungsprozeß beschrieben werden kann, in dessen Verlauf sich diffuse und inhomogene Orientierungen verstetigten und institutionell verfestigten. Offensichtlich begünstigt die Logik der Entscheidungsbildung in Parlamenten die Formierung „einfacher“ Strukturen, in denen sich Handlungsalternativen in niederdimensionalen Konfliktträumen anordnen und sich Abgeordnete in polarisierten Konfliktgruppen gegenüber treten. Diese Deutung wird auch durch den Umstand gestützt, daß das in beiden Konstituanten beobachtete Konfliktmuster in sehr ähnlicher Weise in anderen „Parlamenten der ersten Stunde“ auftrat: so im Kongreß der Vereinigten Staaten, im französischen Konvent von 1792 oder in der mexikanischen Konstituante von 1917²⁵. Andererseits hat aber die Rekonstruktion der Dynamik des Prozesses der Strukturbildung gezeigt, daß es eine unzulässige Verkürzung wäre, Parlamente ausschließlich als Interaktionssysteme zu modellieren, deren Strukturbildung

²⁵ Vgl. Peter H. Smith, *The Making of the Mexican Constitution*, in: William O. Aydelotte (Hrsg.), *The History of Parliamentary Behavior*, Princeton N.J. 1977, S. 186-224; Alison Patrick, *The Men of the First French Republic: Political Alignments in the National Convention of 1792*, Baltimore 1987; John Hoadley, *The Emergence of Political Parties in Congress, 1789-1803*, in: *American Political Science Review*, 74/1980, S. 757-779.

„selbstreferentiell“ dem Erfordernis folgt, die Komplexität von Problemlagen zu verringern und Konfliktgruppen zu stabilisieren. Gerade der Fall Deutschland liefert mit dem großdeutsch-kleindeutschen Konflikt das Beispiel dafür, daß auch äußere Problemlagen intervenieren und einen Grad an „Sperrigkeit“ erreichen können, der sich jedem Versuch zur Realitätsvereinfachung widersetzt. Die Formierung einer zweiten Konfliktfront um die territoriale Reichweite der Nationalstaatsbildung, die man unter normativen Gesichtspunkten vielleicht als erwünschte Antwortbereitschaft eines Parlaments auf die Pluralität der vielfach parzellierten politischen Landschaft Deutschlands bewerten könnte, erwies sich tatsächlich als ein Desaster für den Parlamentarisierungsprozeß: Im Spannungsfeld sich kreuzender Konfliktlinien zermürbten und zerbrachen schließlich jene parlamentarischen Gesinnungs- und Handlungsgemeinschaften, die vielleicht in der Lage gewesen wären, das politische Programm der Reichsverfassung gegenüber den traditionellen Machträgern zu verwirklichen. Daran lassen sich weitere allgemeine Überlegungen anknüpfen wie die, daß zwischen der Responsivität und der Handlungsfähigkeit parlamentarischer Führungsgruppen eine inverse Beziehung besteht und beide Elemente parlamentarischer Entscheidungsbildung in einem Spannungsverhältnis stehen. Die Folgen des Gegenspiels von Konformitätsdruck und Distraktionskräften werden in den phasierten Verläufen der beiden Wertereihen prägnant abgebildet. Hier müßte weitere Forschung über die Vermittlungsprozesse zwischen der inner- und außerparlamentarischen Handlungsebene ansetzen. In dieser Untersuchung sollte vor allem deutlich gemacht werden, daß eine historisch-politische Soziologie nicht lediglich als Analyse sozialen Wandels oder Lieferantin von Datenpunkten für Makroanalysen, deren Beobachtungseinheiten ganze Gesellschaften sind, von Belang ist. Auch und gerade für die Modellierung sozialer Interaktionssysteme ist die historische Perspektive unverzichtbar. Die Geschichte ist eine begnadete Arrangeurin von Konstellationen, in denen sich das, was uns heute als eingeschliffene Routine, als Sediment menschlicher Erfahrung und als soziale Institution begegnet, einspielte und verfestigte. Zwar kann ein Sachverhalt nicht lediglich durch die Erzählung seiner Entstehungsgeschichte verstanden werden, wie das die sogenannten historischen Erklärungen suggerieren, doch ist es notwendig, seine Geschichte zu kennen, denn erst in ihrem Verlauf finden sich die Elemente und kommen die Gesetze zur Anwendung, die ihn in seiner gegenwärtigen Erscheinung kennzeichnen.

Eine ökonomische Interpretation der Verfassung? Die Assemblée nationale Constituante und die Frankfurter Nationalversammlung im Spannungsfeld sozialökonomischer Interessen

Heinrich Best *

Abstract: Best geht der Frage nach, inwieweit die politischen Konfliktgruppen, die sich in den verfassungsgebenden Versammlungen in Frankfurt und Paris formierten, als Ausdrucksformen sozialökonomischer Interessen interpretieren lassen, inwieweit also eine „ökonomische Interpretation der Verfassung“ (Charles Beard) möglich und sinnvoll ist. Theoretisch bezieht sich Best insbesondere auf die Grundzüge einer politischen Soziologie *avant la lettre*, wie sie von Karl Marx und Alexis de Tocqueville entwickelt wurden. – Die empirische Basis liefern die Mitglieder der beiden verfassungsgebenden Versammlungen, die fast zeitparallel von Mai 1848 bis zum Frühjahr 1849 in Paris und Frankfurt tagten. – Best stellt fest, daß „Klasse“ und „ökonomisches Interesse“ in beiden Versammlungen keine angemessenen Kategorien sind, um die Bestimmungsgründe politischer Gruppenbildungen in den beiden konstituierenden Versammlungen zu beschreiben. Die Ergebnisse des Vergleichs zwischen beiden konstituierenden Versammlungen konvergieren im bestimmenden Einfluß territorialer Bindungen auf die politischen Handlungsorientierungen der Mitglieder beider Versammlungen. Dies ist komplementär zur Widerlegung der Interessenthese: Region, nicht Klasse ist die entscheidende Variable, wenn das politische Verhalten der Abgeordneten erklärt werden soll.

I.

Man muß kein Anhänger des Historischen Materialismus sein, um der Vermutung Plausibilität abgewinnen zu können, daß Auseinandersetzungen um die Grundsätze, nach denen politische Gemeinwesen organisiert werden sollen, und die Konfliktgruppen, die sich im Streit um die Durchsetzung dieser Grundsätze bilden, interessengeleitet sind. Politische Verfassungen und gesellschaftliche Ungleichheitsordnungen sind so eng aufeinander bezogen, daß ihr Wandel in Modernisierungstheorien als ein zusammenhängendes Ganzes beschrieben werden konnte – was allerdings Asynchronität der Entwicklungen

* Reprint of: Heinrich Best (2001): Eine ökonomische Interpretation der Verfassung? Die Assemblée nationale constituante und die Frankfurter Nationalversammlung im Spannungsfeld sozialökonomischer Interessen, in: Martin Kirsch und Pierangelo Schiera (Hrsg.), Verfassungswandel um 1848 im europäischen Vergleich, Duncker & Humblot: Berlin 2001, S. 81-100.

und daraus resultierende Spannungslagen nicht ausschließt.¹ In der Bindung der Staatsbürgerrechte an soziale Qualifikationen, deren Bestimmung und Grenzziehung ja bis in die unmittelbare Gegenwart den politischen Streit nährt, wird dieser Zusammenhang am unmittelbarsten greifbar.

In den Jahren 1848/49, in denen in weiten Teilen Europas die etablierten politischen und gesellschaftlichen Ordnungen zur Disposition standen, zumindest aber erschüttert waren, wurde die Frage nach der Reichweite sozialer und politischer Partizipationsrechte zu einem Kernpunkt der Verfassungsdebatten.² Unmittelbar und mittelbar waren mit dieser Frage materielle Interessen verknüpft: Das allgemeine und gleiche Männerwahlrecht eröffnete auch jenen Schichten der Bevölkerung Einfluß auf die Verteilung gesellschaftlichen Reichtums, die nicht zum bevorrechtigten „pays légal“ der Steuerbürger gehörten, und bedrohte die Ansprüche der Etablierten; die Einführung der republikanischen Staatsform mit einem gewählten Präsidenten an der Spitze der Exekutive verhiess seiner Klientel bevorzugten Zugang zu den Stellen im Staatsdienst; die Ausweitung der Staatstätigkeit in die Gewerbe- und Sozialpolitik bedeutete mehr und direktere Eingriffe in die Markt- und Arbeitsbeziehungen – um hier nur einige Implikationen zu nennen. Den Akteuren auf der Vorderbühne der Macht und großen Teilen ihres Publikums waren diese Folgewirkungen bewußt, wie die heftigen zeitgenössischen Debatten und die zügige Etablierung eines Lobbyismus der Interessengruppen an den Versammlungsorten der Nationalversammlungen zeigen.³ Mit dem Wegfall der vorrevolutionären Beschränkungen der Publikations-, Versammlungs- und Organisationsfreiheit, der Anwendung eines allgemeinen oder dem allgemeinen angenäherten Männerwahlrechts bei den Wahlen zu den verfassungsgebenden Nationalversammlungen, die für sich die Kompetenz zur Neugestaltung der politischen Ordnung beanspruchten, und den Ansätzen zur Formierung politischer Parteien vereinigten sich 1848 in Deutschland und Frankreich erstmals die Hauptzüge des Institutionengefüges moderner repräsentativer Demokratien und damit auch die Bedingungen formal freier Interessenartikulation.

In diesem Beitrag soll nun der Frage nachgegangen werden, inwieweit tatsächlich die politischen Konfliktgruppen, die sich in den verfassungsgebenden Versammlungen in Frankfurt und Paris formierten, als Ausdrucksformen sozi-

¹ Vgl. u.a. Samuel P. Huntington, *Political Order in Changing Societies*, New Haven u. London 1968, S. 72 ff.

² Jörg-Detlef Kühne, *Die Reichsverfassung der Paulskirche. Vorbild und Verwirklichung im späteren deutschen Rechtsleben*, Frankfurt 1985, S. 157-302; Paul Bastid, *Doctrines et Institutions politiques de la Seconde République*, 2 Bde., Paris 1945 u. Jaques Godechot, *Les constitutions de la France depuis 1789*, 2. Aufl., Paris 1994, S. 253-262.

³ Heinrich Best, *Interessenpolitik und nationale Integration 1848/49*, Göttingen 1980, S. 209-279; Heinz-Gerhard Haupt u. Friedrich Langer, *Bürger – Kleinbürger – Arbeiter. Klassenbildung und Gesellschaftsreform in Deutschland und Frankreich*, in: Dieter Dowe et al. (Hrsg.), *Europa 1848. Revolution und Reform*, Bonn 1998, S. 815-840.

alökonomischer Interessen interpretieren lassen, inwieweit also eine „ökonomische Interpretation der Verfassung“ möglich und sinnvoll ist – um hier den Titel von Charles Beards klassischem, aber umstrittenen Werk zur amerikanischen Verfassung aus dem Jahr 1913 zu zitieren.⁴ Im theoretischen Ansatz beziehen wir uns insbesondere auf die Grundzüge einer politischen Soziologie *avant la lettre*, wie sie von Karl Marx und Alexis de Tocqueville als Zeitgenossen, Beobachter und Beteiligte der Ereignisse, von denen hier die Rede ist, entwickelt wurden.⁵ Das Nachwirken ihrer Arbeiten läßt sich – ohne daß dabei allzuviel ideengeschichtliche Archäologie vonnöten wäre – noch in den Grundlinien der heutigen politischen Soziologie auffinden. Wenn es zutrifft, daß sich die Dinge dort am schärfsten erkennen lassen, wo sie zum ersten Mal auftreten, ist auch ein besonderes theoretisches und empirisches Interesse an den Revolutionen von 1848 und den sich in ihnen ausbildenden politischen Ordnungen gerechtfertigt.

II.

Die empirische Basis unserer Untersuchungen liefern die Mitglieder der beiden verfassungsgebenden Versammlungen, die fast zeitparallel von Mai 1848 bis zum Frühjahr 1849 in Paris und Frankfurt tagten: In ihnen formierten sich die Konfliktgruppen, zwischen denen die Auseinandersetzungen um die Konstruktion der Verfassungen, die Politik der Regierungen und die angemessenen Reaktionen auf die revolutionären Massenbewegungen ausgetragen wurden.⁶ Zugleich bildeten diese Konfliktgruppen, die vor allem in der Paulskirche eine Kohärenz ähnlich der moderner Parlamentsfraktionen entwickelten, die koordinierenden Zentren weitläufiger Netze lokaler Vereine, in denen sich die Strukturen von Parteiorganisationen ankündigten: in Frankreich etwa die „solidarité républicaine“ der radikalen Republikaner und das „comité de l'union électorale“ des konservativen „parti de l'ordre“, in Deutschland der vor allem der von Fraktionen des linken Flügels der Frankfurter Nationalversammlung (FNV) getragene „Zentralmärzverein“, dem in rund tausend angeschlossenen Zweigvereinen etwa 500000 Mitglieder angehörten, der weniger erfolgreiche „Nationale Verein“ des liberal-konstitutionellen Lagers und der „Katholische Verein“

⁴ Charles A. Beard, *An Economic Interpretation of the Constitution*, New Haven 1913.

⁵ Insbes. Karl Marx, *Der Achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte*, Berlin (Ost) 1965 (zuerst 1852) u. ders., *Die Klassenkämpfe in Frankreich 1848 bis 1850*, in: Karl Marx u. Friedrich Engels, *Ausgewählte Werke in sechs Bänden*, Bd. 2, Frankfurt a.M. 1970, S. 8-125 (zuerst 1850); Alexis de Tocqueville, *Erinnerungen* (mit einer Einleitung von Carl J. Burckhardt), Stuttgart 1954 (franz. zuerst 1893).

⁶ Heinrich Best, *Die Genese politischer Konfliktstrukturen: Modelle und Befunde zur Entstehung von Fraktionen und Parteien in West- und Mitteleuropa*, in: HansDieter Klingemann et al. (Hrsg.), *Politische Klasse und politische Institutionen. Probleme und Perspektiven der Elitenforschung* (Dietrich Herzog zum sechzigsten Geburtstag), Opladen 1991, S. 107-121.

Deutschlands“, in dem sich der politische Katholizismus zu formieren begann.⁷ In den meisten genannten Fällen bildeten Fraktionsausschüsse entweder die Dachorganisationen der werdenden Parteiorganisationen, zumindest aber waren Parlamentsmitglieder maßgeblich an den Führungsgremien beteiligt. Damit wurden die parlamentarischen Handlungsräume zu Arenen, in denen sich jene ideellen und institutionellen Differenzierungsprozesse vollzogen, die in mittelbarer und unmittelbarer Kontinuität spätere Parteibildungen vorwegnahmen. In den Worten von Maurice Agulhon und mit Bezug auf die Pariser Assemblée nationale constituante (ANC): „Elle est l’ancêtre authentique de toute l’idéologie de gauche ... tandis qu’elle fournit précédent et modèle pour tous les centre droite à venir.“⁸ Zwar gilt, daß diese Prozesse der Formierung politischer Konfliktgruppen an Entwicklungen anknüpfen konnten, die zum Teil lange vor 1848 angesetzt hatten: in den deutschen Landtagen die Gegenüberstellung einer „Beharrungs-“ und einer „Bewegungspartei“, die sich selbst wieder jeweils zu differenzieren begannen – etwa in Demokraten und konstitutionelle Liberale, während in Frankreich bereits in den 1790er Jahren wesentliche Konfliktkonstellationen der Zweiten Republik präfiguriert worden waren. Was aber das Jahr 1848 in Deutschland wie in Frankreich zu einer der wichtigsten Verzweigungen in der Entwicklung zur modernen Massendemokratie machte, war die Verbindung von sozialstruktureller Verankerung und organisatorischer Formierung politischer Konfliktgruppen mit einer breiten Mobilisierung und Politisierung der Bevölkerung.

Dies wird etwa an einem Vergleich der Wahlen zum Konvent des Jahres 1792 mit denen zur ANC des Jahres 1848 deutlich, die beide auf der Grundlage eines allgemeinen Männerwahlrechts durchgeführt worden waren: 1792 beteiligten sich nur rund 6%, 1848 dagegen 83% der Berechtigten – ein außerordentlich hoher Wert, der in Frankreich erst wieder 1928 übertroffen wurde.⁹ Gewählt wurde 1848 in Frankreich nach einem relativen Mehrheitswahlrecht in einen offenen Listenverfahren, bei dem die Departements die Wahlkreise bildeten. Auch in Deutschland gab es 1848 eine „Partizipationsrevolution“ (Ch. Tilly), die sich allerdings nicht in dem prägnanten Indikator der Wahlbeteiligung bündeln läßt, denn die Wahlakten der Frankfurter Nationalversammlung sind nach ihrer Auflösung verloren gegangen. So sind dann nur eine Reihe regionaler und lokaler Wahlergebnisse bekannt, die markante Abweichungen der Partizipationsniveaus erkennen lassen. Insgesamt dürfte die Beteiligung an

⁷ Pierre Lévêque, Die revolutionäre Krise 1848-1851 in Frankreich. Ursprünge und Ablauf u. Michael Wettengel, Parteibildung in Deutschland. Das politische Vereinswesen in der Revolution von 1848, in: D. Dowe et al. (Hrsg.), Europa 1848, S. 106-117 u. S. 701-738.

⁸ 1848 ou l’apprentissage de la République 1848-1852, Paris 1973, S. 230.

⁹ Alison Patrick, The Men of the First French Republic, Baltimore 1972; Alain Lancelot, L’abstentionisme électoral en France, Paris 1968.

den Primärwahlen bei etwa 50% der Berechtigten gelegen haben.¹⁰ Auch dies war ein durchaus respektabler Wert angesichts der Tatsache, daß es im größten Teil Deutschlands vor 1848 keine gesamtstaatlichen Repräsentativorgane gegeben hatte. Eine flächendeckende Wahlverweigerung gab es allerdings in den überwiegend von Tschechen bewohnten Gebieten Mittelböhmens und Teilen der Oberkrain, also im heutigen Slowenien. In den auf dem Gebiet des Deutschen Bundes im April 1848 ausgeschriebenen Wahlen zur Frankfurter Nationalversammlung wurde in fast allen Einzelstaaten ein an das Kriterium der Selbständigkeit gebundenes Wahlrecht praktiziert, das zwischen 5% und 25% der erwachsenen Männer ausschloß. Es wurde zusätzlich durch ein indirektes Wahlverfahren domestiziert, das die Bestimmung der Abgeordneten Versammlungen von Wahlmännern übertrug.

III.

Trotz der formalen Abweichungen der Wahlrechte und der offenkundigen Unterschiede der Politiktraditionen zwischen Frankreich und den Territorien des Deutschen Bundes wiesen die konstituierenden Versammlungen, die im Mai 1848 in Paris und Frankfurt zusammentraten, ähnliche Züge auf: In Deutschland wie in Frankreich hatte die Ausweitung der Partizipationsrechte weithin in eine Bestätigung der etablierten gesellschaftlichen Machtorganisation und Autoritätsordnung gemündet.¹¹ Die Privilegierten von Bildung und Besitz waren in beiden Versammlungen nahezu unter sich. Der Anteil der Klein- und Unterbürgerlichen lag in den ANC bei ca. 5%, in der FNV nur bei etwa 1 %, die Anteile der akademisch Gebildeten dagegen in der ANC bei 75%, in der FNV bei 87%. In Frankreich hatte damit der „pays réel“ den alten „pays légal“ der Julimonarchie bestätigt, denn vermutlich drei Viertel der Mitglieder der Konstituante erfüllten die vormalige Zensusqualifikation für das passive Wahlrecht. Etwa die Hälfte der Pariser Abgeordneten hatte in der Julimonarchie Wahlämter innegehabt, rund zwei Drittel hatten als Staatsbedienstete oder politische Funktionsträger den Eid auf Louis Philippe geschworen.

Auch im Deutschen Bund wurde, neben einer allgemeinen Besitz- und hier vor allem Bildungsqualifikation, der spezifische Machtbezug der sozialen Stellung zum Hauptkriterium der Aufnahme in den Kreis der Mandatsträger.

¹⁰ Raymond Huard, *Le suffrage universel en France 1848-1946*, Paris 1991, S. 30-38; Manfred Botzenhart, *Deutscher Parlamentarismus in der Revolutionszeit 1848-1850*, Düsseldorf 1977, S. 141-160.

¹¹ Umfassend zur Zusammensetzung der Nationalversammlungen in Paris und Berlin: Heinrich Best, *Die Männer von Bildung und Besitz. Struktur und Handeln parlamentarischer Führungsgruppen in Deutschland und Frankreich 1848/49*, Düsseldorf 1990, S. 58-243 u. ders., *Strukturen parlamentarischer Repräsentation in den Revolutionen von 1848*, in: Dowe et al. (Hrsg.), *Europa 1848*, S. 629-669.

Während für Frankreich eher eine „Vergesellschaftung“ politischer Macht durch Private, insbesondere besitzbürgerliche Notablen und die „Kapazitäten“ aus dem Anwaltsstand charakteristisch war, beobachten wir in Deutschland eher eine Verlängerung „staatsständischer Herrschaft“ (R. Koselleck) in das Parlament. 56% der Abgeordneten der FNV gehörten bei Mandatsantritt dem unmittelbaren oder mittelbaren Staatsdienst an, wobei die Figur des lokalen Amtsträgers, der häufig jurisdiktionelle, polizeiliche und administrative Funktionen in seiner Stellung verband, in den ländlichen Gebieten Österreichs, Bayerns und im ostelbischen Preußen einen überproportionalen Anteil hatte. In den Südwest- und nordwestdeutschen Klein- und Mittelstaaten trat dieses Element dagegen zurück, und es bildeten hier wie Frankreich Anwälte die größte Berufskategorie. Hier dominierte auch ein in Wahlämtern politisch vorerfahrenes Personal, das wiederum in den Territorien der vor 1848 verfassungslosen Einzelstaaten des Deutschen Bundes kaum Bedeutung hatte.

Auch wenn sich die Rekrutierung der Parlamentarischen Führungsgruppen in Deutschland wie in Frankreich als ein sozial hoch selektiver Prozeß vollzog, waren die aus ihm hervorgehenden Versammlungen also keineswegs homogen: Die Abgeordneten unterschieden sich im Hinblick auf ihre Abhängigkeiten, Loyalitäten, Interessenlagen und Vorerfahrungen. In ihren Biographien verbanden sich diese Komponenten zu Konfigurationen von Prädispositionen, die zu einem bestimmungsbedürftigen und bestimmbareren Grad ihre politischen Orientierungen und ihr Verhalten in den verfassungsgebenden Versammlungen beeinflussten. Hier liegt das empirische Material für eine sozialstrukturelle Interpretation der politischen Konfliktgruppen, die sich in beiden Versammlungen nach ihrem Zusammentritt in einem Prozeß der programmatischen und organisatorischen Differenzierung, der Aggregation und Polarisierung formierten. In diesen Prozeß wurden – mit wenigen Ausnahmen – fast alle Abgeordneten einbezogen, auch wenn sie sich nicht einer der entstehenden Fraktionen oder „Reunionen“ in den beiden Versammlungen anschlossen. Es war dies ein Vorgang, der durch politische Vorerfahrungen und ältere Bindungen beeinflusst, aber nicht determiniert wurde. Nur jeweils 20% der Abgeordneten in beiden Versammlungen hatten vor 1848 in einem Parlament gesessen.¹²

Ihre politischen Positionen bei dem Eintritt in die Nationalversammlungen waren vielfach unbestimmt und festigten sich erst allmählich in einem improvisierten Prozeß, den Karl Biedermann in seinen „Erinnerungen an die Paulskirche“ eindrucksvoll beschreibt: „Überhaupt war das damalige Parteiwesen noch ein äußerst unbefangenes und harmloses. Die neu angekommenen Abgeordneten liefen scharenweise von einem Club zum anderen, um sich zu orientieren und die ihren politischen Neigungen und Ansichten entsprechende Stelle auszufinden, wobei denn Mancher durch puren Zufall, landsmannschaftliche Ver-

¹² Best, Männer von Bildung und Besitz, S. 169-178.

bindungen und gesellige Sympathien hier oder dort haften blieb und weit mehr seine Ansichten der unbedacht gewählten Parteistellung anbequemte, als diese jenen. Nicht bloß die Rechte, auch die Linke ... war in einem solchen schwankenden, halbflüssigen Zustande begriffen, obschon letztere jedenfalls ungleich besser organisiert und wenigstens ihrem Kern nach schon ziemlich in sich gefestigt war“.¹³ Ähnliche Schilderungen finden sich in Tocquevilles Erinnerungen an die formative Phase der Pariser Konstituante.¹⁴

Serielle Analysen der namentlichen Abstimmungen haben aber ergeben, daß sich in Frankfurt wie in Paris bald als eindeutig dominante Konfliktkonstellation die polarisierte Gegenüberstellung eines linken und rechten Flügels herausbildete, deren wesentliche „Sinnkomponente“ auf allgemeinsten Ebene die Auseinandersetzung um die Reichweite politischer und sozialer Gleichheits- und Partizipationsrechte war.¹⁵ Konfliktfelder, die sich nicht in dieses Grundmuster einordnen ließen, wie etwa die Auseinandersetzungen zwischen Großdeutschen und Kleindeutschen in der FNV, blieben zeitlich begrenzt und wurden nach ihrer Entscheidung sogleich wieder vom rechts-links Gegensatz überlagert. Wir verfügen also mit den Positionen der Abgeordneten auf dem rechts-links Kontinuum über einen Indikator, der einen unmittelbaren Vergleich zwischen beiden Versammlungen ermöglicht, wobei natürlich beim jeweils unterschiedlichen Stand sozialer und politischer Entwicklung in beiden Gebieten „links“ und „rechts“ inhaltlich mit unterschiedlichen Entscheidungsalternativen verbunden sein konnten. Eine gemeinsame „Eichung“ der Positionen auf dem links-rechts Kontinuum ermöglicht jedoch in beiden Versammlungen deren Abweichung vom vorrevolutionären Status quo: je größer die Abweichung, desto „linker“ die Position. Ein zweiter Vorteil dieses Vorgehens ist, daß es eine politische Positionsbestimmung fast aller Abgeordneten ermöglicht, also auch jener großen Anzahl, die sich keiner der Fraktionen oder Reunions formal anschloß oder deren Zugehörigkeit unsicher ist.

IV.

Nach dieser Skizze des „explanandums“ der Untersuchung soll die Fragestellung noch einmal reformuliert und zugespitzt werden: Läßt sich die Konfrontation zwischen einem linken und rechten Flügel in beiden Versammlungen als ein Ausdruck sozioökonomischer oder soziokultureller Konflikte interpretieren, wobei hier insbesondere ökonomische Interessenlagen in den Mittelpunkt gestellt werden?

¹³ Karl Biedermann, *Erinnerungen aus der Paulskirche*, Leipzig 1849, S. 6 f.

¹⁴ Tocqueville, *Erinnerungen*, S. 157-175.

¹⁵ Best, *Männer von Bildung und Besitz*, S. 484-531; ders., *Genese politischer Konfliktstrukturen*, S. 111-121. Teile des nachfolgenden Textes wurden aus Best, *Männer von Bildung und Besitz*, S. 357 ff. u. 374 ff. übernommen.

Die Grundlinien eines interessentheoretischen Ansatzes, der politische Konflikte auf Klassenkonflikte zurückführt, die wiederum in unterschiedlichen „Arten des Eigentums“ begründet sind, hat Karl Marx in exemplarischer Weise in seinen zeitgeschichtlichen Studien über die Zweite Republik entwickelt, also jener historischen Episode, die auch das Material für unsere Untersuchung liefert.¹⁶ Besonders der „Achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte“ enthält neben einer frühen Version des Klassenbegriffs Elemente einer Theorie der Massendemokratie in der kapitalistischen Gesellschaft, die später zur Theorie des Bonapartismus und der marxistisch-leninistischen Faschismustheorie ausgebildet wurden.¹⁷ Es wäre nun, um einen Lieblingsausdruck von Marx zu verwenden, „borniert“, wollte man die generellen theoretischen Aussagen in seinen Schriften über die Zweite Republik einem empirischen Test unterziehen, für den die nicht konzipiert wurden. Sie bilden Vorstufen für ein eschatologisches System der Geschichtsdeutung, das nicht an einzelnen empirischen Befunden, sondern nur am Lauf der Geschichte selbst scheitern kann. Hier sollen deshalb nur jene seiner Aussagen zusammengefaßt und „operationalisiert“ werden, die als partielle Hypothesen über die Prädisposition politischer Orientierungen der parlamentarischen Führungsgruppen Frankreichs durch Klasseninteressen aufgefaßt werden können. Der Umstand, daß Marx seine Analysen der sozialen Komposition und der ideologischen Positionen politischer Konfliktgruppen vorwiegend auf die Betrachtung des Geschehens in der Pariser Konstituante gründet, fördert diese Absicht: Die Aprilwahlen hätten in Frankreich den „Volkskultus“ der Februartage beendet und statt des „eingebildeten Volkes“ das „wirkliche Volk ans Tageslicht [gebracht], das heißt, die Repräsentanten der verschiedenen Klassen, worin es zerfällt Insofern habe die Nationalversammlung „die Nation“ repräsentiert.¹⁸

Die politischen Konflikte der Zweiten Republik wurden von Marx auf eine im ersten Hinsehen eindeutige Weise mit Gegensätzen materieller Interessen begründet. So die Spaltung der Rechten in rivalisierende dynastische Fraktionen: Was Orleanisten und Legitimisten „auseinander hielt, es waren keine sogenannten Prinzipien, es waren ihre materiellen Existenzbedingungen, zwei verschiedene Arten des Eigentums, es war der alte Gegensatz von Stadt und Land, die Rivalität zwischen Kapital und Grundeigentum“.¹⁹ Der Spaltung der Rechten in eine „orleanistische“ Fraktion der industriellen und der Finanzbourgeoisie einerseits und eine „legitimistische“ Fraktion der grundbesitzenden Bourgeoisie andererseits entsprach auf der Linken die Spaltung zwischen „kleinbürgerlichen“ Demokraten und „proletarischen“ Sozialisten.

¹⁶ K. Marx, Brumaire; ders., Klassenkämpfe.

¹⁷ Vgl. u. a. Richard Saage, Faschismustheorien. Eine Einführung, Hamburg 1981.

¹⁸ K. Marx, Klassenkämpfe, S. 31 u. ders. Brumaire, S. 22.

¹⁹ Ebd., S. 44 f.

Während den an den Flügeln des politischen Kontinuums platzierten Parteien ein eindeutiges Klasseninteresse zugeordnet wurde, galt dies nicht für die gemäßigten „Bourgeois“-Republikaner. Sie bildeten „keine durch große gemeinsame Interessen zusammengehaltene und durch eigentümliche Produktionsbedingungen abgegrenzte Fraktion der Bourgeoisie. Es war eine Koterie von republikanisch gesinnten Bourgeois, Schriftstellern, Advokaten, Offizieren und Beamten ...“.²⁰ Offen blieb allerdings, worin diese republikanischen Gesinnungen, wenn nicht in materiellen Interessen, begründet waren. Die Bonapartisten ließ Marx ebenso wenig als eine „ernsthafte Fraktion der Bourgeoisieklasse“ gelten und kennzeichnete sie als „eine Sammlung alter, abergläubischer Invaliden und junger, ungläubiger Glücksritter“.²¹ Eher beiläufig erwähnte er damit Klientelbeziehungen und Patronagemacht als weitere Elemente, die politische Konfliktgruppen abgrenzen und zusammenhalten können.

Möglicherweise erklärt sich diese Beiläufigkeit damit, daß hier zwar ein Bezug auf Interessen besteht, nämlich solchen an „Revenuen“ aus „Staatsgehalten“, aber keine spezielle „Art des Eigentums“ involviert ist. Einen Unterschied zwischen Besitz- und Einkommensklassen, der es erlauben würde, auch den Staatsbeamten ein spezifisches „Klasseninteresse“ zuzuordnen, machte Marx nicht. Er verwies lediglich auf das massive materielle Interesse der französischen Bourgeoisie an der „Staatsmaschinerie“, in der sie „ihre überschüssige Bevölkerung unterbringt“ und „in der Form von Staatsgehalten [ergänzt], was sie nicht in der Form von Profiten, Zinsen, Renten und Honoraren einstecken kann“.²² Andererseits verleihe die vom König auf den Präsidenten übergegangene Befugnis, die Stellen im öffentlichen Dienst zu vergeben, diesem unmittelbare Kontrolle über „IV2 Millionen Existenzen denn soviel hängen an den 500000 Beamten und an den Offizieren aller Grade“.²³ Doch selbst wenn man die Staatsbeamten zur Klientel jenes politischen Lagers rechnet, das mit der stellenvergebenden Exekutive verbunden ist, ließ sich großen Teilen des politischen Kontinuums kein eindeutiges Klasseninteresse zuordnen – dies galt vor allem für die gemäßigten Republikaner –, während andererseits die politischen Positionen mancher Klassen nicht eindeutig durch ihre materiellen Interessen festgelegt wurden. Bekannt ist Marx’ Beispiel der französischen Parzellenbauern, die unfähig seien, ihr Klasseninteresse im eigenen Namen, „sei es durch ein Parlament, sei es durch einen Konvent geltend zumachen. Sie können sich nicht vertreten, sie müssen vertreten werden“.²⁴

Dies übernahmen mit Anwälten und Journalisten vorzugsweise die juristischen und publizistischen „Kapazitäten“ der Bourgeoisie. Sie standen nach

²⁰ Ebd., S. 26.

²¹ Ders., *Klassenkämpfe*, S. 68.

²² Ders., *Brumaire*, S. 59.

²³ Ebd.

²⁴ Ebd., S. 117 f.

Marx zur Disposition verschiedener politischer Konfliktgruppen, bildeten aber vor allem das Reservoir politischer Führer für die demokratische Linke, deren proletarisch-kleinbürgerliche Klassenbasis – anders als die Großbourgeoisie aber ebenso wie die „Parzellenbauern“ – ihre Interessen auch unter den Bedingungen des allgemeinen Wahlrechts nicht selbst politisch vertreten könne.²⁵

Wenn das interessentheoretische Modell auch für die deutsche Untersuchungsgruppe spezifiziert werden soll, besteht eine Schwierigkeit darin, daß Engels' Schrift über „Revolution und Konterrevolution in Deutschland“, im Gegensatz zu Marx' parallelen Studien über die Zweite Republik, keine differenzierenden Analysen des Zusammenhangs zwischen Klassenlagen und politischen Orientierungen enthält. Man muß sich mit pauschalen Hinweisen auf eine „liberale Bourgeoisie“ und „kleinbürgerliche Demokraten“ begnügen.²⁶ Die These vom „Verrat der Bourgeoisie an den Zielen der Revolution von 1848“ impliziert jedoch, daß sich das deutsche Wirtschaftsbürgertum wegen seines Interesses an einer Garantie der bestehenden Eigentumsordnung mit der „Feudalreaktion“ verbündet und insofern eine rechte Position eingenommen habe.²⁷ Eine Komplikation besteht nun allerdings darin, daß das Wirtschaftsbürgertum und die großen Grundbesitzer in der Frankfurter Nationalversammlung wie auch in den einzelstaatlichen Parlamenten nur schwach vertreten waren und Engels auf eine weiter differenzierende Klassenanalyse politischer Konfliktgruppen verzichtete. Die Beamten und die freiberufliche Intelligenz, aus denen sich das Gros der parlamentarischen Führungsgruppen in Deutschland rekrutierte, wurden von ihm fast völlig ausgeblendet.

Um so größere Aufmerksamkeit erfuhren die Angehörigen dieser „Zwischen- und Nebenklassen“ von zwei anderen zeitgenössischen Beobachtern, dem Historiker Ludwig Häusser und dem Volkskundler Wilhelm Heinrich Riehl. Beide erkannten in den „Proletariern der Geistesarbeit“, also den unterbezahlten Beamten niederer Ränge, Advokaten, Journalisten, Lehrern und Privatdozenten, das Hauptrekrutierungsfeld des Führungspersonals der Linken. Die Begründung lieferte eine implizite und rudimentäre Theorie der Statusinkonsistenz: Politischer Radikalismus entstehe durch den „schneidenden Widerspruch“ zwischen „materieller Stellung“ und „Bedürfnis“, zwischen „eingebildeter gesellschaftlicher Stellung“ und „wirklicher Plazierung“.²⁸ Der Begriff des „Geistesproletariats“ erfaßte prägnant diese widersprüchliche Konstellation, deren Ursachen Riehl in der Überfüllung des akademischen Arbeitsmarktes

²⁵ Ebd., S. 48 u. 59.

²⁶ Friedrich Engels, *Revolution und Konterrevolution in Deutschland*, in: Karl Marx und Friedrich Engels, *Ausgewählte Werke*, Bd. 2, Frankfurt 1970 (zuerst 1851-1852), S. 188 u.ö.

²⁷ Ders., *Der Bauernkrieg*, in: K. Marx u. F. Engels, *Werke*, Bd. 2, S. 141.

²⁸ Ulrich Engelhardt, *„Bildungsbürgertum“. Begriff- und Dogmengeschichte eines Etiketts*, Stuttgart 1986, S. 139; Ludwig Häusser, *Denkwürdigkeiten zur Geschichte der badischen Revolution*, Heidelberg 1851, S. 105-108.

vermutete.²⁹ Die „Revolution der Intellektuellen“³⁰ hatte also durchaus auch einen Bezug auf (materielle) Interessen, auf eine Sicherung „standesgemäßer“ Alimentierung und eine Verbesserung des (Rechts-) Status akademischer Berufe mit der Implikation einer Garantie autonomer Handlungschancen. Doch ist es zweifelhaft, ob das einfache Konstrukt des (materiellen) Interesses ausreicht, um den Zusammenhang zwischen sozialer Lage und politischen Gesinnungen hinreichend zu erfassen.

V.

Das soll nun in einem empirischen Test unternommen werden, der Merkmale verknüpft, die einen empirischen Bezug haben auf

- die Klassenlage der Abgeordneten – angezeigt durch die Tatsache und die Art des Besitzes an Produktionsmitteln,
- die ständische Lage – hier empirisch erfaßt durch Besitz und Dignität des Adelstitels,
- die Abhängigkeit von einem stellenvergebenden und Disziplinargewalt übenden Dienstherrn – angezeigt durch die Zugehörigkeit zum Staatsdienst und
- „Statusinkonsistenz“ – angezeigt durch eine Kombination akademischer Bildung mit geringem Einkommen und Berufsprestige.

Als Analyseverfahren haben wir mit der Multiplen Klassifikationsanalyse (MCA) eine Variante der mehrfaktoriellen Varianzanalyse eingesetzt.³¹ Die Interpretation der Ergebnisse geht aus von der Variation von Mittelwerten einer metrischen abhängigen Variablen – im gegebenen Fall sind dies die (standardisierten) Werte der aus dem Abstimmungsverhalten der Abgeordneten gewonnenen rechts-links Skalen – zwischen den Kategorien mehrerer nominalskalierter unabhängiger Variablen („Faktoren“) – dies sind hier die zur sozioökonomischen Positionsbestimmung der Abgeordneten verwendeten biographischen Merkmale. In einem zweiten Verfahrensschritt werden „bereinigte“ Mittelwerte berechnet, die sich ergeben, wenn die Einflüsse der übrigen unabhängigen Variablen konstant gehalten werden. Der Gesamteffekt der Faktoren vor und nach Anpassung bezüglich der Haupteffekte der übrigen unabhängigen Variablen wird durch die ETA- und BETA-Koeffizienten angezeigt,

²⁹ Wilhelm Heinrich Riehl, *Die Bürgerliche Gesellschaft*, 2. Aufl. 1854, S. 280. Vgl. auch Leonor O’Boyle, „The Problem of an Excess of Educated Men in Western Europe, 1800-1850“, in: *Journal of Modern History*, 1970, S. 471-495.

³⁰ Vgl. Lewis Namier, 1848: *The Revolution of the Intellectuals*, Garden City 1964.

³¹ Frank M. Andrews et al., *Multiple Classification Analysis. A Report on a Computer Program for Multiple Regression Using Categorical Predictors*, 2. Aufl., Michigan 1973; H. Best, *Männer von Bildung und Besitz*, S. 481 ff.

der gesamte Erklärungsbeitrag der additiven Effekte des interessentheoretischen Modells durch R^2 .

Tabelle 1:

Determinanten politischer Orientierung: das interessentheoretische Modell
(Abgeordnete der Assemblée nationale Constituante; abhängige Variable:
links-rechts Skala)

	N	Mittelwertabweichungen*		ETA	BETA
		unbereinigt	bereinigt		
<i>Adelsstand</i>					
Bürgerlich	762	0,10	0,10		
Adel nach 1789	34	-0,27	-0,22		
Adel vor 1789	92	-0,70	-0,68		
				0,26	0,25
<i>Hauptberuf 1848</i>					
Justiz	109	-0,10	-0,13		
Verwaltung	35	-0,40	-0,40		
Bildung	34	-0,01	-0,16		
Militär	45	-0,21	-0,10		
Klerus	14	-0,84	-0,94		
Unternehmen	119	0,00	-0,04		
Gutsbesitz	195	-0,17	-0,04		
Advokatur	263	0,10	0,05		
Publizistik	101	0,35	0,33		
Unterbürgerliche	45	0,40	0,30		
				0,23	0,20
<i>Statusinkonsistenz</i>					
Marginale Intelligenz	64	0,27	0,02		
Sonstige Position	829	-0,02	-0,00		
				0,08	0,00
<i>Nebenberuf</i>					
Besitz	59	-0,05	-0,15		
Publizistik	93	0,12	0,16		
Kein Nebenberuf	741	-0,01	-0,01		
				0,04	0,07

Gesamtdurchschnitt der links-rechts Skala = 0,00

N = 893

$R^2 = 0,11$

R = 0,33

* Positive Werte: Überwiegen linker Orientierungen

Tabelle 2: Determinanten politischer Orientierung: das interessentheoretische Modell (Abgeordnete der Frankfurter Nationalversammlung; abhängige Variable: links-rechts Skala)

	N	Mittelwertabweichungen*		ETA	BETA
		unbereinigt	bereinigt		
<i>Adelsstand</i>					
Bürgerlich	652	0,09	0,07		
Einfacher Adel	75	-0,45	-0,34		
Hochadel	39	-0,61	-0,50	0,21	0,17
<i>Hauptberuf 1848</i>					
Justiz	142	-0,16	-0,18		
Verwaltung	149	-0,13	-0,07		
Bildung	123	-0,13	-0,22		
Militär	17	-0,48	-0,36		
Klerus	34	-0,30	-0,56		
Unternehmen	54	0,10	0,21		
Gutsbesitz	58	-0,31	-0,05		
Advokatur	112	0,47	0,47		
Publizistik	66	0,47	0,35		
Unterbürgerliche	9	0,70	0,69	0,29	0,29
<i>Statusinkonsistenz</i>					
Marginale Intelligenz	41	0,52	0,08		
Nichtbesoldete Beamte	68	0,12	0,34		
Sonstige Position	657	-0,05	-0,04	0,13	0,11
<i>Nebenberuf</i>					
Staatsdienst	49	-0,38	-0,32		
Besitz	67	-0,23	-0,20		
Publizistik	121	0,13	0,11		
Kein Nebenberuf	529	0,03	0,03	0,13	0,11

Gesamtdurchschnitt der links-rechts Skala = 0,00

N = 766

$R^2 = 0,14$

R = 0,37

* Positive Werte: Überwiegen linker Orientierungen

Die Überprüfung des Interessenmodells mit dem Verfahren der MCA hat in beiden Untersuchungsgruppen ein in den Grundzügen ähnliches Ergebnis. Dies ist ein unvermuteter Befund, unterstellt man, daß aus unterschiedlichen Zuständen gesellschaftlicher Modernisierung auch unterschiedliche Ausprägungen politischer Konfliktstrukturen resultieren sollten. Überraschender noch: die in Frankreich deutlich stärkere Wirkung der Zugehörigkeit zum Adel widerspricht geradezu den Erwartungen. Während etwa in Frankreich nach der Re-

volution von 1789 ständische Privilegien und rechtliche Prärogativen gründlich beseitigt und auch während der Restauration nicht wieder eingeführt worden waren, hatte in Deutschland das Ancien régime in vielen gesellschaftlichen Bereichen überdauert; in Österreich war noch nicht einmal der Modernisierungsimpuls einer dauernden Besetzung durch französische Truppen wirksam geworden, wie dies in Preußen der Fall gewesen war. Es wäre deshalb plausibel gewesen, wenn in Deutschland politische Konflikte eher entlang der „Standeslinie“, in Frankreich eher entlang einer „Klassenlinie“ ausgetragen worden wären. Tatsächlich beobachten wir jedoch das Gegenteil: bei den französischen Abgeordneten war der Effekt der Zugehörigkeit zum Adel ausgeprägter als bei den deutschen.

Auch die Richtung der Wirkung des Berufs stimmt im Grundmuster in beiden Untersuchungsgruppen überein. So tendierten Angehörige des Staatsdienstes und der Geistlichkeit in der FNV wie in der ANC eher zum rechten Flügel, Publizisten und die in der Kategorie Klein- und Unterbürgerliche zusammengefaßten Handwerker, Kleinhändler, Arbeiter und Kleinbauern eher zur Linken. Diese Konstellation ist nicht weiter überraschend, erst die Naheinstellung wird hier einige bemerkenswerte Aspekte zeigen.

Dagegen wird die Marxsche Variante der Interessenthese durch den Befund für die Unternehmer und die Gutsbesitzer in ihren Kernaussagen erschüttert. Beide Kategorien waren unabhängig vom nationalen Kontext nach Kontrolle der Drittfaktoren nahe dem Mittelwert der links-rechts Skala plaziert; die Unternehmer im Fall der deutschen Untersuchungsgruppe sogar etwas zum linken Flügel hin verschoben. Bei den Gutsbesitzern kann durch weitere Mittelwertvergleiche überzeugend nachgewiesen werden, daß die vor Kontrolle der übrigen Faktoren vorhandene Rechtstendenz nahezu ausschließlich einem hohen Anteil des eher konservativen Adels an diesem Berufsbereich zuzuschreiben ist. Da die abhängige Variable eine symmetrisch bimodale Verteilungsform hat, läßt sich folgern, daß sich Unternehmer und bürgerliche Gutsbesitzer jeweils etwa zur Hälfte auf den linken und den rechten Flügel der Nationalversammlungen verteilten. Thesen von einer direkten Korrespondenz zwischen Klassenlage und politischen Orientierungen implizieren dagegen, daß sie sich – wenn nicht geschlossen, so doch zumindest überwiegend – dem parti de l'ordre oder der Rechten in der Paulskirche hätten anschließen müssen. Offensichtlich ist es jedoch unzulässig, die kommerzielle und Industriebourgeoisie oder die „landed interests“ als kollektive Akteure zu behandeln, deren einheitliches Klasseninteresse auch auf ihr politisches Handeln regulativ gewirkt habe. Der politische Aggregatzustand, in dem wir Wirtschaftsbürger und Gutsbesitzer in beiden Versammlungen antreffen, ist der der Spaltung. Nach unseren Befunden ist auch auszuschließen, daß der rechts-links Konflikt eine politische Emanation des Gegensatzes zwischen agrarischen und gewerblichen Interessen war, der

eine Hauptachse der Cleavage-Typologie von Seymour Martin Lipset und Stein Rokkan bildet³² und bereits von Marx in seiner Abgrenzung einer „orleanistischen“ Fraktion der industriellen und der Finanzbourgeoisie einerseits und einer „legitimistischen“ Fraktion der grundbesitzenden Bourgeoisie andererseits als eine soziale Spaltung mit politischen Folgen konzipiert wurde.

Die Statusinkonsistenz-These wird durch die Befunde besser, wenn auch nicht sehr eindrucksvoll unterstützt. So waren in der FNV nicht- und geringbezahlte Beamte der Eingangsstufen im Gegensatz zu den sonstigen Angehörigen des öffentlichen Dienstes eher auf dem linken Flügel platziert, ebenso in beiden Versammlungen die Angehörigen journalistischer und publizistischer Berufe. In der FNV sammelten sich die Anwälte überwiegend auf dem linken Flügel, in der Pariser Konstituante waren sie dagegen nahe dem Mittelwert platziert: In Frankreich wo die Gravamina anwaltlicher Standespolitik spätestens seit 1830 erfüllt waren,³³ fungierten die Advokaten tatsächlich ohne spezifische politische Präferenzen als „Kapazitäten“ beider rivalisierenden politischen Lager. Der Erklärungsbeitrag der Zugehörigkeit zu den „Geistesproletariern“ ist jedoch insgesamt gering. Bereits vor der Kontrolle der übrigen Faktoren erklärt er für die deutsche Untersuchungsgruppe nur rund 2 %, für die französische weniger als 1 % der Varianz der rechts-links Skala.

Geringe Werte ergeben sich auch für den Effekt nebenberuflicher Tätigkeit. Hier ist allenfalls bemerkenswert, daß „Besitz“ unabhängig vom nationalen Kontext dann eine stärker nach rechts disponierende Wirkung hatte, wenn er nur nebenberuflich verwaltet wurde. Dieses Ergebnis deutet darauf hin, daß ein spezifischer, wenn auch insgesamt nur schwacher Effekt eines ohne eigene unternehmerische Tätigkeit erzielten Renteneinkommens wirksam wurde. Die Vermutung, daß hier lediglich die „Ausstrahlung“ eines Hauptberufs gemessen wird, bestätigt sich nicht: „Besitz“ im Nebenberuf prädisponiert nach rechts, auch wenn wir die übrigen Faktoren kontrollieren. Doch ist dies lediglich ein residualer Einfluß, der äußerstenfalls modifizieren kann, was sich als ein Hauptergebnis der Überprüfung des Interessenmodells abzeichnet: Die so häufig unterstellte Beziehung zwischen einer durch Besitz definierten Klassenlage einerseits und politischen Orientierungen andererseits war in unseren Untersuchungsgruppen tatsächlich schwach und instabil.

Schwach ausgeprägt, aber konsistent ist der Befund für die Angehörigen der verschiedenen Zweige des Staatsdienstes und die ihm eng attachierte Geistlichkeit. In beiden Parlamenten waren Verwaltungsbeamte, Lehrer und Universitätsprofessoren, Richter, Offiziere und Geistliche vor und nach Kontrolle der übrigen Faktoren eher auf dem rechten Flügel platziert. Lediglich bei den Gymnasial- und Universitätsprofessoren in der Pariser Konstituante fiel der unkorrigierte Skalenwert etwa mit dem Gesamtmittelwert der Verteilung zusammen.

³² Cleavage Structures, Party Systems and Voter Alignments, New York 1967, S. 1-64.

³³ Francois Ponteil, Les Institutions de la France de 1814 a 1870, Paris 1966, S. 179 ff.

Auch in ihrem Fall verschiebt er sich aber bei Anpassung der übrigen Haupteffekte deutlich nach rechts. Die Deutung liegt nahe, daß generell die Bindung an die etablierte Staatlichkeit eine „rechte“ Prädisposition setzte, sei diese Bindung nun in Loyalität, dem Disziplinarrecht, oder Karrierekalkülen begründet gewesen. Dies ist ein Effekt, der angesichts eines Anteils von rund 56% Beamten in der FNV für die deutschen Abgeordneten eine besonders hervorzuhebende Bedeutung hatte. Eine nähere Betrachtung der Mittelwertverteilung läßt im übrigen einige Abweichungen zwischen den verschiedenen Kategorien des öffentlichen Dienstes und der hier ebenfalls zu subsumierenden Geistlichkeit erkennen. Sie weisen darauf hin, daß die Stärke der Disposition von der Art und von der Dichte der Patronage- und Loyalitätsbeziehungen abhing, mit denen die Angehörigen des öffentlichen Dienstes in beiden verfassungsgebenden Versammlungen vor 1848 an die etablierte Staatlichkeit und ihre Exponenten gebunden waren.

Festzuhalten bleibt, daß sich die politischen Orientierungen von Abgeordneten nicht einfach aus ihrer durch Besitz definierten Klassenlagen ableiten lassen. Unternehmer verteilten sich ungefähr zu gleichen Teilen auf beide politischen Lager, Gutsbesitzer – nach Kontrolle ihrer Standeszugehörigkeit – ebenfalls. Diese Befunde gelten für beide Untersuchungsgruppen: Weder in der Pariser Konstituante noch in der Frankfurter Nationalversammlung führten gemeinsame Klasseninteressen zu einer politischen Fusion der Angehörigen der „Bourgeoisie“. Dies gilt auch nicht für den *parti de l'ordre*, den Marx als das Ergebnis einer solchen Verschmelzung beschrieb.

VI.

Für die parlamentarischen Führungsgruppen Frankreichs und Deutschlands um die Mitte des 19. Jahrhunderts erweist sich somit die These, daß politische Orientierungen durch Klasseninteressen reguliert werden, als unzutreffend. Dieses Erkenntnis ist trotz ihrer sektoralen und raum-zeitlichen Begrenzung nicht belanglos, denn die von uns untersuchten Teileliten lieferten die ursprüngliche empirische Evidenz für die klassische Formulierung dieses Theorems. Hinzu kommt, daß mehrere gegenwartsbezogene empirische Studien zu ähnlichen Ergebnissen wie unsere Untersuchung geführt haben. Speziell für die Bourgeoisie scheint es danach schwer zu sein, eine „Klasse an und für sich“ zu werden; dies, obwohl sie doch einen privilegierten Zugang zu den materiellen und immateriellen Ressourcen der Gesellschaft und damit auch zu den Organisationsmitteln des Klassenkampfes hat. „Strukturelle Marxisten“ haben diesen Sachverhalt auf interne Spaltungen der „Kapitalistenklasse“ durch Interessen-

konflikte zurückgeführt.³⁴ Solche Gegensätze würden die Ausbildung eines einheitlichen Klasseninteresses und eines einheitlichen politischen Standpunktes der Bourgeoisie verhindern, der wiederum die Voraussetzung für die Kontrolle der Gesellschaft im Interesse des Kapitals sei. Der Staat übernehme es, in relativer Autonomie gegenüber den konkurrierenden Segmenten der „Kapitalistenklasse“, das Gesamtinteresse des Kapitals durchzusetzen. Doch auch diese Deutung läßt sich nicht mit unseren Daten vereinbaren, denn die politischen Spaltungen der Bourgeoisie vollzogen sich in beiden Untersuchungsgruppen nicht zwischen sondern „quer“ zu den „Fraktionen“ der industriellen, kommerziellen, grundbesitzenden oder Finanzbourgeoisie. Auch die Art ihrer Kapitaleinkünfte hatte demnach keinen spezifischen Effekt auf die politischen Orientierungen der Abgeordneten.

Die ausführliche Beschäftigung mit der klassentheoretischen Variante des interessentheoretischen Modells ist eher mit ihrer Verbreitung als mit ihrer Tragfähigkeit zu begründen. Bereits J. Schumpeter verwies auf den tautologischen Charakter der Rede von einem Bourgeoisieinteresse, „denn es gibt keine Politik – außer der der Vernichtung der Bourgeoisie –, von der nicht behauptet werden kann, daß, sie einem ökonomischen oder außerökonomischen Bourgeoisieinteresse dient, zumindest in dem Sinne, daß sie noch schlimmere Dinge abwehrt“.³⁵ Tatsächlich spricht wenig dafür, daß ein ökonomisches Interesse Gutsbesitzer, Industrielle oder Kaufleute auf eine bestimmte Staatsform oder Dynastie festlegte. In Frankreich waren viele der großen bürgerlichen Vermögen während der Ersten Republik entstanden, etwa durch den Ankauf von Kirchengütern oder der Besitzungen von Emigranten. Während des Ersten Empire hatte eine stark expandierende Staatsnachfrage, vor allem durch Heereslieferungen, und eine privilegierte Stellung französischer Produzenten auf den kontinentaleuropäischen Märkten glänzende Gewinnchancen eröffnet.³⁶ Die restaurierte Monarchie der Bourbonen erkannte die Besitzverschiebungen durch den Verkauf der Nationalgüter an und leitete in eine Phase der Konsolidierung über. Die Julimonarchie erhob schließlich die Maxime des „enrichissez vous“ zu ihrer offiziellen Politik. Unvermeidlich hatten einzelne Entscheidungen der verschiedenen Regierungen direkt oder indirekt die Interessen der einen oder anderen Anspruchsgruppe verletzt – man denke nur an die zollpolitischen Kontroversen während der 1840er Jahre³⁷ – doch hatte keines der Vor-

³⁴ N. Poulantzas, *Political Power and Social Classes*, London 1973; J. Allen Whitt, *Can Capitalists Organize Themselves?*, in: G. William Domhoff (Hrsg.), *Power Structure Research*, Beverly Hills u. London 1980. S. 97-114.

³⁵ Joseph A. Schumpeter, *Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie*, 3. Aufl., München 1972, S. 97.

³⁶ Vgl. u.a. Louis Bergeron, *Les capitalistes en France (1780-1914)*, Paris 1979. Guy P. Palmade, *Capitalisme et capitalistes français au XIX siècle*, Paris. 1961.

³⁷ Jürgen Hilsheimer, *Interessenverbände und Zollpolitik in den ersten Jahren der Dritten Republik*, in: *Francia* 4, 1976, S. 597 f.

gängerregime der Zweiten Republik seit 1789 eine ernsthaft oder gar prinzipiell gegen „die“ Bourgeoisie gerichtete Politik betrieben. Die Garantie des Eigentums war expliziter oder impliziter Bestandteil aller französischen Verfassungen seit 1791, die Zweite Republik hatte sie mit den Artikeln 11 und 12 der Novemberverfassung noch einmal auf dem Papier und mit der Niederschlagung des Juniaufstandes auf den Straßen von Paris in der politischen Realität bekräftigt.³⁸ Die historische Erfahrung sprach also dafür, daß sich die wirtschaftlichen Interessen der „Bourgeoisie“ mit unterschiedlichen Verfassungsformen vereinbaren ließen und unter der Herrschaft verschiedenen Dynastien zur Geltung gebracht werden konnten, wenn nur die allgemeinen Prinzipien der Rechtsstaatlichkeit, insbesondere die Garantie des Eigentums, gewahrt und die öffentliche Ordnung aufrecht erhalten wurden.

Im politischen Spektrum der Pariser Konstituante wurden diese Grundsätze nur von den wenigen sozialistischen Abgeordneten in Zweifel gestellt. Der Konsens reichte hier vom äußersten rechten Flügel bis fast an den Rand des linken Flügels. Die Entscheidung für eines der politischen Lager in der Konstituante von 1848 war – wenn wir die hoffnungslos minoritäre Variante des Sozialismus einmal ausnehmen – für Wirtschaftsbürger und Gutsbesitzer weitgehend interessenneutral; ihre Wahlfreiheit war sicherlich größer als die der Staatsbediensteten, deren Karriereaussichten mittelbar von der Staatsform und unmittelbar von der Besetzung der Staatsspitze abhingen.

Im Fall der deutschen Untersuchungsgruppe war die Situation ähnlich – wobei hier das Interesse an der Herstellung eines einheitlichen Binnenmarktes und der Beseitigung gewerbepolitischer Restriktionen das industrielle Bürgertum eher auf den linken Flügel verwies;³⁹ ein Sachverhalt, der im übrigen ja auch in unseren Daten zum Ausdruck kommt. Doch waren verfassungspolitische Grundsätze wie die monarchische Staatsform oder das allgemeine Wahlrecht keine eindeutig interessenpolitisch besetzten, wenn auch gelegentlich interessenpolitisch verwertbare Positionen. Ein gutes Beispiel liefert hierfür der erste deutsche Industriellenverband, der Allgemeine deutsche Verein zum Schutz der vaterländischen Arbeit, der noch im Frühjahr 1849 die Forderung nach dem allgemeinen Wahlrecht unterstützte und damit zumindest das Nebenziel verfolgte, auch Arbeiter in seine Kampagne für ein nationales Schutzzollsystem einzubeziehen.⁴⁰

³⁸ Michael Erbe, *Vom Konsulat zum Empire libéral. Ausgewählte Texte zur französischen Verfassungsgeschichte 1799-1870*, Darmstadt 1986, S. 203.

³⁹ H. Best, *Interessenpolitik*, S. 262 ff.

⁴⁰ Ferdinand Steinbeis, Bericht über die Vereins-Organisation (10. April 1849) in: H. Best, *Interessenpolitik*, S. 312 f.

VII.

Als Fazit kann festgehalten werden, daß „Klasse“ und „ökonomisches Interesse“ in beiden Versammlungen keine angemessenen Kategorien sind, um die Bestimmungsgründe politischer Gruppenbildungen in den beiden konstituierenden Versammlungen zu beschreiben. Erst nach 1848 begannen die Ära der Klassenpolitik und der Aufstieg von Arbeiterparteien. Es setzte damit ein Umbau sozialer Ordnungen ein, in denen nun Interessenbindungen an die Stelle von traditionellen Loyalitäten und paternalistischen Abhängigkeiten traten. Wenn es zutrifft, daß wir heute in den Demokratien Westeuropas das Ende der Klassenpolitik erleben – ein Sachverhalt, der unter Stichworten wie „Postmaterialismus“, „Entstrukturierung“ oder „Individualisierung“ diskutiert wird –, dann deutet sich an, daß dies die Vollendung eines säkularen Zyklus sein könnte, der von einer „prämaterialistischen“ Situation um die Mitte des 19. Jahrhunderts seinen Ausgang genommen hat.⁴¹

Andere Befunde zeigen, daß die Ergebnisse des Vergleichs zwischen beiden konstituierenden Versammlungen konvergieren im bestimmenden Einfluß *territorialer* Bindungen auf die politischen Handlungsorientierungen der Mitglieder beider Versammlungen konvergieren. Dies ist komplementäre Befund zur Widerlegung der Interessenthese: Region, nicht Klasse ist die entscheidende Variable, wenn das politische Verhalten der Abgeordneten erklärt werden soll. Es waren, wie an anderer Stelle gezeigt wurde, Instanzen und Akteure, die Alexis de Tocqueville unter dem Stichwort „*forces intermédiaires*“ behandelte, durch die zwischen den „*tempéraments politiques régionaux*“ und der parlamentarischen Arena vermittelt wurde.⁴² Dieser Befund läßt sich auch schwer mit Theorien politischer Modernisierung vereinbaren, die als Folge von Staats- und Nationsbildung, sozialer Mobilisierung, der wachsenden Kommunikation zwischen Gemeinden und Regionen eine Erosion lokal begründeter Solidaritäten und ihre Ersetzung durch Allianzen zwischen Gruppen oder Individuen mit ähnlichen Wertorientierungen erwarten. Frankreich, der seit langem konsolidierte Nationalstaat, der in wenigen Jahrzehnten die durchgreifenden Zentralisierungs- und Mobilisierungsschübe dreier Revolutionen mit der Beseitigung der im Ancien régime noch bestehenden territorialen Sonderrechte erfahren hatte, unterschied sich im Grad der Regionalisierung politischer Konfliktstrukturen nicht wesentlich von Deutschland, wo die parzellierte Territorialstruktur des Alten Reiches überdauert hatte. Die modernen Formen politischer Partizipation, die im Frühjahr 1848 eingeführt worden waren, übersetzten hier wie

⁴¹ H. Best, *Männer von Bildung und Besitz*, S. 464 ff.

⁴² Heinrich Best, *Politischer Regionalismus in Deutschland und Frankreich im intertemporal-interkulturellen Vergleich*, in: ders. et al. (Hrsg.), *Die deutsche Gesellschaft in vergleichender Perspektive* (Festschrift für Erwin K. Scheuch zum 65. Geburtstag), Opladen 1995, S. 137-159.

dort die Archaismen einer noch immer in wesentlichen Elementen traditionellen Gesellschaftsordnung in parlamentarische Repräsentation. Diese Widerständigkeit der intermediären Strukturen und traditionellen Orientierungen machte andererseits deutlich, daß ein demokratisches Wahlrecht durchaus mit dem Fortbestand etablierter sozialer Ungleichheitsordnungen kompatibel sein konnte – eine Lehre, die sich nicht zuletzt die „weißen Montagnards“ der Epoche, von La Rochejaquelein bis hin zu Bismarck, zu eigen machen sollten.

Geschichte und Lebensverlauf. Theoretische Modelle und empirische Befunde zur Formierung politischer Generationen im Deutschland des 19. Jahrhunderts

Heinrich Best *

Abstract: Best stellt vier Fragen: (1) Wie lässt sich das Konstrukt der politischen Generation operational definieren? (2) Lassen sich in einer Untersuchungsgruppe politische Generationen nachweisen? (3) Hat die Zugehörigkeit zu einer politischen Generation eine nachweisbare Wirkung auf politische Handlungsorientierungen? (4) Was besagen die Befunde für oder gegen die Verwendung des Konstrukts der politischen Generation in Untersuchungen von historischen Populationen, die nicht mehr unmittelbar durch die Umfrageforschung zu erreichen sind? – Best untersucht diese Fragen für die Gruppe der Mitglieder der Nationalversammlung von 1848. Er verbindet dabei eine soziologisch-systematische mit einer hermeneutischen Perspektive und setzt die für Teilpopulationen empirisch feststellbaren generationellen Wirkungen in Relation zu anderen Einflussfaktoren wie der sozialen und regionalen Herkunft. Die Untersuchung zeigt, dass sich bei homogenen Bedingungen der Generationenbildung und einer Stärkung des Generationenzusammenhangs durch konsistente Erfahrungen im weiteren Zeitverlauf eine markante Generationenschichtung ausbilden und erhalten kann, die sich auch in generationsspezifischen Handlungsorientierungen und Bewusstseinslagen ausdrückt.

Der Koppelungsbegriff „politische Generation“ gehört – wie etwa auch die „politische Region“ oder die „politische Kultur“ – zu jenen begrifflich-konzeptuellen Konstruktionen, die den Variantenreichtum der Emanationen des Politischen durch die Verknüpfung mit basalen Tatsachen des Sozialen zu ordnen und zu reduzieren beanspruchen; bei den genannten Beispielen sind das – in äußerster Vereinfachung – Zeit, Raum und Norm.¹ Die Grundannahme

* Reprint of: Heinrich Best (2003): Geschichte und Lebensverlauf. Theoretische Modelle und empirische Befunde zur Formierung politischer Generationen in Deutschland des 19. Jahrhunderts, in: Andreas Schulz u. Gundula Grebner (Hg.), Generationswechsel und historischer Wandel (Historische Zeitschrift, Beiheft 36), Oldenbourg: München, S. 57-69.

¹ Vgl. u.a. Helmut Folt, Politische Generationen. Empirische Bedeutung und theoretisches Modell. Opladen 1982; Heinrich Best, Politische Regionen in Deutschland: Historische (Dis-)Kontinuitäten, in: Dieter Oberndörfer/Karl Schmitt (Hrsg.), Parteien und regionale politische Traditionen in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin 1991, 39-64, hier 39-42; Max Kaase, Sinn oder Unsinn des Konzepts „Politische Kultur, oder auch: Der Versuch, einen Pudding an die Wand zu nageln“, in: ders./Hans-Dieter Klingemann (Hrsg.), Wahlen und politisches System. Opladen 1983, 144-171, hier 150-160.

solcher Konstruktionen besteht darin, daß die logisch mögliche Variation politischer Handlungen und Orientierungen in gegebenen Kollektiven dadurch faktisch reduziert wird, daß sie einer bestimmten Generation, Region oder Kultur angehören. Ihr Erklärungswert liegt darin, daß ein *modus operandi* angenommen wird, der bei dieser Reduktion jeweils bestimmte Varianten politischer Orientierungen und Handlungen selektiert. Ihr Problem besteht darin, daß sie im empirischen Ernstfall schwer nachzuweisen sind. Max Kaases brachiale, auf die politische Kultur bezogene Metapher vom Pudding, den es an die Wand zu nageln gelte², läßt sich umstandslos auch auf die politische Region und die politische Generation ausdehnen. Nageln heißt hier: auf der Grundlage intersubjektiv nachvollziehbarer Beobachtungstatsachen den vermuteten Sachverhalt zu identifizieren und den *modus operandi*, der ihn bewirkt, aufzudecken.

Der folgende Beitrag wird sich ausschließlich mit der politischen Generation befassen und dabei vier Fragen nachgehen: Wie läßt sich das Konstrukt der „politischen Generation“ operational definieren, das heißt in dem angedeuteten Sinne empirisch erfassen? 2. Lassen sich in einer, im weiteren näher zu bestimmenden Untersuchungsgruppe, politische Generationen nachweisen? 3. Hatte in dieser Untersuchungsgruppe die Zugehörigkeit zu einer politischen Generation (wenn es sie denn gibt) eine nachweisbare Wirkung auf politische Handlungsorientierungen? 4. Was besagen die Befunde für oder gegen die Verwendung des Konstrukts der politischen Generation in Untersuchungen von historischen Populationen, d.h. im gegebenen Fall: von Kollektiven, die nicht mehr unmittelbar durch die Umfrageforschung erreichbar sind?

Zunächst also zum Konstrukt der politischen Generation und seiner Zurichtung für die historische Sozialforschung. Jeder, der sich mit Generationen und damit auch mit politischen Generationen befaßt, wird mit erfreulicher Regelmäßigkeit auf Karl Mannheims berühmten Aufsatz zum Generationenproblem zurückverwiesen – erfreulich deshalb, weil er eine gemeinsame „paradigmatische“ Grundlage schafft für Untersuchungen, die sich dem Gegenstand aus unterschiedlichen Richtungen annähern.³ Bei Mannheim ist die Generation das Kind einer Verbindung zwischen historischer und sozialer Zeit. Sie ist – in einer Formulierung von J. R. Seeley – das, „was man aus der gleichzeitigen doppelten Perspektive von Geschichte und Lebensgeschichte sehen kann“.⁴ Die Verbindung zwischen „sozialer“ und „historischer“ Zeit wird durch die

² Ebd.

³ Karl Mannheim, Das Problem der Generationen, in: Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie 7, 1928. 157-180, 309-330. Hier zitiert nach dem Neuabdruck in: Martin Kohli (Hrsg.), Soziologie des Lebenslaufs. Neuwied 1978, 38-53.

⁴ J. R. Seeley, Adolescence: The Management of Emancipation in History and Life History, in: Harry Silverstein (Ed.), The Sociology of Youth. New York 1973, 21-28. Hier zitiert nach Glenn Eider Jr./Richard Rockwell, Historische Zeit im Lebenslauf, in: Kohli (Hrsg.), Soziologie (wie Anm. 3), 78-102, hier 78.

„Grundtatsache“ hergestellt, „daß die Träger eines jeweiligen Generationenzusammenhangs nur an einem zeitlich umgrenzten Abschnitt des Geschichtsprozesses partizipieren“.⁵ Das Geburtsjahr wird dann als ein Indikator für den historischen Standort und die Zugehörigkeit zu einer spezifischen Altersgruppe bzw. Kohorte bedeutsam. Allerdings konstituiert, wie Karl Mannheim ausführte, nicht bereits das Faktum der in der selben historischen Zeit erfolgten Geburt eine

gemeinsame Lagerung im sozialen Raum, sondern erst die daraus entstehende Möglichkeit, an den selben Ereignissen, Lebensgehalten usw. zu partizipieren.... Von einer verwandten Lagerung einer zur gleichen Zeit einsetzenden Generation kann also insofern nur gesprochen werden, als und insofern es sich um eine potentielle Partizipation an gemeinsam verbindenden Ereignissen und Erlebnisgehalten handelt. Nur ein gemeinsamer historisch-sozialer Lebensraum ermöglicht, daß die geburtsmäßige Lagerung in der chronologischen Zeit zu einer soziologisch-relevanten wird.⁶

Wenn also historische Ereignisse episodisch die Gelegenheitsstruktur für politische Erfahrungen signifikant verändern und es zugleich im Lebenszyklus von Altersgleichen kritische Phasen gibt, in denen eine besondere Empfänglichkeit für bestimmte politische Erlebnisgehalte oder eine gesteigerte Bereitschaft zur Beteiligung an bestimmten politischen Handlungen besteht (hauptverdächtig ist hier immer die Adoleszenzphase) und beides bleibende Nachwirkungen auf politische Handlungsorientierungen hat, sollte eine politische Generation entstehen.⁷ Andererseits gilt, daß im Prozeß der Differenzierung von Altersgruppen Verläufe auftreten können, die einer eindeutigen Generationenschichtung entgegenwirken. Zwar begegnen aufeinanderfolgende Altersgruppen den gleichen historischen Ereignissen in verschiedenen Phasen des Lebenszyklus und unterscheiden sich in der Folge auch in den Wirkungen, die solche Ereignisse auf sie ausüben, doch sind in der Regel nicht alle Angehörigen einer Altersgruppe von einem Ereignis gleichermaßen betroffen. Heterogene Lebensbedingungen *innerhalb* einer Altersgruppe können die Differenzierungen *zwischen* Altersgruppen durch den Wandel der Zeitumstände mindern oder ihnen ein von den Konjunkturen historischer Zeit unabhängiges Eigenprofil geben. Dabei müssen wir berücksichtigen, daß die Variationen zwischen Altersgruppen Ausdruck des Zusammentreffens verschiedener Zeiteffekte sein können. Es ist der Gegenstand der Kohortenanalyse, diese Wirkungen theore-

⁵ Mannheim, Generationen (wie Anm. 3), 46.

⁶ Ebd. 46 f.

⁷ Russell J. Dalton, Comparative Politics: Micro-Behavioral Perspectives, in: Robert E. Goodin/Hans-Dieter Klingemann (Eds.), A New Handbook of Political Science. Oxford 2000, 336-352, hier 342; vgl. auch Ronald Inglehart, Cultural Shift in Advanced Industrial Society. Princeton, N. J. 1990; Elder/Rockwell, Historische Zeit (wie Anm. 4). Vgl. auch Robert D. Putnam, The Comparative Study of Political Elites. Englewood Cliffs 1976, 100-103.

tisch abzugrenzen und empirisch zu bestimmen. Unter Kohorte soll hier in Übereinstimmung mit dem herrschenden Sprachgebrauch ein Aggregat von Personen verstanden werden, das im gleichen Zeitraum – in der Regel: im gleichen Fünf-Jahres-Intervall – geboren wurde.⁸ In der Kohortenanalyse wird in der Regel zwischen drei Haupttypen von Zeiteffekten unterschieden⁹:

- 1) Mit *Lebenszykluseffekten* (oder Alterseffekten) werden solche Veränderungen bezeichnet, denen alle Kohorten in gleichem Ausmaß mit dem „Älterwerden bzw. mit dem Durchlauf sozial normierter Lebensphasen“ ausgesetzt sind.
- 2) *Kohorteneffekte* (oder Generationeneffekte) werden dann wirksam, wenn „einzelne Kohorten eine spezifische Prägung dergestalt aufweisen, daß sie von einem bestimmten – in der Regel relativ frühen – Zeitpunkt ab sich für den weiteren Lebenslauf systematisch von anderen Kohorten unterscheiden“. Schließlich werden noch
- 3) *Periodeneffekte* abgegrenzt, „die in reiner Form dann bestehen, wenn Ereignisse oder Entwicklungen in bestimmten historischen Perioden alle Kohorten unabhängig von der Lebenszyklusphase, in der sie sich befinden, in gleicher Weise betreffen“.

Ein Hauptproblem der Kohortenanalyse besteht nun darin, daß die Effekte der drei „Grundfaktoren“ Alter, Generation und Periode leichter theoretisch als empirisch zu trennen sind. Sie werden häufig nicht nur additiv, sondern auch interaktiv wirksam. Aus der bloßen Betrachtung der Verteilung des Anteilswertes eines Merkmals zwischen Altersgruppen können das Auftreten und die Gewichtung der Einzeleffekte nicht ohne weiteres rekonstruiert werden.¹⁰ Als eine Lösung dieses grundsätzlich methodischen Dilemmas der Kohortenanalyse wurde vorgeschlagen, „Zusatzinformationen“ einzuführen, die auf die verschiedenen Einzeleffekte verweisen.¹¹ Solche „Zusatzinformationen“ sind auch im Interesse eindeutiger kausaler Bestimmung erforderlich: zum einen, um das jeweils Gemeinsame am „historisch-sozialen Lebensraum“ zu identifizieren, das nach Mannheim ja erst „verbindende Ereignisse und Erlebnisgehalte“ ermöglicht; zum anderen, um bloße Gruppenkompositionseffekte von Generationeneffekten unterscheiden zu können, denn eine Differenzierung zwischen Altersgruppen muß ja keineswegs auf „verbindende und trennende Ereignisse und Erfahrungen“ zurückzuführen sein, sondern kann auch in ihrer abweichenden sozialdemographischen Zusammensetzung begründet sein.

⁸ Karl-Heinz Reuband, *Life Histories: Problems and Prospects of Longitudinal Designs*, in: Jerome M. Clubb/Erwin K. Scheuch (Ed.), *Historical Social Research. The Use of Historical and Process-Produced Data*. Stuttgart 1980, 135-163, hier 136.

⁹ Walter Müller, *Der Lebenslauf von Geburtskohorten*, in: Kohli (Hrsg.), *Lebenslauf* (wie Anm. 3), 54-77, hier 56.

¹⁰ Fogt, *Generationen* (wie Anm. 1), 31-37; Reuband, *Life Histories* (wie Anm. 8), 141-143.

¹¹ Fogt, *Generationen* (wie Anm. 1), 34 f.

Die Anforderungen an das Datenmaterial sind also hoch, wenn es gilt, Generationenzusammenhänge empirisch zu identifizieren; sie werden zusätzlich durch die Notwendigkeit gesteigert, die Analyse von historischer und lebensgeschichtlicher Chronologie zu synchronisieren. Wenn man also die generationenbildende Partizipation an „gemeinsam verbindenden Ereignissen und Erlebnisgehalten“ rekonstruieren will, muß man für die Angehörigen einer Untersuchungsgruppe nicht nur die Tatsache, sondern mit möglicher Genauigkeit auch den Zeitpunkt – bzw. bei Episoden den Zeitraum – der Teilhabe erheben; es sollten also kontinuierliche Verlaufsdaten generiert werden. Dies ist bekanntlich ein Datentyp, der nur mit außerordentlich hohem Aufwand zu gewinnen ist und durch Panel-Untersuchungen, bei denen Veränderungen in einer Untersuchungsgruppe zeitdiskret erfaßt werden, nur sehr unvollkommen nachgebildet werden kann.¹² Auch in den gegenwartsbezogenen Sozialwissenschaften, die ja bei ihren Primärerhebungen einigen Aufwand betreiben können, sind Verlaufsdaten selten und in der Regel auf enge Realitätsausschnitte – typisch auf dem Feld der Sozialstrukturanalyse – begrenzt. Generationen führen deshalb auch in Gegenwartsgesellschaften zumeist nur eine feuilletonistische Existenz, und selbst die Forschung zum Wertewandel, die essentiell auf die Trennung von Lebenszyklus- und Kohorteneffekten angewiesen ist, beruht in der Regel auf dem Zeitvergleich aggregierter Querschnittsdaten, kann uns also nicht mitteilen, wie sich Wertorientierungen im Lebensverlauf von Individuen verändern.¹³

Für die historische Sozialforschung, die auf vorgefundene Quellen angewiesen ist, stellt sich das Datenproblem naturgemäß in zusätzlich verschärfter Form, und es gehört zu den seltenen Glücksfällen, eine Population ausfindig zu machen, die ein breites Merkmalspektrum aufweist, das in einer zeitkontinuierlichen Verlaufsdatei aufbereitet werden kann. Dies war im Fall der Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung gegeben, die das Beispielsmaterial der nachstehenden Ausführungen liefern werden.¹⁴ Dabei ist kein Beitrag

¹² Hans-Jürgen Andreß, Einführung in die Verlaufsdatenanalyse. Statistische Grundlagen und Anwendungsbeispiele zur Längsschnittanalyse kategorialer Daten. (Historical Social Research, Supplement No. 5.) Köln 1991, 33-36.

¹³ Dies ist einer der Kritikpunkte an den Arbeiten von Inglehart zum Wertewandel (vgl. Anm. 7). Der Vorwurf des „Feuilletonismus“ richtet sich u.a. gegen Heinz Bude als einen produktiven „Erfinder“ von Generationen. Vgl. u.a. ders., Das Altern einer Generation – Die Jahrgänge 1938-1948. Frankfurt am Main 1995.

¹⁴ Die folgenden Ausführungen stützen sich im wesentlichen auf Heinrich Best, Die Männer von Bildung und Besitz. Struktur und Handeln parlamentarischer Führungsgruppen in Deutschland und Frankreich 1848/49. Düsseldorf 1990, insbes. 111-143, sowie auf ders., Reconstructing Political Biographies of the Past: Configurations, Séquences and the Impact of Historical Change, in: Hélène Millet (Ed.), Informatique et Prosopographie. Actes de la Table Ronde du CNRS. Paris, 15-16 Octobre 1984. Paris 1985, 147-160. Hier sind auch die im folgenden präsentierten Analyseergebnisse umfassend dargestellt. Eine ausführliche Dokumentation des biographischen Primärmaterials findet sich in Heinrich Best/ Wilhelm

zur Geschichte der Revolution von 1848 beabsichtigt, sondern es wird ausschließlich darum gehen, die Erkenntnispotentiale und Erkenntnisprobleme bei der Anwendung des Konstrukts der politischen Generation auf eine historische Population zu skizzieren, wozu diese Untersuchungsgruppe in besonderer Weise prädestiniert ist, weil es sich um Akteure im politischen Handlungsraum handelt. Zu den Daten der Untersuchung sei hier nur das Unumgängliche ausgeführt: Sie bilden die Sequenzmuster und das timing (d.h. den Zeitpunkt in der lebenszeitlichen und – als dessen Derivat – in der historischen Chronologie) des Eintritts in insgesamt 14 „politische Erfahrungsbereiche“ ab.¹⁵ Erfasst wurden hier

- der Eintritt in institutionell definierte Entscheidungspositionen durch die Übernahme von politischen Ämtern und Mandaten auf verschiedenen Systemebenen (lokal, regional, einzelstaatlich);
- kompensatorische und illegale Beteiligungsformen wie Mitgliedschaften in nichtpolitischen Vereinen, Korporationen und Verbänden, Tätigkeit in der politischen Publizistik sowie die Beteiligung an politischen Vereinen und Protestaktionen; schließlich
- die Erfahrung negativer Sanktionen für normwidriges politisches Verhalten – differenziert nach ihrer Schwere.

Obwohl die politischen Biographien der Abgeordneten bis zu ihrem Tod als kontinuierliche Verlaufsdaten erfasst wurden, sollen hier nur Ergebnisse für den Lebensabschnitt bis zum Jahr 1848 dargestellt werden. Dies ist eine Interpretationserleichterung, vor allem aber wird es möglich, die verlaufsbio-graphische Vorgeschichte der Abgeordneten mit ihren in der Frankfurter Nationalversammlung manifesten Handlungsorientierungen zu verknüpfen. Handlungsorientierungen werden hier durch eine Rechts-Links-Skala gemessen, die aus Daten zum Verhalten in namentlichen Abstimmungen gewonnen wurde und – wieder in äußerster Verknappung – die Bereitschaft zur Ausweitung sozialer und politischer Partizipationsrechte erfasst.

Den empirischen Zugang zum Problem der Generationenschichtung in der Frankfurter Nationalversammlung eröffnet eine Untersuchung der „geburtsmäßigen Lagerung“ ihrer Mitglieder „in der chronologischen Zeit“, wobei die Geburtsjahre des ältesten und jüngsten Abgeordneten (1769 und 1825) und das Durchschnittsalter bei Mandatsantritt (43 Jahre) nur schwache Anhaltspunkte für den historischen Erfahrungsraum der Abgeordneten liefern können.¹⁶ Angemessener ist hier die Darstellung in einer Summenkurve, die anzeigt, welchen Anteil der Abgeordneten zu welchem historischen Zeitpunkt das Erwachsenenalter – das heißt in gegebenen Fall: das modale Alter bei Eintritt in

Weege, Biographisches Handbuch der Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung 1848/49. Düsseldorf 1996.

¹⁵ Best, Männer (wie Anm. 14), 181; ders., Reconstructing (wie Anm. 14), 249.

¹⁶ Best, Männer (wie Anm. 14), 215.

tertiäre Bildungseinrichtungen (um 18 Jahre) – erreicht hatte. Wenn wir für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts das Ende der napoleonischen Kriege und die Revolution von 1830 mit ihren anschließenden Unruhe-, Repressions- und Konsolidierungsphasen als besonders reich an potentiell „verbindenden Ereignissen und Erlebnisgehalten“ annehmen, werden die Zäsuren von 1815 und 1830 als mögliche Ansatzpunkte für eine Generationenschichtung designiert. Jeweils 18% bzw. 81% der Abgeordneten hatten zu diesen Zeitpunkten das Erwachsenenalter erreicht. Doch ist auch im Fall politischer Eliten, die im Vergleich zu anderen Sozialkategorien *eo ipso* einen aktiveren Part im Geschichtsprozeß spielen, Zeitgenossenschaft lediglich eine notwendige, aber keine hinreichende Bedingung für Betroffenheit durch oder gar aktive Teilnahme an historischen Ereignissen; auch erhalten auf den ersten Blick gleichartige biographische Erfahrungen eine sehr unterschiedliche soziale Bedeutung, je nachdem in welchen Kontexten sie erlebt wurden. Dies sind Umstände, die einer eindeutigen Generationsschichtung entgegenwirken und eine Individualisierung der Lagerung im „historisch-sozialen Lebensraum“ begünstigen. Ein Beispiel aus unserer Untersuchungsgruppe ist die aktive Teilnahme an den napoleonischen Kriegen, die sich für etwa jeden Dritten Abgeordneten in der präsumtiven „Generation von 1815“ nachweisen läßt.¹⁷ Dies war sicherlich ein verbindender Erlebnisgehalt *par excellence*, und er erreichte – um diesen Befund vorwegzunehmen – in den potentiell partizipierenden Kohorten einen höheren Anteilswert als alle übrigen politischen Aktions- und Beteiligungsformen in den nachfolgenden Altersgruppen. Doch blieb selbst diese Erfahrung partiell und bildete eine Differenzierungslinie, die quer zu einer homogenen Generationenschichtung lag.

Bevor wir uns nun aber weiter mit der Feinstruktur der Generationserfahrungen unter den Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung befasse, soll ein saldierender Blick auf die Kohortenschichtung über alle 14 zuvor skizzierten politischen Erfahrungsbereiche hinweg vorausgehen. Der Befund ist, zumindest dem ersten Anschein nach, für die Erwartung an einen empirischen Nachweis politischer Generationen eher ernüchternd. Die Grundmuster der Werteverteilungen legen es nahe, die Variation politischer Erfahrungen zwischen Altersgruppen zu einem erheblichen Anteil einem Alterseffekt zuzuschreiben. Diese Interpretation deckt sich mit früheren Untersuchungen, in denen eine enge Bindung politischer Erfahrungen an lebenszyklische Übergänge nachgewiesen wurde.¹⁸ Im Fall der Übernahme politischer Ämter und Mandate wurde dieser Zusammenhang zusätzlich durch formale Altersqualifikation verstärkt. Allgemein läßt sich feststellen, daß mit dem Grad institutioneller Fixierung politischer Rollen und der Systemebene, auf der Positionen lokali-

¹⁷ Ebd. 217 Anm. 105.

¹⁸ Best, *Reconstructing* (wie Anm. 14), 254 Table 4; Elder/Rockwell, *Historische Zeit* (wie Anm. 4).

siert waren, die Bedeutsamkeit der „Anciennität“ steigt. Am eindeutigsten war dieses Muster beim Zuwachs der Anteilswerte bei der Ausübung hoher Staatsämter und der Mitgliedschaft in Parlamenten.

Von dem Grundmuster eines kontinuierlichen Erfahrungszuwachses deutlich abweichende Werteverteilungen, die aber dennoch auf lebenszyklische Zusammenhänge verweisen, beobachten wir im Handlungsfeld der illegalen politischen Beteiligung und dem ihm benachbarten Erfahrungsbereich der politischen Publizistik. Hier erreichten bereits die untersten Altersgruppen hohe Anteilswerte, die dann – mit Fluktuationen – auf einem relativ früh erreichten Sättigungsniveau verharren. Auch dieses Muster der Kohortendifferenzierung deckt sich mit anderen Ergebnissen der Untersuchung des lebenszyklischen Zusammenhangs politischer Erfahrungen, die gezeigt haben, daß schwerwiegende politische Normverletzungen typische Jugenddelikte waren.¹⁹

Eine nähere Betrachtung der Werteverteilungen läßt dann jedoch erkennen, daß es dennoch einige interpretationsbedürftige „Zacken“ in den Kohortenprofilen gibt, die auf mögliche Generationeneffekte schließen lassen. Selbst in jenen Institutionsbereichen, die am stärksten durch „Anciennität“ geprägt waren, hatten einzelne Kohorten ein Sonderschicksal. Dies gilt etwa für die 45-bis 49jährigen, die häufiger als die Angehörigen der Nachbarkohorten Mitglieder einzelstaatlicher Parlamente waren. Wenn wir die übrigen Erfahrungsbereiche einbeziehen, zeigt sich bei dieser Altersgruppe ein ähnliches Muster der Kohortenschichtung auch bei der politischen Publizistik, oppositionellem Verhalten und der Betroffenheit durch leichte politische Strafen.²⁰ Diese Abweichung läßt sich plausibel mit dem Umstand erklären, daß die 45- bis 49jährigen das „kritische Alter“ für die Übernahme öffentlicher Ämter während der 1830er Jahre erreicht hatten, als die „zweite Welle“ der Konstitutionalisierung der deutschen Einzelstaaten die Arena eines öffentlichen politischen Lebens erweiterte und neue Karrierewege eröffnete, kurze Zeit später jedoch eine verschärfte Repressionspolitik im Deutschen Bund das Handlungsfeld der Opposition wieder deutlich einengte. Diese Phasenabfolge von episodischer Ausweitung und anschließender Zurückschneidung politischer Artikulationsmöglichkeiten hinterließ selbst in dem ansonsten durch „Anciennität“ geprägten Erfahrungsbereich der Parlamentszugehörigkeit seine Spuren.

Neben einem überwiegenden Einfluß lebenszyklischer Prozesse auf die Strukturierung des Grundmusters der Kohortendifferenzierung sind auch im Fall kryptopolitischen Handelns vereinzelt Kohorteneffekte erkennbar. Auf einen solchen Zusammenhang verweist etwa der hohe Anteilswert der Mitgliedschaft in politischen Vereinen bei den 50- bis 54jährigen.²¹ Dies betraf wieder die „Generation von 1815“, die das stärkste Kontingent der Teilnehmer

¹⁹ Best, *Reconstructing* (wie Anm. 14), 254 f.

²⁰ Best, *Männer* (wie Anm. 14), 218 Tab. 44, 220 f.

²¹ Ebd. 218 Tab. 44.

an den Befreiungskriegen gestellt und während der Gründungs- und Blütephase der Burschenschaften das Studium aufgenommen hatte. Auch wenn die zwischen 1815 und 1818 an 14 deutschen Universitäten entstandenen Burschenschaften bereits 1817 in Preußen und 1819 im Vollzug der Karlsbader Beschlüsse auch in den übrigen Staaten des Deutschen Bundes verboten wurden, hatte die kurze Episode relativ freier Vereinsbildung nach dem Ende der napoleonischen Kriege jedoch ausgereicht, um im Erfahrungsprofil der „Generation von 1815“ ihre Spuren zu hinterlassen.²² Eine ähnliche Konstellation beobachten wir im Fall der 35- bis 39jährigen, die deutlich häufiger als die Angehörigen der Nachbarkohorten zu schweren politischen Strafen verurteilt worden waren, aber seltener Parlamentsmandate oder Ämter in der regionalen Selbstverwaltung übernommen hatten. Diese Kohorte war während der Unruhephase der 1830er Jahre in die Universitäten, und das hieß damals: die organisatorischen und ideologischen Zentren der liberal-radikalen Protestbewegung, eingetreten; ein Übergang, der besondere Risiken barg, denn etwa ab 1833 suchten und fanden die Verfolgungsinstanzen an den Universitäten ihre Verdächtigen. So wurden während der 1830er Jahre in den Staaten des Deutschen Bundes gegen Hunderte von Angehörigen der geheimen Burschenschaften Verfahren eingeleitet. Allein in Preußen gab es 230 Verurteilungen.²³

Allgemein läßt sich festhalten, daß die Altersschichtung politischer Erfahrungen überwiegend durch ein Zusammenspiel von Kohorten- und Lebenszykluseffekten geprägt wurde. Dabei ist ein einfaches Grundmuster zu beobachten. „Soziale“ und formale Altersqualifikationen schlossen die unter Dreißigjährigen weitgehend von öffentlichen Ämtern aus und verwiesen sie in das illegale Handlungsfeld oder die politische Publizistik. Mit zunehmendem Alter gewannen dann institutionell definierte Rollen eine immer größere Bedeutung. Tendenziell wachsen die Anteilswerte politischer Beteiligung mit steigendem Alter, bis etwa bei den 45jährigen ein Sättigungspunkt erreicht wird und die Werte – wenn wir einmal von den ältesten Abgeordneten absehen – nur noch geringfügig variieren. Im Hinblick auf die Generationenschichtung bildete die Revolution von 1830 die markanteste historische Zäsur. Sie erweiterte die Arena politischer Öffentlichkeit und stimulierte das politische Engagement. Dabei läßt sich zeigen, daß jene Altersgruppen am stärksten betroffen waren, die zu diesem Zeitpunkt das kritische Alter für die Übernahme von Parlamentsmandaten und den Eintritt in kryptopolitische Vereine gerade erreicht hatten. Jene Abgeordneten jedoch, die 1830 das kritische Alter für die Übernahme von Ämtern und Mandaten bereits überschritten hatten, wurden von dem Mobilisierungsschub der folgenden Unruhephase nicht mehr voll erfaßt.

²² Ebd. 222.

²³ Thomas Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat*. München 1983, 279; Ernst Rudolf Huher, *Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789*. Bd. 2: *Der Kampf um Einheit und Freiheit 1830-1850*. 2. Aufl. Stuttgart 1968, 176f.

Für ihre politischen Erfahrungsmuster blieben die Handlungsbedingungen der Restaurationszeit bestimmend. Allgemein läßt sich formulieren, daß die historische Zäsur des Jahres 1830 als eine Kombination von Kohorteneffekten wirksam wurde, die unterschiedliche Altersgruppen in unterschiedlichen Erfahrungsbereichen in unterschiedlicher Weise betrafen.

Der Rhythmus historischen Wandels hatte jedoch vor 1848 nur einen Teil der Abgeordneten in den persönlichen Lebensumständen erfaßt. In politikfernen Erfahrungsbereichen war dessen Wirkung kaum spürbar. So lassen sich für die beruflichen Karrieren zwar auch Kohorteneffekte nachweisen, doch folgten sie ganz anderen Zeitmustern und waren vor allem von den Konjunkturen des öffentlichen Arbeitsmarktes abhängig.²⁴ Zwar darf es nicht mit Ahistorizität verwechselt werden, wenn historischer Wandel keine unmittelbaren Spuren in den Lebensläufen hinterließ, doch ist es für die Bewertung der Bedeutsamkeit und des Gehalts von Erfahrungen ein wesentlicher Umstand, ob sie in der Rolle des Beobachters, des Betroffenen oder des Akteurs gemacht wurden. So läßt sich dann festhalten, daß der biographische Bezug zur historischen Zeit die Abgeordneten in Gruppen ungleicher Erfahrung schied: Die einen waren – häufig beides zugleich – die Förderer und Opfer des Wechsels politischer Konjunkturen, die anderen dessen persönlich unbetroffene Beobachter.

Die Analysen des Zusammenhangs zwischen der Kohortenzugehörigkeit und dem Abstimmungsverhalten ergaben keinen nachweisbaren Effekt einer „spezifischen“ Lagerung im gesellschaftlich-historischen Lebensraum“ auf die politischen Orientierungen der Abgeordneten in der Nationalversammlung.²⁵ Hingegen beobachten wir eine stetige Beziehung zwischen abnehmendem Lebensalter und der Präferenz für linke Positionen, die auf einen Lebenszyklus-Effekt schließen läßt. Der Befund und seine Interpretation lassen sich gut mit den Ergebnissen unserer Analysen der Verläufe politischer Biographien vereinbaren: Die politischen Erfahrungen der jüngsten Abgeordneten waren weitgehend auf das illegale Handlungsfeld beschränkt, während sich mit wachsendem Alter die Eintritte in Entscheidungspositionen häuften. Tendenziell dämpfte die zunehmende Pluralisierung politischer Erfahrungen den Effekt des Alters auf die politischen Orientierungen: Die rechte Tendenz der älteren Abgeordneten war weniger ausgeprägt als die linke Tendenz der jüngeren; die Intra-Gruppenvarianz nimmt also zu.

Demgegenüber hatte die lebenszeitliche Distanz einen deutlichen Effekt auf politische Orientierungen: je mehr Zeit zwischen der letzten Erfahrung im

²⁴ Best, Männer (wie Anm. 14), 101-117.

²⁵ Ebd. 393 Tab. 73; zur Konstruktion der Links-Rechts-Skala vgl. Heinrich Best, Die Genese politischer Konfliktstrukturen: Modelle und Befunde zur Entstehung von Fraktionen und Parteien in West- und Mitteleuropa, in: Hans-Dieter Klingemann u.a. (Hrsg.), Politische Klasse und politische Institutionen. Probleme und Perspektiven der Elitenforschung. Opladen 1991, 107-121, hier 112-114.

illegalen Handlungsfeld und dem Eintritt in die Nationalversammlung vergangen war, desto rechter – in diesem Fall vielleicht besser: weniger links – waren die Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung auf dem Kontinuum politischer Orientierungen platziert ($r = 0,27$).²⁶ Dieses Ergebnis unterstützt die Auffassung, daß der Einfluß des Alters auf die politischen Orientierungen primär einem Lebenszykluseffekt zuzuschreiben ist. Zeit – und das bedeutete zugleich: die Chance zu einer Pluralisierung politischer Erfahrungen – schliff die Profile der „politischen Generationen“ ab. Dieser Sachverhalt läßt sich mit dem Begriff des „sozialen Vergessens“ belegen. Selbstverständlich war dieser Vorgang an die institutionelle Voraussetzung gebunden, daß der Übergang aus dem illegalen in andere politische Handlungsfelder nicht durch allzu hohe Barrieren blockiert wurde. Es gehört zu den unvermuteten Ergebnissen unserer Untersuchung, daß solche Wechsel relativ häufig stattfanden, wobei bei inkonsistenten politischen Erfahrungen die Mittelwerte der Links-Rechts-Skala zum Gesamtmittelwert hin verschoben sind und – was bei einer symmetrisch bimodalen Verteilungsform der abhängigen Variable damit gleichbedeutend ist – die Intra-Gruppenvarianzen zunehmen. Diese Instabilität ist ein Beleg, wenn auch kein schlüssiger Beweis dafür, daß es eher politische Erfahrungen waren, die politische Orientierungen beeinflussten als umgekehrt. Man wurde – um mit Fritz Reuter einen literarisch berühmten und persönlich betroffenen Zeitzeugen zu zitieren – erst auf der Festung, nach schikanöser Behandlung und dubiosem Gerichtsverfahren vom diffus oppositionellen Burschenschafter zum radikalen Demokraten. „As wi inspunnt würden, wiren wi’t nich [nämlich „Demokraten“], as wi rute kemen, wiren wi’t all.“²⁷ Unser Griff in die Erinnerungsliteratur macht aber auch deutlich, daß wir hier auf Einzelzeugnisse und Mutmaßungen angewiesen bleiben. Die Daten der historischen Sozialforscher schweigen zumeist, wenn wir sie nach dem Verlauf der Formierung politischer Orientierungen als einem mentalen Prozeß befragen.

Wie sind diese Befunde nun im Hinblick auf den Bestand und Erklärungsbeitrag des Konzepts der politischen Generation zu bewerten? Zunächst einmal, und dies mag für seine Verfechter tröstlich sein, ließen sich tatsächlich hinter dem *prima facie* dominierenden Lebenszykluseffekt bei fortschreitendem Alter zuwachsender und sich pluralisierender politischer Erfahrungen spezifische Kohortenprofile ausmachen. Diese waren historisch gebunden an die Phasen politischer Öffnung und Schließung im Gefolge der napoleonischen Kriege und der Revolution von 1830. Dabei ließen sich auch Lebenszyklusphasen mit besonderer Empfänglichkeit für bestimmte Erfahrungsgehalte ausmachen. Dies galt vor allem für das Timing von normwidrigem politischen Handeln, das sich in der Adoleszenzphase häufte. Doch gilt ähnliches auch für Eintritte in einzel-

²⁶ Best, Männer (wie Anm. 14), 393, Tab. 73.

²⁷ Fritz Reuter, Gesammelte Werke und Briefe. Bd. 4. Hrsg. v. Kurt Batt. Neumünster 1967, 390.

staatliche Parlamente, bei der die Mitte des vierten Lebensjahrzehnts die kritische Phase bildete. Im Zusammenwirken von historischer Phasierung und lebenszyklischem *timing* bildeten sich die spezifischen Kohortenprofile aus. Doch war dieses Muster keineswegs als eine Generationenschichtung strukturdominant. Alle Kohorten wiesen eine erhebliche Binnenheterogenität auf. Der höchste Anteilswert, den ein Erfahrungsbereich in einer Kohorte erreicht, lag bei rund 30%. Diese Heterogenität politischer Erfahrungen entfaltet sich trotz der Homogenität der Abgeordneten im Hinblick auf ihre Sozialdemographie.²⁸ (So hatten 87% eine Hochschule besucht und rund 70% zumindest einen Abschnitt ihrer Berufskarriere vor 1848 im Staatsdienst absolviert.) Die wichtigste Ursache für die intra-Kohortenvarianz politischer Erfahrungen lag in der regionalen Heterogenität politischer Erfahrungsmöglichkeiten: Unterschiedliche konstitutionelle Traditionen und Repressionspraktiken in den deutschen Einzelstaaten, eine historisch tief in die Vergangenheit zurückreichende Differenzierung politischer Kulturen und der Konfessionsgegensatz waren dafür unter anderem konstitutiv.²⁹ Die markanteste Abweichung wiesen hier die österreichischen Abgeordneten auf, für die die historischen Zäsuren von 1815 und 1830, die Burschenschaften, die Befreiungskriege und der informelle politische Lehrplan der deutschen Universitäten kaum Bedeutung hatten. So ist dann auch Region und eben nicht Generation der entscheidende Faktor, wenn wir politische Handlungsorientierungen der Abgeordneten in der Nationalversammlung erklären wollen.³⁰ Am Generationenprofil nagte auch der Sachverhalt, den wir hier mit dem Begriff des „sozialen Vergessens“ belegt haben und der mit wachsendem zeitlichen Abstand und abhängig von der Inkonsistenz politischer Erfahrungen wirksam wurde. So finden wir nicht selten amnestierte Burschenschafter einige Jahre nach ihrer Haftzeit als Amtspersonen und – im Jahr 1848 – als Konstitutionelle auf dem rechten Flügel der Nationalversammlung wieder, während konsistente Oppositionsbiographien in der Tat scharf nach links disponierten.³¹ Hier vollzog sich also eine Individualisierung von Lebensläufen, die ja nicht nur im Hinblick auf die Generationenschichtung ein Problem für eine strukturanalytische Betrachtung darstellt.

Ist, nach alledem, das Konstrukt der politischen Generation als ein Instrument für die verlaufsbiographische Analyse historischer Populationen obsolet? Unsere Antwort ist nein. Die Generation markiert einen Grenzfall biographischer Normierung und Homogenisierung, dem als Gegenpol die biographische

²⁸ Best, Männer (wie Anm. 14), 47 f.

²⁹ Heinrich Best, Biographie und politisches Verhalten: Wirtschaftliche Interessen, Sozialisationserfahrungen und regionale Bindungen als Determinanten parlamentarischen Entscheidungshandelns in Deutschland, Frankreich und Großbritannien um die Mitte des 19. Jahrhunderts, in: Wilhelm Heinz Schröder (Hrsg.), Lebenslauf und Gesellschaft. Stuttgart 1985, 181-209.

³⁰ Best, Männer (wie Anm. 14), 407 f.

³¹ Ebd. 404.

Individualisierung gegenüberzustellen ist. So legen unsere Befunde nahe, und es ist für die Teilpopulationen auch empirisch nachzuweisen, daß sich bei homogenen Bedingungen der Generationenbildung und einer Stärkung des Generationenzusammenhangs durch konsistente Erfahrungen im weiteren Zeitverlauf eine markante Generationenschichtung ausbilden und erhalten kann, die sich auch in generationsspezifischen Handlungsorientierungen und Bewußtseinslagen ausprägt. Das heißt: auch dann, wenn wir empirisch in einer Population keine Generationenschichtung vorfinden, wissen wir nach einer heuristischen Verwendung des Konstrukts der politischen Generation mehr über ihre Erfahrungen im biographischen Durchlauf historischer Zeit.

Curriculum Vitae: Prof. Dr. Heinrich Best

Vita

- 10.06.1949 geboren in Köln
1967 – 1973 Studium der Soziologie, Geschichte, Politologie und Volkswirtschaftslehre an der Universität zu Köln
1973 Erste philologische Staatsprüfung mit den Hauptfächern Sozialwissenschaften und Geschichte
1977 Promotion zum Dr. phil. an der Philosophischen Fakultät Universität zu Köln. Dissertation im Fach Neuere Geschichte, Rigorosum in den Fächern Soziologie, Neuere Geschichte Alte Geschichte
1987 Habilitation im Fach Soziologie an der Wirtschafts- Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln
1978 – 1987 Wissenschaftlicher Mitarbeiter und Wissenschaftlicher Assistent am Institut für Angewandte Sozialforschung der Universität zu Köln.
1981- 1982 Forschungsassistent an der Maison des Sciences de l'Homme, Paris
1985 Lehr- und Forschungsaufenthalt am Institut d'histoire moderne et contemporaine (Paris)
1987 – 1992 Professor für Soziologie am Forschungsinstitut für Soziologie der Universität zu Köln
1990 – 1994 Wissenschaftlicher Direktor des Informationszentrums Sozialwissenschaften (IZ) in Bonn
Seit Oktober 1992 C4-Professur für Soziologie an der Friedrich-Schiller-Universität Jena
1996 Visiting Research Fellow am Center for Advanced Studies der University of London
1997 Gastprofessor am Centro Interdipartimentale di Ricerca sul Cambiamento Politico der Universität Siena
2002 Professeur Invité am Centre de Recherches Politiques de la Sorbonne (Université Paris I)

Arbeitsgebiete

Historische Sozialforschung; Politische Soziologie, historische Soziologie, Sozialstrukturanalyse, Elitenforschung, Methodenforschung

Lehre

Seit 1975 etwa 280 universitäre Lehrveranstaltungen in deutscher und englischer Sprache an der Universität zu Köln und der Friedrich-Schiller-Universität Jena zu den Themen

Seit 1982 Gastdozenturen / Gastprofessuren Universität Salzburg (1982, 1984, 1991), Institut d'histoire moderne et contemporaine in Paris (1985), University of Glasgow (1990), Zentrum für gesellschaftswissenschaftliche Dokumentation der Akademie der Wissenschaften in Berlin (1991), Center for Advanced Studies der University of London (1996), Università degli Studi in Siena (1997), Centre de Recherches Politiques de la Sorbonne (Université Paris I, 2002)

Publikationen (Auswahl)

Die vollständige Publikationsliste umfaßt 35 Bücher und weitere 125 Zeitschriften- und Buchbeiträge als Autor und Herausgeber.

Monographien und Herausgeberschaften

- (Hrsg.), *Democratic Representation in Europe. Diversity, Change and Convergence*, Oxford University Press: Oxford 2007. Mit Maurizio Cotta.
- (Hrsg.), *Agency and Human Development in Times of Social Change. Special Section des International Journal of Psychology*, 42, 2, 2007. Mit Rainer K. Silbereisen und Claudia M. Haase.
- (Hrsg.) *Entrepreneurs and Managers in Socialism, Special Issue von Historical Social Research*, Vol. 30, No. 2 (2005). Mit Michael Hofmann.
- (Hrsg.), *Challenge and Response. Das Forschungsprogramm des SFB 580 in den Jahren 2004-2008, SFB 580 Mitteilungen*, Heft 15 (2004).
- (Hrsg.), *Parliamentary Representatives in Europe 1848-2000. Legislative Recruitment and Careers in Eleven European Countries*, Oxford University Press: Oxford 2000. Mit Maurizio Cotta.
- Biographisches Handbuch der Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung 1848/49*, Droste: Düsseldorf 1996 (2. verb. Aufl. als Taschenbuch 1998). Mit W. Weege.
- Die Männer von Bildung und Besitz. Struktur und Handeln parlamentarischer Führungsgruppen in Deutschland und Frankreich 1848/49*, Droste: Düsseldorf 1990.
- Interessenpolitik und nationale Integration 1848/49. Handelspolitische Konflikte im frühindustriellen Deutschland*, Vandenhoeck & Ruprecht: Göttingen 1980.
- (Hrsg.), *Neue Methoden der Analyse historischer Daten, Scripta-Mercaturae-Verlag: St. Katharinen* 1992. Mit H. Thome.
- (Hrsg.), *Quantitative Methoden in der historisch-sozialwissenschaftlichen Forschung*, Klett- Cotta: Stuttgart 1977. Mit R. Mann.
- (Hrsg.), *Elites in Transition. Elite Research in Central and Eastern Europe*, Leske+Budrich: Berlin 1997. Mit Ulrike Becker.

Artikel in Zeitschriften und Sammelbänden

- Cleavage Representation in European Parliamentary History*, in: M. Cotta u. H. Best (Hrsg.), *Democratic Representation in Europe*, Oxford University Press: Oxford 2007, S. 393-416.
- New Challenges, New Elites? Changes in the Recruitment and Career Patterns of European Representative Elites*, in: *Comparative Sociology* 6 (2007), S. 85-113.

- Der Challenge-Response-Ansatz als forschungsleitende Perspektive für die Transformationsforschung. In: D. de Nève, M. Reiser, K.-U. Schnapp (Hrsg.), Herausforderung-Akteur-Reaktion. Diskontinuierlicher sozialer Wandel aus theoretischer und empirischer Perspektive, Nomos: Baden-Baden 2007, 11-24.
- Stabilizing Democracy in Eastern Europe under the Condition of Highly Volatile Political Elites, in: *Erték és Valóság*, Vol. 8, 2007, 23-31.
- Shadows of the Past: National Socialist Backgrounds of the GDR's Functional Elites, in: *German Studies Review*, 29/3 (2006), 1-14. Mit Axel Salheiser.
- Quantitative Historical Social Research. The German Experience, in: *Historical Social Research*, Suppl. 18 (2006), 120-135. Mit Wilhelm H. Schröder (zuerst 1987 in Konrad Jarausch & Wilhelm H. Schröder (eds.), *Quantitative History of Society and Economy. Some International Studies*, Scripta Mercaturae: St. Katharinen).
- The Circulation and Reproduction of European Political Elites: The Quest for Convergence, in: Johan From u. Nick Sitter, *Europe's Nascent State? Public Policy in the European Union*, Gyldendal Akademisk: Oslo 2006, S. 81-113. Mit Maurizio Cotta u. Luca Verzichelli.
- Politik als prekäres Beschäftigungsverhältnis: Mythos und Realität der Sozialfigur des Berufspolitikers im wiedervereinten Deutschland, in: *Zeitschrift für Parlamentsfragen (ZParl)* 1/2006, 63-79. Mit Stefan Jahr.
- Cadres into managers: Structural Changes of East German Economic Elites before and after Reunification, in: *Historical Social Research/Historische Sozialforschung*, Vol. 30, No. 2 (2005), S. 6-24.
- Converging Representative Elites in Europe? In Introduction to the EURELITE Project, in: *Czech Sociological Review*, Vol. 41, No. 3 (2005), S. 499-510. Mit Michael Edinger.
- La structure du pouvoir en Allemagne de l'Est: déroulement et résultats d'un double expérience sur le terrain, in: Lucien Sfez (ed.), *Conférences de l'Ecole doctorale de Science politique (2001-2003)*, (Série Science politique – 9), Publications de la Sorbonne: Paris, 2004, 89-114.
- Sozialismus in der DDR: ein Feldexperiment mit paradoxalem Ergebnis, in: *Historical Social Research/Historische Sozialforschung*, 28 (2003) No. 1/2, S. 128-160.
- Eine ökonomische Interpretation der Verfassung? Die Assemblée nationale constituante und die Frankfurter Nationalversammlung im Spannungsfeld sozialökonomischer Interessen, in: Martin Kirsch und Pierangelo Schiera (Hrsg.), *Verfassungswandel um 1848 im europäischen Vergleich*, Duncker & Humblot: Berlin 2001, S. 81-100.
- The Transformation of Legislative Elites. The Cases of Britain and Germany since the 1860s, in: *The Journal of Legislative Studies*, vol. 7, no. 3 (2001), S. 65-91. Mit Valerie Cromwell u.a.
- Structures of Parliamentary Representation in the Revolutions of 1848, in: Dieter Dowe et al., *Europe in 1848. Revolution und Reform*, Berghahn Books: New York u. Oxford 2001, S. 475-506.
- Social Sciences in Transition: Emerging Fields of Research and the Transforming Role of Social Science Information in a New Europe, in: H. Best u. U. Becker (Hrsg.), *Social Sciences in Transition*, Informationszentrum Sozialwissenschaften: Bonn 1996, S. 11-23. Mit U. Becker.

- From the „Kulturnation“ to the „Staatsnation“: Universities and National Integration in Mid-Nineteenth Germany, in: Gerhard Jaritz u.a. (Hrsg.), *The Art of Communication*, Akademische Druck- und Verlagsanstalt: Graz 1995, S. 109-117.
- „Disorder Yields to Order Fair the Place“: The emergence of political parties in Western and Central Europe, in: *Parliaments, Estates and Representation*, 15 (1995), S. 133-142.
- From paradigms to eclecticism: thematic profiles of German language core sociology journals 1984-1991, in: *Bulletin de Méthodologie Sociologique (BMS)*, (March 1994) 42, S. 95-113. Mit R. Ohly.
- Entwicklungstendenzen der deutschsprachigen Soziologie im Spiegel ihrer führenden Fachzeitschriften - Ergebnisse einer Korrespondenzanalyse in: H. Best u.a. (Hrsg.): *Informations- und Wissensverarbeitung in den Sozialwissenschaften: Beiträge zur Umsetzung neuer Informationstechnologien*, Westdeutscher Verlag: Opladen 1994, S. 575-592. Mit R. Ohly.
- Technology or Methodology? Computers and Quantitative Historical Social Research in Germany, in: *Computers and the Humanities*, 25 (1991), S. 163 - 171.
- Elite Structure and Regime (Dis)continuity in Germany 1867-1933: The Case of Parliamentary Leadership Groups, in: *German History*, Vol. 8, No. 1, 1990, S. 1-27.
- Nationale Verbundenheit und Entfremdung im zweistaatlichen Deutschland: theoretische Überlegungen und empirische Befunde, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, H. 1, Bd. 42, 1990, S. 1-20.
- Politische Eliten, Wahlverhalten und Sozialstruktur: theoretische Aspekte historisch und interkulturell vergleichender Analysen, in: H. Best (Hrsg.), *Politik und Milieu*, Scripta- Mercaturae-Verlag: St. Katharinen 1989, S. 3-18.
- Quantitative historische Sozialforschung, in: Jörn Rüsen und Christian Meier (Hrsg.), *Theorie der Geschichte. Historische Methode*, dtv: München 1988, S. 235-266. Mit Wilhelm H. Schröder.
- Historische Sozialforschung als Erweiterung der Soziologie. Die Konvergenz historischer und sozialwissenschaftlicher Erkenntniskonzepte, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, H. 1, Jg. 40, 1988, S. 1-15.

Drittmittelprojekte

Seit 1975 ca. 55 geförderte Forschungsprojekte, Forschungsaufträge durch öffentliche Einrichtungen, Reisestipendien und Konferenzbeihilfen. Förderung u.a. durch die DFG, die VW-Stiftung, die Fritz-Thyssen-Stiftung, den DAAD, das Bundesministerium für Forschung und Technologie, das französische Ministère des affaires étrangères, die European Science Foundation, das European Consortium for Political Research, den italienischen CNRS, das britische Academic Research Programme, das Land Hessen und das Land Thüringen

Mitgliedschaften

Gründungsmitglied (1975), seither Vorstandsmitglied und Co-Präsident der Arbeitsgemeinschaft QUANTUM
Persönliches Mitglied und Mitglied des Vorstandes (seit 1996) der „Arbeitsgemeinschaft Sozialwissenschaftlicher Institute“ (ASI) e.V.
Gründungsmitglied des Vorstandes, Sprecher und stellv. Sprecher des SFB 580 „Gesellschaftliche Entwicklungen nach dem Systemumbruch. Diskontinuität, Tradition und Strukturbildung“ (Jena-Halle)
Mitglied und stellvertretender Vorsitzender des „Rates der Deutschen Markt- und Sozialforschung e.V.“
Mitglied des Steering Committee und des Scientific Committee sowie Koordinator der Working Group on Elites des Sixth Framework Programme Projekts „Integrated and United: A Quest for Citizenship in an ever closer Europe“
Principal Investigator der Jenaer Graduate School “Human Behavior in Social and Economic Change” und des Cluster of Excellence “The Laboratory of Enlightenment”
Mitglied des Executive Councils des Research Committees for Political Elites (RC2) der IPSA

Ein Link auf eine ausführliche PDF-Version des Curriculum Vitae findet sich unter:
<http://www.soziologie.uni-jena.de/HeinrichBest.html>

QUANTUM (Association for Quantification and Methods in Historical and Social Research – Arbeitsgemeinschaft für Quantifizierung und Methoden in der historisch-sozialwissenschaftlichen Forschung e.V; founded in 1975) is devoted to the promotion of formal methods, especially of quantitative methods in historical social research. Address: QUANTUM, Liliencronstr. 6, D-50931 Köln, e-mail: zhshf@gesis.org.

INTERQUANT (International Commission of the application of Quantitative Methods in History; founded in 1980 within the International Congress of Historical Sciences) is devoted to the promotion of quantitative methods in the historical sciences on an international level. Address: INTERQUANT, c/o ZHSF, Liliencronstr. 6, 50931 Köln, Germany; e-mail: wilhelm.schroeder@gesis.org.

H-SOZ-U-KULT (H-Net mailing list for diverse subjects of social and cultural history / Sozial- und Kulturgeschichte; founded in 1996) offers a platform for scholarly discussions, announcements and reports on conferences and research projects, reviews, bibliographical information, special inquiries on historiographical subjects etc. Address: H-Soz-u-Kult, c/o Humboldt-Universität Berlin, Institut für Geschichtswissenschaften, Unter den Linden 6, 10099 Berlin, Germany; e-mail: hsk.redaktion@geschichte.hu-berlin.de; web: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de>.

AFC (Association Française de Cliométrie; founded in 2001) is aimed at re-launching cliometrics in France and abroad, that is to say international research on quantitative history structured by economic theory and using statistical and econometric methods. Address: Claude Diebolt, CNRS, BETA (UMR 7522 du CNRS), Université Louis Pasteur, 61 avenue de la Forêt Noire, 67085 STRASBOURG Cedex, France; e-mail: cdiebolt@cournot.u-strasbg.fr; web: <http://www.cliometrie.org/>.

AGE (Arbeitsgemeinschaft Geschichte und EDV; founded in 1993) is the German branch of the International AHC. Address: Kai Ruffing, Seminar für Alte Geschichte, Universität Marburg, Wilhelm-Röpke-Str. 6C, 35032 Marburg, Germany; e-mail: ruffing@staff.uni-marburg.de; web: <http://www.age-net.de>.

AHC (International Association for History and Computing; founded in 1986) exists to encourage and maintain interest in the use of computers in all types of historical studies at all levels, in both teaching and research. Address: Hans Jørgen Marker, Danish Data Archive, Islandsgade 10, 5000 Odense C, Denmark; e-mail: hjm@dda.dk; web: <http://odur.let.rug.nl/ahc/>.

FQS (Forum Qualitative Sozialforschung – Forum Qualitative Social Research; founded in 1999) is a multilingual online journal for qualitative research. Address: Katja Mruck, FQS; FU Berlin, FB 12, WE 09, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin, Germany; e-mail: mruck@zedat.fu-berlin.de; web: <http://www.qualitative-research.net/fqs/>.

HISTORICUM.NET is a scholarly electronic network for history and arts (i.a. thematic portals, electronic journals, reviews). Address: Gudrun Gersmann, Universität zu Köln, Historisches Seminar, Albertus-Magnus-Platz, 50923 Köln, Germany; e-mail: gudrun.gersmann@uni-koeln.de; web: <http://www.historicum.net/>.

ZOL (Zeitgeschichte-online, founded in 2004) is a central online-portal and gateway which offers resources related to contemporary history. Address: Jürgen Danyel, Zentrum für Zeithistorische Forschung, Am Neuen Markt 1, 14467 Potsdam, Germany; e-mail: danyel@zeitgeschichte-online.de; web: <http://www.zeitgeschichte-online.de/>.

PERSPECTIVIA.NET, founded in 2008, is an international platform for humanities studies. It publishes new texts and book reviews originally online; publications by the institutes abroad so far only available in print will also be retro-digitalised and presented in electronic form with a relevant full-text search capability. Michael Kaiser, c/o Stiftung DGIA, Kronprinzenstrasse 24, 53173 Bonn, Germany, e-mail: Michael.Kaiser@stiftung-dgia.de; web: <http://www.perspectivia.net>.

The Journal: Coverage by Information Services

In recognition of “the high quality and relevance to the scientific community” our journal “*Historical Social Research / Historische Sozialforschung*” has been selected for coverage in the following bibliographic databases:

Social Science Citation Index (Thomson Scientific) provides access to current and retrospective bibliographic information, author abstracts, and cited references found in over 1,700 of the world’s leading scholarly social sciences journals covering more than 50 disciplines (since 1956).

Online: <http://scientific.thomson.com/products/ssci/>

SCOPUS (Elsevier) is the largest abstract and citation database. It covers peer-reviewed titles from international publishers (Social Sciences: 2,850 titles), including coverage of Open Access journals, Conference Proceedings, Trade Publications and Book Series (since 2004).

Online: <http://www.scopus.com/>

SocINDEX with FULL TEXT (EBSCO) is the world’s most comprehensive and highest quality sociology research database. It contains abstracts for more than 815 “core”, 630 “priority” and 2,840 “selective” coverage journals. Further, extensive indexing for books/monographs, conference papers, and other non-periodical content sources is included. Searchable cited references are also provided.

Online: <http://www.epnet.com/>

Sociological Abstracts (Cambridge Scientific Abstracts) abstracts and indexes the international literature in sociology and related disciplines in the social and behavioral sciences. Covers journal articles, book reviews, books, book chapters, dissertations, and conference papers (since 1963).

Online: <http://www.csa.com/>

Historical Abstracts (ABC-CLIO) covers the history of the world (excluding the United States and Canada) from 1450 to the present, featuring coverage of academic historical journals in over 40 languages (since 1955).

Online: <http://www.abc-clio.com/>

International Political Science Abstracts (SAGE) provides non-evaluative abstracts of articles in the field of political science published in journals (and yearbooks) all over the world (since 1951).

Print: <http://www.sagepub.co.uk>

Social Research Methodology Database (SAGE / NIWI) provides references to literature on social and behavioral research methodology, statistical analysis, and computer software. Covers international periodicals, readers, research reports, congress proceedings, and books (since 1970).

Online: <http://www.srm-online.nl/index.htm>

Social Science Literature Information System (GESIS / Social Science Information Centre) provides references to German social science literature – journal articles, contributions in compilations, monographs, and grey literature (since 1977).

Online: <http://www.gesis.org/en/information/SOLIS/index.htm>